

Wolf Ritscher



Systemische Modelle für die Soziale Arbeit

Ein integratives Lehrbuch
für Theorie und Praxis



Carl-Auer

Wolf Ritscher

Systemische Modelle für die Soziale Arbeit

Ein integratives Lehrbuch für Theorie und Praxis

Unter Mitarbeit von Jürgen Armbruster, Klaus
Döhner-Rotter, Karlheinz Menzler-Fröhlich, Werner
Müller und Gabriele Rein

Siebte Auflage, 2022

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)
Prof. Dr. Dirk Baecker (Witten/Herdecke)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Köln)
Dr. Barbara Heitger (Wien)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Witten/Herdecke)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)
Prof. Dr. Friedebert Kröger (Heidelberg)
Tom Levold (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)
Dr. Burkhard Peter (München)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)
Dr. Rüdiger Retzlaff (Heidelberg)
Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Dr. Wilhelm Rotthaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Fritz B. Simon (Berlin)
Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin † (Heidelberg)
Karsten Trebesch (Berlin)
Bernhard Trenkle (Rottweil)
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)

Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)
Prof. Dr. Jan V. Wirth (Meerbusch)

Satz: Verlagsservice Hegele, Heiligkreuzsteinach
Umschlaggestaltung: WSP Design, Heidelberg
Umschlagfoto: Mathias Weber/www.umschlag3.de
Printed in Germany
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Siebte Auflage, 2022
ISBN 978-3-89670-881-6 (Printausgabe)
ISBN 978-3-8497-8225-2 (ePub)
© 2002, 2022 Carl-Auer-Systeme Verlag
und Verlagsbuchhandlung GmbH, Heidelberg
Alle Rechte vorbehalten

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren und zum Verlag finden Sie unter: <https://www.carl-auer.de/>.
Dort können Sie auch unseren Newsletter abonnieren.

Carl-Auer Verlag GmbH

Vangerowstraße 14 • 69115 Heidelberg
Tel. +49 6221 6438-0 • Fax +49 6221 6438-22
info@carl-auer.de

Inhalt

Vorwort

Einleitung: Zur Einfädung systemischer Theorie und Praxis in die Soziale Arbeit

1 Zur Praxis der systemischen Sozialen Arbeit I: Ein Fallbeispiel aus der Arbeit des Allgemeinen Sozialen Dienstes

- 1.1 Die Beschreibung der familiären Situation
- 1.2 Der Verlauf des Unterstützungsprozesses

2 Exkurse zur systemischen Metatheorie

- 2.1 Der Systembegriff: Das Muster, das verbindet, seine Vordenkerinnen und Vordenker
- 2.2 Systemdenken, Ökologie und Sozialarbeit
- 2.3 Erkenntnistheoretische Voraussetzungen der Systembeobachtung, -beschreibung und -erkenntnis
 - 2.3.1 *Die Einheit von Beobachterin und Beobachtetem und ihre Folge für die Soziale Arbeit*
- 2.4 Systemische Perspektiven der Beschreibung sozialer Wirklichkeiten oder: Das System im Kopf der Beobachterin
 - 2.4.1 *Übergeordnete Definitionen*
 - 2.4.2 *Perspektiven für die systemische Beschreibung sozialer Wirklichkeiten im Überblick*
 - 2.4.3 *Die drei zentralen Perspektiven der Systembeschreibung und Systemanalyse*
 - 2.4.4 *Die drei Kontextperspektiven*

3 Soziale Kontexte der systemischen Arbeit mit Familien

- 3.1 Das ökosoziale Modell der Systemebenen von Uri Bronfenbrenner im Überblick
- 3.2 Die einzelnen Systemebenen
 - 3.2.1 *Das Subjekt als psychosomatisches soziales System*
 - 3.2.2 *Das Mikrosystem*
 - 3.2.3 *Das Mesosystem*
 - 3.2.4 *Das Exosystem*
 - 3.2.5 *Das Makrosystem*
- 3.3 Die Erweiterung des Makrosystems: Ein Modell der Gesellschaft in Verbindung mit der „Gender“-Thematik
 - 3.3.1 *Das Modell im Überblick*
 - 3.3.2 *Die Gender-Thematik im Kontext der Gesellschaftstheorie*
 - 3.3.3 *Die Ökonomie*
 - 3.3.4 *Die Politik*
 - 3.3.5 *Kultur, Alltag und soziale Kommunikation*
 - 3.3.6 *Wissenschaft und Technologie*

4 Familie, familiärer Lebenszyklus und Familiendynamik

- 4.1 Die Familie als besonderes soziales System aus der Sicht der Familiensoziologie und Familiendynamik
 - 4.1.1 *Die Funktionen der Familie: Sozialisation und Enkulturation, Haushaltsorganisation und soziale Platzierung der Kinder*
 - 4.1.2 *Familienbezogene demographische Daten*
 - 4.1.3 *Sozialisation und Enkulturation aus der Sicht der Familiendynamik*
- 4.2 Der Lebenszyklus von Paaren und Familien
 - 4.2.1 *Grundannahmen des Lebenszyklusmodells*
 - 4.2.2 *Die einzelnen Phasen*
- 4.3 Familiendynamik
 - 4.3.1 *Die Mehrgenerationenperspektive*
 - 4.3.2 *Delegation und Aufträge*
 - 4.3.3 *Die Gerechtigkeitsbilanz für das System und die darauf basierenden Loyalitätsbindungen als existenzielle Ressourcen*

des Systems

4.3.4 *Zentrale Ideen, Mythen und Geschichten als Traditionsübermittler*

4.3.5 *Tabus und Geheimnisse, Scham- und Schuldgefühle in der Familie*

5 Schritte zu einer systemisch begründeten Sozialen Arbeit

5.1 Die Beschreibung des Gegenstands der Sozialen Arbeit

5.2 Die aus der Gegenstandsbeschreibung abgeleiteten Theoriebereiche der Sozialen Arbeit

5.2.1 *Lebenslagen und Handlungsspielräume*

5.2.2 *Alltag und Lebenswelt*

5.2.3 *Soziale Netzwerke*

5.2.4 *Integration statt Ausgrenzung*

5.2.5 *Soziale Probleme, Problemlagen und auf sie bezogene Interventionsstrategien*

5.2.6 *Ressourcen, Coping-Strategien, Partizipation und Empowerment*

5.3 Das Belastungs-Bewältigungs-Paradigma

5.4 Arbeitsfeldbezug, Auftragsorientierung und die Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit

5.4.1 *Der Arbeitsfeldbezug*

5.4.2 *Auftragsorientierung und ihre Realisierung durch Auftragsklärung und Hilfeplan*

5.4.3 *Die primären Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit*

5.5 Der allgemeine Rahmen für die methodisch gesicherte systemische Soziale Arbeit: Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und die Qualitätssicherung

5.5.1 *Die Basiskompetenzen der Sozialarbeiterin*

5.5.2 *Die Einzelfallhilfe/Einzelfallarbeit (Casework)*

5.5.3 *Soziale Gruppenarbeit*

5.5.4 *Gemeinwesenarbeit (von Werner Müller)*

- 5.5.5 *Arbeit in sozialen Organisationen (von Werner Müller)*
- 5.5.6 *Die Qualitätssicherung in der Sozialen Arbeit*
- 5.6 *Therapie, Beratung, Pädagogik und Sozialarbeit im Rahmen der systemischen Sozialen Arbeit*
- 5.7 *Systemische Soziale Arbeit konkret: Die Vernetzung verschiedener Teilsysteme des Unterstützungssystems*
- 5.8 *Die vier Imperative der systemischen Sozialen Arbeit*

6 Systemische Handlungsrichtlinien und Methoden für die Soziale Arbeit

- 6.1 *Methodisches Handeln in der systemischen Arbeit*
- 6.2 *Systemische Handlungsrichtlinien*
 - 6.2.1 *Hypothetisieren*
 - 6.2.2 *Zirkularität*
 - 6.2.3 *Allparteilichkeit, Neutralität, Respekt und Interesse*
 - 6.2.4 *Kontextualisierung*
 - 6.2.5 *Ressourcenorientierung*
 - 6.2.6 *Auftrags- und Lösungsorientierung*
 - 6.2.7 *Gender-Sensitivität*
 - 6.2.8 *Die Frage nach der „Opfer-Täterin-Beziehung“ bei Akten der Gewalt*
- 6.3 *Handlungsformen der systemischen Sozialen Arbeit*
- 6.4 *Ein Orientierungsschema für das Handeln in Familien und anderen sozialen Systemen*
- 6.5 *Ein Überblick über die Methoden der systemischen Arbeit*
- 6.6 *Beschreibung der Bereiche und einzelnen Methoden*
 - 6.6.1 *Verbale Methoden*
 - 6.6.2 *Darstellende Methoden*
 - 6.6.3 *Methoden zur Strukturierung des Settings*
 - 6.6.4 *Methoden der Qualitätssicherung*

7 Zur Praxis der systemischen Sozialen Arbeit II: Beispiele aus Sozialpsychiatrie und Jugendhilfe

- 7.1 Systemische Soziale Arbeit in der außerstationären Sozialpsychiatrie (von Jürgen Armbruster und Gabriele Rein)
 - 7.1.1 *Grundannahmen, Grundhaltungen und Handlungsrichtlinien des systemischen Denkens und die praktischen Konsequenzen*
 - 7.1.2 *Systemische Grundhaltungen – Illustriert an einer „Fall“geschichte*
 - 7.1.3 *Systemische (Paar-)Beratung im Sozialpsychiatrischen Dienst*
- 7.2 Systemische Praxisreflexion und Qualitätsentwicklung in der Sozialpsychiatrie: Nutzerorientierung und Zielplanung durch gemeinsame Prozessgestaltung im Rahmen von „Kursgesprächen“ (von Karlheinz Menzler-Fröhlich)
 - 7.2.1 *Strömungen*
 - 7.2.2 *„Kursgespräche“*
- 7.3 Systemische Soziale Arbeit in der gemeinwesenorientierten Jugendhilfe: Ein Fallbericht (von Klaus Döhner-Rotter)
 - 7.3.1 *Ein Fallbericht aus der Praxis des Projektes: Familie K.*

Literatur

Sachregister

Namensregister

Über den Autor

Vorwort

Seit mehr als 50 Jahren leben wir Deutschen (West) in einer Demokratie, der bisher längsten in unserer Geschichte. Sie brachte den meisten Menschen einen bislang unbekanntem Wohlstand, brachte Rechtssicherheit und eine freie Presse. Aber sie brachte auch neue Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, brachte einen sich beschleunigenden gesellschaftlichen Wandel und brachte Informationsüberflutung und Orientierungslosigkeit, was sich nicht zuletzt in immer häufiger zerbrechenden Familien und sich immer ratloser zeigenden Eltern und Erziehern zum Ausdruck bringt.

Und damit ergeben sich gerade für Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter neue Auftragslagen, neue Problemsichten und neue Herausforderungen und zeigen sich damit auch nicht wenige (scheinbare oder wirkliche) Widersprüche. So sollen sie etwa ihren Klienten beratend und unterstützend zur Seite stehen, aber auch mit dafür sorgen, dass die Rechte und die Würde einzelner Menschen und Gruppen nicht verletzt werden. Die Schwierigkeiten, die aus einem solchen doppelten Mandat erwachsen können, zeigen sich beispielhaft an einem Geschehen wie dem des sexuellen Missbrauchs.

Denn hier haben sich die in der Sozialarbeit Tätigen etwa zu fragen: Ist der Auftraggeber das missbrauchte Kind, obwohl es diesen Auftrag selbst nicht formulieren kann? Bringen hier einzelne oder alle Familienmitglieder (sei dies offen, sei dies verdeckt) den Auftrag, etwas in ihren Beziehungen zu verändern? Sind gesellschaftliche Institutionen der oder die Auftraggeber? Solche Uneindeutigkeit der Auftragslage spiegelt sich bereits in den unterschiedlichen hier verwendeten Begriffen wie Patient, Klient,

Kunde oder auch Auftraggeber wider. Wobei solch unterschiedlicher Wortgebrauch auch eine jeweils unterschiedliche professionelle Beziehung nahe legt. Das spiegelt sich weiter in den unterschiedlichen Begriffen wider, die Tätigkeit und den Aufgabenbereich der Sozialarbeiterinnen und der Sozialarbeiter beschreiben, Begriffe wie Therapie, Beratung, Unterstützung, Hilfe zur Selbsthilfe, Hilfe bei der Mobilisierung von Ressourcen und andere mehr.

Angesichts dieser oft so widersprüchlichen, ja verwirrenden Sach- und Auftragslage vermag gerade der systemisch-therapeutische Ansatz wichtige Orientierungshilfen zu leisten. Diesen Ansatz hat Wolf Ritscher in dem vorliegenden Buch mit großer Sachkenntnis unter Berücksichtigung der Herausforderungen dargestellt, die sich heutigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern stellen. Er hat sich diese Arbeit nicht leicht gemacht. Denn auch auf dem Feld der systemischen Therapie lässt sich heute von einer Informationsexplosion sprechen, die den Autor immer wieder vor die Frage stellte: Was ist für die Sozialarbeit wesentlich und wegweisend, und wie lässt sich das möglichst klar vermitteln?

Ich selbst habe bei der Lektüre des Buches einen neuen Respekt nicht nur vor dem Autor gewonnen, der im deutschen Sprachbereich in vorderster Linie vieles zur Entwicklung und Akzeptanz des systemisch-therapeutischen Ansatzes beigetragen hat. Mein gewachsener Respekt gilt auch einem Berufsstand, der wie kaum ein anderer mit den Problemen einer offenen und sich immer schneller wandelnden Gesellschaft konfrontiert ist. Verständlich daher, dass ich dem Buch viele Leser und Leserinnen wünsche.

Heidelberg, im Januar 2002
Helm Stierlin

Einleitung: Zur Einfädelung systemischer Theorie und Praxis in die Soziale Arbeit

Das Welt- und Menschenbild des systemischen Ansatzes weist in vieler Hinsicht eine Überschneidung mit den Grundideen der Sozialen Arbeit auf, und in ihrer Praxis gewinnen die Methoden der systemischen Arbeit eine immer größere Wichtigkeit.

Mit dem vorliegenden Buch soll diese Entwicklung gefördert werden, indem ich in mehreren Schritten die „Einfädelung“ der System- und Familientherapie in die Soziale Arbeit und deren Ausweitung zur *systemischen* Sozialen Arbeit nachzeichne. Damit möchte ich die bisher oft pragmatisch vollzogene Integration systemischer Denk- und Handlungskonzepte in die Soziale Arbeit der Reflexion *und* Kritik zugänglich machen.

Die Soziale Arbeit gewinnt durch diese Integration einen einheitlichen theoretischen Rahmen und mithilfe der vielen systemischen Methoden neue Spielräume für ihre Praxis.

Sie lässt sich in fünf Schritten vollziehen.

- In einem *ersten Schritt* (im *zweiten Kapitel*) werden Soziale Arbeit und Systembzw. Familientherapie unter dem gemeinsamen Dach der systemischen Metatheorie angesiedelt. Damit finden deren Begriffe und Konzepte Eingang in die theoretischen Überlegungen und Praxiskonzepte der Sozialen Arbeit.

Systemtherapie und Soziale Arbeit können sich erkenntnistheoretisch auf eine systemische Sicht der

lebendigen Welt verständigen. Die Welt und jede Form sozialer Realität zeigt sich als Beziehungsnetz, Ereignisse als Beziehungsereignisse und Informationen als Beziehungsinformationen. Ich entwerfe deshalb ein allgemeines Modell für die Beschreibung sozialer Systeme. Dessen sechs Perspektiven ermöglichen eine zirkuläre und ganzheitliche Sicht auf soziale Wirklichkeiten und deren Beschreibung.

- Mit einem *zweiten Schritt* (im *dritten Kapitel*) wechseln wir die Ebene des Zugangs zu sozialen Wirklichkeiten. Von der Beschreibung allgemeiner Prinzipien eines die Wahrnehmung und Beschreibung leitenden systemischen Denkmodells kommen wir zu Modellen, welche die sozialen Kontexte darstellen, in denen Menschen ihr Beziehungsleben gestalten. Dabei orientiere ich mich an dem ökosystemischen Modell von Uri Bronfenbrenner (1978), das um eine spezifische Sicht auf die „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) erweitert wird.
- Im *dritten Schritt* (im *vierten Kapitel*) wende ich mich der Familie als einem besonderen sozialen System zu. Sie ist das wichtigste Sozialisationssystem und die immer noch bedeutsamste private Lebensform in unserer Gesellschaft. Deshalb bleibt trotz der Entwicklung einer auf viele soziale Systeme anwendbaren *Systemtherapie* die *systemische Familientherapie* und Familiensozialarbeit ein eigenständiger Bereich. Innerhalb der Sozialen Arbeit ist der Bezug auf die Familie in der Jugendhilfe zentral, aber auch in anderen Arbeitsfeldern ist sie ein bedeutungsvoller Kontext und muss bei den Interventionen berücksichtigt werden. Dafür ist es notwendig, den Blick auf die Dynamik, die Beziehungsmuster und die Entwicklungsphasen von Familiensystemen zu lenken. Diese Muster bilden das theoretische „Netz“, mit dessen Hilfe die Wirklichkeiten einer Familie hypothetisch „eingefangen“ und aus der Perspektive der Beobachterin rekonstruiert werden können. Die dadurch entstehenden Informationen können für

die Auftragsklärung, Zielfindung und Interventionen genutzt werden und sind Teil des Veränderungsprozesses. Gerade an diesem Punkt ist auf den Anfang der Achtzigerjahre vollzogenen Sprung von der Familien- zur Systemtherapie zu verweisen. Entscheidend ist nun nicht mehr das Setting („Therapie findet nur statt, wenn die ganze Familie im Raum versammelt ist“), sondern entscheidend sind die systemischen Modelle im Kopf der Therapeutin bzw. Sozialarbeiterin. Sie ermöglichen den systemischen Blick auf das Problem- und Unterstützungssystem und die „maßgeschneiderte“ Verwendung systemischer Methoden an den entsprechenden Punkten des Unterstützungsprozesses. Das kann in den unterschiedlichsten Settings und Subsystemen geschehen. Dieser Gesichtspunkt ist besonders wichtig in der Arbeit mit diskontinuierlichen, chaotischen und unstrukturierten Problemsystemen, die wichtige Adressaten der Sozialen Arbeit sind.

- In einem *vierten Schritt* (im *fünften Kapitel*) verbinde ich theoretische Konzepte der Sozialen Arbeit, die mit der systemischen Metatheorie vereinbar sind oder – wie bei den Konzepten der Gemeinwesenarbeit – direkt als systemisch bezeichnet werden.

Als Rahmen der dadurch entstehenden *systemischen* Sozialen Arbeit wähle ich fünf primäre Handlungsbereiche der Sozialen Arbeit: Einzelfallarbeit, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und Qualitätssicherung.

Den Ausgangspunkt meiner zusammenführenden Darstellung bildet eine dem Ausbildungscurriculum für Sozialarbeiterinnen an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen zugrunde gelegte Gegenstandsbeschreibung der Sozialen Arbeit. Dadurch wird die von vielen Kolleginnen befürchtete „Kolonialisierung der Sozialen Arbeit“ durch eine von außen an sie herangetragene „Modetheorie“ verhindert.

Die originären Grundlagen der Sozialen Arbeit, d. h. ihre gesellschaftliche Funktion, ihre Adressatinnen, Arbeitsfelder, Ziele, Handlungsbereiche und Handlungsformen bleiben erhalten. Dass sie nun in eine systemische Sicht der Wirklichkeit integriert werden, ist kein Akt der Willkür, denn ich behaupte, dass die Sozialarbeit in ihrem Kern immer schon eine systemische Orientierung hatte, um ihrem zentralen Auftrag – der Lösung bzw. Milderung von materiellen und kommunikativen Problemen im Feld des Sozialen – gerecht zu werden. Mein ehemaliger Hochschulkollege Werner Müller hat für dieses Kapitel die Teile über *Gemeinwesenarbeit* und *Arbeit in sozialen Organisationen* verfasst und das gesamte Kapitel kritisch gegengelesen. Dafür danke ich ihm sehr herzlich.

- Mit einem *fünften Schritt* (im *sechsten Kapitel*) kommt diese Entdeckungsreise zu ihrem vorläufigen Ende. Hier werden die in der systemischen Sozialen Arbeit verwendbaren Methoden und Handlungsrichtlinien vorgestellt. Ich spreche in diesem Zusammenhang nicht von Therapie oder Sozialarbeit, sondern nur allgemein von Systemischer Arbeit; in ihr sind Sozialpädagogik, Therapie, Beratung und materielle Unterstützung als Teilbereiche enthalten. Zusammen mit den im selben Kapitel dargestellten originären Methoden der sozialen Arbeit ermöglichen sie eine theoretisch reflektierte und methodisch gesicherte Praxis der systemischen Sozialen Arbeit. Ihre Ziele heißen *Empowerment*, Hilfe zur Selbsthilfe und die Erschließung der dafür notwendigen Ressourcen.

Die Falldarstellung im *ersten Kapitel* sowie die Praxisbeschreibungen des *siebten Kapitels* zeigen, wie systemische Metatheorie und Methoden mit der klassischen Sozialen Arbeit zu einer einheitlichen praxisrelevanten Konzeption zusammenwachsen.

Für die Beiträge des *siebten Kapitels* danke ich Jürgen Armbruster und Gabriele Rein vom Sozialpsychiatrischen Dienst Stuttgart-Freiberg, Karlheinz Menzler-Fröhlich vom Wohnverbund

Stuttgart-Nord und Klaus Döhner-Rotter vom *Projekt Jugendhilfe im Lebensfeld* (ProJuLe) in Bad Rappenau sehr herzlich. Die Falldarstellung des *ersten Kapitels* entstammt einem Video, das im Rahmen eines von mir geleiteten Projektes an der *Hochschule für Sozialwesen Esslingen* entstanden ist. Dieses Werkstattvideo zeigt die praktische Umsetzung der in diesem Buch entfalteten Modelle für die Soziale Arbeit (zur Bezugsquelle siehe [Kap. 1](#), Anm. 1).

Von der systemischen „Einrahmung“ der Sozialen Arbeit profitieren beide Seiten. Die Einführung der systemischen Metatheorie schärft den Blick der Sozialarbeiterinnen für Netzwerke, kommunikative Rückkoppelungseffekte (Zirkularität), den Beziehungssinn von Symptomen und Ressourcen, die das System selbst für die Lösung seiner Probleme aktivieren kann. Die Erschließung des Methodenspektrums der Systemtherapie vermittelt den Sozialarbeiterinnen Kompetenzen, sich an das Problemsystem anzukoppeln und gemeinsam Lösungen zu finden, die neue Entwicklungschancen und Handlungsspielräume eröffnen.

Die Integration systemischer Theorie und Praxis in die Soziale Arbeit hat auch einen rückbezüglichen Effekt. Die System- und Familientherapie wird im ursprünglichen Sinn des Wortes politisch und schärft den Blick für die Lebenswelt ihrer Auftraggeberinnen. Überschaubare Mikrosysteme wie die Familie werden nun als Teil des Gemeinwesens (griechisch *polis*) wahrgenommen. Der Zugang zu seinen infrastrukturellen Angeboten (Schule, Kindergarten, soziale Dienste, aber auch Verkehrsmittel, Müllabfuhr, Krankenhäuser usw.), informellen (z. B. Nachbarschaft, Freunde) und formalen Netzwerken (z. B. Vereine, Kirchengemeinden, Parteien) ist ein wesentlicher Faktor für den „gelingenden Alltag“. Ist der Zugang zu ihnen blockiert oder erschwert, geraten die betreffenden Mikrosysteme in die soziale Isolation: Sie werden zu „geschlossenen Systemen“, deren Krisen nicht mehr im Austausch mit der Umwelt bewältigt werden können. So erweitert sich der Rahmen von Problemdefinitionen: Neben kommunikativen Problemen werden nun

auch „Ausstattungsprobleme“ und damit soziale Disparitäten ein Teil des therapeutischen Diskurses.

Ansätze zur Beschreibung und Erklärung lebender Systeme fördern den theoretischen Narzissmus. Sie suggerieren die Möglichkeit, den systemischen Ansatz als Universaltheorie zu verstehen und alle Phänomene des Lebens unter ihren begrifflichen Hut zu bringen. Ich halte das für ein Missverständnis, denn eine solche Perspektive ist zentralistisch und ausgrenzend gegenüber anderen Theorieansätzen. Systemisches Denken hingegen favorisiert Pluralismus, Selbstorganisation kleiner Einheiten, innere Differenzierung durch Inklusion (Einbeziehung) statt Exklusion (Ausgrenzung). Deshalb halte ich es für wenig förderlich, mit der systemischen Keule nach anderen Theorie-Praxis-Ansätzen, z. B. der Psychoanalyse, zu werfen – die Keule könnte sich als Bumerang erweisen. Zu wünschen ist vielmehr, dass der systemische Ansatz seine eigenen weißen Flecke auf der Landkarte benennt und bereit ist, diese durch andere Theorieansätze erforschen und beschreiben zu lassen. Ich denke hier an den ganzen Bereich der intrapsychischen Prozesse, des individuellen und des persönlichen Unbewussten. Warum muss eine systemische Traumtheorie erfunden werden, wenn es hierfür schon ausdifferenzierte und plausible Ansätze bei Freud und Jung gibt?

Ich möchte auch darauf hinweisen, dass ich in dieser Arbeit Systeme beschreibe, in denen Menschen des christlich-abendländischen Kulturkreises ihren Alltag leben. Über die sozialen Systeme anderer Kulturkreise stehen mir aufgrund meiner Informationsdefizite keine Aussagen zu.

Es gibt einen weiteren weißen Fleck auf der systemischen Landkarte, den ich in den Begriff der *menschlichen Existenzialien* fassen möchte. Hier denke ich u. a. an:

- das Leben als ein „Leben zum Tod“ (Heidegger 1967);
- die menschliche Sehnsucht nach dem Paradies, der Erlösung und der Transzendenz, die sich in allen Kulturen dieser Welt als

- spirituelle Kraft findet;
- die soziale Trias von „Arbeit, Herrschaft und Sprache“ (Habermas 1971);
 - das auf eine humanistische Selbstverwirklichung des Menschen gerichtete „Prinzip Hoffnung“ (Bloch 1973);
 - und den existenziellen Glauben an die einsam machende, Enttäuschungen notwendig hervorrufende und dennoch lebensnotwendige Freiheit der Wahl in der persönlichen Existenz. Gäbe es diese nicht, dann gäbe es auch keine persönliche Verantwortung für das eigene Handeln, es gäbe weder Schuld noch Scheitern. Dann aber hätte sich der Mensch als Gott gesetzt, als vollkommenes Wesen, dessen Worte die Welt erschaffen können. Zwölf Jahre Führerkult in Deutschland haben gezeigt, dass ein solcher Weg in Auschwitz endet.

Systemische Theorie sollte also in ihrem Weltbild Platz lassen für tiefenpsychologische, philosophische, spirituelle, gesellschaftskritische Diskurse und sie als eigensinnige Partner bei der Beschreibung der Welt und dem Handeln in ihr willkommen heißen.

Ich habe die Ergebnisse dieser nicht systemischen Theorien als Kontextperspektiven im zweiten Kapitel, bei meinen gesellschaftstheoretischen Überlegungen im dritten Kapitel und den Überlegungen zum familiären Lebenszyklus im vierten Kapitel mit einbezogen.

Zum Schluss noch zwei Anmerkungen:

- Ich verwende im folgenden Text die Begriffe Systemtherapie und systemische Therapie gleichbedeutend.
- Wenn es um Personen geht, verwende ich überwiegend die weibliche Schreibweise. Ich möchte damit die vielen Bemühungen in unserem Feld und der Gesellschaft für eine Gleichstellung der Geschlechter unterstützen. Bislang findet sich in fast allen Fachtexten die männliche Schreibweise für

beide Geschlechter, und es fehlt inzwischen fast nirgends mehr die Anmerkung, dass die Frauen dabei als eigenständige Personen mitzudenken seien. Aus Gründen der Gerechtigkeit, die in der Sozialen Arbeit und Familientherapie doch eine große Rolle spielt, drehe ich den Spieß einmal um; denn die Frauen befinden sich sowohl bei den Profis als auch bei den Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit und Systemtherapie in der Mehrzahl. Wenn man im Text darüber stolpert, weil es so ungewohnt ist, wird man merken, wie tief die männliche Dominanz noch in unseren Köpfen verankert ist und durch die Sprache verfestigt wird. Da tut ein „Gegen-den-Strich-Bürsten“ gut. Die männliche Form wähle ich nur dort, wo es um konkrete Personen männlichen Geschlechts geht, zum Beispiel mich selbst.

Ich danke allen, die mich bei der Erstellung dieses Buches unterstützt haben: dem Team des Carl-Auer-Systeme Verlags und hier vor allem den Lektoren Ralf Holtzmann und Uli Wetz –, Satu und Helm Stierlin für ihr motivierendes Interesse auch in kritischen Phasen des Schreibens, und last, but not least, meiner Familie. Der Titel des Buches entstand als Gemeinschaftswerk bei einer Fahrt in die Sommerferien – mitten in die schöne Schweiz.

1

Zur Praxis der systemischen Sozialen Arbeit I: Ein Fallbeispiel aus der Arbeit des Allgemeinen Sozialen Dienstes

Das folgende Beispiel entnehme ich einem Lehrvideo, das eine studentische Projektgruppe zusammen mit mir erstellt hat. Die anonymisierte und inhaltlich auch veränderte „Fall“geschichte stammt aus der Praktikumserfahrung eines Studenten.¹

1.1 Die Beschreibung der familiären Situation

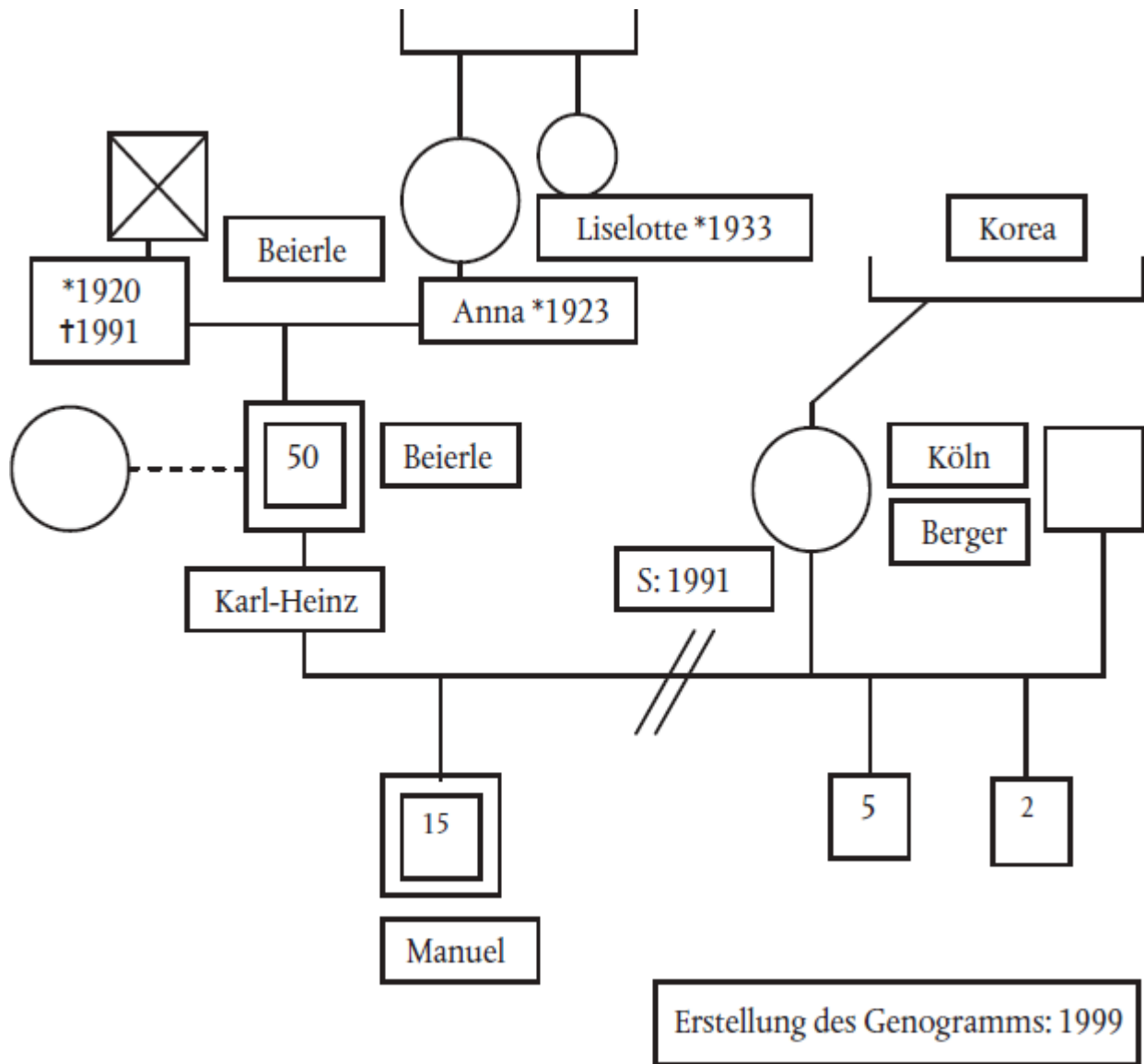


Abb. 1: Das Genogramm der Familie Beierle

Ein 50-jähriger Vater, von Beruf Lehrer, der aufgrund von immer noch bestehenden psychosomatischen Beschwerden vor zwölf Jahren frühpensioniert wurde, lebt mit seinem 15-jährigen Sohn Manuel zusammen in einem Haushalt. Die finanziellen Mittel sind knapp, sichern aber eine Lebensführung oberhalb der

Sozialhilfegrenze. Der Vater versucht, durch englisch-deutsche Übersetzungen zusätzlich Geld zu verdienen. Hilfreich wäre dafür ein besserer Computer, den er sich aber nicht leisten kann. Die Mutter hat sich vor ca. zehn Jahren von ihrem Mann getrennt, lebt heute mit einer neuen Familie in einer 400 km entfernten Großstadt und hat nur sporadische Kontakte zu ihrem Sohn aus der ersten Ehe. Auf Unterhaltszahlungen hat der Mann wegen massiver Konflikte mit seiner Ex-Frau verzichtet. Manuel, der von seinem Vater als sehr intelligent und intellektuell interessiert beschrieben wird, verweigert seit fast einem Jahr den Schulbesuch und hat auch sonst kaum soziale Kontakte. Er liest viel, auch anspruchsvolle Literatur, und verbringt viel Zeit mit seinem Computer. Auch er wünscht sich einen leistungsfähigeren Rechner. Sein Berufswunsch ist es, als Erfinder von Computerspielen Geld zu verdienen und gleichzeitig Spaß zu haben. Dafür, so meint er, brauche er keine formale Schulausbildung. Die Schule mag er auch deshalb nicht besuchen, weil er das Opfer von Hänseleien und Gewalttätigkeiten der Mitschüler war. (Manuels Mutter stammt aus Südostasien, und er eignet sich allein schon wegen seines Aussehens als Zielscheibe für Gewalt und Ausgrenzung durch die Mitschüler.) Er geht nur selten aus dem Haus. Die Schule hat bisher noch keine Zwangsmittel angewendet, sondern suchte in Zusammenarbeit mit dem Vater nach einer Lösung ohne Zeitdruck und juristische Pressuren. Der Vater selbst hält ständig nach Möglichkeiten für einen geeigneten und offiziell anerkannten Lernkontext für Manuel Ausschau. Aber Manuel hat alle bisherigen Angebote ausgeschlagen. Die neuste Idee heißt Hausunterricht; dem würde er sich nicht widersetzen. Manuel wurde in der Kinder- und Jugendpsychiatrie vorgestellt. Diese schlug eine längerfristige stationäre Therapie vor, weil sie die Diagnose „Schulphobie“, „soziale Ängste“, „neurotische Depression“ in den Kontext einer intensiven Symbiose zwischen Vater und Sohn stellte, die durch den stationären Aufenthalt gelockert werden sollte. Der Sohn verweigerte sich auch dieser Therapieperspektive, der Vater zeigte sich ebenfalls abwehrend. Im Grunde hatten sich beide im „trauten Unglück zu

zweit“ eingerichtet und agierten unter der unausgesprochenen Annahme: „Wenn es das Problem mit der Schule nicht gäbe, könnte doch alles so bleiben, wie es ist.“ Der Vater hat sich jetzt mit der Bitte um Unterstützung bei der Schulproblematik an das Jugendamt gewandt.

1.2 Der Verlauf des Unterstützungsprozesses²

Das erste Gespräch mit der zuständigen Bezirkssozialarbeiterin und einer ihr zugeordneten Praktikantin findet im Amt statt. Hier handelt es sich um die *settingstrukturierende Methode der Teamarbeit*.

Manuel ist nicht mitgekommen. Der Vater ist sichtlich zufrieden, eine Gesprächspartnerin für seine Sorgen gefunden zu haben. Ein weiteres Gespräch soll in der Wohnung stattfinden, damit die Hemmschwelle für Manuels Teilnahme verringert würde. Die *systemischen Methoden des „verlängerten Erstgespräches“* und des *„Settingwechsels“* werden eingeführt.

Als dieses geplante Gespräch stattfindet, kommt Manuel tatsächlich nach einiger Zeit dazu. Das Gespräch dient aus der Sicht der Sozialarbeiterin einerseits der Beziehungsfindung (*Joining*), andererseits der Informationsgewinnung zur Hypothesenbildung. Es wird von Anfang an versucht, die Richtlinie *„Hypothesenbildung“* zu realisieren. Bei der Erkundung der mikro- und mesosystemischen Beziehungen wird deutlich, dass es einen kontinuierlichen, wenn auch zeitlich nicht sehr dichten Kontakt zur Oma (Mutter des Vaters) gibt und zu einer „Bekanntem“ des Vaters. Über diese Beziehung spricht er aber nur sehr widerwillig. Die große Nähe zwischen Vater und Sohn (von der Psychiatrie als pathogene Symbiose eingeschätzt) wird erkennbar und von der Sozialarbeiterin als Ressource für künftige Veränderungen positiv konnotiert. Gegenüber der Aussage des psychiatrischen Gutachtens wird ein *Reframing* vorgenommen, das der *Ressourcenorientierung der systemischen Arbeit* entspringt. Um diese Nähe auch für Erkundungen des sozialen Umfeldes zu nutzen – denn gemeinsam gehen Vater und Sohn fast nie aus dem Haus –, schlägt die Sozialarbeiterin eine halbstündige Pause vor. In diesem Fall wird die *Pause als settingstrukturierende Methode* genutzt. Vater und Sohn sollen während dieser Zeit zusammen spazieren gehen und miteinander über eine zuvor im gemeinsamen Gespräch formulierte Frage, „Wenn Manuel öfters die Großmutter

besuchen möchte, auf welche Weise kann das geschehen?“, reden. Die Sozialarbeiterinnen führen eine *Hausaufgabe* für die *Pause* ein. Über das Ergebnis ihres Gesprächs soll dann nach der *Pause* gesprochen werden. An dieser Stelle wird die *systemische Doppelperspektive von „Diagnose“ und „Intervention“* genutzt: Schon während der „diagnostischen“ Hypothesenbildung entsteht eine *Intervention – Pause und Hausaufgabe*, die dann wieder „diagnostisch“ unter der Frage „Welche innerfamiliären Ressourcen sind auffindbar und ausbaubar?“ genutzt wird.

Es wird ein weiterer Hausbesuch verabredet. Vor diesem beraten sich Sozialarbeiterin und Praktikantin mit einem erfahrenen Kollegen (*Methode der kollegialen Supervision*) und bilden Hypothesen für das nächste Gespräch. Das *Fünfphasenmodell des systemischen Interviews* wird an die Realität der Sozialen Arbeit angepasst: Die erste Phase der gemeinsamen Hypothesenbildung im Team findet nicht direkt vor dem Familiengespräch statt.

Das nächste Gespräch dient der Informationsgewinnung bezüglich der Dreiecksbeziehung Vater – Sohn – entfremdete Mutter; hier kommt das familiendynamische Triangulationsmodell von Bowen (1972) und Minuchin (1977) ins Spiel. Auch die Schulproblematik wird nun thematisiert. Erst jetzt, nachdem schon ein *Joining* (Minuchin) der Sozialarbeiterinnen stattgefunden hat, wird das aktuelle Problem genauer besprochen. Denn Manuel hat eine erste Ahnung davon entwickelt, dass ein Ansprechen der Schulproblematik – die Inhaltsseite der Kommunikation – durch die Sozialarbeiterin keine Disqualifikation auf der Beziehungsebene – z. B.: „Was bist du für ein Schlappschwanz, dass du dich so vor dem rauen Umgangston in der Schule fürchtest?“ – mit sich bringt. Hier wird die *systemische Doppelperspektive von Inhalts- und Beziehungsaspekt jeder Kommunikation* ernst genommen.

In der auf diese Sitzung folgenden kollegialen Supervision wird eine zentrale familiendynamische Hypothese gebildet: Vater und Mutter hatten ihre Beziehung mithilfe eines komplementären Beziehungsmusters organisiert, innerhalb dessen der Vater in der

(scheinbar) inferioren Position des „*placating*“ (Satir 1989), die Mutter in der (scheinbar) dominanten Position des „*blaming*“ (ebd.) agierte („scheinbar“ bezieht sich auf die unauftrennbare Dialektik von Dominanz und Inferiorität in komplementären Beziehungsmustern). Aus Enttäuschung über ihren „lebensuntüchtigen“ und jeder Konfrontation aus dem Wege gehenden „schwachen“ Mann hatte sie sich von ihm getrennt und das ca. siebenjährige Kind als Ausgleich zurückgelassen. Dank dieser zusätzlichen Übernahme der Mutterfunktion konnte der Vater die Trennung einigermaßen überstehen. Der Kontakt zwischen Mutter und Sohn dünnte aus, weil er immer vom Konflikt Mutter – Vater überschattet war. Der Vater wiederum interpretiert den nur sporadischen Kontakt der Mutter zum Sohn als Desinteresse. Der Sohn kann aus *Loyalität* zum Vater dem nicht widersprechen und auch von sich aus keine weit reichenden Kontaktversuche bezüglich der Mutter starten. Seine Schulverweigerung ergibt Sinn, wenn sie als Loyalität gegenüber dem Vater verstanden wird. Ginge er in die Schule, würde der Vater noch weiter vereinsamen (eventuell würden auch Suizidgedanken entstehen); möglicherweise würde durch die Leistungen des Sohnes und seine sozialen Kontakte dann auch das Versagerimage des Vaters verstärkt. Hier findet eine *Hypothesenbildung* auf der Grundlage der familiendynamischen Konzepte „*unsichtbaren Bindungen*“ (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981) und der „*Delegation*“ (Stierlin 1982) statt. Als Folge dieser Hypothese wurden erste Interventionen besprochen. Die Achse Vater – Sohn sollte erhalten bleiben, dem Sohn sollte über andere familiäre (Oma, Mutter) und außerfamiliäre Kontakte (einen Jugendlichen im gleichen Alter, regelmäßige Kontakte mit der Praktikantin auch außerhalb der Wohnung) „der Schritt ins Leben“ erleichtert werden. Dem Vater sollte gleichzeitig eine Kompensation für die bei erhöhter Mobilität des Sohnes zeitweilig geringer werdende Nähe angeboten werden. Diese sollte durch den Ausbau seiner ihn interessierenden Übersetzungstätigkeiten angepeilt werden. Um einen neuen Computer kaufen zu können, sollten

innerfamiliäre Ressourcen (z. B. bisher verschmähte finanzielle Unterstützungsangebote der Oma) und vorhandene Zeitkapazitäten des Vaters für mehr Übersetzungsarbeit genutzt werden; ein Teilbetrag sollte durch den Antrag bei einer Familienförderungstiftung beigebracht werden. Die Schulfrage sollte u. a. Teil des jetzt anstehenden ersten Hilfeplangesprächs sein, zu dem die Rektorin der Schule eingeladen werden sollte. Das Hilfeplangespräch sollte im Amt stattfinden, damit sein formaler Charakter hervorgehoben würde. Der Hilfeplan rückt nun ins Zentrum; in ihm sollen weitere Maßnahmen festgelegt werden. Zum Beispiel die Erweiterung des Unterstützungssystems durch den punktuellen Einbezug von Großmutter, Mutter und Rektorin; die Etablierung eines formalen aus Manuel und Praktikantin gebildeten Settings – Subsystems des Unterstützungssystems – als Vorform einer ISE-Maßnahme nach § 35 Kinder- und Jugendhilfegesetz (ISE = intensive sozialpädagogische Einzelbetreuung); materielle und kommunikative Unterstützung bei der Beschaffung eines neuen Computers als dinglicher Metapher für die Hoffnung auf eine erwünschte und dennoch ängstigende Veränderung; die Einführung der den Schulbesuch enthaltenden Metapher „Sprung ins Leben“.

Manuel muss nun zum ersten Mal ins Amt, also die schützende Familienhöhle zusammen mit dem Vater verlassen.

Im *Hilfeplangespräch* wird mit der Rektorin eine Verlängerung der bisherigen Schonfrist bis zu den Sommerferien vereinbart. Bis dahin soll statt des „geraden Weges“ in die Schule der „Umweg“ über die oben skizzierten sozial aktivierende Maßnahmen versucht werden. In drei Monaten sollte ein zweites Hilfeplangespräch zur Bilanzierung des bis dahin begangenen Umweges stattfinden. Der Hilfeplan wurde dann festgelegt und von allen Beteiligten unterschrieben. Der *Hilfeplan* wird stets *festgelegt*; seine Erstellung mit allen relevanten Personen und seine Fortschreibung ist eine zentrale Methode der Jugendhilfe. Eine neue Metapher – „der Umweg“ – wird eingeführt, um den Veränderungsdruck abzumildern.

Im Folgenden fand dann ein Treffen zwischen Manuel und der Praktikantin statt, bei dem mithilfe des Familienbretts mögliche Zukünfte mit ihren Konsequenzen für die Gegenwart vorweggenommen wurden. Das *Familienbrett* als *darstellende Methode*, *hypothetische Fragen* als *verbale Methode* und *Zeit* als *soziales Konstrukt* werden eingeführt.

In einem Gespräch mit Großmutter, Vater und Manuel wurde ein etwas häufigerer Kontakt zwischen allen drei Familienmitgliedern besprochen – Stichwort „Keller ausmisten“ – und gemeinsam das Familiengenogramm erstellt. Die Beziehung innerhalb des *Dreigenerationensystems* wird durch *Hausaufgaben* und den gemeinsamen Blick auf die *Familiengeschichte* aktiviert. Das *Genogramm* ist in diesem Sinne eine *Interventionsmethode*; es erbrachte aber zugleich als „*diagnostische*“ *Methode* Informationen über bisher nicht genannte Familienmitglieder.

Zu einem weiteren Gespräch wurde die Mutter eingeladen. Trotz der verständlichen Widerstände des Vaters und einer offenkundigen Wut der Mutter auf ihren Ex-Mann konnte die Beziehung Mutter – Sohn ein wenig von den Beziehungen Vater – Sohn und Mutter – Vater abgekoppelt werden. Es wurde ein neuer Besuch von Manuel bei seiner Mutter und ihrer neuen Familie vereinbart. Dieses Gespräch war durch eine emotionale Intensität gekennzeichnet, die in manchen „offiziellen“ Therapien kein einziges Mal erreicht wird.

Die Verhakung des Sohnes in der konflikthafter Beziehung von Vater und Mutter – die so genannte *Triangulierung* – und seine Funktionalisierung für den immer noch bestehenden gegenseitigen Ablösungskampf der Eltern konnte gelockert werden. Die therapeutische Arbeit richtet sich nicht auf die Verbesserung der Elternbeziehung oder das persönliche Wachstum der Eltern, sondern auf die Unterstützung des Sohnes durch seine Mutter – ganz im Sinne der *Förderung des Kindeswohles*.

In einem weiteren Hilfeplangespräch wurden zwar erhebliche Veränderungen festgestellt, aber Manuel war immer noch nicht bereit, die reguläre Schule zu besuchen. Um den positiven

Veränderungsprozess nicht zu stoppen, kam man überein, nach einer anderen Schulungsform zu suchen, bis Manuel über weitere Schleifen des Umweges die Schule wird betreten können.

Anmerkungen

1 Der nachfolgend beschriebene Hilfe- bzw. Unterstützungsprozess, den die Familie Beierle und der Allgemeine Soziale Dienst gemeinsam gestalteten, ist in einem Lehrvideo dargestellt, das eine Projektgruppe an der Hochschule für Sozialwesen zusammen mit mir als Projektdozent erstellt hat. Wir haben für die Darstellung des Hilfeprozesses das Medium der Rollenspiele genutzt. Das Video kann zusammen mit einer Broschüre unter folgendem Titel bezogen werden: Wolf Ritscher (Hrsg.) et al. (2000): Die Beierle-Saga oder: Der Sprung ins Leben. Ein Lehrvideo zur Praxis der Systemischen Sozialen Arbeit mit Familien. Erstellt von der Projektgruppe „Systemische Soziale Arbeit“ an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen. Esslingen (Verlag der Hochschule für Sozialwesen). Bezugsadresse: Verlag der Hochschule für Sozialwesen Esslingen, z. Hd. Frau S. Hultenlocher, Flandernstr. 101, 73732 Esslingen (E-Mail: hulo@vw.hfs-esslingen.de).

2 Die kursiv gedruckten Ausdrücke verweisen auf theoretische und praktische Konzepte, die im weiteren Verlauf des Buches, vor allem im zweiten, fünften und sechsten Kapitel, dargestellt werden.

2

Exkurse zur systemischen Metatheorie

2.1 Der Systembegriff: Das Muster, das verbindet, seine Vordenkerinnen und Vordenker

Das Ziel meiner Arbeit ist es, die systemische Familientherapie theoretisch und praktisch in die Soziale Arbeit „einzufädeln“ und beide unter dem Dach des Systemkonzeptes zu verbinden. Das System als ein *hypothetisches Konstrukt*¹ und das darauf basierende Modell sozialer Systeme ist das beide verbindende Muster (siehe Bateson 1982, S. 15). Es eignet sich hierfür schon deshalb besonders gut, weil die Systemtheorie sich von Anfang an quer zur klassischen Einteilung der Wissenschaften in Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften entwickelte und statt deren Unterschiedlichkeit den gemeinsamen erkenntnistheoretischen Rahmen betonte.

Es waren Vertreterinnen aus allen drei klassischen Wissenschaftsbereichen, die teilweise parallel, teilweise in einem gemeinsamen Diskurs an diesem die Einzelwissenschaften übergreifenden Modell gearbeitet haben (vgl. Capra 1996):

- Der Biologe *Ludwig von Bertalanffy* – er schuf das Konzept des „Fließgleichgewichtes“.
- Der Mathematiker *Norbert Wiener*; er prägte den Begriff „Kybernetik“, der in den legendären Sitzungen der Macy-Gruppe zu einem hoch differenzierten Modell systemischer Kommunikation weiterentwickelt wurde.
- *Gregory Bateson*, der als Biologe und Anthropologe zusammen mit seiner damaligen Frau, der Anthropologin und Psychologin Margret Mead, Feldforschungen bei Südseestämmen durchführte und das Konzept der „symmetrischen, komplementären und reziproken Beziehungsmuster“ begründete. Als einer der Pioniere der Familientherapie erarbeitete er maßgeblich das Konzept des „Double-bind“ und formulierte grundlegende Überlegungen zur Überwindung der cartesianischen Geist-Körper-Spaltung.

- *Margret Mead*, die u. a. durch ihre die Beziehung der Geschlechter thematisierenden ethnologischen Feldforschungen im Südseegebiet und ihre sozialpsychologischen Studien berühmt geworden ist.
- *Walter Cannon*, ein Hirnphysiologe, der den Begriff der „Homöostase“ schuf. Damit ist der Prozess der Selbstregulierung gemeint, „der es Organismen erlaubt, einen Zustand des dynamischen Gleichgewichtes zu erhalten, wobei ihre Variablen innerhalb gewisser Toleranzgrenzen schwanken“ (Capra 1996, S. 58).
- *Ilya Prigogine*, ein Chemiker, der mit dem Konzept der „dissipativen Strukturen“ die Entwicklung von Systemen beschrieb, die aus stabilen Zuständen heraustreten, in einem instabilen Zustand ihre bisherige Ordnung auflösen und eine neue schaffen, durch die sie wieder in einen neuen stabilen Zustand zurückkehren. Mit diesem Konzept wurde eine neue Sicht der Beziehung von Ordnung und Chaos möglich.
- Die *Gestaltpsychologie* der Zwanzigerjahre (*Max Wertheimer, Wolfgang Köhler, Kurt Koffka*); sie erarbeitete, ausgehend von dem Satz des Philosophen *Christian von Ehrenfels*, „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“, das Konzept einer ganzheitlichen Wahrnehmung.
- Der Neurologe und Psychosomatiker *Victor von Weizsäcker* ersetzte die kausale und individuumzentrierte Orientierung der Medizin durch die „Verklammerung von Organismus und Umwelt“ (von Weizsäcker 1973, S. 191) und prägte dafür die Metapher des „Gestaltkreises“.
- Die Begründer der atomaren und subatomaren Physik, *Max Planck, Albert Einstein, Nils Bohr, Otto Hahn, Lise Meitner, Werner Heisenberg u. a.*, deren Forschungen wir die Grundzüge eines neuen Bildes der Welt und des Kosmos verdanken.

Diese Vordenkerinnen des Systembegriffs wiesen zugleich große Affinitäten zur Philosophie auf und knüpften an deren Diskurse an. So entwickelte sich unter verschiedenen theoretischen Ausgangspunkten

und Perspektiven ein Konzept des Systems, das in der Philosophiegeschichte schon in vielfältiger Weise vorausgedacht worden war (siehe Duss-von Werdt 1996, S. 6 ff.). Der Systembegriff findet sich schon bei Platon und Aristoteles. Kant unterscheidet in seiner *Kritik der Urteilskraft* das Maschinensystem von einem lebendigen System. Hegels Impulse für eine systemische und dialektische Kommunikationstheorie hat Helm Stierlin in einem Buch aufgearbeitet, dessen Titel eine berühmte Formulierung aus der *Phänomenologie des Geistes* wiedergibt: *Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen* (Stierlin 1972). Buber paraphrasierte in seiner Dialogphilosophie die Essenz des jüdisch-christlichen Schöpfungsmythos (Johannes 1, 1: „Im Anfang war das Wort“) und formulierte: „Im Anfang ist die Beziehung“ (Buber 1983, S. 25). In der Beziehung konstituiert sich das „Ich“ zum „Du“ und umgekehrt, sodass beide erst im „Wir“ zu ihrer eigenen Existenz finden. Der Bereich, in dem sich das „Wir“ gestaltet, nennt Buber „das Zwischen“ – und nimmt damit das Konzept der „Organisation von Beziehungen“ vorweg: „Das Wesentliche ... vollzieht sich nicht in dem einem und dem andern Teilnehmer, noch in einer beide und alle Dinge umfassenden neutralen Welt, sondern im genauesten Sinne *zwischen beiden*, gleichsam in einer nur ihnen beiden zugänglichen Dimension“ (Buber 1982, S. 166; Hervorh.: W. R.).

Schon diese kurzen Verweise machen deutlich, in welchem komplexen Traditionsprozess wir eingesponnen sind, wenn wir heute den Begriff des Systems verwenden.

Vielleicht kann uns eine solche Rückbesinnung davor bewahren, die heute gängigen systemischen Handlungskonzepte als pure Techniken zu missbrauchen. Ihr Wert für die menschenfreundliche Entwicklung von sozialen Systemen, die als „problematisch“ bezeichnet werden, resultiert gerade aus ihrer Einbettung in die philosophische Frage nach dem Menschen als Teil eines größeren Ganzen; das ist zugleich die Frage nach dem Sinn seiner Existenz.

2.2 Systemdenken, Ökologie und Sozialarbeit

Wir gestalten unsere Interaktionen in sozialen Räumen. Landschaften, der Himmel über und die Erde unter uns, Gebäude, Straßen und ihre Verknüpfung mit Organisationen bzw. Institutionen im Gemeinwesen stecken als dreidimensional wahrgenommene Räume unsere Handlungsfelder ab. Wir gestalten sie und sie gestalten uns in einem zeitlichen Verlauf, den wir zunächst als die Linie Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft erleben. Wir lassen Beziehungsräume entstehen und vergehen, wir entwickeln in ihnen neue Situationen, durch die sich Vergangenes aufhebt und Zukunft vorweggenommen wird. Räumliches Sein lebt im zeitlichen Werden; ohne diese Verknüpfung gäbe es keine lebenden Systeme.

Die Gesamtgesellschaft oder gar die Welt insgesamt ist – wie auch die Natur und das Universum – Kontext der engeren sozialen Räume.

Diese überschaubaren Räume lassen sich mithilfe des griechischen Begriffs *oikos* erschließen. *Oikos* war der Haushalt als Wirtschaftseinheit. In ihm verbanden sich die gemeinsam produzierenden und ihren Lebensunterhalt („Reproduktion“) sichernden Menschen mit dem bearbeiteten Boden, den Tieren, Pflanzen, Gebäuden und Werkzeugen. Er gewährleistete auch den Austausch mit anderen Wirtschaftseinheiten, z. B. durch Handelsbeziehungen.

Die moderne Ökologie betont unter Bezug auf dieses traditionelle System vor allem den Gesichtspunkt einer wechselseitigen Abhängigkeit zwischen der „ersten Natur“ und dem Menschen als sozialisierter, „zweiter Natur“. Das setzt einen Ausgleich der Interessen und die Respektierung der Natur als Lebensgrundlage aller daran Beteiligten voraus.

Wenn wir den Aspekt der Balance zwischen System und Umwelt im Interesse der Lebensfähigkeit beider zu einer grundlegenden systemischen Perspektive machen, erweisen sich nicht nur Biotope, sondern auch Menschen (biopsychosoziale Systeme) und gesellschaftliche Umwelten als Ökosysteme. In ihnen verbinden sich

biopsychosoziale, kommunikative und natürliche Systeme in gegenseitiger Abhängigkeit und sichern dadurch ihr Überleben und ihre Entwicklung.

Für die soziale Ökologie ist darüber hinaus das Konzept der „sozialen Netzwerke“ von besonderer Bedeutung. Durch sie sind Menschen mit Menschen und sozialen Organisationen/Institutionen wissentlich und unwissentlich, direkt und indirekt verbunden. In den Netzwerken zirkulieren Informationen, die verbinden und voneinander abhängig machen. Netzwerke können gegenseitige oder einseitige Hilfen oder Behinderungen für einen „gelungenen Alltag“ (Thiersch 1992) etablieren. Formelle Netzwerke sind offizielle Organisationen/Institutionen, informelle Netzwerke entstehen durch private Entscheidungen und sind schneller auflösbar (zum Netzwerkkonzept siehe Keupp 1988b).

Im Sinne der Ökologie müssen System, Umwelt und die ausbalancierte Beziehung zwischen beiden als eine zusammengehörende Gestalt betrachtet werden: Ein System existiert nur mithilfe seiner Umwelt, die es zu erhalten gilt und mit der es sich zusammen entwickelt. Die Begriffe System und Ökologie können gleichbedeutend verwendet werden: Ökologisches Denken ist systemisches Denken.²

Pure natürliche Ökosysteme (erste Natur) gibt es nicht mehr. Der Mensch hat die Natur zu seiner Entwicklungsressource gemacht und sie dabei nachhaltig sozial verändert. Dabei ist die systemische Balance verloren gegangen, und es ist die Aufgabe der Gegenwart und Zukunft, sie auf einem neuen Niveau wiederherzustellen. Eine moderne soziale Ökologie muss darüber hinaus – im Gegensatz zur antiken Sklavenhaltungsgesellschaft – die wechselseitige Anerkennung aller Menschen betonen. Das wird in den Grund- bzw. Menschenrechten festgeschrieben, welche die Wertebasis aller westlichen Demokratien bilden.

Neben den wechselseitigen Abhängigkeits- und Austauschbeziehungen sind es vor allem die Konzepte der Balance

und der gemeinsamen Entwicklung, die ökologisches und systemisches Denken miteinander verbinden.

- Lebensfähige Systeme benötigen die *immer wieder herzustellende Balance in ihrem Binnenraum sowie zwischen sich und den Systemen der äußeren Umwelt*. Die chronische Überbetonung eines Elementes, eines Teilsystems oder eines Systems gegenüber den anderen stellt die Lebensfähigkeit des Ganzen infrage. Die Umweltbewegung hat seit den Siebzigerjahren darauf hingewiesen, dass die gegenwärtige Vorherrschaft der Naturverwertung über die Pflege der natürlichen Ressourcen alle sozialen Systeme dieser Erde bedroht. Deren Lebensfähigkeit gründet sich auf der Verschränkung von Natur und vergesellschaftetem Menschen. Zeitweilige Dominanzen, die manchmal auch entwicklungsfördernd sein können, müssen zugunsten der Entwicklung anderer Bereiche des Gesamtsystems wieder in den Hintergrund treten; meistens geschieht das im Kontext von Krisen. Die im gesellschaftlichen Diskurs der Industrieländer praktizierte Vorherrschaft des *Ausbeutungsparadigmas* gegenüber dem *Nachhaltigkeitsparadigma* (siehe Kopfmüller et al. 2001) führt z. B. zur Erwärmung der Erdatmosphäre und in deren Gefolge zu Stürmen, Überschwemmungen und anderen vom Menschen gemachten „Naturkatastrophen“³. Diese sind mit sozialen Krisen verknüpft: Kinder werden zu Waisen, Familien verlieren Heimat und Wohnung, Eltern ihren Arbeitsplatz. Ein anderes Beispiel ist die zu einer Krise führende Unterdrückung einer nationalen Minderheit durch die sich absolut setzende Mehrheit. Tritt in diesem Fall das Dominanzparadigma nicht zugunsten des Kooperationsparadigmas in den Hintergrund, droht eine Eskalation der Gewalt, die sich dann auch gegen die nationale Mehrheit der Gesellschaft richtet. Auch die Ausgrenzung verarmter Minderheiten durch die materiell gesicherte Mehrheit einer Gesellschaft erweist sich im Sinne der notwendigen

ökosystemischen Balance als problematisch. Deren blockierte Entwicklungsmöglichkeiten finden ihren Ausdruck in steigenden Kriminalitätsraten, einem sich selbst und andere schädigenden Drogenkonsum oder innerfamiliären Gewalttätigkeiten. Diese wirken rekursiv auf die materiell gesicherte Mehrheit zurück, indem auch diese von Kriminalität, Drogen und einer allgemeinen Unsicherheit betroffen ist.

In der klassischen Systemtheorie findet sich diese Idee der immer wieder neu herzustellenden Balance in dem Konstrukt des „Fließgleichgewichtes“ (von Bertalanffy)⁴ und der „Ordnung durch Fluktuation“ (Prigogine)⁵.

- Das Konzept der *Koevolution* verweist auf das gemeinsame Wachstum in Systemen. Die Kontextbezogenheit von Systemen bringt es mit sich, dass Systeme nur in Abhängigkeit von ihren eigenen inneren und äußeren Umwelten, also in einer gemeinsamen Entwicklung von System und Umwelten („Koevolution“, Willi 1985) überleben können. Blockiert ein System die Lebensfähigkeit seiner Umweltsysteme, blockiert es auch seine eigenen Ressourcen und Überlebenschancen. Die politisch-kulturelle Ökologiebewegung hat darauf mit allem Nachdruck hingewiesen. Diese wechselseitige existenzielle Abhängigkeit erfordert auf der Ebene menschlicher sozialer Systeme eine Ethik der Nachhaltigkeit, Verantwortlichkeit und Akzeptanz des Eigenwertes aller anderen Menschen und der Natur. Eine Regierung, die gesellschaftliche Minoritäten drangsaliert, gräbt sich letztlich selbst ihr Grab, auch wenn das lange dauern mag; ein Staat, der die Lebensrechte anderer Völker missachtet, baut seine Existenz auf tönernen Füßen. Ein Vater, der seine Kinder misshandelt bzw. missbraucht, betreibt nicht nur „Seelenmord“ (Wirtz 1992) an seinen Kindern, sondern auch an sich selbst. Er untergräbt nicht nur die Beziehungsfähigkeit der Kinder, sondern auch seine eigene. Ökologie betont also die *gemeinsame* Überlebenschancen durch die Etablierung einer „positiven Gegenseitigkeit“ (Stierlin

1972), eines gemeinsamen Wachstums und eines auf Gerechtigkeit basierenden Austausches.

Ausgleich zwischen unterschiedlichen Teilsystemen und ihre *Koevolution* sind also die wesentlichen Merkmale des systemischen und des ökologischen Paradigmas.

2.3 Erkenntnistheoretische Voraussetzungen der Systembeobachtung, -beschreibung und -erkenntnis

Systemisches Wahrnehmen, Beobachten, Erkennen, Denken, Fühlen richtet sich immer auf Kommunikation, d. h. die Verknüpfung von Menschen, Tieren, Pflanzen, Gedanken, Gefühlen und Dingen durch bedeutungsvolle Beziehungen und ihre Organisation in einer Gesamtgestalt, die wir System bzw. Ökosystem nennen.

Entscheidend für das systemische Denken ist der Paradigmenwechsel von einer objektiven zu einer epistemischen Wissenschaft: „... zu einem Denksystem, in dem die Epistemologie – die Art der Fragestellung – ein integraler Bestandteil wissenschaftlicher Theorien wird“ (Capra 1996, S. 56). Systemisches Denken, Forschen und Handeln postuliert die Einheit von Denkerin und Gedachtem, Beobachterin und Beobachtetem, Ego und Alter in der Kommunikation. Alle umgangssprachlichen und wissenschaftlichen Aussagen stehen unter diesem Axiom der *Einheit von Beobachterin und Beobachtetem* und der zwischen ihnen geknüpften Beziehung. Deshalb geben sie kein objektiv gesichertes Wissen über die Wirklichkeit wieder, sondern Beschreibungen und Erklärungen der Wirklichkeit im Lichte der von der Beobachterin verwendeten Theorien sowie der im Beobachtungssystem relevanten und deshalb von der Beobachterin gewählten Themen (vgl. auch Heisenberg 1959, S. 40).

Pointiert ausgedrückt: Wenn wir von einem System sprechen, sprechen wir über ein Modell in unserem Kopfe, mit dessen Hilfe wir die Wirklichkeit wahrnehmen, beschreiben, erklären, theoretisieren und handelnd gestalten. Mithilfe des Systemmodells stellen wir *soziale* Wirklichkeiten noch einmal her; wir rekonstruieren sie, indem wir ihnen einen neuen Rahmen und darin bestimmte Bedeutungen geben. Im Gegensatz zu Erkenntnistheorien, welche das Primat und die Unabhängigkeit der äußeren Realität betonen, stellt die „Kybernetik zweiter Ordnung“ („the second cybernetics“, Maruyama

nach Capra 1996, S. 80) die Verbindung, Gleichzeitigkeit und Gleichwertigkeit von beschreibender Person und beschriebener Wirklichkeit heraus. Sie betont die „Konstruktion der Wirklichkeit(en)“ durch die Beobachterin. Da es auch harte, z. B. materielle Wirklichkeiten und ihre Gesetzmäßigkeiten gibt, die nicht allein durch Denkprozesse entstanden und aktuell auch nicht in ihrer Existenz, sondern höchstens in ihrer Bedeutung für die Beobachterinnen veränderbar sind, schlage ich den Begriff *subjektive Rekonstruktion der Wirklichkeit* vor. Dadurch wird das Dilemma vermieden, einerseits Wirklichkeit als reine Kopfgeburt zu verstehen und andererseits in einen platten Materialismus zu verfallen, der das menschliche Gehirn als Container für die gegenstandsgetreuen Abbilder der Umwelt auffasst.

Die erkenntnistheoretische Konsequenz dieser Hypothese heißt: Es gibt keine Möglichkeit, Wirklichkeit in einem Eins-zu-eins-Verhältnis abzubilden bzw. objektiv darzustellen. Es gibt also auch keine absolut richtigen oder falschen Aussagen, denn solches setzte voraus, was die zweite Kybernetik bestreitet: eine von der Beobachterin unabhängig beobachtbare, beschreibbare, analysierbare und nach objektiven Gesetzen im Experiment reproduzierbare soziale Wirklichkeit. Maturana spricht in diesem Zusammenhang von „Objektivität in Klammern“ (zit. nach Hargens 1987).

Im Gegensatz zum „Radikalen Konstruktivismus“, der in der Folge einer radikalisierten „Kybernetik zweiter Ordnung“ die Welt nur noch als Erfindung der Beobachterin definiert (siehe von Foerster in Watzlawick 1990, S. 36), bevorzuge ich den Begriff der *Rekonstruktion der Wirklichkeit* durch eine Beobachterin.

Diese Rekonstruktion kann durchaus zu einer neuen, bisher noch nie da gewesenen Gestalt führen; aber auch sie enthält *Reproduktionen* von Umweltkomponenten, die im schöpferischen Akt zu einer neuen Gestalt verknüpft werden (siehe Ritscher 1998).

Die wissenschaftstheoretische Konsequenz dieser Hypothese heißt, dass die subjektiven Voraussetzungen für die drei Bereiche der Rekonstruktion von Wirklichkeit – Beschreibung, Erklärung und

Bewertung – durch die Beobachterin transparent gemacht werden. Die Beschreibung der Wirklichkeit sagt mehr über die Beschreiberinnen und ihre Sichtweisen aus als über die Wirklichkeit selbst. Deshalb müssen die der Beobachtung vorauslaufenden und durch sie aktivierten Theorien, Modelle, Begrifflichkeiten der Beobachterin und ihre Erkenntnisinteressen (Habermas 1973) sowie der methodisch gesicherte Weg der Erkenntnis benannt werden und kritisierbar sein.

Für die Soziale Arbeit und Therapie als Handlungswissenschaften sind darüber hinaus das methodisch gesicherte Handeln, vorab benennbare Ziele und ihr Vergleich mit den Ergebnissen (Evaluation) wesentliche Kriterien.

Die ethische Konsequenz dieser Sichtweise fordert eine Akzeptanz anderer Sichtweisen und die Übernahme von Verantwortung für das eigene Handeln, seine Voraussetzungen und kommunikativen Folgen.

Die *methodische Konsequenz* verlangt Interventionen, die auf Dialog und Kooperation angelegt sind und die Gleichwertigkeit ihrer Adressatinnen und der intervenierenden Professionellen betonen. Beispielhaft hierfür ist die Methode des *Reflecting Team* (vgl. [6.6.3.2](#)).

Die politische Konsequenz heißt: Einerseits müssen wir uns um eine hohe professionelle Kompetenz bemühen. Wir sind Fachleute für in der bisherigen Geschichte des Problemsystems noch nicht oder nicht genügend thematisierte Problemlösungsstrategien. Andererseits bleiben unsere Auftraggeberinnen die Spezialistinnen für ihren Alltag, und ich persönlich kenne nur wenige, deren Bemühungen zur Alltagsbewältigung mir keinen Respekt abverlangt.

2.3.1 Die Einheit von Beobachterin und Beobachtetem und ihre Folge für die Soziale Arbeit

„Der entscheidende Zug der Atomphysik ist, daß der menschliche Beobachter nicht nur für die Beobachtung der Eigenschaften eines Objekts notwendig ist, sondern sogar, um diese Eigenschaften zu definieren. In der Atomphysik können wir nicht von den Eigenschaften eines Objektes als solchem sprechen. Sie sind nur im Zusammenhang mit der Wechselwirkung des Objektes mit dem Beobachter von Bedeutung ... Der Beobachter entscheidet, wie er die Messungen aufstellt, und diese Anordnung entscheidet bis zu einem gewissen Grad die Eigenschaften des beobachteten Objekts. Wird die Versuchsanordnung verändert, ändern sich die Eigenschaften des beobachteten Objektes ebenfalls“ Capra 1984, S. 141).

Diese für die mikroskopische Welt getroffene Feststellung kulminiert in der von Heisenberg formulierten „Unschärferelation“⁶; die „zweite Kybernetik“ hat sie für die Sozial- bzw. Kommunikationswissenschaften und damit für die Größenordnung der menschlichen Welt erschlossen. Auch für die Wahrnehmung, Beschreibung, Analyse und Bewertung sozialer Wirklichkeiten hat die Aussage der Einheit von Beobachterin und beobachteten Systemen erhebliche theoretische und praktische Konsequenzen. Die Forscherin steht nicht einer objektiven Wirklichkeit gegenüber, die sie vermessen, beschreiben und kausal erklären kann. Stattdessen schließen sich sie und der von ihr festgelegte erforschte Ausschnitt der Wirklichkeit zu einem Beobachtungssystem zusammen, das den transparent zu machenden Kontext der wissenschaftlichen Aussagen darstellt. Diese für die wissenschaftliche Forschungspraxis getroffene Feststellung gilt entsprechend für die kommunikative Alltagspraxis. In der „Handlungs- bzw. Aktionsforschung“ (Moser 1975; Zinnecker et al. 1975) wird diese Sichtweise schon lange vertreten.

Der „zweiten Kybernetik“ folgend, hat die systemische Familientherapie immer schon betont, dass durch den Zusammenschluss von zwei eigenständigen Systemen – dem Therapeutinnen- und dem Klientinnensystem – ein neues, zeitlich

begrenztes Unterstützungssystem entsteht. Es folgt seinen eigenen Gesetzen. Selvini Palazzoli sprach in diesem Zusammenhang vom übergeordneten „Metasystem“ (Selvini Palazzoli et al. 1989); Minuchin u. a. beschrieben die Bildung dieses „therapeutischen Systems“ (Minuchin u. a. 1989), Goolishian und Anderson sprachen von einem „problemdeterminierten System“: „Es organisiert sich um das Sprechen über bestimmte Fragen, die das System enthält und über die bestimmte Personen besorgt oder beunruhigt sind“ (Goolishian u. Anderson 1988, S. 200). Lösungsorientierte Therapeuten wie de Shazer u. a. richten ihre Interventionen auf das Problemlösesystem (de Shazer 1989). Dieser Kontext integriert Therapeutinnen und Klientinnen unter der Zielsetzung „Problemlösung“ für kurze Zeit zu einem System. Für die Praxis bedeutet dies, dass auch noch so detaillierte Informationen, die über eine Familie, ihre Lebenswelt und ihren Alltag vorliegen bzw. im Familieninterview gewonnen werden, kein objektives diagnostisches Bild dieses Systems erbringen. Sie sind an das von der Sozialarbeiterin und ihren Auftraggeberinnen gebildete Unterstützungssystem gebunden, d. h. an die Beziehung und das zwischen beiden Seiten entstehende Muster. Von Bedeutung für ihre Beziehung und die darin entstehenden Informationen sind u.a. die „Tagesform“ der Beteiligten, der institutionelle Kontext, in dem die Arbeit stattfindet, eventuelle Teambeziehungen und der „Überweisungskontext“ (siehe 6.2.4). Für die Sozialarbeit, Beratung und Therapie umfassende systemische Arbeit empfiehlt sich statt der Verwendung des Begriffs „Therapiesystem“ die Verwendung des Begriffs „Unterstützungssystem“, statt „Klientin“ „Auftraggeberin“⁷. Dadurch werden die klinische Einengung auf Therapie vermieden, Probleme auch jenseits ihrer Lösung ernst genommen und das durch die „Hilfe zur Selbsthilfe“ angestrebte „Empowerment“ betont. In der Folge dieser Überlegungen erhalten auch Diagnosen einen zum medizinischen Kontext unterschiedlichen Stellenwert. Sie sind keine objektiven Beschreibungen eines Zustandes, aus denen möglichst eindeutige lineare Behandlungsmaßnahmen abzuleiten sind.

Stattdessen sind sie Momentaufnahmen eines doppelerspektivischen Beziehungs- und Beschreibungsprozesses. Sie sind abhängig von den Voraussetzungen der Beobachterinnen – phänomenologisch gesprochen von deren Standort und Perspektive – sowie dem aktuellen Kontakt mit dem zu diagnostizierenden System.

Die Beschreibung ist in den Kontext einer Beziehung eingebettet, in dem sich Auftraggeberinnen und Professionelle wechselseitig beeinflussen. Elkaim nennt diese wechselseitige Beeinflussung „Resonanz“ (Elkaim 1992). Er erweitert damit das auf die intrapsychischen Prozesse von Analytikerin und Analysandin fokussierende psychoanalytische Konzept der *Übertragung* – *Gegenübertragung*. Das erfordert seitens der Professionellen, ihr Augenmerk auf eigene beziehungsfördernde Einstellungen und Verhaltensweisen zu lenken.⁸ Darüber hinaus entsteht bei der Beschreibung des Problemsystems und seiner Umweltbeziehungen durch die Auftraggeberinnen eine eigene Sichtweise der Sozialarbeiterin bezüglich dieser Beschreibungen; sie schlägt sich in ihren Hypothesen und Fragen nieder. Wenn also die Bezirkssozialarbeiterin die Mutter eines in der Schule auffälligen Kindes zu einem ersten Gespräch in ihr Arbeitszimmer eingeladen hat, sind die dort zur Sprache kommenden Informationen an das aktuelle Beziehungssystem gebunden. Wenn sie die Familie zu Hause aufsuchte, könnte die Mutter im Beisein der anderen Familienmitglieder ganz anders sprechen, und eine andere Sozialarbeiterin würde vielleicht nochmals ganz andere Informationen erhalten. Die Adressatinnen von Therapie und Sozialer Arbeit sagen also nicht „die Wahrheit“, sondern reduzieren die Komplexität der Wirklichkeit unter Kriterien wie soziale Erwünschtheit, soziale Konformität, Sympathie vs. Antipathie, Vertrauen vs. Misstrauen, Hilfe- vs. Kontrollerwartung. Ihnen bei einer unterschiedlichen Darstellung ihrer Lebenswirklichkeiten absichtsvolle Manipulationsversuche („Lügen“) zu unterstellen und eventuell als Professionelle beleidigt zu sein – „weil man doch nur das Beste will“ –

missachtet die systemische Einsicht in die Kontextabhängigkeit jeder Wirklichkeitsbeschreibung.

Dieses Beispiel zeigt: Auch das beobachtete System bzw. der beobachtete Mensch unterliegt dem Prinzip der Rekonstruktion von Wirklichkeit. Er nimmt die Beobachterin wahr, schreibt ihren Handlungen Bedeutungen zu und antwortet darauf, was wiederum zu einer Antwort der Beobachterin führt.

Durch dieses Wechselspiel entsteht bedeutungsvolle Kommunikation, und das dabei sich bildende Beobachtungssystem zeichnet sich durch folgende Elemente aus:

- Rollenverteilungen, z. B. Beobachterin vs. beobachtete Person bzw. Personen;
- Regeln, z. B. unterwerfen sich die beobachteten Personen in einem klassischempirischen Experiment den von der Versuchsleiterin festgelegten Regeln;
- Statusfestlegungen, z. B. verfügt in diesem Kontext die Versuchsleiterin über mehr Informationen als die beobachtete Person;
- Beziehungsmuster, z. B. wird in diesem Kontext ein komplementäres Beziehungsmuster hierarchischer Prägung etabliert.

Beobachterin (= beobachtendes System) und beobachtete Person bzw. Personen (= beobachtetes System) unterliegen aufgrund des Prinzips der Rekonstruktion von Wirklichkeit einer wechselseitigen Unsicherheit und Undurchschaubarkeit. Denn das Verhalten der jeweils anderen ist in einem freiheitlichen, d. h. nicht totalitär organisierten Kontext nicht erzwingbar.⁹ Auch filigran ausgetüftelte pädagogische Methoden können das Verhalten der Schülerinnen nicht eindeutig determinieren, d. h., Lehrerinnen können es zwar vorweg festlegen, aber ob die Schülerinnen sich danach richten, bleibt prinzipiell unsicher: *Instruktive Interaktion ist nicht möglich.*

Dennoch versuchen wir, diese Festlegung der anderen auf das von uns erwünschte Verhalten zu erreichen, um für uns ein (trügerisches)

Gefühl der Sicherheit und Kontinuität herzustellen. Wir etablieren eine „Als-ob-Kommunikation“ und versuchen in deren Rahmen, das Verhalten der anderen mental vorwegzunehmen und uns in unserem Verhalten prophylaktisch darauf einzustellen. Der Begründer des „Symbolischen Interaktionismus“, George Herbert Mead (1973), hat diese Struktur der Antizipation im Rahmen seiner sozialpsychologischen Rollentheorie herausgearbeitet.

Trotz dieser Versuche bleibt unser kommunikatives Handeln letztlich unbestimmbar, denn wir können nicht in den Köpfen der anderen lesen. Wir berühren uns mit unseren kommunikativen Anfragen; ob wir uns treffen und den Wünschen der anderen entsprechend antworten, bleibt unsicher. Luhmann nennt diesen Sachverhalt „Kontingenz“¹⁰. Diese Unbestimmbarkeit geht von allen Partnerinnen in der kommunikativen Situation aus und ist daher wechselseitig. In Luhmanns Begrifflichkeit handelt es sich deshalb um eine „doppelte Kontingenz“ (Luhmann, zit. in Ludewig 1992, S. 97). Die Sozialarbeiterin kann deshalb nicht davon ausgehen, dass ihre Auftraggeberin bzw. Adressatin das tut, was sie von ihr erwartet; sie muss sich immer wieder neu um deren Bereitschaft zur Kooperation bemühen. Das entspricht der modernen Beschreibung von Sozialer Arbeit, Beratung und Therapie als einer Dienstleistung.

2.4 Systemische Perspektiven der Beschreibung sozialer Wirklichkeiten oder: Das System im Kopf der Beobachterin

Für die Integration der folgenden sehr abstrakten Überlegungen in erfahrungsnaher Bilder schlage ich vor, die Familie immer als Beispiel mitzudenken. Dieses soziale System kennen wir alle gut – privat und viele Leserinnen sicher auch professionell.

2.4.1 Übergeordnete Definitionen

Im Folgenden stelle ich ein aus sechs Perspektiven bestehendes Modell für die Beschreibung und Analyse sozialer Wirklichkeiten vor. Durch seine Anwendung werden soziale Wirklichkeiten als soziale Systeme wahrgenommen, beobachtet, beschrieben und analysiert – also rekonstruiert. Ich entwerfe und formuliere dieses Modell unter einem sozialwissenschaftlichen Gesichtspunkt. Das heißt, es geht um ein Modell für soziale Beziehungen, das auf die Gesellschaft als Ganzes und einzelne soziale Kontexte, wie Familie, Nachbarschaft, Schule oder professionelle soziale Unterstützungssysteme, angewendet werden kann.

Ein System lässt sich erkenntnistheoretisch (epistemologisch), im Hinblick auf seine Erscheinung (phänomenologisch) und durch die Bedingungen der Möglichkeit seiner Existenz (transzendental) definieren.

- *Erkenntnistheoretisch:* Das Modell systemischer Perspektiven lässt sich als ein ordnender Rahmen verstehen, der von einer Beobachterin für die Systematisierung ihrer Wahrnehmung, Beschreibung, Analyse und Rekonstruktion benutzt werden kann. Mit seiner Hilfe lassen sich soziale Wirklichkeiten als Beziehungsereignisse bzw. Situationen verstehen. Ihre Bedeutung, ihr Sinn und ihre Funktion erschließen sich durch die Bezugnahme auf ihre Kontexte.¹¹

Beispiel: Die an den Sohn gerichtete Strafpredigt eines Vaters lässt sich im Rahmen des Konzeptes „die Familie als System“ als eine familiäre Beziehungssituation deuten, in die alle Familienmitglieder direkt oder indirekt verwickelt sind. Die Mutter hat vielleicht den Vater auf die Verfehlung der Kinder aufmerksam gemacht, die Tochter verdrückt sich, weil sie weiß, dass sie nach dem Bruder an der Reihe ist, und deshalb bekommt er es gleich für beide ab.

- *Phänomenologisch:* Mithilfe der erkenntnisleitenden systemischen Perspektiven verknüpft die Beobachterin die Teile

(Elemente) einer sozialen Situation zu einer in den Vordergrund der Betrachtung tretenden, vom Hintergrund abgegrenzten einheitlichen *Gestalt*. Deren sich selbst organisierende Strukturen werden durch die Interaktion dieser Teile selbst geschaffen und erhalten zugleich das Gesamtsystem.

Beispiel: Mutter, Vater, Tochter und Sohn werden als Elemente des Familiensystems gesehen, deren allseitige Kommunikation Verhaltensregeln schafft, die das System selbst erhalten. Regeln wie „Am Samstag beteiligen sich alle Familienmitglieder am Hausputz“ bringen diese in einer Beziehungssituation zusammen, in der sie sich als Mitglieder ihrer und keiner anderen Familie erleben und definieren können.

- *Transzendental:* Die Interaktionen zwischen den Teilen eines Systems erschaffen seine Organisation, d. h. das sie verbindende Muster. Erst durch das Muster entsteht die Gestalt, durch welche das System in seiner Besonderheit identifizierbar ist. Das Muster wiederum gibt den Interaktionen ihren Sinn und macht sie zu für das System bedeutsamen kommunikativen Handlungen. Sie werden dadurch zum Teil der bewussten und dargestellten Geschichte des Systems (Tradition) und ermöglichen dessen Zukunft. Muster und aktuelle Interaktionen sind also in einer Rückkoppelungsschleife verbunden: Das Muster entsteht als neue Qualität aus den Interaktionen und ermöglicht zugleich, dass Interaktionen Sinn ergeben, also zu Informationen werden. In sozialen Systemen setzt sich das Muster aus Rollen, Regeln, Statuszuschreibungen und immer wiederkehrenden Verhaltenssequenzen zusammen. Bateson hat für die menschliche Kommunikation drei Beziehungsmuster identifiziert und nannte sie Symmetrie, Komplementarität und Reziprozität (siehe Ritscher 1998, S. 204 ff.). Darüber hinaus gibt es Muster der Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit, der Kontinuität und der Unterbrechung.

Beispiel: Mutter, Vater und Kind essen gemeinsam am Tisch. Dabei gelten bestimmte Regeln, die durch viele Essenssituationen gebildet und gefestigt worden sind. Sie gelten auch für weitere Situationen – in denen es immer die Möglichkeit ihrer Veränderung gibt. Ohne Regeln, z. B. dass sich nicht alle gleichzeitig auf den Suppentopf stürzen, dass man zum Essen der Suppe einen Löffel und keine Gabel benutzt, dass man den Mund jetzt zum Essen und nicht zum Reden benutzt, fände die gemeinsame Mahlzeit nicht statt. Dann entstünde keine Situation, welche die Handlungen der Familienmitglieder verbindet und damit die Identität ihrer Familie sichert. Das spezifische Muster für die Essenssituation könnte auch in der Dimension „Gleichzeitigkeit – Ungleichzeitigkeit“ beschrieben werden. Zum Beispiel versammeln sich alle Familienmitglieder gleichzeitig am Tisch und beginnen gleichzeitig zu essen. Oder sie treffen nacheinander ein und beginnen zu verschiedenen Zeitpunkten mit ihrer Mahlzeit. Die unterschiedlichen Muster enthalten unterschiedliche Informationen über die Werte der Familie: In dem ersten Fall steht die Idee der Familie als eines den einzelnen Mitgliedern übergeordneten Ganzen im Vordergrund; im zweiten Fall wird die Individualität der Familienmitglieder betont.

2.4.2 Perspektiven für die systemische Beschreibung sozialer Wirklichkeiten im Überblick

Die vorgeschlagenen Perspektiven für die Beschreibung sozialer Wirklichkeiten, die dadurch als soziale Systeme dargestellt werden, sind in [Abbildung 2](#) dargestellt. Der Blick fällt zunächst auf ihre Mitte. Hier befindet sich eine Illustration der Idee, *das System als Gestalt* zu beschreiben. Ich habe dafür die Familie gewählt – Eltern, Kind, das Fernsehgerät, deren Beziehungen zueinander durch die Pfeillinien symbolisiert sind. Alle Mitglieder einer Familie sind durch kommunikative Rückkoppelungsprozesse miteinander verbunden; auch nichtmenschliche Lebewesen (z. B. Hunde) oder materielle Objekte (z. B. ein Fernsehgerät) können als bedeutsame Beziehungspartner verstanden werden. Sie alle bilden das System Familie, das sich einer Außenbeobachterin u. a. durch seine wahrnehmbare Grenze und seine Veränderungen als raum-zeitliche Gestalt präsentiert. Mit dieser zusammen bildet die Familie entsprechend dem Axiom der Einheit von Beobachterin und Beobachtetem das Beobachtungssystem.

Um diese Illustration des Systems als Gestalt sind die drei *zentralen* Perspektiven angeordnet: Systembeobachtung und -erkenntnis, Beziehungen und das System als raum-zeitliche Gestalt.

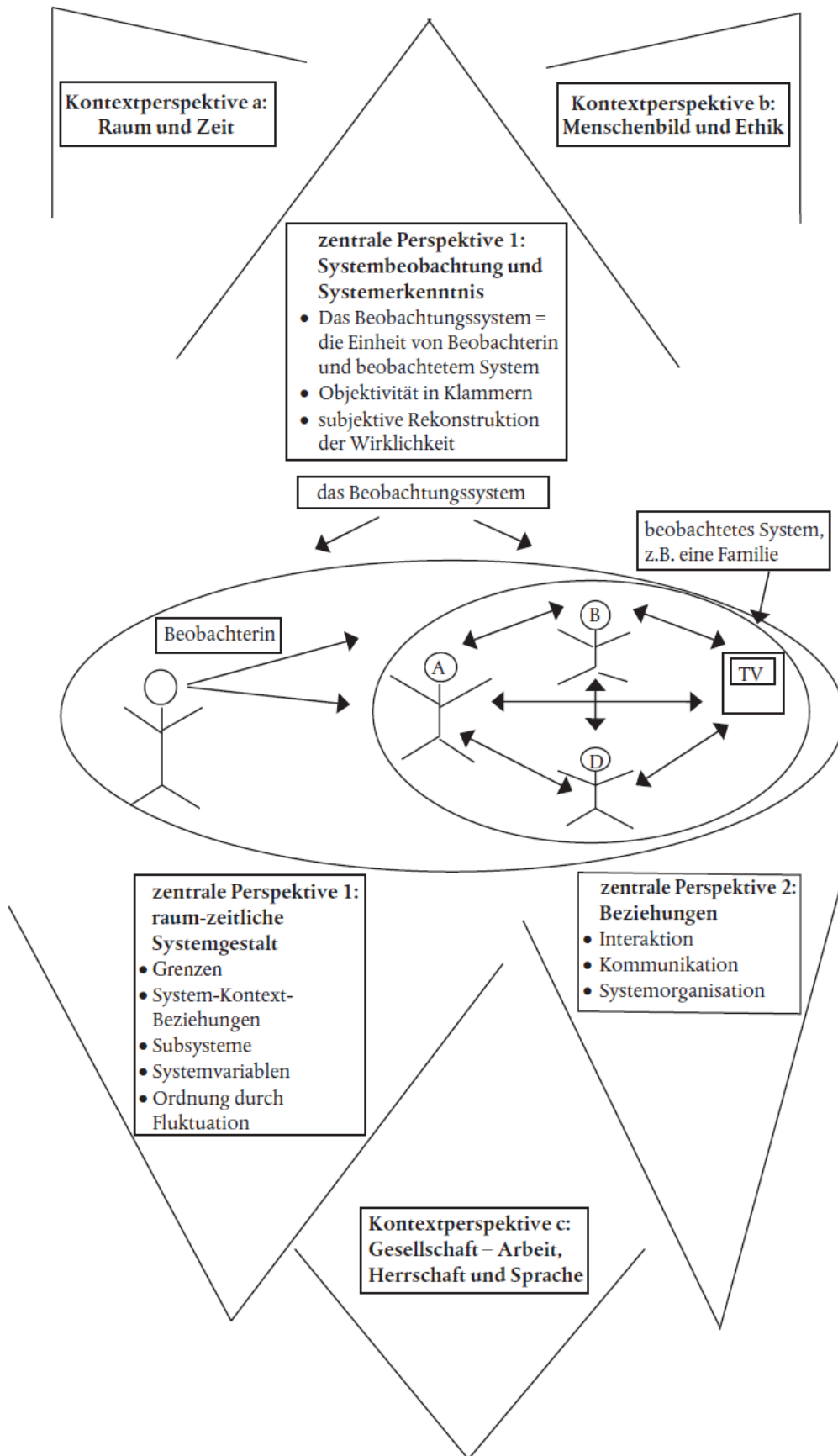


Abb. 2: Perspektiven für die Beschreibung eines Modells sozialer Systeme

Die drei *Kontextperspektiven* bilden den Außenkreis. Sie benennen kulturell vermittelte Bedingungen der sozialen Existenz des Menschen und ermöglichen den Beobachterinnen eigene Bewertungen des Beobachteten. Mit ihrer Benennung möchte ich dem Vorurteil entgegentreten, dass der systemische Ansatz formal und mechanistisch sei und sich existenziellen Sinnfragen wie auch einer kritischen Betrachtung unserer Gesellschaft verschließe (siehe Körner u. Zygowski 1988)¹². Natürlich sind die hier aufgeführten Stichworte nicht im Bereich systemischer Theoriebildung erfunden worden. Sie sind aber unter den Stichworten Kontext und Kontextualisierung für den systemischen Ansatz erschließbar, denn ein differenzierter Kontextbegriff umfasst äußere soziale und innere psychische wie auch ideelle Kontexte. Ein handlungsleitendes persönliches Überzeugungssystem ist ein intrapsychischer geistiger Kontext, der für das Verhalten nicht weniger bedeutsam ist als die Austauschbeziehung mit anderen Systemen des sozialen Umfeldes. Die insgesamt sechs Perspektiven ergeben in ihrer Gesamtheit ein Modell zur Beobachtung, Beschreibung und Analyse sozialer Systeme und der Zuordnung der dabei gewonnenen Informationen zu ihnen. Die entscheidende Frage für die Nützlichkeit dieses Modells ist, ob eine solche Betrachtungsweise die Handlungsmöglichkeiten der Beobachterinnen erhöht. Daran erweist sich ihr Wert für eine Handlungswissenschaft, denn praktische Nützlichkeit scheint mir ein wichtiges Kriterium für sozialwissenschaftliche Theoriebildung zu sein.

2.4.3 Die drei zentralen Perspektiven der Systembeschreibung und Systemanalyse

2.4.3.1 Systembeobachtung und Systemerkenntnis

Diese Perspektive wurde unter [2.3](#) schon dargestellt, da sie als die grundlegende Voraussetzung für systemisches Denken und Handeln gelten kann.

2.4.3.2 Beziehungen

Die systemische Grundannahme bezüglich der Welt lautet: Die Welt lässt sich als ein Komplex von Beziehungen darstellen, die sich koevolutiv verzweigen und weiterentwickeln. Es sind nicht die einzelnen Dinge bzw. Objekte „für sich“, sondern die Beziehungen zwischen ihnen, die im Zentrum der systemischen Betrachtung stehen. Beziehungen stellen Verbindungen her, indem sie Gemeinsamkeiten *und* Unterschiede zwischen verschiedenen Teilen eines Ganzen markieren: Karl zeigt sich in der Beziehung zu seinem Bruder Otto weniger aggressiv als dieser, beide verteidigen aber ihren jüngeren Bruder, wenn dieser von anderen Kindern beschimpft wird. Im Rahmen von Beziehungen lassen sich auch Verhältnisse benennen, d. h. Vergleiche zwischen den miteinander verbundenen Bestandteilen eines Ganzen ziehen: Peter ist im Verhältnis zu seinem Vater kleiner oder größer, er zeigt sich aggressiver oder freundlicher, sportlicher oder weniger sportlich als dieser. Bateson betonte den Unterschied zwischen der Welt des Lebendigen – „creatura“ und der des Unbelebten – „pleroma“ (Bateson 1982, S. 14). Das Unbelebte lässt sich im klassisch physikalischen Sinne durch Kräfte und Wirkungen erklären – eine Billardkugel bewegt sich, weil ihr durch einen Stoß Energie zugeführt wurde. In der Welt des Lebendigen können die Begriffe von Energie, Impuls und Bewegung bzw. Dynamik nur noch als Metaphern dienen. Wir sprechen zwar auch im Kontext systemischer Betrachtungsweisen von Lebensenergie, Handlungsimpulsen und der Dynamik von Systemen. Was wir aber damit zum Ausdruck bringen wollen, sind die Beziehungen, die durch Handlungen der einzelnen Elemente des Systems entstehen, sie verbinden und deren Verhalten einen Sinn ergeben. In einer Familie hat das Verhalten der Kinder nur Sinn, wenn wir es auf die Interaktion zwischen Eltern und Kindern, der Kinder untereinander und die sie regulierenden zeitübergreifenden Strukturen beziehen. Das Weinen des Kindes kann in diesem Sinne als Botschaft an den gerade anwesenden Elternteil verstanden werden, dass es Unterstützung, Nähe, Trost sucht; die Antwort der Eltern – streicheln,

Abweisung, auf den Schoß nehmen – richtet sich nach den Mustern, die sich in der Beziehungsgeschichte dieser Familie etabliert haben.

Die interpersonellen sozialen Beziehungen lassen sich auf drei – nur analytisch, nicht in der Beziehungsrealität unterscheidbaren – Ebenen beschreiben: auf den Ebenen der Interaktion, Kommunikation und Organisation von Beziehungen.

2.4.3.2.1 Interaktion – Die erste Ebene der Beschreibung von Beziehungen

Auf der Ebene der Interaktion beschreiben wir die Formen des Informationsaustausches zwischen Personen.

Aus systemischer Sicht ist die Rückkoppelung (*Feedback*) die tragende Struktur der Interaktion. Unter Rückkoppelung wird in der Kybernetik die zirkuläre Verknüpfung mehrerer Ereignisse verstanden. „Eine Kausalkette, in der Ereignis a Ereignis b bewirkt, b dann c verursacht und c andererseits d usw., würde die Eigenschaften eines deterministischen, linearen Systems haben. Wenn aber a auf a zurückwirkt, so ist das System zirkulär und funktioniert auf eine völlig andere Weise“ (Watzlawick et al. 1972, S. 31). Nun sind *alle* Ereignisse bzw. Elemente des Gesamtsystems miteinander verbunden – sie wirken alle aufeinander und sind deshalb alle voneinander abhängig. So entsteht ein Rückkoppelungskreislauf bzw. Regelkreis. Sein klassisches Beispiel ist der Thermostat einer Heizung. Andere Beispiele sind der körperliche Regelkreis Nerven – Muskeln, der animalische Regelkreis Beutetiere – Raubtiere in der afrikanischen Savanne, der psychische Regelkreis Angst – Aggression oder der interaktive Regelkreis depressives Verhalten – aggressives Verhalten innerhalb einer Paarbeziehung.

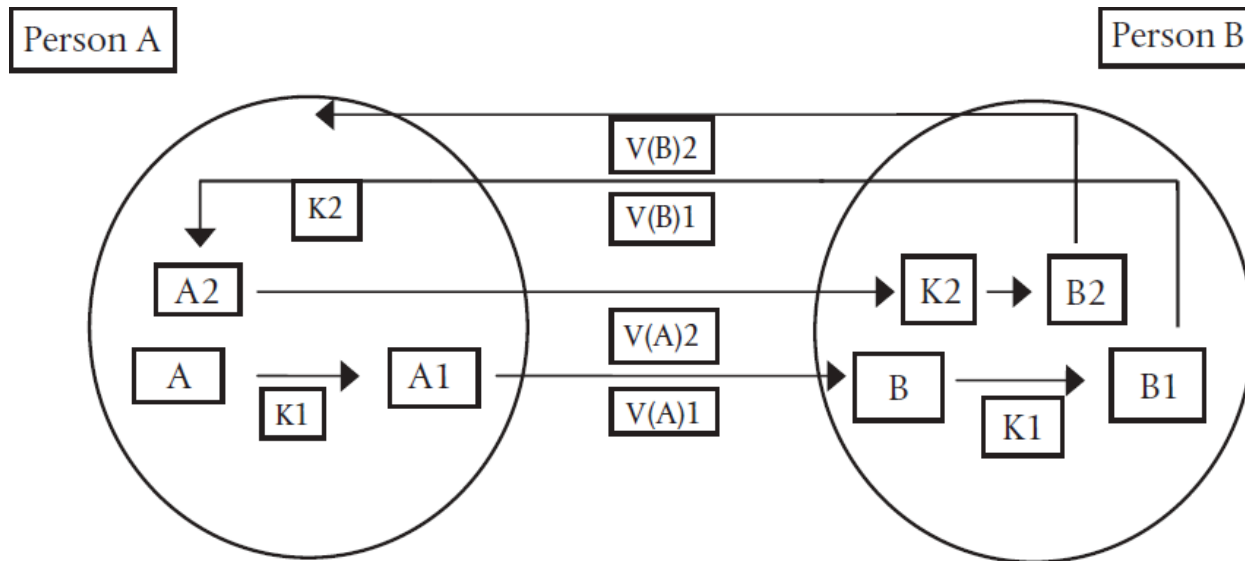


Abb. 3: Ein Rückkoppelungskreislauf zwischen zwei Personen auf der interpersonellen und intrapsychischen Ebene

Zur Erläuterung der dritten Abbildung:

Zwischen zwei Menschen findet ein Austausch von Informationen statt, durch den das Verhalten der Interaktionspartnerinnen miteinander verknüpft und voneinander abhängig ist. Person A übermittelt als A1, d. h. nach einer wahrgenommenen vorauslaufenden Botschaft der Person B eine Botschaft V1, die durch in dieser Situation aktivierte kognitiv-affektive Schemata K1 strukturiert ist. B nimmt diese Botschaft auf, die bei ihr aktivierten/umgestalteten Schemata K1 bringen B in den Zustand B1. Daraus entsteht eine Botschaft an A, die als V(B) 1 an A übermittelt wird. Die dadurch bei Person A aktivierten/umgestalteten/erweiterten kognitiven Schemata K2 bringen diese in den Zustand A2, daraus entsteht eine erneute Botschaft an Person B in Form von V(A)2. Person B nimmt sie wahr, es werden die Schemata K2 aktiviert/umgestaltet/erweitert, welche sie in den Zustand B2 bringen und eine erneute Rückantwort an A in Form von V(B)2 nach sich ziehen usw. Es handelt sich hier um ein formales Modell. Anfang und Endpunkt der Rückkoppelungsschleifen sind willkürlich gesetzt, man könnte z. B. den Anfang noch weiter zurück, das Ende noch weiter nach vorn verfolgen. Diese willkürliche Setzung lässt sich als

„Interpunktion“ verstehen. Wo die Beschreibung beginnt und an welchem Punkt sie unterbrochen (interpunktiert) wird, ist von großer Bedeutung für die Bewertung der Kommunikation durch die an ihr beteiligten Personen (vgl. Watzlawick et al. 1972, S. 57 ff.).

Es lassen sich „negative“ und „positive Rückkoppelungen“ unterscheiden.¹³ „Negative Rückkoppelung“ führt zum Erhalt des vorgegebenen Gleichgewichtes in einem System, indem Informations- bzw. Verhaltensabweichungen mit dem vorgegebenen Sollwert verglichen und ihm angepasst werden. Sie bewirkt also die *Homöostase*, die mittel- und langfristige Sicherung des gleichen Systemzustandes. Negative Rückkoppelungen waren die Prozesse, die im Rahmen der „ersten Kybernetik“ untersucht wurden. Ein klassisches Beispiel ist der Thermostat einer Heizung, der alle Prozesse im Hinblick auf das Ziel des immer wiederherzustellenden Sollzustandes reguliert. Für soziale Systeme hingegen ist auch die „positive Rückkoppelung“ von Bedeutung. Sie führt langfristig zu einer Veränderung des Systemzustandes, indem Informations- und Verhaltensabweichungen so lange verstärkt werden, bis das System in einen neuen Zustand übergeht.

Funktionsfähige soziale Systeme zeichnen sich durch positive *und* negative Rückkoppelungen aus; das garantiert eine Dialektik von Tradition und Innovation und damit ihren Erhalt. Eine Gesellschaft kann gravierende Abweichungen von ihren Normen, z. B. die Aufweichung des staatlichen Gewaltmonopols durch Aktionen der Lynchjustiz oder von radikalen, ihre Mitmenschen terrorisierenden Gruppen, nicht dulden. Tut sie es, verliert sie langfristig die Loyalität der Bürgerinnen und damit die Basis für eine demokratische Kultur. Andererseits lebt eine Gesellschaft auch von Abweichungen. Die außerparlamentarische Opposition der Sechziger- und Siebzigerjahre hat durch viele nichtlegale Handlungen ein neues Bewusstsein für politische Partizipation und die Einforderung demokratischer Grundrechte für gesellschaftliche Minderheiten erstritten. Damit hat sie langfristig Änderungen in unserem Rechtssystem bewirkt, die

sowohl den Minderheitsgruppen als auch der Mehrheit zugute kommen.

Seit den Siebzigerjahren wurde der Begriff der Rückkoppelung in der systemischen Familientherapie zugunsten des Begriffs der Zirkularität in den Hintergrund gedrängt. Ausgangspunkt dieser Entwicklung war der berühmte Aufsatz der Mailänder Gruppe unter dem Titel *Hypothetisieren – Zirkularität – Neutralität: Drei Richtlinien für den Leiter der Sitzung* (Selvini Palazzoli et al. 1981). Meines Erachtens wird das Konzept des Feedbacks dadurch an einigen Punkten geschärft und erweitert.

- Der Begriff der Zirkularität betont die theoretisch unendliche Vielzahl möglicher Rückkoppelungsschleifen zwischen allen Mitgliedern eines Systems.
- Des Weiteren beleuchtet er sehr viel schärfer die Verbindung aller Mitglieder des Systems über direkte *und* indirekte Interaktionen. Wenn in einem aus A, B und C gebildeten System nur A und B in eine direkte Interaktion miteinander eintreten, werden Informationen über die Interaktionsschleifen zwischen A und B auch von C empfangen, und zwar über die Beziehungen A – C und B – C. Die Beziehung zwischen A und B hat also indirekte Folgen für die Beziehungen zwischen A und C, B und C und damit auch für C selbst. Wenn in einer aus pubertierender Tochter, Mutter und Vater bestehenden Familie der Vater die Mutter attackiert (Beziehung A – B), kann die Tochter (C) die Angst der Mutter im Kontext ihrer gemeinsamen Beziehung wahrnehmen und nun ihrerseits den Vater provozieren, um ihn von der Mutter abzulenken. Sie wählt dazu vielleicht ein Verhalten, von dem sie aus der Beziehung zu ihm weiß, dass es einen raschen Aufmerksamkeitswechsel seinerseits hin zu ihr zur Folge hat. Das könnte z. B. eine leicht hingeworfene Bemerkung über einen neuen Freund sein, mit dem sie sich heute Abend treffen wird, obwohl ihr am nächsten Tag eine schwere Klassenarbeit bevorsteht. Vater und Mutter

sind also über ihre direkte Interaktion auch in eine jeweils indirekte Interaktion mit ihrer Tochter verwickelt.

Mit dem Verweis auf die Selbstreferenz jeder Interaktion geht das Konzept der Zirkularität über das des Feedbacks hinaus. Der Begriff *Selbstreferenz* drückt aus, dass jedes von mir ausgehende Verhalten nicht nur direkt, sondern auch indirekt – über Umwege – auf mich zurückwirkt. Die ethische Folge dieser Struktur besteht in der Aufforderung, schon aus Eigeninteresse die Verantwortung für mein Verhalten bzw. die von mir ausgehenden Botschaften zu übernehmen und ihre Folgen mental vorwegzunehmen, um entscheiden zu können, ob ich die Folgen tragen kann oder nicht.

2.4.3.2.2 Kommunikation – Die zweite Ebene der Beschreibung von Beziehungen

Mit diesem Begriff bezeichnen wir Interaktionen, denen von den Beteiligten bzw. Beobachterinnen kulturell vermittelte Bedeutungen und damit ein der öffentlichen Sprache zugänglicher Sinn zugewiesen wird. Sinnvolle Interaktionen sind die Grundlage sozialer Situationen, in denen sich die Menschen als soziale Wesen verwirklichen und ihren Alltag gestalten.

2.4.3.2.2.1 Die vier Bedeutungsbereiche der Kommunikation

Friedemann Schulz von Thun hat für die zwischenmenschlichen Botschaften – das Medium der Kommunikation – ein Modell entwickelt, das vier Bedeutungsbereiche unterscheidet. Sachinhalt, Appell, Beziehung und Selbstoffenbarung bilden die „vier Seiten einer Nachricht“, die zwischen den Teilnehmerinnen einer sozialen Situation zirkuliert (Schulz von Thun 1994, S. 26 ff.; Hervorh.: W. R.).

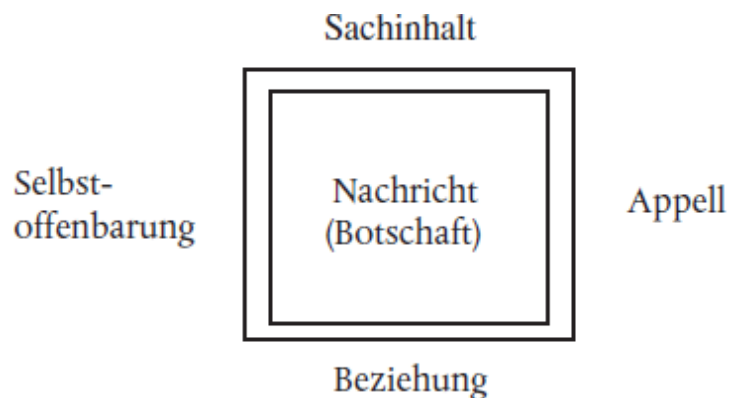


Abb. 4: Die vier Seiten (Bedeutungsbereiche) einer Botschaft (nach Schulz von Thun 1994 S. 30)

- „*Sachinhalt* (oder: Worüber ich informiere)“: Der Inhalt der Botschaft informiert über ein Ereignis, einen Sachverhalt, eine Meinung, ein Verhalten, dessen Kontext usw.
- „*Selbstoffenbarung* (oder: Was ich von mir selbst kundgebe)“: Die Absenderin einer Botschaft sagt in ihr etwas über sich selbst, ihre Vorlieben, Animositäten, grundlegenden Überzeugungen und Interessen aus; das schließt sowohl die gewollte Selbstdarstellung als auch die unfreiwillige Selbstenthüllung ein.
- „*Beziehung* (oder: Was ich von dir halte und wie wir zueinander stehen)“: „Während also die Selbstoffenbarungsseite (vom Sender aus betrachtet) *Ich-Botschaften* enthält, enthält die Beziehungsseite einerseits *Du-Botschaften* und andererseits *Wir-Botschaften*“ (ebd., S. 28). In dieser Dimension der Nachricht übermitteln wir den sozialen anderen unsere Sicht auf

sie und unsere gemeinsame Beziehung. Letztlich geht es dabei immer um eine Positionsbestimmung im Spektrum zwischen Sympathie und Antipathie, Nähe und Distanz. In dyadischen Situationen springt der Beziehungsaspekt einer Botschaft geradezu ins Auge. In Gruppensituationen sind die durch Botschaften ausgehandelten, festgelegten und im Kommunikationsprozess veränderbaren Beziehungsdefinitionen für die einzelnen Gruppenmitglieder oft schwerer durchschaubar. Moreno hat deshalb für deren systematische Beschreibung die Methode des Soziogramms entwickelt. Es ermöglicht die Zuordnung von Sachinformationen zu zwei Kategorien der Beziehungsdefinition, die er als Anziehung („Sympathie“) und Abstoßung („Antipathie“) bezeichnete (Moreno 1974).

- „*Appell* (oder: Wozu ich dich veranlassen möchte)“: Jede Botschaft enthält auch eine Handlungsaufforderung, über welche die Absenderin das Verhalten der sozialen anderen und damit die soziale Situation zu ihren Gunsten kontrollieren möchte. „Die Nachricht dient also auch dazu, den Empfänger zu veranlassen, bestimmte Dinge zu tun oder zu unterlassen, zu denken oder zu fühlen“ (ebd., S. 29).

Ein Beispiel (ebd., S. 48):

Wenn die Mutter zu ihrer Tochter sagt: „Zieh dir eine Jacke über, es ist kalt draußen“, hören wir zunächst den Sachinhalt; die Tochter wird von der Mutter über einen Sachverhalt und die zugehörige Bewältigungsmöglichkeit informiert. Die Tochter hört aber auch die anderen Seiten der Botschaft. Da ist zum einen der Appell – „Tu, was ich möchte“; dann der Beziehungsaspekt – „Ich bin für dich verantwortlich“; und drittens die Seite der Selbstoffenbarung – „Ich Sorge mich um deine Gesundheit.“ Im Kontext der Beziehung zwischen einer Mutter und ihrer um Selbstständigkeit kämpfenden 14-jährigen Tochter ist zu erwarten, dass diese zwar auf der Sachebene antwortet: „So kalt ist es doch gar nicht“, aber damit die drei anderen Seiten der Botschaft unter der generellen Leitlinie „Ich

bin schon selber groß genug“ zurückweist. Appell: „Kümmere dich doch um deine und nicht um meine Angelegenheiten“; Beziehung: „Ich lasse mich von dir nicht mehr bevormunden“; Selbstoffenbarung: „Ich weiß selber, was ich will.“ Wenn die Mutter darauf symmetrisch reagiert, ist der Beziehungskrach unvermeidlich.

Aus der Vieldeutigkeit der übermittelten Botschaften ergibt sich eine Vielzahl kommunikativer Missverständnisse, die zu kommunikativen Problemen und chronifizierten Konflikten führen können (ebd., S. 97). Dann „redet man aneinander vorbei“, indem die Bedeutungen (Seiten) der eigenen Botschaft nicht klar benannt und die der anderen ignoriert werden. Oder es entsteht ein Kampf um die Anerkennung der eigenen Bedeutungen.

Die *Seite des Sachinhaltes* einer Nachricht kann „Probleme der Sachlichkeit und Verständlichkeit“ nach sich ziehen. Diese kennt jede Lehrerin, die sich darum bemüht, die Kinder für den Unterrichtsstoff zu interessieren, und deshalb nach anregenden und Verständlichkeit ermöglichenden Methoden sucht. Die *Seite des Appells* bringt eventuell „Probleme der Beeinflussung, Manipulation und des Ausdrückens von Wünschen“ mit sich, wenn sich die Empfängerin der Botschaft gegen die im Appell enthaltenen Kontrollversuche wehrt. Auf der *Beziehungsseite* einer Nachricht wird direkt oder indirekt das grundlegende Bedürfnis jedes Menschen nach Liebe, Achtung und Wertschätzung zum Thema. Wir alle haben aber unsere ganz eigene Vorstellung darüber, wie Botschaften beschaffen sein müssen, die wir als liebvoll und wertschätzend identifizieren. Je nach eigener – biografisch verstehbarer – Sensibilität für dieses Thema und eigenen Vorstellungen von den angemessenen verbalen oder körpersprachlichen Ausdrucksmitteln können hier schon kleine Irritationen, Missverständnisse oder situative Zurückweisungen eine weit reichende Eskalationsdynamik in der Beziehung in Gang setzen (vgl. Tannen 1991). Die *Seite der Selbstoffenbarung* verweist auf die Notwendigkeit von Grenzen zwischen uns und den sozialen anderen. Wenn wir die Kontrolle darüber verlieren, was diese von uns wissen dürfen, wächst das Risiko der psychischen Verletzung bzw. Kränkung.

Hier geht es u. a. um das Thema der Scham: Wir fühlen uns beschämt, wenn andere etwas bei uns entdecken, das wir verbergen möchten, da es kulturellen Normen und Werten zuwiderläuft. Ein psychiatrisch als krank definierter junger Mann z. B. traute sich nach der Entlassung aus der Klinik kaum noch, in seinem Heimatdorf aus dem Haus zu gehen, weil die Nachbarinnen ihn über den Grund seiner mehrwöchigen Abwesenheit hätten befragen können. Und über den wollte er Stillschweigen bewahren. Hier sollte die Seite der Selbstoffenbarung nicht Teil der Kommunikation sein. Die Folge allerdings war eine neue Botschaft der anderen an ihn: „Du bist krank, denn nur das erklärt, warum du dich so isolierst.“

2.4.3.2.2 Symbole – Die Medien der Kommunikation

Zirkuläre Kommunikation vollzieht sich im Medium von verbalen, bildhaften und körpersprachlichen Symbolen, die wir als Botschaft empfangen und aussenden.

Symbole sind Träger mehrfacher Bedeutungen.¹⁴ Auf ihrer Bedeutungsvielfalt beruht die Pluralität kultureller Ausdrucksmöglichkeiten und damit Kreativität. Mit ihr ist aber auch das Risiko kommunikativer Verwirrungen und Missverständnisse gegeben: Die wahrgenommenen Symbole werden möglicherweise von der Empfängerin ganz anders interpretiert, als es die Absenderin beabsichtigte.

2.4.3.2.2.2.1 Wörter

Die Worte bzw. Symbole der verbalen Sprache werden in unserem Kulturkreis vornehmlich unter dem Anspruch der Eindeutigkeit benutzt. Die linguistische Unterscheidung zwischen *Signifikant* – das Bezeichnende – und *Signifikat* – das Bezeichnete –¹⁵ verweist aber darauf, dass durch diese Differenz Mehrdeutigkeiten entstehen können, denn sowohl Absenderin als auch Empfängerin einer Nachricht weisen den Worten als Signifikanten ihre jeweils eigenen, biografisch nachvollziehbaren Bedeutungen (*Konnotationen*) zu.

Umgangssprachlich kann das mathematische Zeichen „Null“ zu einer Metapher, d. h. einem Sprachbild werden. Der im Streit entstehende Ausspruch „Du bist doch ‘ne Null“ kann bei der Empfängerin eine Vielzahl von Bedeutungszuweisungen hervorrufen, die denen der Absenderin entsprechen oder auch nicht. Die Wörter als Signifikanten sind in einen Bedeutungskontext eingebettet, der sie je nach Bedeutungszuweisung kommentiert und damit bedeutungsspezifische Antworten initiiert. „Die Wörter haben einen Hof. Beatriz Garza vergleicht in ihrer Arbeit über die Denotation, also die Bezeichnung einer Sache (in meinem Text „Signifikant“ genannt; W. R.), mit einer ersten Welle, die sich bildet, wenn ein Stein ins Wasser fällt; und die Konnotation, die Mitbezeichnung dessen, was an Gefühlen, Wertungen, Assoziationen um die Sache herum ist, mit weiteren Wellen. Unsere Wörter scheinen nur aus den ringartig, wellenartig sich ausbreitenden Konnotationen zu bestehen, von Welle 2 bis unendlich, während der Stein und die erste Welle verschwunden sind“ (Pörksen 1989, S. 22).

Die linguistische Struktur der Konnotation hat mehrere Konsequenzen:

- Durch sie kommentieren Absenderin und Empfängerin einer Botschaft ihre Beziehung; die metakommunikative Aussage „So sehe ich unsere Beziehung“ wird aber oft durch die Fixierung auf den im Wort bezeichneten Sachverhalt missachtet. Das führt dann zu den aus der Beziehungsseite einer Nachricht

resultierenden Konflikten, auf die Schultz von Thun hingewiesen hat.

- Durch die Konnotation entsteht Sinn. Sinn, Sinnbestimmung und Sinnfindung ist eine existenzielle Kategorie des Menschen (Gadamer 1990; Frankl 1975), die im Rahmen eines Dialoges (Buber 1983; Stierlin 1982) verstehbar wird. Verstehen ist im Feld der menschlichen Kommunikation eine wichtige Strategie, um Missverständnisse aus dem Feld zu räumen, und damit Garant eines „gelungenen Dialoges“ (Stierlin 1982).
- Bedeutungszuweisungen geschehen in der interpersonalen Kommunikation zwar subjektiv, vollziehen sich aber im kulturellen Kontext. Als in diesem Kontext sozialisierte Subjekte beziehen wir uns bei unseren Bedeutungsgebungen mehr oder weniger kreativ auf kulturell gebildete und institutionalisierte Bedeutungen. Dadurch integrieren wir uns in das übergeordnete System der Kultur und Gesellschaft. Mehr oder weniger kreativ heißt, dass wir in der individualisierenden postmodernen Kultur einen Freiheitsspielraum haben, kulturelle Konnotationen „eigensinnig“ zu verändern. Man bedenke nur, wie unterschiedlich heutzutage die Bedeutungen des Wortes Familie sind. Für die einen ist sie die mit allen Mitteln zu stützende „Keimzelle der Gesellschaft“, für andere ein „goldener Käfig“, ein Auslaufmodell der privaten Lebensformen oder eine Brutstätte psychischer und körperlicher Gewalt.

2.4.3.2.2.2 Ikonische und metaphorische Symbole

Das ikonische Symbol ist an ein Bild (griech. *eikon*) gebunden. Ein in unserer Kultur immer noch mächtiges ikonisches Symbol ist das Kreuz. Es ist zunächst der Ausdruck des Opfertodes Christi. Diese Bedeutung ist aber – um in Beatriz Garzas Metapher zu bleiben – in weitere konzentrische Wellenkreise eingebettet, die über die christliche Ideenwelt hinausreichen. Folgen wir C. G. Jung, ist das Kreuz ein Symbol des kollektiven Unbewussten. Es repräsentiert die Transzendenz, die vier Himmelsrichtungen und damit die Welt, die Verbindung von Materie und Geist, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Tod und Auferstehung bzw. Wiedergeburt, das Werden und Vergehen bzw. die Zyklen der Fruchtbarkeit (Jung et al. 1979). Als Symbol des individuellen Unbewussten nimmt es diese Bedeutungen auf und verbindet sie mit einer persönlichen Konnotation, z. B. „Auch ich leide unsäglich“, „Mein Selbst stirbt, aber es wird auch wiedergeboren“, „Am Ende des Leidensweges bin ich eine andere“ (siehe Jacobi 1977). Das differenzierteste kulturelle und psychosoziale Verständnis für die symbolische Welt der Bilder findet sich im Werk C. G. Jungs und seiner Schule, der „analytischen Psychologie“ (Jung et al. 1979).

Die *Metapher* (griech. *metapherein* – „etwas auf etwas anderes übertragen“) lässt sich als das in ein Wort verwandelte Bild von dem zunächst in seiner visuellen Gestalt wahrgenommenen ikonischen Symbol unterscheiden. Es geht von solchen Bildern aus und transformiert sie in Worte. Dadurch entstehen Sprachbilder. Wir alle wissen, dass solche Sprachbilder oder Metaphern uns oft mehr sagen als viele Worte, z. B. „Ich muss mein Kreuz tragen“, „Ich bin im Hafen der Ehe angekommen“, „Der kleine Bruder durchlebt die familiären Kämpfe im Windschatten des großen“, „Schuster, bleib bei deinem Leisten“.

Ikonische und metaphorische Symbole wirken durch die Kraft des Analogens:¹⁶ Viele Bedeutungen verdichten sich in einem durch seine visuelle Gestalt unmittelbar eindrücklichen und aussagekräftigen Bild. Das erspart uns eine Vielzahl von aneinander gereihten Wörtern und

erhält den Bezug zur Welt der Gefühle. Denn viele Wörter (Signifikanten) zum gleichen Sachverhalt (Signifikat) stellen diesen zwar differenziert heraus. Mit jedem zusätzlichen Wort nimmt aber meistens das Bemühen um die eindeutige Benennung der Sache zu und die Aufmerksamkeit für die eigenen Gefühle ab.

2.4.3.2.2.2.3 Die Symbole der Körpersprache

Mit der *Körpersprache* kommentieren wir unsere Worte, Symbole und Metaphern für die Kommunikationspartnerinnen und uns selbst. Wir wollen z. B. mit starrem Blick, zupackender Geste, vorgebeugtem Oberkörper und lauter Stimme unserer Partnerin „etwas besonders Wichtiges“ sagen, aber die körpersprachliche Konnotation sagt ihr: „Ich habe Recht, ich bin hier der Boss“ (Molcho 1983). Im Kontext eines symmetrischen Beziehungsmusters („Gleiches wird mit Gleichem beantwortet“) kann die Partnerin ebenfalls die Stimme erheben, womit sie ihre Worte mit der körpersprachlichen Botschaft „Falsch, ich bin hier die Chefin“ kommentiert. Im Kontext eines komplementären Beziehungsmusters (eine Botschaft wird durch das Gegenteil beantwortet) wird sie sich vielleicht mit weinerlicher Stimme entschuldigen und damit körpersprachlich die Bedeutung übermitteln: „Du hast Recht, ich unterwerfe mich.“ Möglich wäre auch das Muster der Metakommunikation. Dann kommt die verbale Sprache zu ihrem Recht, z. B. mit der Antwort: „Warum muss es immer Gewinner und Verlierer geben, lass uns doch gleichberechtigt sein.“ Mimik, Gestik, Körperhaltung, Stimmklang, Lautstärke und Betonungen geben der Körpersprache ihre symbolische Form.

Virginia Satir hat fünf Formen der körpersprachlichen Kommunikation herausgearbeitet und bildlich dargestellt.¹⁷ Sie können von der Partnerin symmetrisch oder komplementär beantwortet werden. Vier von ihnen produzieren notwendigerweise Probleme, weil sie eine einseitige Kontrolle der Situation gewährleisten sollen und damit in der Struktur von Dominanz vs. Unterwerfung verortet sind: „anklagen“ (*blaming*), „beschwichtigen“ (*placating*) „rationalisieren“ (*computering*) und die Ablenkungsmanöver durch eine extreme Uneindeutigkeit der eigenen Botschaften (*distracting*). Die fünfte ist jenseits des Sieger-Besiegten-Spiels angesiedelt. Satir nennt sie „Kongruenz“ und meint damit die wechselseitige Akzeptanz der Beziehungspartnerinnen bei durchaus unterschiedlichen Erwartungen, Meinungen und Wünschen (siehe Satir 1989, S. 87 ff.).



Abb. 5: Anklagen (nach Satir 1989, S. 89)

- „Anklagen“ (ebd., S. 89): Körperhaltung, Tonlage, Mimik und Gestik weisen nur auf den bzw. die anderen, Selbstreflexion wird nicht zugelassen. Die Beziehungsbotschaft heißt: „Ich bin hier die Herrin im Hause.“ Die verwendeten Worte beinhalten Anklagen, der Körper ist aggressiv gespannt, die Botschaft im Bereich der Selbstoffenbarung heißt: „Ich fühle mich einsam und ungeliebt, nur als Boss bekomme ich, was ich brauche.“ Die Anklagende appelliert an die Bereitschaft der anderen, sich zu unterwerfen. Als Beziehungsstrategie ist das Anklagen ein mehr oder weniger erfolgreicher Versuch, die eigene psychische Schwäche in Stärke zu verwandeln.



Abb. 6: Beschwichtigen (nach Satir 1989, S. 87)

- *Beschwichtigen* (ebd., S. 87): Alle Codes der Körpersprache weisen auf die Botschaft der Unterlegenheit hin. Der Körper verliert seine vitale Spannkraft, die Stimme wird leise, die Mimik zeigt Gefühle der Resignation und Traurigkeit. Der Inhalt der Worte kommuniziert Zustimmung, die Gedanken/Gefühle kreisen um das Thema „Ich bin nichts wert, ich werde nicht geliebt, nicht akzeptiert und kann nichts bewirken“ (Seite der „Selbstoffenbarung“). Als Beziehungsstrategie führt die Beschwichtigung paradoxerweise zu einer höchst effektiven Kontrolle über die Situation. Die anderen werden im Kontext des subjektiven Erlebens der eigenen Schwäche zum Helfen aufgefordert (Seite des „Appells“), erleben sich aber als „hilflose Helfer“. Schwäche wird also im kommunikativen Prozess zur Stärke.



Abb. 7: Rationalisieren (nach Satir 1989, S. 91)

- *Rationalisieren* (ebd., S. 91): Die Körpersprache vermittelt in Mimik, Gestik und Körperhaltung Nüchternheit, Kühle, Distanz und die rationale Abwägung aller Eventualitäten. Die Stimme unterstützt dies durch eine gleich bleibende und ausdrucksarme Modulation. Der Inhalt der Nachricht bezieht sich auf sachliche Notwendigkeiten, die – so der Appell – jeder einsehen muss. Die Beziehungsbotschaft heißt: „Folge mir, ich habe den Überblick.“ Als Beziehungsstrategie verhindert sie Intuition, Spontaneität, Nähe und ermöglicht eine effektive Kontrolle gegen alle unvorhersehbaren Möglichkeiten des Beziehungslebens.



Abb. 8: Ablenken (nach Satir 1989, S. 93)

- *Ablenken* (ebd., S. 93): Die Körpersprache als kommentierender Kontext der verbalen Botschaft vermittelt die Schwierigkeit, in der aktuellen Situation psychisch präsent zu sein und sich ihren Erfordernissen auszusetzen. Der Körper zeigt sich unruhig und mit ständigen Richtungswechseln. Die Inhalte des Gesprochenen wechseln schnell und unvermittelt entlang einer für die anderen unverständlichen inneren Assoziationskette. Es entstehen thematische Brüche und Verschiebungen (vgl. Wynne u. Singer 1965). Unter dem Selbstoffenbarungsaspekt heißt die Botschaft: „Ich habe keinen sicheren Platz im Leben, mein Tun ist für die anderen bedeutungslos.“ Als Appell vermittelt sie die Aufforderung, keine Festlegung zu fordern. Als Beziehungsstrategie verhindert sie Kontinuität und Beziehungsdefinitionen.

Anklagen, Beschwichtigen, Rationalisieren und Ablenken werden interpersonell zu Beziehungsmustern verknüpft. Diese können

symmetrisch, komplementär oder reziprok sein (siehe Ritscher 1998, S. 204 ff.).

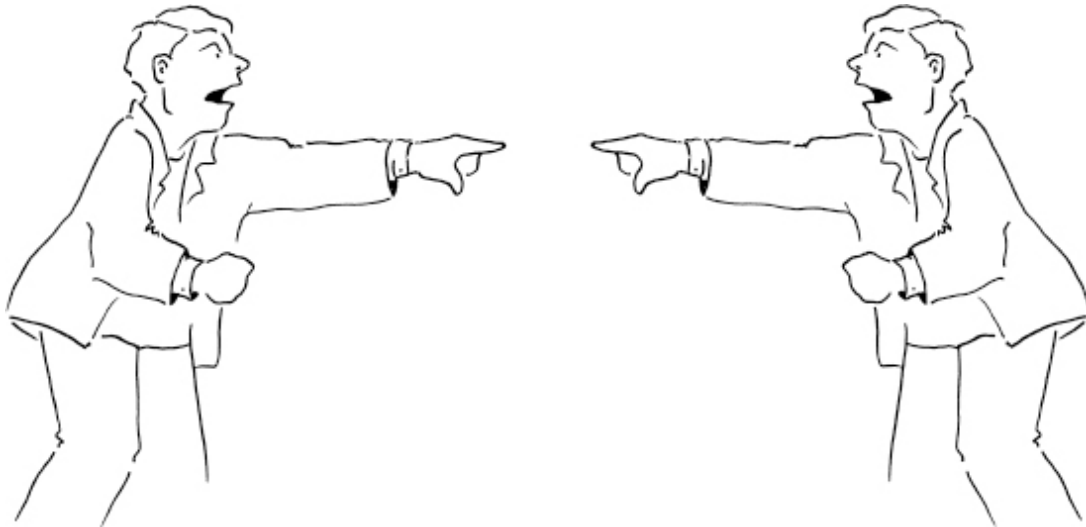


Abb. 9: Die Verbindung von zwei Anklagehaltungen zu einem Beziehungsmuster

In der Verbindung von zwei Anklagehaltungen entsteht ein symmetrisches Beziehungsmuster des Konfliktes, der schnell eskaliert und unkontrollierbar zu werden droht. Denn beide Beteiligten attackieren den jeweils anderen als Schuldigen ohne die Bereitschaft, sich selbst als verantwortlichen Teil des Konfliktszenarios zu definieren.

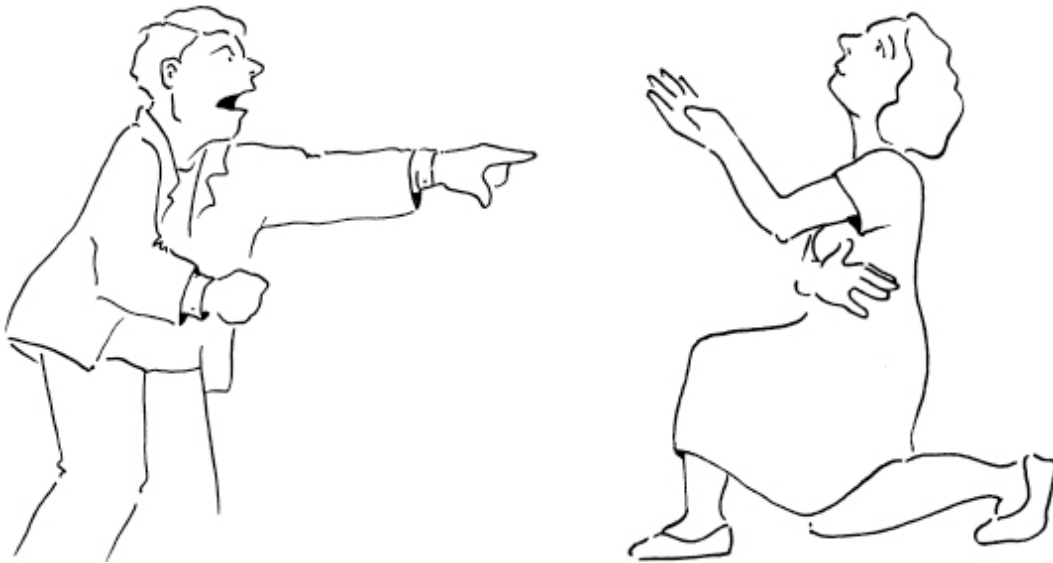


Abb. 10: Die Verbindung von Anklagen und Beschwichtigung zu einem Beziehungsmuster

In der Verbindung von Anklage und Beschwichtigung entsteht ein komplementäres Muster der Konfliktkontrolle, das allerdings wenig Perspektiven für eine Konfliktlösung enthält. Denn auch hier verbleiben beide in ihrer Position und fixieren damit den jeweils anderen in seiner Position.

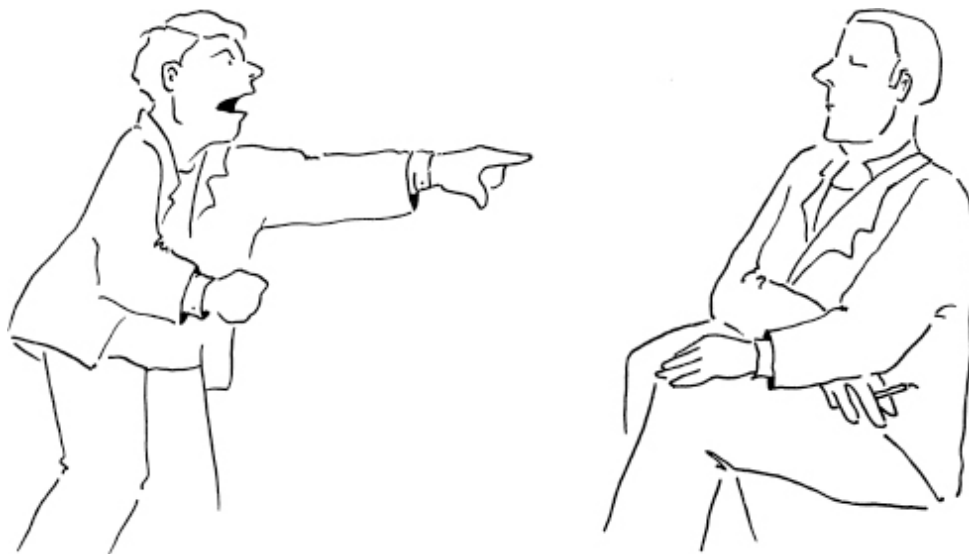


Abb. 11: Die Verbindung von Anklagen und Rationalisieren zu einem Beziehungsmuster



Abb. 12: Die Verbindung von Anklagen und Ablenken zu einem Beziehungsmuster

In den Mustern „Anklage/Rationalisieren“ und „Anklage/Ablenkung“ stecken einige Möglichkeiten, die Anklägerin relativ schnell auszuhebeln. In beiden Fällen erreichen ihre Attacken ihr Ziel nicht, weil die Kontrahentinnen auf einer je anderen „Welle“ kommunizieren. Im ersten Fall wird für die Inhalte der Anklagen eine rationale Begründung eingefordert, die die Anklägerin gar nicht geben kann, denn sie verhält sich nicht im Kontext der Ratio, sondern der überbordenden Gefühle. Im zweiten Fall kämpft die Anklägerin gegen eine GummIWand. Jede anklagende Benennung wird sofort mit einem Wort assoziiert, das mit dem Sachverhalt der Anklagen nichts zu tun hat. Wirft ein Ankläger seiner Frau vor, dass das Essen versalzen ist, kann sie zurückfragen, warum er gestern Abend nicht pünktlich zum Essen nach Hause gekommen ist. Geht er darauf ein, gerät er in die Rolle des Schuldigen, geht er nicht darauf ein, kann sie ihm viele Motive für seine Unpünktlichkeit unterstellen; so sitzt er in der Rechtfertigungsfalle.



Abb. 13: Das Beziehungsmuster der Kongruenz (nach Satir 1989, S. 68)

Das kongruente körpersprachliche Beziehungsmuster (Satir 1989, S. 68) stellt zugleich eine Kongruenz zwischen gesprochenem Wort und körpersprachlichem Ausdruck her. Beide Seiten passen zusammen und ergeben eine einheitliche Beziehungsbotschaft. Mehrdeutigkeiten können metakommunikativ geklärt werden. Nichtübereinstimmung in den Inhalten und der Selbstoffenbarung ist möglich, weil die Beziehungsbotschaft „persönliche Akzeptanz und Kooperation“ heißt. Appelle sind transparent. Allen Teilnehmerinnen an der sozialen Situation wird Einfluss und damit demokratische Partizipation zugestanden. Als Beispiel für dieses Beziehungsmuster wählte Satir die Erwachsenen-Kind-Situation. Hier werden die allein schon durch die Größenunterschiede nahe gelegten hierarchischen Unterschiede durch Mimik, Gestik, Körperhaltung und Sprache vermieden. Die Körperhaltung richtet sich auf die Kommunikationspartnerin und drückt das Interesse an einer „positiven Gegenseitigkeit“ (Stierlin 1972) aus.

2.4.3.2.2.2.4 Repräsentationssysteme und Kommunikationswege Die in Zeichen sowie verbalsprachlichen, ikonischen, metaphorischen und körpersprachlichen Symbolen codierten Botschaften werden auf unterschiedlichen Wegen kommuniziert.

Grinder und Bandler haben im Rahmen ihres Konzeptes, des „Neurolinguistischen Programmierens“ (NLP), drei wesentliche Austauschwege und die dazugehörigen subjektiven „Repräsentationssysteme“ der empfangenen bzw. ausgesendeten Botschaften herausgearbeitet (Grinder u. Bandler 1982):

- Im *visuellen Repräsentationssystem und Kommunikationskanal* und dem dazugehörigen Kommunikationsweg sind die sichtbaren Symbole und Zeichen verortet. Es geht um die als visuelle Gestalt wahrnehmbaren und vorstellbaren Bilder, Metaphern und Ausdrucksformen des Körpers. Sie können erinnert („visuell-erinnernd“) oder neu hergestellt („visuell-konstruktiv“) und über visualisierende Symbolformen kommuniziert werden.
- Im *auditiven Repräsentationssystem und Kommunikationskanal* werden Geräusche, Laute, Töne, Wörter erinnert („auditiv-erinnernd“) oder in der aktuellen Situation neu hergestellt („auditiv-konstruktiv“). Die innere Sprache, d. h., die Wörter und Sätze, die ich in mir selbst bilde und höre, wird wegen ihrer Bedeutung für die Kommunikation nochmals als ein eigenes Teilsystem innerhalb des auditiven Repräsentationssystems definiert („auditiv-digital“).
- Im *kinästhetischen Repräsentationssystem und Kommunikationskanal* werden Körperempfindungen und die mit ihnen verknüpften Gefühle in den Bereich der Wahrnehmung gebracht. Das Gefühl der Freude wird vielleicht mit einer „Leichtigkeit des Körpers“ assoziiert, Angst mit einem „leeren Kopf“, Zufriedenheit mit körperlicher Entspannung.

Systemisch-zirkuläres Denken betont die Interaktion zwischen der Aktivierung des einen Bereiches und dem der anderen. Insofern ist z.

B. Satirs „Rationalisieren“ nur als vereinfachende Zuspitzung zu verstehen, denn ein Sprechen ohne jede kinästhetische Kontextualisierung erscheint mir unmöglich.

Grinder und Bandler gehen davon aus, dass jeder Mensch ein bestimmtes Repräsentationssystem bevorzugt. Komplikationen entstehen, wenn zwei oder mehrere Menschen in unterschiedlichen Repräsentationssystemen miteinander kommunizieren und sie für das der jeweils anderen keine oder nur schwache „Antennen“ haben. Dann ist das notwendige wechselseitige „Andocken“ an die kognitiv-affektiven Schemata erschwert, und es entstehen Verständigungsprobleme. Ein Mensch, der wenig Zugang zur kinästhetischen Welt der Gefühle hat, also eher rationalisierend kommuniziert, wird vielleicht die Botschaft „Wenn du das sagst, *fühle* ich mich ganz schlecht in meinem Körper“ nicht verstehen. Er kann eher auf eine auditive, die Situation klar definierende Botschaft antworten, z. B. „Ich *denke*, dass dein Ärger durch deinen langen Arbeitstag verursacht wurde“. Hilfreich ist es, gleichzeitig in zwei Systemen zu kommunizieren, z. B. auditiv-sprachlich organisierte Informationen durch eine visuelle Präsentation zu ergänzen. Wir alle wissen, dass wir uns einem Vortrag, der durch Bildprojektionen unterstützt wird, eine längere Zeit aufmerksam zuwenden können als einem reinen Wortvortrag. Filme werden als visuelles und auditives Erleben noch eindrücklicher, wenn sie durch eine zum szenischen Verlauf passende Musik „untermalt“ werden. Die Musik wird zunächst auditiv wahrgenommen und regt dann das kinästhetische Repräsentationssystem, also Gefühle und Körperempfindungen, an. Wir erleben uns dann gleichzeitig kognitiv aufmerksam, gefühlsmäßig identifiziert und körperlich entspannt. In diesem Fall aktivieren die angebotenen Informationen alle drei Repräsentationssysteme. Dieses Modell erklärt m. E. auch die allseitige Beliebtheit von Multimediaangeboten.

Für die systemische Praxis hat das Modell zwei Konsequenzen.

- *Pädagogische bzw. therapeutische Angebote* können zur Erweiterung der kommunikativen Kompetenzen anregen, indem

andere, bislang wenig bedeutsame Repräsentationssysteme aktiviert und differenziert werden. Dann wird die Gefahr der oben beschriebenen Missverständnisse geringer. Z. B. kann der beschriebene eher rational orientierte Mensch die Welt des Körpers und der mit körperlichen Empfindungen assoziierten Gefühle durch bioenergetische Übungen oder Feldenkrais-Seminare entdecken. Er wird dann vielleicht offener für die kinästhetisch organisierten Botschaften seiner Frau, die wiederum durch den Ausbau ihres auditiven Repräsentationssystems seinen verbalen Äußerungen mehr abgewinnen könnte.

- Grinder und Bandler haben ein Modell der „access cues“ entwickelt, die es den Profis gestattet, relativ schnell zu erfassen, in welchem Repräsentationssystem ihre Auftraggeberinnen gerade kommunizieren. Die *access cues* beziehen sich einerseits auf die Wörter, andererseits auf die Richtung der Augenbewegung.

Im aktivierten visuellen Repräsentationssystem wird mit Sätzen wie „Ich *sehe* nicht, was mein Kopfweh mit meiner Frau zu tun haben soll“, „Da *blick* ich nicht mehr durch“ oder „Ich versuche immer, die Dinge genau *im Blick* zu haben“ kommuniziert. Die Formulierungen „Ich *fühle* mich gut“, „Das macht mich ganz *traurig*“, „Da *kribbelt* es in meinem Bauch“ verweisen auf das kinästhetische Repräsentationssystem. Bei den Sätzen „Ich *denke*, dass du krank bist“, „Ich *höre* aus dem, was du sagst, heraus, dass ...“ oder „Das *sagt mir* gar nichts“ ist die auditiv-sprachliche Dimension im Spiel.

Mithilfe der Hypothese über das bevorzugte Repräsentationssystem einer Klientin kann die Sozialarbeiterin ihre Fragen auf das von der Auftraggeberin bevorzugte System beziehen und so ein wechselseitiges „Andocken“ von ihrer Seite aus ermöglichen.

Beispiele (Grinder u. Bandler 1984, S. 312 f.):

- Visuell-erinnernd: „Welche Augenfarbe hat Ihre Mutter?“

- Visuell-konstruktiv: „Wie würde Ihr Zimmer aussehen, wenn Sie es ganz nach Ihren Wünschen umgestalten würden?“
- Auditiv-erinnernd: „Wie klingelte ihr Wecker, als Sie morgens für Ihre Reise in den Urlaub aufgestanden sind?“
- Auditiv-konstruktiv „Wie würde Ihre Stimme klingen, wenn Sie Ihren Chef auf die notwendigen Grenzen hinweisen?“
- Auditiv-digital: „Wollen Sie mal in einen inneren Dialog mit den verschiedenen Stimmen in Ihnen eintreten?“
- Kinästhetisch: „Wie fühlen Sie sich, wenn Sie glücklich sind?“

Auch die Augenbewegungen können als *access cues* interpretiert werden. Bei einem Rechtshänder weisen die – von der Beobachterin aus gesehenen – Augenbewegungen darauf hin, in welchem Repräsentationssystem der beobachtete Mensch gerade seine inneren kognitiv-affektiven Prozesse wahrnimmt (Bandler u. Grinder 1981, S. 43):

- Augenbewegung nach oben links: visuelle Konstruktion;
- Augenbewegung nach oben rechts: visuelle Erinnerung;
- Augenbewegung nach links: auditive Konstruktion;
- Augenbewegung nach rechts: auditive Erinnerung;
- Augenbewegung nach unten links: kinästhetische Empfindungen;
- Augenbewegungen nach unten rechts: aktuelle Repräsentation von Klängen, Geräuschen und Worten (auditives System).

2.4.3.2.3 Organisation – Die dritte Ebene der Beschreibung von Beziehungen

Durch ihre kommunikativen Beiträge vernetzen sich die Teilnehmerinnen sozialer Situationen und konstituieren ein soziales System. Obwohl sie dessen Mitbegründerinnen sind, werden sie als dessen Teile (Elemente) in ihrem kommunikativen Handeln zugleich von ihm abhängig.

Wir können bei sozialen Systemen vier Abstufungen hinsichtlich der Kontinuität und Intensität der Beziehungen unterscheiden.

- *Systeme ersten Grades* sind alltägliche, schnelllebige soziale Situationen, z. B. der Schwatz mit einer Bekannten, die man zufällig beim Einkaufen getroffen hat.
- *Systeme zweiten Grades* werden durch sich wiederholende, mehr oder weniger ritualisierte soziale Situationen hergestellt, z. B. die Gemeinde beim sonntäglichen Gottesdienst.
- In *Systemen dritten Grades* werden wechselnde soziale Situationen durch dieselben Personen gestaltet. Ein Beispiel hierfür ist eine konkrete Familie.
- *Systeme vierten Grades* erhalten trotz wechselnder sozialer Situationen und Personen langfristig ihre Gestalt und ihre Funktionsbestimmung, z. B. die Gesellschaft, soziale Institutionen (z. B. die Familie, die Kirche) und Organisationen (z. B. ein Wirtschaftsbetrieb).

In aufsteigender Linie werden diese Systeme immer komplexer und stabiler. Abweichungen bzw. Krisen in den Teilsystemen können durch negative Feedback-Schleifen gepuffert werden. Dann ergibt sich hinsichtlich des Gesamtsystems (zunächst) kein Veränderungsbedarf. Z. B. waren ökologisch orientierte Verbraucherinnen in den Anfängen der Umweltbewegung für die Wirtschaft zwar lästig, aber eine zu ignorierende Größe. Auch ohne sie wurde genügend Profit gemacht. Hier handelt es sich aus der Sicht des ökonomischen Systems um ein negatives Feedback. Ein stabiles System muss in seinen Teilsystemen auch eine Vielzahl von positiven Feedback-Schleifen zulassen, sich

also flexibel zeigen, um langfristig überdauern zu können. *Die Dialektik von Beharrung und Veränderung um des Erhaltes willen ist eine grundlegende Existenzbedingung lebender bzw. sozialer Systeme, die über Augenblickskontakte hinausgehen.* Mit der zunehmenden Zahl ökologisch denkender Konsumentinnen musste sich die Wirtschaft in bestimmten Teilen zu nachhaltigen Produktionsweisen und Produkten durchringen, um ihren Profit zu sichern; z. B. musste sie das Recyclingsystem akzeptieren. So haben ständige Abweichungen der ökologisch orientierten Verbraucherinnen zu partiellen Veränderungen im Produktionssektor geführt. Ein Beispiel aus Kultur und Politik: Homosexualität war noch in den Sechzigerjahren kulturell verpönt und wurde strafrechtlich verfolgt. Die zunehmende öffentliche Selbstdarstellung der Schwulen- und Lesbenbewegung, also das ständige Infragestellen der Normen überführte die negative Feedback-Schleife (Strafverfolgung und Ausgrenzung) in eine positive, deren Eigendynamik letztlich zu einer Veränderung der kulturellen Einstellung und der rechtlichen Regelungen geführt hat.¹⁸

2.4.3.2.3.1 Organisation als systemisches Konzept

Komplexität, Stabilität und Kontinuität der großen wie der kleinen sozialen Systeme werden durch die Organisation der Systeme, d. h. ihr Muster, gewährleistet. Es entsteht, stabilisiert und entwickelt sich durch die kommunikativen Handlungen der Systemmitglieder und ist zugleich deren Regulator. Wir entdecken hier eine grundlegende systemische Bestimmung: *Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile*, weil die Teile eine Organisation bilden und von ihr abhängig werden. Je größer und komplexer die Systeme werden, desto unabhängiger wird die Organisation von den Einzelnen und ihren Handlungen. Die einzelnen Bestandteile bzw. Komponenten der Organisation und ihre Beziehung untereinander können Struktur genannt werden. Strukturen sind also die Einzelsegmente einer Organisation.

Von Capra stammt das folgende Beispiel für die durch Organisations- und Strukturbildung möglich werdende Verbindung zwischen dem Ganzen und seinen Teilen.

„Um den Unterschied zwischen Muster und Struktur zu veranschaulichen, wollen wir uns ein bekanntes nichtlebendes System ansehen: ein Fahrrad. Damit etwas ein Fahrrad genannt werden kann, muss es eine Reihe funktionaler Beziehungen zwischen Bestandteilen geben, die man Rahmen, Pedale, Lenkstange, Räder, Kette, Zahnkranz usw. nennt. Die vollständige Anordnung dieser funktionalen Beziehungen stellt das *Organisationsmuster* des Fahrrads dar. Alle diese Beziehungen müssen gegeben sein, damit das System die wesentlichen Merkmale eines Fahrrads aufweist. Die *Struktur* des Fahrrads ist die materielle Verkörperung seines Organisationsmusters in besonders geformten und aus besonderen Materialien bestehenden Bestandteilen. Das gleiche Muster ‚Fahrrad‘ läßt sich in vielen verschiedenen Strukturen verkörpern. Die Lenkstange wird bei einem Tourenrad, einem Rennrad oder einem Mountainbike unterschiedlich geformt sein; der Rahmen kann schwer und massiv oder leicht und zierlich

sein; die Reifen können schmal oder breit sein und Schläuche haben oder aus Vollgummi bestehen. All diese Kombinationen und noch zahlreiche weitere lassen sich leicht als verschiedene Verkörperungen desselben Musters aus Beziehungen erkennen, das ein Fahrrad definiert“ (Capra 1996, S. 182 f.; Hervorh.: W. R.).

Für ein lebendes System kommt laut Capra ein drittes konstituierendes Merkmal hinzu, der *Prozess* – also eine Veränderung bzw. Entwicklung in Zeit und Raum. Im Konzept der systemischen Familientherapie wird der Prozess auch mit der aus der Physik entlehnten Metapher als „Dynamik“ bezeichnet.

Wenn wir das Beispiel des Fahrrades unter Hinzunahme der Kategorie des Prozesses auf die Familie als lebendes soziales System übertragen, lässt sich das Netz der funktionalen Beziehungen zwischen den einzelnen Bestandteilen = Familienmitgliedern als *familiäre Organisation* bezeichnen. Mutter und Vater bilden eine intime, reproduktive (d. h. sich durch Arbeit und Generativität selbst erhaltende) und arbeitsteilige Beziehung, in die das Kind als ein Drittes eintritt, wodurch ein neues System, die Familie, geschaffen wird. Kind und Mutter, Kind und Vater, Mutter und Vater gestalten jeweils unterschiedliche Beziehungen, wobei die Beziehungen zum Kind anfänglich vor allem durch materielle und emotionale Versorgung gekennzeichnet sind. Lange Zeit wird die materielle Versorgung einseitig von den Eltern gewährleistet, die emotionale wird im Normalfall von Anfang an wechselseitig sein.

Als *Strukturen* werden die darstellbaren Komponenten dieses Musters bezeichnet, über die es sich verfestigt und die den Rahmen für die konkreten kommunikativen Handlungen der Familienmitglieder bilden.

2.4.3.2.3.2 Strukturen des Systems

Es lassen sich folgende Strukturen unterscheiden.

- *Funktionen:* Wer tut was – für und gegen wen, um die gegebene Ordnung des Systems aufrechtzuerhalten bzw. zu verändern, und welcher Nutzen ergibt sich daraus für die Aufrechterhaltung, Veränderung oder gar Zerstörung des Systems?
- *Positionen:* die Bündelung von Informationswegen an bestimmten Punkten des sozialen Netzwerkes (= System) und die u. a. daraus resultierende Macht.
- *Rollen:* das Gesamt der sozialen Verhaltenserwartungen an eine Person in einer bestimmten sozialen Situation, die wiederum ihre Bedeutung durch einen bestimmten institutionellen und kulturell-normativen Kontext erhält.
- *Regeln:* auf bestimmte Kontexte und Situationen bezogene Handlungsanweisungen.
- *Interne Hierarchie:* die abgestufte Verantwortlichkeit von Mitgliedern des Systems für seine Aufrechterhaltung und die Koppelung eines „Mehr“ an Verantwortlichkeit mit einem „Mehr“ an Machtmöglichkeiten; hier geht es also um die Verfügung einzelner Elemente bzw. Subsysteme des Systems über systeminterne und -externe Ressourcen und Sanktionsmöglichkeiten.
- *Allgemeine Beziehungsmuster:* Symmetrie, Komplementarität und Reziprozität (siehe Ritscher 1998, S. 204 ff.).
- *Spezielle Beziehungsmuster:* Wer nimmt mit wem – gegen wen – wann – wo – auf welche Weise – wie oft – unter welcher Regel und wozu Beziehungen auf, die sich zwischen folgenden Polen entfalten:
 - Dialog vs. Kampf,
 - Konsens vs. Konflikt,
 - Kooperation vs. Konkurrenz,
 - Dominanz vs. Unterordnung,
 - Abhängigkeit vs. Unabhängigkeit,

– Repression vs. Toleranz?

2.4.3.2.3.3 Systemdynamik

Strukturen repräsentieren Teile der zeitüberdauernden Organisation bzw. des Musters des Systems. Mit dem Begriff der Dynamik kommt die Bewegung des Systems, seine Veränderung in der Zeit, ins Spiel. Die Entwicklung eines Systems wird durch das Zusammenspiel von zwei bipolar organisierten Tendenzen beeinflusst: zentrifugale vs. zentripetale und verändernde vs. erhaltende Systemkräfte.

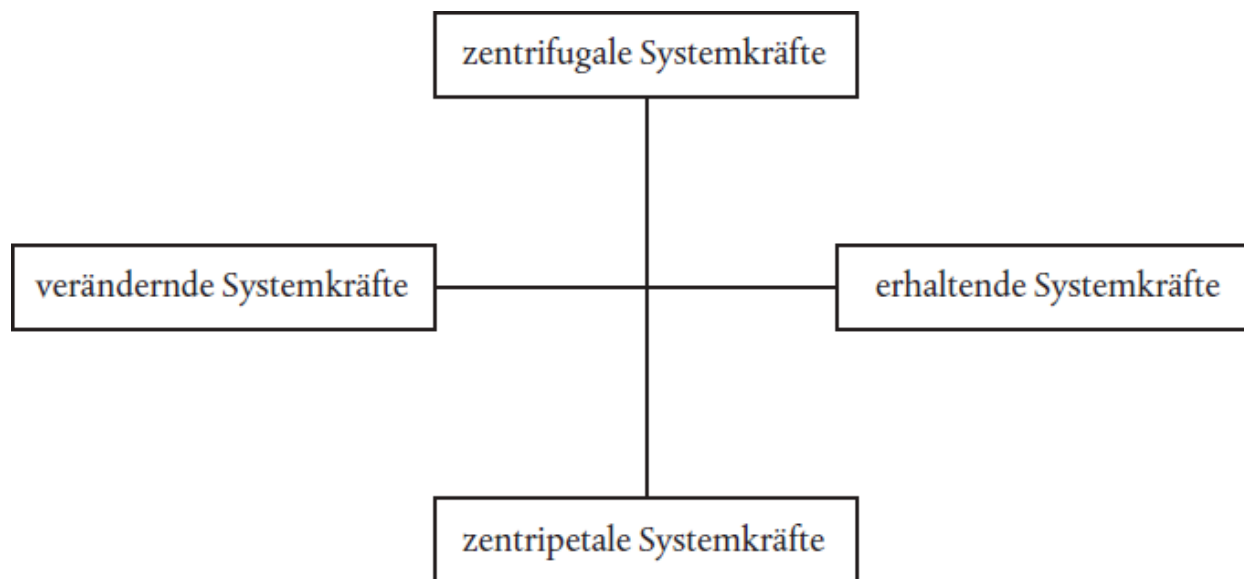


Abb. 14: Dimensionen der Systemdynamik

- Die „zentrifugal-ausstoßenden“ und „zentripetal-bindenden“ Systemkräfte (Stierlin 1975a) ergeben in ihrer Kombination die Systemkohäsion. Zentrifugale Tendenzen orientieren Interesse, Handlungsrichtung und -impulse der Systemmitglieder nach außen. Durch sie wird das System in seiner Funktion, sich selbst zu erhalten, geschwächt. Die Mitglieder des Systems setzen ihre Ressourcen in den sozialen Umwelten des Systems ein, achten aber nicht auf kompensatorische Rückkoppelungen, durch welche die innere Situation des Systems von ihren Außenaktivitäten profitieren könnte. Zentripetale Tendenzen weisen in die entgegengesetzte Richtung; sie stabilisieren das System, indem seine Mitglieder ihre Aktivitäten auf den

Binnenraum des Systems richten und dadurch ihre Bindung aneinander stärken. Aus dem Zusammenspiel beider Polaritäten in den aktuellen Beziehungssituationen ergibt sich der Grad des Systemzusammenhaltes („Systemkohäsion“). Notwendig für ein langfristig bestehendes System ist eine Balance zwischen beiden Aspekten. Das Übergewicht der zentripetalen Kräfte erschwert den Austausch des Systems mit seinen Umwelten, ein Übergewicht der zentrifugalen Kräfte erschwert die Selbstzuschreibung einer Eigenidentität. In beiden Fällen bleibt der Grad der Systemkohäsion gering, die Existenz des Systems ist bedroht.

- *Verändernde vs. erhaltende Systemkräfte.* Verändernde Systemkräfte richten das System auf Weiterentwicklung aus, indem neue von außen kommende oder intern herausgebildete Informationen durch Assimilation und Akkommodation in die Systemorganisation integriert werden. Da für diese neuen Anforderungen noch keine sicheren Bewältigungsschemata ausgebildet sind, reagiert das System „ver-stört“ bzw. verunsichert. Die erhaltenden Systemkräfte richten sich auf altbekannte (redundante) Informationen. Diese verunsichern nicht, weil sie die vorhandenen Schemata in ihrer bestehenden Gestalt verstärken und keine Neuanpassung („Äquilibration“; siehe auch Anm. 21) erfordern. Im Zusammenspiel dieser beiden Kräfte entsteht Entwicklung, d. h. die kontinuierliche Anpassung des Systems an neue systeminterne und -externe Informationen und Anforderungen.

Jeder Systemprozess lässt sich im Hinblick auf seine Funktion für die Stabilität oder Instabilität des Systems einschätzen, je nachdem, in welchem der vier Felder er verortet ist. Die Stabilität eines Systems wird langfristig immer durch eine ausbalancierte Dialektik zwischen den genannten vier Polen gesichert. Das heißt, ein einseitiges Beharren auf zentripetalen, zentrifugalen, veränderungsorientierten oder erhaltungsorientierten Kräften wirkt destabilisierend für das Ganze.

- Ein durch die *Kombination von zentripetalen und veränderungsorientierten Kräften* vorangetriebener Prozess sichert über die Zeit hinweg Stabilität durch eine Verknüpfung von zusammenhaltenden und die Entwicklung begünstigenden Kräften. Das Verhalten der Systemmitglieder ist aufeinander bezogenen (Zentripetalität) und zugleich offen für neue vom System zu integrierende Informationen (Veränderung). Beispiel: Der Schuleintritt des ersten Kindes führt zu einer Vielzahl neuer Informationen bzw. Anpassungsanforderungen an die ganze Familie. Das Kind muss nun pünktlich aufstehen und aus dem Haus gehen; der Schulweg ist neu und vielleicht gefährlich; das wachsame Auge der Erzieherinnen des Kindergartens fehlt nun in der Schule beim Kontakt der Kinder, was möglicherweise zu Rangeleien oder aggressiven Auseinandersetzungen führt, und die Leistungsanforderungen der Schule sind am Anfang schwer einzuschätzen. Die Lebenssituation des Kindes außerhalb des Hauses wird unbestimmbarer und ist – zumindest für die Eltern – weniger kontrollierbar. Das verunsichert, bringt aber auch die Chance für einen familiären Entwicklungsschritt mit sich. Die Eltern lernen, das Kind „loszulassen“ und seinen Bewältigungsmöglichkeiten für die Leistungs- und Kommunikationsanforderungen der Schule zu vertrauen. Dieses Vertrauen wiederum stärkt den Selbstwert des Kindes, das sich nun intensiv an die Erkundung der Welt außerhalb der Familie wagt, z. B., indem es Nachmittage bei neuen Freunden weitab von der eigenen Wohnung verbringt. Dadurch entsteht für die Eltern ein Freiraum, den sie für sich oder für andere innerfamiliäre Beziehungen nutzen können.
- Die *Kombination von zentripetalen und erhaltungsorientierten Kräften* bringt Stillstand und damit nur eine trügerische und langfristig nicht zu erhaltende Stabilität. Die Beschreibung „pseudoharmonischer“ Beziehungsmuster in Familien (Wynne et al. 1972) trifft auf diese Konstellation zu. Die Familienmitglieder leben eng aufeinander bezogen und sind mehr an dem Erhalt

der augenblicklichen Situation als an einer mit Übergangskrisen verbundenen Weiterentwicklung des Systems interessiert. Die Übergangskrisen sind durch Einstellungen und Regeln, die sich wiederholende gleichgerichtete Kommunikationssituationen erzeugen, in dem *Bedeutungsrahmen* „Angst und Unsicherheit“ fixiert worden. Quer dazu liegende Informationen werden ausgeblendet. Familientherapeutische Interventionen müssten die Familie anregen, einen neuen *Bedeutungsrahmen* für Übergangskrisen zu schaffen, in dem die Erkenntnis ihrer Notwendigkeit reifen kann und das Interesse an bisher nicht bekannten Entwicklungsmöglichkeiten überwiegt. In dem eben geschilderten Beispiel würden dann die Erkundungsschritte des Kindes außerhalb der Familie stark begrenzt; es würde keine neuen Verhaltensweisen erproben, sondern die in der Familie erlernten weiterhin zeigen. Es würde nach der Schule so schnell wie möglich ins vertraute Elternhaus zurückkehren und keine neuen Kontakte suchen. Damit blieben entwicklungsfördernde Informationen für die Familie unentdeckt.

- In der *Kombination von zentrifugalen und erhaltungsorientierten Kräften* wird das für ständige Turbulenzen sorgende Ausbrechen von Elementen aus dem System durch konservierende Gegenreaktionen auf dessen Organisationsebene eingedämmt. Es verschließt sich gegen neue, von außen und innen kommende Informationen und kann deshalb keine Bewältigungsstrategien für deren Integration entwickeln. Im Rahmen einer komplementären Eskalation werden die Außeneinflüsse in Verbindung mit den inneren Kräften gegen die Konservierungsversuche der Organisationsebene immer stärker, bis das System an diesem Widerspruch zerbricht.

Beispiel: Das Regierungssystem der DDR war durch eine Abschottung gegen alle die Parteidoktrinen infrage stellenden Umweltinformationen gekennzeichnet. Der „Eiserne Vorhang“ und die Berliner Mauer führten dazu, dass sich innerhalb des

politischen Sektors keine Anpassungsstrategien für globale ökonomisch-technologische Veränderungen und die Herausforderungen der parlamentarischen Demokratien entwickeln konnten. Da die Menschen von den aus dem Westen kommenden Informationen nicht vollständig abgeschnitten werden konnten und sich die innere ökonomische Krise durch Nichtanpassung verstärkte, zerbröckelte das innere politische System unter dem Druck von außen kommender Einflüsse. Sie wurden von Bürgerrechtsgruppen in der DDR-Gesellschaft aufgenommen, vor dem Hintergrund ihrer Wertesysteme weiterentwickelt und gegen die eigene Staatsmacht gewendet.

- Die *Kombination von zentrifugalen und veränderungsorientierten Systemkräften* erzeugt maximale Instabilität durch maximale Unsicherheit. Das Ausbrechen der Elemente des Systems verbindet sich mit ständig neuen Einflüssen und Informationen. Auf der Organisationsebene des Systems können durch immer neue Informationen und Perspektivenwechsel keine stabilen Integrationsmuster entwickelt werden. Entscheidend ist hier das Muster der Zeitorganisation. Zeit zerfällt in eine schnelle und absolut diskontinuierliche Aufeinanderfolge von Informationen. Die Schnelllebigkeit und Unbestimmbarkeit der Informationen „zerhackt“ das Erleben von Kontinuität. Es entsteht eine „Gleichzeitigkeit“ für vielfältige Informationen, die keine subjektiv hergestellte Unterscheidung hinsichtlich ihres Inhaltes und ihrer Bedeutung zulässt. Die Gleichheit der Inhalte und Bedeutungen erzeugt paradoxerweise den absoluten Unterschied, weil es keine die unterschiedlichen Informationen verbindende Bedeutungsstruktur mehr gibt. Retzer und Weber nannten dies „synchrone Dissoziation“ (Retzer u. Weber 1991, S. 107). Bei Familien, in denen ein Familienmitglied als schizophren definierte Verhaltensweisen zeigt, finden wir Retzer und Weber zufolge oft eine Art Zeitorganisation, die extreme „Gleichzeitigkeit“ und damit „synchrone Dissoziationen“ erzeugt.

„Das ‚minimale Zeitintervall‘ (für die bedeutungsvolle Wahrnehmung von Informationen; W. R.) wird unterschritten, ‚der Batesonsche Schalter‘ (eine Metapher Batesons für die Unterbrechung von Informationsflüssen durch das wahrnehmende Subjekt; W. R.) wird sehr schnell betätigt, so daß es nicht zur unterscheidbaren Wahrnehmung und der Konstruktion gegensätzlicher Bedeutungen und Tendenzen kommt“ (ebd., S. 108).

2.4.3.2.3.4 Selbstorganisationsfähigkeiten des Systems

Luhmann vertrat die Position, dass Systeme gegenüber ihrer Umwelt operational geschlossen und nur durch sich selbst beeinflussbar sind (Luhmann 1986). Sie sind deshalb keiner instruktiven Interaktion zugänglich, sondern verarbeiten von außen kommende Informationen nur dann, wenn sie zu den eigenen Mustern der Wahrnehmung, Beschreibung und Bewertung passen. Das heißt, ein System erfindet seine Organisation selbst durch interne Operationen und nicht durch Beeinflussung von außen. Es ist von seiner Umwelt unabhängig. Um dieses Muster zu benennen, benutzt Luhmann den von den Biologen Maturana und Varela geprägten Begriff der „Autopoiese“ (Maturana u. Varela 1982), der auf das mit „Selbstschöpfung“ zu übersetzende altgriechische Wort *autopoiesis* zurückgeht. An einem Punkt stimme ich Luhmann zu: Natürlich muss ein System selbst handeln und intern kommunizieren, um eine eigene Organisation und die sie markierenden Strukturen zu schaffen. Außeneinflüsse müssen in die inneren Kommunikations- und Handlungsprozeduren integriert und deshalb auf sie zugeschnitten werden. Es bleiben dennoch Außeneinflüsse, denen sich das beobachtende und handelnde System nicht entziehen kann – es kann sie nur modifizieren. Eine Familie z. B. wird durch viele Diskussionen und Handlungen die für ihre Lebenssituation passenden Regeln, Rollen, Werte usw. schaffen. Aber diese Lebenssituation wird durch eine Vielzahl äußerer Faktoren beeinflusst, auf welche die Familie Rücksicht nehmen muss, um überleben zu können. Sie kann die Arbeitslosigkeit der bisherigen Hauptverdienerin genauso wenig ignorieren wie den Abbau von bisherigen Sozialleistungen, eine Wohnungskündigung genauso wenig wie Gewalttätigkeiten in der Schule der Kinder. Auch den durch eine gesellschaftlich akzeptierte „Behinderungsmacht“ (Staub-Bernasconi 1995, S. 45 ff.) zugefügten Kränkungen des eigenen Selbstwertgefühles kann sie nicht ausweichen. Diese durch komplexe systemische Zusammenhänge hergestellten Verhältnisse entziehen sich einer systematischen und alle wichtigen Faktoren kontrollierenden Beeinflussung durch die Familie. Sie *erzwingen* von

außen die „strukturelle Koppelung“¹⁹ zwischen ihr und diesen Bereichen der sozialen Wirklichkeit, mit denen sie sich auseinandersetzen muss. Für diese nicht frei gewählte Koppelung kann die Familie als mit diesen Teilen der sozialen Wirklichkeit verknüpftes Beobachtungs- und Handlungssystem durchaus auf Ressourcen zurückgreifen – in Abhängigkeit von der Umwelt.²⁰ Ich bevorzuge den Begriff der „Selbstorganisation“ statt den der „Autopoiese“, um dieser Sichtweise gerecht zu werden.

Das Konzept der *Selbstorganisation* verbindet drei Aspekte:

- das interne Ausbalancieren zwischen unterschiedlichen und widersprüchlichen Teilen des Systems;
- ein Ausbalancieren zwischen den Erfordernissen und Zielsetzungen des Systems selbst und seiner Umwelt;
- eine Eigensteuerung mithilfe von Regeln, die das System nicht aus sich selbst heraus erfunden hat, sondern im Wechselspiel von „Assimilation“ der Umwelten an das System und „Akkommodation“ des Systems an die Umwelten schafft.²¹ Dadurch etablieren sich äußere Umwelten auch innerhalb des Systems und werden dort zu Initiatorinnen systeminterner Handlungen.

2.4.3.2.3.5 Die flexible System-Kontext-Hierarchie

Was als untergeordnetes System oder übergeordneter Kontext festgelegt wird, entscheiden Perspektive, Zeitpunkt und soziale Situation, nicht aber die Beschaffenheit des Systems selbst.

Ich habe an anderer Stelle drei miteinander verbundene und dennoch voneinander unterscheidbare Systembereiche beschrieben, mit deren Hilfe der soziale Alltag systematisch beobachtet und verstanden werden kann (Ritscher 1991). Ich nenne sie Bedeutungssysteme (kulturelle Muster), soziale Systeme (Gesellschaft und ihre Teilbereiche) und Subjektsysteme. Sie können je nach aktueller Perspektive auf einer übergeordneten Ebene als Kontexte oder auf einer untergeordneten Ebene als Systeme betrachtet werden.

Beispiele: Geht es um eine Analyse der gegenwärtigen Auswirkungen historisch-gesellschaftlicher Ereignisse und Entwicklungen auf persönliche und kollektive Bedeutungszuschreibungen (z. B. der Folgen des Nationalsozialismus für politische und familiäre Ideenbildungen), wird die Gesamtgesellschaft zum übergeordneten Kontext für die Etablierung von familiären Bedeutungen. Die Beschreibung von ökonomischen Veränderungen als Folge von in der Moderne neu entstandenen Rollenbildern macht dagegen Bedeutungssysteme zum übergeordneten Kontext für ökonomische Systemprozesse. Wenn hingegen die zunehmende Bewertung jeder sozialen Handlung unter den Kriterien einer am Geld orientierten Wirtschaftlichkeit als Folge der kapitalistischen Produktionsverhältnisse herausgearbeitet wird, lässt sich die Ökonomie als übergeordneter Kontext des Sozialen definieren.

Untergeordnete Systeme können so lange auf übergeordnete Kontexte einwirken, bis sich die Verhältnisse umkehren. Um in unserem Beispiel zu bleiben: Im sozialen Bereich könnten als Folge des Vorranges der Ökonomie so viele soziale Konflikte entstehen, dass die kulturell entwickelten Werte der Solidarität und ökologischen

Verantwortung als wesentliche Kategorien ökonomischer Denk- und Produktionsprozesse anerkannt werden.

Antwortet ein Mensch B auf das Verhalten eines anderen Menschen A mit Gefühlen der Sympathie oder Antipathie, ist A in dieser Situation der sozial-kommunikative Kontext für Bs Verhalten. Fragt sich B oder eine äußere Beobachterin, welche inneren kognitiv-affektiven Schemata von B bei seiner Wahrnehmung und Bewertung von As Verhalten beteiligt waren, werden Bedeutung erzeugende Muster als ein innerer Kontext von B für sein eigenes Verhalten verstanden. Auch innerhalb der Bedeutungs-, Sozial- und Subjektsysteme lassen sich also einzelne Ebenen festlegen, die je nach Perspektive als übergeordnete Kontexte oder untergeordnete Systeme eingestuft werden können.

Kontext und System erweisen sich immer wieder als zwei Seiten derselben Medaille, die je nach Perspektive, Zeitpunkt und Situation hin- und hergewendet werden kann.

Cronen et al. haben im Rahmen ihres hierarchischen Modells von Bedeutungsebenen eine Theorie der Rückkoppelung zwischen den einzelnen Systembereichen entwickelt. Über die jeweilige Position der Bereiche entscheiden zwei Kräfte:

„Eine implikative, *schwächere Kraft* – von unten nach oben –, wodurch Einzelheiten auf tieferem Niveau Bedeutung auf höheren Ebenen schaffen oder verändern, und eine *stärkere*, abwärts gerichtete – kontextuelle – *Kraft*, mit welcher eine höhere Bedeutungsebene die Bedeutungen auf der tieferen definiert“ (Cronen et al. 1983, S. 111; Hervorh. im Orig.).

Zwischen einer über- und einer untergeordneten Ebene wird eine prinzipielle Rückkoppelung angenommen: Sie bilden immer eine implikative *und* kontextuelle Beziehung. Diese Rückkoppelung kann einerseits zu einer Gleichrangigkeit beider Ebenen führen, „wenn zwei Elemente in einer Hierarchie so organisiert sind, daß jedes gleichzeitig den Kontext für das andere bildet und sich selbst im Kontext des anderen befindet“ (ebd., S. 109). In diesem Fall

„erweisen sich implikative (von unten nach oben) und kontextuelle (von oben nach unten) Kräfte als gleich stark“ (ebd., S. 111). Es kann auch zu einer Positionsumkehrung von bisher übergeordnetem Kontext und untergeordnetem System kommen, wenn die implikative Kraft stärker ist als die kontextuelle Kraft.

Hierarchische Muster sind also umkehrbar bzw. veränderbar, wenn neue Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten zur Realitätsveränderung eingeführt werden. Das ist die im systemischen Ansatz enthaltene demokratische Botschaft.

2.4.3.3 Das System als sich in Zeit und Raum verändernde Gestalt

Wir können ein System durch Vorstellungen und Bilder visualisieren. Dann entsteht eine Systemgestalt, z. B. die im Zentrum von [Abbildung 2](#) grafisch dargestellte Familie als Beobachtungssystem. Im Rahmen einer solchen Gestalt werden Strukturen deutlich, die als markante Komponenten der Gesamtorganisation die Kommunikations- und damit Lebensfähigkeit des Systems sichern. Die Gestaltpsychologie als eine der wichtigen Wurzeln des systemischen Paradigmas hat den *Begriff der Gestalt* geprägt. In ihr verknüpfen sich Elemente zu einer Einheit, die sich als Vordergrund eines Gesamtbildes präsentiert. Ohne den zum Gesamtbild dazugehörigen Hintergrund („äußerer Kontext“) hätte die Gestalt im Vordergrund keine eigenständige Existenz.

Als raum-zeitliche Gestalt wird das System durch folgende Komponenten definiert:

- *Grenzen:* Jede Systemgestalt zeichnet sich durch eine Grenze gegenüber ihrer äußeren Umwelt aus, die den Unterschied zwischen innen und außen definiert. Ohne diese Grenze hätte sie keine eigene Identität und damit keinen „Eigensinn“ (Thiersch 1992). Eine Familie kann ihre Grenze über eine eigene Identitätsbeschreibung festlegen: „Im Unterschied zur Familie X gelten bei uns die Regeln X, die Werte Y und die Normen Z.“ Auch die Wände der Wohnung, die als sozialräumliches Kommunikationsfeld der Familie verstanden werden kann, definieren eine Grenze. Grenzen können in Anlehnung an Minuchin als mehr oder weniger „offen, undurchlässig oder diffus“ beschrieben werden (vgl. Minuchin 1977; 2.4.1.3 u. [6.6.2.3.2](#)).
- *Die Beziehung von Kontext (Umwelt) und System:* Die Grenze trennt das System von seiner Umwelt. Umwelt und Kontext können als gleichbedeutende Begriffe verwendet werden. Im Lateinischen hat *contextus* die Bedeutung von „Zusammenhang“. Kontexte bilden den übergeordneten,

Bedeutung gebenden Rahmen für Informationen über Ereignisse in einem System – eine soziale Situation, ein Wort, eine Aktion, ein politische Meldung, ein Naturereignis oder eine persönliche Erfahrung. Es gibt *innere* und *äußere* Kontexte.

Äußere Kontexte sind:

- soziale Situationen, in denen sich die konkret beobachtbaren kommunikativen Handlungen von Menschen systemisch verbinden;
- ökonomische, politische, kulturelle Verhältnisse, in die soziale Situationen eingebettet sind;
- kulturell institutionalisierte Normen, Werte, Einstellungen und Ideen, die in jeder Gesellschaft der kollektiven Regulierung des Verhaltens der Mitglieder dienen.

Der Blick richtet sich auf *innere Kontexte*,

- wenn ein Mensch (als Subjektsystem) seinen eigenen Körper als materielle Basis aller psychischen Prozesse wahrnimmt oder dieser von außen, z. B. im medizinischen Rahmen, zum Bezugspunkt von Diagnose und Therapie gemacht wird;
- wenn die im Verlauf der Sozialisation gebildeten persönlichen Einstellungen, Überzeugungen, Interessen, Werte und Kompetenzen zum Thema werden;
- wenn soziale Systeme ihre eigenen Bedeutung gebenden Strukturen, d. h. ihre Eigenorganisation, zum Gegenstand ihrer Beobachtung machen.

System und Umwelt gehören zusammen, auch wenn sie durch eine Grenze getrennt sind. Das eine kann nur durch das andere existieren; deshalb muss die Beschreibung eines Systems zugleich die Beschreibung seiner Umwelten und damit auch der System-Umwelt-Beziehungen enthalten.

- *Subsysteme:* In seinem Binnenraum differenziert sich das System in einzelne Teilsysteme bzw. Subsysteme. Durch die Beziehungen in und zwischen seinen Teilsystemen etabliert und erhält sich das System als Ganzes. Minuchin (vgl. Minuchin u. Fishman 1983) hat diese Idee für die Familientherapie nutzbar gemacht und die einzelnen familiären Subsysteme zu Ansatzpunkten seiner Interventionen gemacht. Ihm zufolge lebt Familie durch die zirkulären Beziehungen zwischen Eltern (Eltern- und Paarsubsystem), zwischen den Kindern (Geschwistersubsystem) und zwischen Eltern und Kindern (Eltern-Kind-Subsystem). Nur durch das Gesamt dieser Beziehungen entsteht das System der Kernfamilie. Es kann über seine Beziehung zum Großelternsubsystem zur erweiterten Familie ausgedehnt werden.
- *Variablen:* Die inneren Komponenten der Systemgestalt lassen sich hinsichtlich ihrer Funktion ordnen, hierarchisieren und unter bestimmten Bedingungen auch messen. In diesem Sinne können sie als „Variablen“ bezeichnet werden. Vester unterscheidet vier Typen von Variablen (Vester 1990, S. 37); diese sind nicht notwendig an Personen gebunden, sondern beziehen sich auch auf nichtmenschliche Lebewesen, Dinge, Ideen, Einstellungen, Normen, Werte und Rollen:
 - *„Aktive Variablen“:* Sie beeinflussen alle anderen stark, werden von ihnen aber nur in geringerem Masse beeinflusst. Im traditionellen bürgerlichen Familiensystem wäre z. B. der sich patriarchalisch zeigende Vater hinsichtlich der familiären Außenbeziehungen und der generellen Normen für das Verhalten der Familienmitglieder eine aktive Variable; er beeinflusst durch sein Verhalten die anderen Mitglieder stark, wird aber von ihnen weniger beeinflusst. Auch relativ fest gefügte das Verhalten regulierende Normen und Werte (z. B. die im römischen Recht kodifizierte Machtsoveränität des Vaters) können als aktive Variablen verstanden werden.

- „*Passive Variablen*“: Sie beeinflussen die anderen Variablen weniger, als sie von diesen beeinflusst werden. Im Haushalt der griechischen Antike (*oikos*) waren das die Dienstboten, Knechte, Mägde, Sklaven usw., aber auch deren ganz persönliche Wünsche und Hoffnungen.
- „*Kritische Variablen*“: Sie beeinflussen die anderen Variablen stark, werden aber im gleichen Masse auch von ihnen beeinflusst. In einem sehr modernen Verständnis von Familie wären dies alle ihre Mitglieder. Zwar sind die Eltern kleinerer Kinder im Bereich der Versorgung, der Organisation des Haushaltes und der Durchsetzung von Normen, Werten und Rollenvorschriften im Normalfall einflussreicher als diese, aber im Hinblick auf die emotionale Verbundenheit können Kinder sehr wohl genauso einflussreich sein. Freud sprach in diesem Sinne einmal von „her majesty, the baby“. In Familien mit älteren Kindern können sich auch im Versorgungsbereich Verschiebungen in Richtung Gleichheit ergeben, sodass hier die beeinflussende Kraft der Kinder noch zu- und die der Eltern abnimmt.
- „*Puffernde Variablen*“: Diese beeinflussen selber wenig und werden ebenfalls nur wenig beeinflusst. Ein Beispiel wäre die religiöse Einstellung des Mitglieds einer ansonsten nichtreligiösen, aber – was ihr Muster angeht – toleranten Familie. Dessen Glaube, seine Kirchenbesuche usw. sind nur für sein Wohlbefinden wichtig aber nur ein Randthema der familiären Kommunikation.

2.4.3.3.1 Exkurs: Prozesse – Entwicklung in der Zeit und Ordnung durch Fluktuation

Systemprozesse sind Wachstums- bzw. Evolutionsprozesse, die sich im dialektischen Wechselspiel der jedem System innewohnenden gegensätzlichen Tendenzen von Beharrung und Veränderung, Tradition und Innovation, Ordnung und Chaos entfalten. Dabei entstehen Muster, die das Vergangene als Rekonstruktion und die Zukunft als Prospektion in der Gegenwart „aufheben“²². Dieses Wechselspiel zwischen den beharrenden und auf Veränderung ausgerichteten Tendenzen erzeugt Konflikte. Stabilität bzw. eine langfristige Kontinuität des Systems stellt sich nur in der Folge von Entwicklungsprozessen her, die als dialektische Aufhebung dieser beiden widerstreitenden Tendenzen verstanden werden können. Organisiert sich ein System unter der Vorherrschaft nur einer von ihnen, vermag das zwar kurzfristig Konflikte dämpfen oder ausschalten, langfristig bildet sich aber gerade dadurch eine chronifizierte Konfliktstruktur, zu deren Vermeidung immer mehr Ressourcen mobilisiert werden müssen. Das System verlässt sich dann selbstgenügsam auf das Muster des negativen Feedbacks, um anscheinend bedrohliche Unterschiede zu beseitigen. Wir kennen diese Verläufe aus vielen Familiengeschichten und der Politik.

Realitäten lassen sich unter dem Aspekt von Entwicklung, Veränderung und Zeit als Prozesse verstehen, in denen Zustände relativer Stabilität in Zustände einer relativen Unbestimmtheit übergehen und umgekehrt. Die Übergänge vom Zustand relativer Stabilität bzw. sicherer Ordnung in den der relativen Unbestimmtheit bzw. des Chaos lassen sich auch als Krisen definieren, in denen sich unterschiedliche zukünftige Wege eröffnen und versuchsweise begangen werden. Die Sicherheit wird aufgegeben zugunsten kreativer, aber verunsichernder Schritte in (teilweise) neue Regionen, die auf diesem Wege soziale Realitäten für uns werden.

Schacht hat Prigogines Modell der „dissipativen Strukturen“ auf den Bereich sozialer Realitäten angewendet. Er tat dies unter dem Blickwinkel des von Moreno entwickelten Psychodramas (Schacht

1992). Prigogine untersuchte offene Systeme, die im Rahmen ihrer energetischen, materiellen und informationellen Austauschprozesse mit der Umwelt ihre eigene Organisation entwickeln. Diese Organisation stellt sich der Beobachterin in Form einer bestimmten Prozessstruktur dar. Diese Prozessstruktur lässt sich auch als momentane raum-zeitliche Gestalt des Systems beschreiben. „Ein Beispiel ist der Wasserstrudel, der nur eine Form darstellt, in der sich ein Wasserfluß organisieren kann – und nur im Rahmen dieses Wasserflusses kann er seine Struktur wahren ... Ändert sich der Fluß des Wassers, ändert sich auch die Prozeßstruktur ‚Strudel‘, er wird breiter oder schmaler, schneller oder langsamer, turbulenter oder glatter“ (ebd., S. 98). Im sozialen Raum wäre eine solche Prozessstruktur z. B. eine Familie, die sich durch Regeln, Rollendefinitionen, Rituale und Gratifikationen organisiert. Wie der Name Prozessstruktur schon ausdrückt, befindet sie sich in einem beständigen Wandlungsprozess. Dieser verläuft zyklisch. In der ersten Phase des Zyklus unterliegen Abweichungen vom Gleichgewichtszustand (*Homöostase*) zunächst der Tendenz, sie rückgängig zu machen, zumindest aber, sie zu dämpfen (*negatives Feedback*). Langfristig aber schaukeln sich die Abweichungen immer stärker auf und führen eigendynamisch zu immer stärkeren Abweichungen (*positives Feedback*); dies ist die zweite Phase des Zyklus. In der dritten Phase löst sich die bisherige Struktur auf und sucht eine neue Gestalt, welche die Bestandteile der bisherigen in sich aufhebt. In der vierten Phase ist die neue Gestalt gefunden und etabliert sich in einem neuen Gleichgewichtszustand, der zugleich die erste Phase eines neuen Zyklus darstellt.

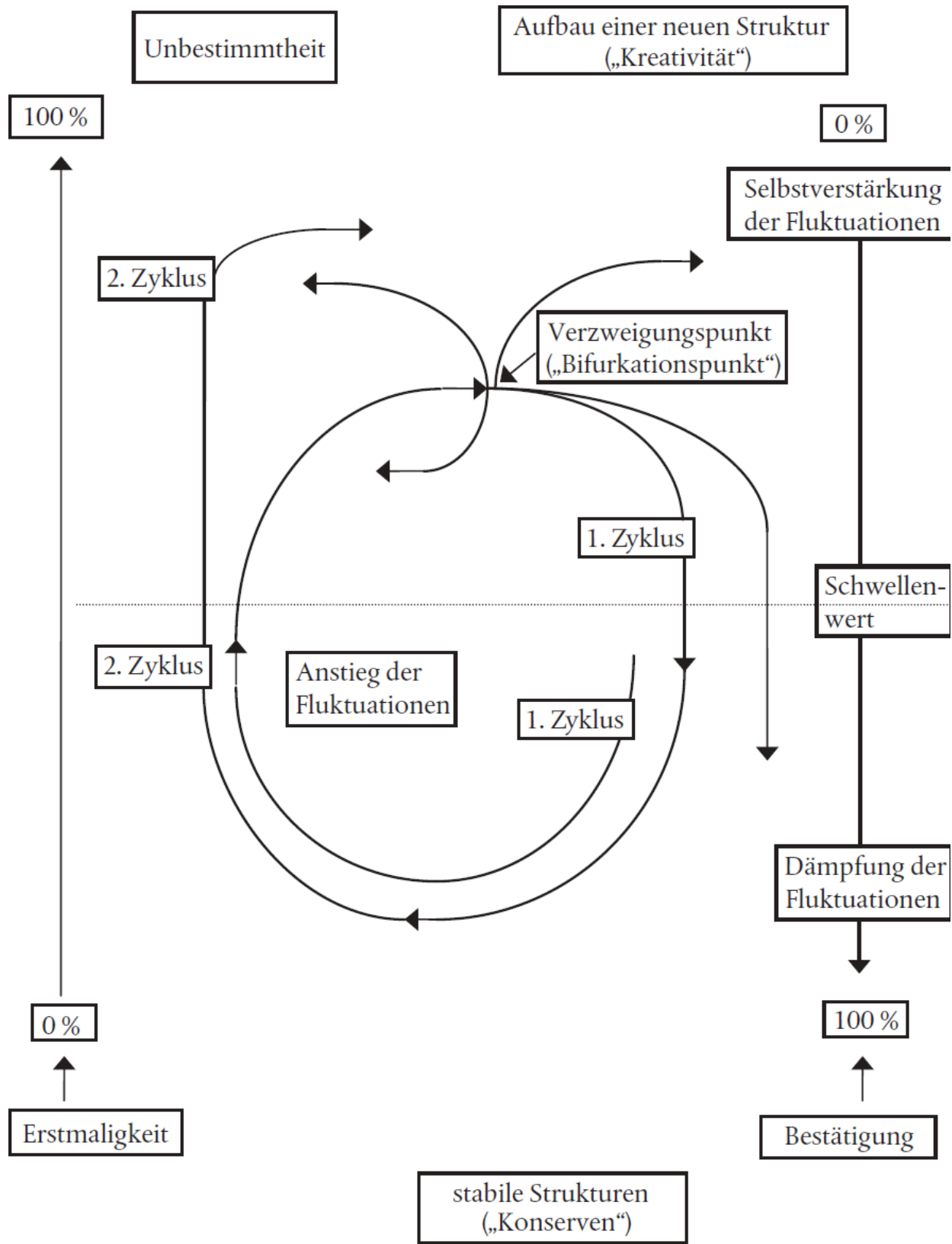


Abb. 15: Ein Modell der Evolution in sich selbst organisierenden Systemen (nach Schacht 1992)

Diese „Abweichungen in den sonst stabilen und kontinuierlichen Mechanismen des Prozessverlaufes“ (ebd., S. 99), die in der zweiten Phase auftreten, werden in Prigogines Modell als „Fluktuationen“ bezeichnet. In der Regel versucht ein System zunächst, seine Stabilität dadurch zu erhalten, dass es die Nichtveränderungstendenz durch *negatives Feedback* verstärkt und damit die Fluktuationen reduziert (konservative Lösung). In der oben genannten Familie würde das vielleicht bedeuten, dass bei zunehmender Opposition eines Kindes gegen grundlegende familiäre Regeln ein zusätzliches Regel- und Kontrollwerk eingerichtet wird, um das unerwünschte Verhalten zu stoppen. Erreichen die Abweichungen trotz aller Einschränkungsversuche der Eltern einen bestimmten Schwellenwert, können sie durch *negatives Feedback* nicht mehr ausgeglichen werden. An diesem Punkt tritt die Veränderungstendenz massiv in den Vordergrund, und es eröffnen sich viele Möglichkeiten der weiteren Entwicklung. Prigogine spricht hier von „Verzweigungs- bzw. Bifurkationspunkten“. „Das System tritt in eine Instabilitätsphase, in der die bisherige Struktur des Systemprozesses auseinanderbricht und kurzfristig eine scheinbar chaotische und völlig ungeordnete Situation herrscht“ (Schacht 1992, S. 99). Im Sinn Morenos ist mit dieser Unbestimmtheit die „Spontanitätsslage“ erreicht, durch die neue, bisher fern liegende Verhaltens- und Erfahrungsmöglichkeiten in den Horizont der Menschen treten. In unserem Beispiel: Das Familiensystem ist durch das unerwünschte Verhalten eines Kindes mit einer Vielzahl von sozialen Unterstützungsangeboten, z. B. der öffentlichen Jugendhilfe, in Kontakt gekommen; es ergeben sich nun eine Vielzahl von Entwicklungsmöglichkeiten für alle Familienmitglieder und das ganze Familiensystem. Die Eltern können über eine Familientherapie lernen, sich zu entlasten, indem sie sich nicht mehr als Ursache für das abweichende Verhalten ihres Kindes definieren; der Sohn lernt vielleicht, seine Opposition gegen die familiären Regeln weniger destruktiv auszudrücken; und die bisher im

Schatten ihres rebellischen Bruders aufgewachsene Schwester erlebt, dass mehr Freiraum für ihre Beziehungswünsche an die Eltern entsteht. Die Familie insgesamt entdeckt jetzt neue Formen des Miteinanders, die vorher nicht möglich waren.

Im Bereich der „Verzweigungspunkte“ ist die Unbestimmtheit am größten, d. h., hier sind die Prognosen über die weitere Zukunft des Systems am unsichersten. An ihnen erhärtet sich auch die systemisch-konstruktivistische These, dass es keine instruktive Interaktion gibt. Welchen Weg das System einschlägt, hängt von seiner eigenen Organisation ab. Unterstützungsangebote sind nur dann hilfreich, wenn sie sich mit den inneren Mustern des Systems verbinden. Im Falle unserer Familie steht die Sozialarbeiterin vielleicht vor der schwierigen Aufgabe, die Kontrollversuche der Eltern als Ausdruck ihrer fürsorglichen Ängste um die Zukunft des Sohnes zu verstehen. Sie könnte dann auf seine Stärken in der Alltagsbewältigung hinweisen, die bislang nicht in das elterliche Blickfeld gerückt sind, und dadurch statt der Ängste Zuversicht und Vertrauen in den Vordergrund treten lassen.

Im Modell von Prigogine ist das der Punkt, an dem neue Strukturen herausgebildet und konsolidiert werden; das System richtet sich in seiner neuen Ordnung ein. In unserer Beispielfamilie werden vielleicht Regeln gefunden bzw. erfunden, die Konflikte erlauben und den konstruktiven Umgang mit ihnen ermöglichen. Damit ist der erste Zyklus abgeschlossen.

Ein neuer Zyklus beginnt mit der Phase der Konsolidierung der neuen Strukturen, in der aufgrund *negativen Feedbacks* die Beharrungstendenzen im Vordergrund stehen, bis der Anstieg der „Fluktuationen“ so stark ist, dass das System in einer zweiten Phase wieder in den Bereich der Unbestimmtheit eintritt und einen „Verzweigungspunkt“ erreicht – usw. usw. ...

Solange das System sich auf diesen Prozess einlässt, kann es sich selbst erhalten, indem es sich weiterentwickelt.

Bezogen auf unser Beispiel, könnten Eltern und Kinder immer wieder neue Lösungen für ihre Regelungskonflikte finden.

Das System kann aber auch in der Phase der Unbestimmtheit auseinander fallen und sich damit selbst auflösen. In unserem Beispiel wäre das die Trennung der Eltern.

„Spontaneität“, „Kreativität“, „Konserven“, „Erstmaligkeit“ und „Bestätigung“ sind Begriffe aus Morenos Psychodrama (Ritscher 1998). In seinem Sinne ist der Mensch in der Lage, aus eigenem Willen Neues zu schaffen („Kreativität“ und „Spontaneität“) und Neues in stabile Strukturen zu überführen, um es (in Form von „Konserven“) zu bewahren. „Kreativität“ und „Spontaneität“ gehören also in den von Prigogine beschriebenen Bereich der Unbestimmtheit, in dem neue Strukturen aufgebaut werden. Die „Konserve“ ist auf der anderen Seite, im Bereich der stabilen Strukturen und ihres Erhaltes durch „Dämpfung der Fluktuationen“, angesiedelt. Die „Erstmaligkeit“ eines Verhaltens ist im Bereich der Konserven am geringsten, mit dem Anstieg der „Fluktuationen“ wird Neues möglich, „Erstmaligkeit“ also wahrscheinlicher. „Bestätigung“, also Wiederholung des Verhaltens, ist im Bereich der Unbestimmtheit am geringsten. Neue Strukturen bleiben zunächst diffus, und erst im Zuge ihrer Konsolidierung gewinnen sie an Prägnanz, u. a. durch sich wiederholende Bestätigungen.

Dieses Modell beschreibt die Entwicklung bzw. Evolution des Systems als einen spiralförmigen Prozess, der zwischen den Polen von Beharrung und Veränderung durch Krisen vorangetrieben wird und eine unaufhebbare Beziehung zwischen Ordnung und Chaos herstellt. Jede Ordnung entwickelt aus sich heraus auch Zustände des Chaos, jedes Chaos neue Zustände der Ordnung.

Für die Entwicklung von sozialen Systemen, z. B. Familien, definiert dieses Modell Krisen als Übergänge zwischen zwei Zuständen, in denen Neues möglich wird.

2.4.4 Die drei Kontextperspektiven

2.4.4.1 Kontextperspektive a: Zeit und Raum

Zeit und Raum sind spätestens seit Einsteins allgemeiner Relativitätstheorie nicht mehr voneinander zu trennen. Sie bilden ein vierdimensionales Koordinatensystem, innerhalb dessen sich alle Prozesse des Lebendigen räumlich gestalten, werden und vergehen.

Wenn ich im Folgenden beide Kategorien getrennt beschreibe, geschieht das einerseits im Interesse einer für die Darstellung hilfreichen Reduzierung von Komplexität. Andererseits erleben wir persönlich oft Raum und Zeit als voneinander getrennt. Wir stehen auf einem Berggipfel und genießen das Panorama – jetzt steht die Erfahrung des Raumes im Vordergrund; Zeit, also reale und mögliche Veränderungen, bleibt im Hintergrund. Sie kommt vielleicht zu ihrem Recht, wenn wir nach dem Urlaub die Bilder der Bergwanderung unter dem Gesichtspunkt „Das *war* eine schöne Zeit“ betrachten. Die von der Quantenphysik festgestellte Zusammengehörigkeit von Raum und Zeit ist also in der aktuellen Erfahrung nicht notwendigerweise präsent und muss eventuell durch *Metakommunikation* wiederhergestellt werden.

2.4.4.1.1 Zeit

Entwicklung ist per definitionem ein zeitlicher Prozess. Soziale Zeit ist ein Konstrukt, mit dessen Hilfe die Menschen soziale Erlebnisabfolgen nach Unterschiedlichkeiten ordnen und dadurch relevante Informationen für sich gewinnen. Das wichtigste Ordnungsmuster ist die Interpunktion in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

„Die Begriffe ‚Vergangenheit‘, ‚Gegenwart‘ und ‚Zukunft‘... bringen die Beziehung einer Person (oder Personengruppe) zu einer Wandlungsfolge zum Ausdruck. Nur im Bezug auf einen Menschen, der ihn erlebt, nimmt ein bestimmter Augenblick in einem kontinuierlichen Strom den Charakter der Gegenwart an, gegenüber anderen den Charakter einer Vergangenheit oder einer Zukunft. Als Symbole erlebter Zeiteinheiten repräsentieren diese drei Ausdrücke nicht nur eine Abfolge, sondern die gleichzeitige Präsenz der drei Zeiteinheiten in der menschlichen Erfahrung. Man könnte sagen, dass ‚Vergangenheit‘, ‚Gegenwart‘ und ‚Zukunft‘, obgleich drei verschiedene Worte, einen einzigen Begriff bilden“ (Elias 1984, S. 47 f.).

Die *Vergangenheit* eines sozialen Systems repräsentiert sich nicht als objektive Geschichte, sondern in „Geschichten über die Geschichte“, also ihrer Rekonstruktion durch die im aktuellen System Handelnden. Neben dieser möglicherweise von Erzählerin zu Erzählerin variierenden Geschichtsschreibung gibt es eine auf das Handeln aller Systemmitglieder bezogene, über langfristige Zeitprozesse festgeschriebene Traditionsbildung des Systems. Geschichten über Vorfahren, Vorstellungen von Familienehre und Pflege des ideellen wie materiellen Erbes, Berufswahlen, Strategien zum Umgang mit familiären Konfliktthemen und familiäre Dissidentinnen – all das und noch vieles mehr kann intergenerational weitergegeben werden. Im diesem Prozess der intergenerationalen Weitergabe fügen sich die genannten Elemente zu einem mehr oder weniger offenen oder

geschlossenen System von Ideen zusammen – Tradition entsteht. Sie ist über zentrale handlungsleitende, handlungsbegründende und Sinn stiftende Ideen im aktuellen System präsent und damit auch mitverantwortlich für die Bildung familiärer Normen und Werte.

Im systemischen Modell der Realität wird Vergangenheit auch als *Diachronie* bezeichnet. Damit wird eine Beziehung betont, in der „vorher“ und „nachher“ prozesshaft miteinander verknüpft sind. Wird durch diesen Vergleich ein Unterschied zwischen dem „vorher“ und „nachher“ festgelegt, steht Veränderung und damit der *Aspekt des Zeitpfeiles* im Vordergrund. Wird kein Unterschied gefunden, steht die Stabilität und damit der *Aspekt des Zeitkreises* im Vordergrund. „Diese zwei Standpunkte – der eine statisch, der andere dynamisch – können versöhnt werden, weil Stabilität und Wandel – Zeitpfeil und Zeitkreis – sich in der Familienzeit ergänzen“ (Boscolo u. Bertrando 1994, S. 90.).

Gegenwart wird als *Synchronie* verstanden. Damit wird die Gleichzeitigkeit verschiedener Ereignisse betont, die in ihrer zirkulären Verknüpfung eine abgegrenzte gegenwärtige Ganzheit, also ein System, bilden.

Zukünftiges Handeln ist nicht allein durch Tradition und das *Hier und Jetzt* determinierbar – wenn wir menschliche und soziale Systeme als nontrivial verstehen. Von der Zukunft her gedacht, eröffnen sich in jeder gegenwärtigen Situation Freiheitsgrade für das weitere Handeln und damit neue Optionen. Dank der vorweggenommenen Zukunft werden auch neue Perspektiven auf die Vergangenheit und damit auch das mit ihr durch Tradition verknüpfte gegenwärtige Handeln möglich. In der Zukunftsdimension nehme ich die Zeit in der Zeit vorweg und kann von dort aus mit vielen Perspektiven spielen. In diesem Sinne geht es um die *multichronische* Dimension der Zeit.

Die systemische Beratung hat vor dem Hintergrund dieser Idee das Konzept der hypothetischen Fragen entwickelt. Mit den Sprachmustern des „Was wäre, wenn ...?“, „Was wäre gewesen, wenn ...?“, „Was würde sein, wenn ...?“ werden hypothetische

Konstruktionen in alle Richtungen mit Handlungskonsequenzen für das „Hier und Jetzt“ möglich. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind also durch eine „kybernetische, selbstreflexive Schleife“ (ebd., S. 61) ineinander verwoben. Zentraler Punkt in dieser Schleifenbildung ist die Gegenwart als Zusammenschluss aller aktuellen Strukturen in der Situation des Augenblicks (*Synchronie*). In ihr wird die Vergangenheit retrospektiv noch einmal hergestellt; nicht objektiv, „wie sie war“, sondern unter der Perspektive gegenwärtiger Standpunkte und Interessen. Sie entsteht durch die konstruierte Beziehung zwischen einem „vorher“ und einem „nachher“ (*Diachronie*). Zukunft nehmen wir ebenfalls unter der Perspektive unseres gegenwärtigen Standortes als viele mögliche Zukünfte vorweg (*Multichronie*), also auch vor dem Hintergrund unserer gegenwärtig rekonstruierten Vergangenheit. Die gegenwärtige Vorwegnahme der Zukunft lässt sich auch als Feedback zwischen antizipierten Möglichkeiten und gegenwärtiger Reaktion beschreiben. Genauer formuliert, handelt es sich dann nicht um ein Feedback, sondern um ein „Feedforward“ (ebd., S. 90).

Boscolo und Bertrando treffen eine Unterscheidung zwischen individueller, kultureller und sozialer Zeit. In allen drei Formen werden eigene Vorstellungen von der Zeit entwickelt.

- *Individuelle Zeit*: Der einzelne Mensch erlebt seine individuelle Zeit als einen manchmal kontinuierlichen, manchmal diskontinuierlichen, mehr langsamen oder mehr schnellen, plötzlichen oder vorhersehbaren Wandel. Vor diesem Hintergrund gewinnt er sein Selbstverständnis als eher sprunghafter oder gleichmütiger, langsam oder schnell handelnder, kurzfristig oder langfristig planender Mensch. Treffen zwei Menschen aufeinander, verschränken sich ihre beiden Zeitperspektiven zu einer „dyadischen Interaktionszeit“ (Boscolo u. Bertrando 1994, S. 63).

Dieses Zusammentreffen zweier Perspektiven kann Übereinstimmung und Beziehungsharmonie oder Konflikt und

Beziehungsstörung nach sich ziehen. Denn in jeder Zeitaussage sind Bewertungsaussagen enthalten, die Einfluss auf den „Beziehungstanz“ nehmen. Wenn Faust im Dialog mit Mephistopheles sagt:

*„Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehen!“*

(Faust I, Vers 1699–1702; hier zit. nach Goethe 1962, S. 935.)

setzt er auf die das Neue hervorbringende Zukunft, die ihn doch endlich zu der Erkenntnis dessen, „was die Welt / Im Innersten zusammenhält“ (Faust I, Vers 382 f.; ebd., S.901), führen möge.

Margarethe dagegen könnte sich bei der ersehnten Begegnung mit Faust gerade dies wünschen: „Verweile doch! du bist so schön!“, um in diesem Augenblick die gemeinsame Liebe festzuhalten. Wie uns der Fortgang des Dramas zeigt, werfen beide Perspektiven neue Fragen auf: Das Neue ist nicht immer erstrebenswert, das Verharren im Augenblick garantiert nicht den Erhalt der in ihm gewonnenen Erfahrung.

Aber beides zeigt uns, dass Zeit keine (scheinbar) „objektive“ physikalische Gegebenheit ist. Aussagen über die Zeit sind an die Hoffnungen und Erwartungen, Wünsche und Ängste der jeweiligen Sprecherin und damit an ihre Bewertungen gebunden.

Deutlich wird auch, dass diese subjektive Bewertung der Zeit immer an den Kontext der Aussage gebunden ist. Faust geht es um die in der Zukunft liegende höchste Erkenntnis, Margarethe im Unterschied dazu um die Erfahrung der absoluten Liebe. Das eine braucht den Augenblick als nicht zu übersteigenden Höhepunkt, das andere zwingt dazu, ihn hinter sich zu lassen. Dass Faust im Angesicht des Todes²³ zu einer

ganz entgegengesetzten Bewertung des Augenblicks kommt, verdankt sich ebenfalls dem thematischen Kontext. Wenn er am Ende seines Lebens feststellen könnte, dass durch ihn die Menschen ihre tätige Freiheit gewonnen hätten, dann sollte dieser Augenblick ewig sein: Denn in ihm würde sich das „hohe Glück“ erschließen und aufbewahren.

- *Kulturelle Zeit* wird durch das gesellschaftliche Kollektiv konstruiert und variiert von Kultur zu Kultur. Die westliche Kultur hat z. B., ausgehend von der monotheistischen jüdisch-christlichen Kultur, Zeit als eine aufsteigenden Linie des Fortschritts definiert, an dessen Anfang das Chaos und am Ende die Erlösung, das Paradies, die alle Ungewissheiten beseitigende Beherrschung der Natur durch die Technik usw. steht. Östliche Kulturen haben dagegen das Modell der zyklischen Zeitabläufe entwickelt (siehe von Franz 1981). Beispielhaft hierfür sind die hinduistischen und buddhistischen Lehren von Wiedergeburt und Reinkarnation oder das Beharren auf der Nützlichkeit unveränderlicher traditioneller Strukturen. Der moderne westliche Mensch versteht sich als Herrscher über seine Zeit; in ihrer Tradition verankerte Menschen anderer Kulturkreise leben eher in den von außen gegebenen Zyklen der Zeit. Oder sie definieren Zeit wie die Hopi-Indianer weder zyklisch noch linear, sondern im Kontext einer Polarität von materiellen äußeren Manifestationen und inneren psychischen Wirklichkeiten.

„Sogar die uns selbstverständliche Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist nichts allgemein Anerkanntes. Die Hopi-Indianer z. B. besitzen sie in ihrer Sprache nicht. Ihre Welt hat nur zwei Grundaspekte; das Manifeste, welches objektiv ist, und das subjektive Unmanifestierte. Das Manifeste ist alles Vergangene und Gegenwärtige. Die Zukunft hingegen existiert nur subjektiv ‚im Herzen‘, nicht nur des Menschen, sondern auch im Herzen der

Natur. Es ist von intensivster Wirklichkeit. Es ist das Erhoffte, welches wahr wird" (von Franz 1981, S. 5).

Treffen Menschen unterschiedlicher Kulturkreise zusammen, müssen sie, um Missverständnisse zu vermeiden, auch ihre Zeitvorstellungen koordinieren.

- *Soziale Zeit* „impliziert, die Zeit als ein Mittel der sozialen Koordination anzusehen, das heißt, dass sie einen *instrumentellen* Wert hat" (Boscolo u. Bertrando 1994, S. 73; Hervorh. im Orig.). Zeit dient hier als Uhrzeit für Absprachen, vorab festgelegte Handlungsabfolgen, Zusammenkünfte, Arbeitsteilung und kollektive Arbeitseinsätze; als Jahreszeit ermöglicht sie den Kalender und dadurch langfristige Planungen. Zeit dient auch dazu, einen Menschen als Träger verschiedener Rollen in unterschiedlichen Kontexten zu definieren.

„In den Städten entstand zum ersten Mal das Bedürfnis, die Individuen in unterschiedliche Zeiten ‚aufzuteilen‘. Der mittelalterliche Bauer war für 24 Stunden des Tages Bauer, ein Bürger konnte jedoch bis zu einer bestimmten Uhrzeit Handwerker sein, dann Mitglied einer Versammlung etc.“ (ebd., S. 79).

Auch hinsichtlich der sozialen Zeit gibt es kulturelle Unterschiede. Diese lassen sich schon innerhalb des westlichen Kulturkreises feststellen. In bestimmten Ländern sind z. B. mit der Uhr gemessene Verspätungen ein akzeptierter Ausdruck der eigenen Individualität, in anderen werden sie als Verstoß gegen die kollektive Solidarität kritisiert oder zumindest nur widerwillig zur Kenntnis genommen. Zu diesen Konventionen gibt es allerdings in jeder Kultur auch Gegenbewegungen. In Michael Endes Buch *Momo* (Ende 1973) verweist uns die Geschichte der Titelheldin auf den Verlust an Lebensqualität, den uns die in den *american dream* verwandelte calvinistische Ethik (Weber 1969) unter dem Motto *Time is money* beschert hat.

Für psychosoziale Interventionen ist es von großer Bedeutung, diese unterschiedlichen Formen der Zeit und ihre unterschiedliche Interpretation zu thematisieren. Das wird z. B. ganz praktisch in der psychosozialen Arbeit mit bikulturellen Paaren (Liebelt 2000).

2.4.4.1.2 Sozialer Raum

Die Kategorie des sozialen Raumes bringt die räumliche Dimension eines Systems und seiner Kontexte ins Spiel.

Die sozialen Umwelten sind für den Menschen als dreidimensionale Räume wahrnehmbar. Dass diese Perspektive – wie beim klassischen Konzept von Zeit als einem gleichförmigen Fluss von A nach B – nur bedingte Gültigkeit hat, zeigt Einsteins „allgemeine Relativitätstheorie“:

„Die allgemeine Relativitätstheorie schafft die klassischen Begriffe von Raum und Zeit als absolute und unabhängige Einheiten völlig ab. Nicht nur alle Messungen von Raum und Zeit sind relativ und vom Bewegungszustand des Beobachters abhängig, sondern die ganze Struktur der Raum-Zeit hängt unauflöslich mit der Verteilung der Materie zusammen. Der Raum ist verschieden stark gekrümmt, und die Zeit fließt an den verschiedenen Orten des Universums mit verschiedener Geschwindigkeit. *Unsere Begriffe vom dreidimensionalen euklidischen Raum und vom linearen Zeitverlauf beschränken sich also auf unser alltägliches Leben, und wir müssen sie fallenlassen, wenn wir darüber hinausgehen*“ (Capra 1984, S. 179; Hervorh.: W. R.).

Im Alltag ermöglicht uns diese eingeschränkte Auffassung von Raum und Zeit die Erfahrung von Kontinuität, Vertrautheit und Vorhersagbarkeit. Unser Vertrauen in die Stabilität unserer (Um-)Welt ist also eine Illusion – aber lebensnotwendig. Ohne sie gäbe es kein Vertrauen in unsere Existenz – psychologisch gesprochen, kein „Urvertrauen“ (Erikson 1973).

Soziale Umwelten werden als Räume erlebt, in denen sich Menschen einen Ort suchen, erhalten, einnehmen oder zugewiesen bekommen; sie „verorten“ sich und werden „verortet“. Diese Verortung findet in Beziehung zu anderen Orten im Raum statt.

Das Gegensatzpaar „Nähe vs. Distanz“ benennt im sozialen Raum die Entfernung zwischen geographischen Orten (Zwischenraum), z. B. zwischen Wohnung und Kindergarten; metaphorisch wird damit auch die psychische Entfernung zwischen Menschen beschrieben.

Entfernung im sozialen Raum spielt eine gewichtige Rolle im familiären Alltag.

- Nehmen wir als Beispiel die Beziehung zwischen Familie und Kindergarten:
- Wie groß ist die Entfernung zwischen beiden Orten; kann das Kind sie allein bewältigen, oder ist es auf Begleitung angewiesen?
- Wie sicher ist der Weg hinsichtlich möglicher Gefährdungen durch den Autoverkehr?
- Kann das Kind den Weg in Gemeinschaft mit anderen Kindern gehen, oder muss es diese Aufgabe allein bewältigen?

Die Wohnung der Familie lässt sich als sozialer Ort definieren.

Ihre Gestaltung hat eine große Bedeutung für die Gestaltung der familiären Kommunikation:

- Liegt die Wohnung in einem verkehrsreichen Stadtteil, sodass ein freies Spiel der Kinder nur innerhalb der Wohnung und anderer fest umgrenzter Orte (z. B. dem Kindergarten) möglich ist?
- Ist die Wohnung groß genug, um weiträumige Spiele des Kindes zu gestatten, oder ist das nur in dem großflächigen Kindergarten möglich?
- Gibt es in der Wohnung genügend Spielmaterialien, die Kreativität, Spontaneität und Aktionsinteresse des Kindes anregen?
- Gibt es genügend Rückzugsraum für alle Familienmitglieder, können z. B. die älteren Kinder, ungestört durch die jüngeren, ihre Schulaufgaben erledigen?

Auch das Gemeinwesen kann als sozialer Raum beschrieben werden.

Es strukturiert Wohn- und Arbeitsräume von Menschen auf verschiedenen Ebenen:

- politisch durch das Hoheitsgebiet der Gemeinde und die darin gültigen Entscheidungen der Gemeindeorgane;
- verkehrsmäßig durch das Straßen- und Wegenetz;
- kulturell durch Schulen, Kindergärten, Theater, Kinos, Kneipen, Volkshochschule, Schwimmbäder usw.;
- psychosozial durch Unterstützungsangebote für Menschen in kritischen Lebenssituationen, prophylaktische Angebote zur Vermeidung solcher Krisen und pädagogische Angebote für die Alltagsbewältigung;
- konsumtiv durch Kaufhäuser, Läden, Banken, Reparaturbetriebe usw.

Soziale Räume sind in Landschaften und das entsprechende Klima eingebettet. Die Menschen der Südsee haben aufgrund anderer klimatischer und landschaftlicher Lebensumstände ihre Lebensräume anders gestaltet als die Eskimos, was auch zu einem anderen Denken führt.

2.4.4.2 Kontextperspektive b: Menschenbild und Ethik

Jede Wahrnehmung, jede Theoriebildung und jede psychosoziale Intervention ist mit einem bestimmten Menschenbild und einer damit verbundenen ethischen Konzeption des professionell handelnden Menschen verknüpft. Insofern muss die Beschreibung eines sozialwissenschaftlich fundierten Modells sozialer Systeme diese beiden Perspektiven näher bestimmen.

- Im systemischen Modell wird der Mensch primär als Beziehungswesen verstanden. Er tritt in den Austausch mit seiner äußeren natürlichen Umwelt (der ersten Natur); er schafft sich soziale Systeme zur Organisation von Arbeitsteilung, Kooperation und Kommunikation; und er tritt mithilfe der anderen in Beziehung zu sich selbst. Er ist zugleich ein gesellschaftliches, symbolisches, zeitliches und endliches, sozialräumlich orientiertes, leibliches und geschlechtliches, lebenspraktisch planendes und handelndes, auf seine Verantwortung verwiesenes und letztlich nicht von außen determinierbares Wesen. All diese Bestimmungen finden sich auch als Bestimmungen der von ihm organisierten sozialen Systeme wieder.²⁴
- Jedem Menschenbild ist eine implizite oder explizite Ethik zugeordnet. Die vom einzelnen Menschen vertretene Ethik enthält persönlich reflektierte, für das eigene Handeln relevante moralische Prinzipien. Ethik lässt sich nur in Bezug auf die sozial anderen bestimmen. Diese werden dabei trotz aller Unterschiedlichkeit als ein gleichwertiges Gegenüber gesetzt. Insofern lebt jede Ethik von einer Vorentscheidung, nämlich der prinzipiellen Anerkennung des anderen. Ethik ist auch in der therapeutischen Diskussion der letzten Jahre immer wichtiger geworden. Die Ethik der systemischen Arbeit basiert auf Grundsätzen, die sich alle als Konsequenz einer rekonstruktivistischen Erkenntnistheorie auffassen lassen. Hierzu zählen der Abschied von Objektivitätsansprüchen und

Dogmatismus, die Toleranz für Unterschiedlichkeit, das Interesse an einer dialogischen Beschreibung und Erkenntnis von Wirklichkeiten, die soziale Verantwortung für die Konsequenzen des eigenen Denkens und Handelns und das Interesse an der Erhöhung des Freiheitsgrades menschlicher Praxis durch die Entwicklung alternativer Handlungsoptionen.²⁵

2.4.4.3 Kontextperspektive c: Gesellschaft – Arbeit, Herrschaft und Sprache

Diese Perspektive und ihre Konsequenzen für das professionelle psychosoziale Handeln werden im dritten Kapitel ausführlich dargestellt.

Anmerkungen

1 Konstrukte, genauer: hypothetische Konstrukte haben in der Wissenschaftsmethodologie den Status eines allgemeinen theoretischen Begriffs, der durch empirische Beobachtungen gebildet und durch von ihm geleitete Beobachtungen überprüft werden kann: „Einerseits ist ein hypothetisches Konstrukt verankert in stets mehreren beobachtbaren bzw. meßbaren empirischen Sachverhalten; andererseits verleiht das Konstrukt diesen Sachverhalten ihre ‚konstrukt-spezifische‘ Bedeutung“ (Herrmann 1969, S. 33); zum Konstruktivismus als Konzept empirischer Forschung siehe Holzkamp (1968).

2 Siehe Capra (1996, S. 29); man könnte aber auch vor dem Hintergrund des bisher Gesagten die Doppelnennung ökologisch-systemisch rechtfertigen. Ich verzichte darauf meistens um der Einfachheit des Textes willen, verweise aber ausdrücklich auf die große Bedeutung dieser ökologischen Gesichtspunkte im Systembegriff.

3 Wir bezeichnen sie als „Naturkatastrophen“ und verwischen damit den Anteil des Menschen an ihnen.

4 „Er (von Bertalanffy; W. R.) prägte den Begriff ‚Fließgleichgewicht‘, um das Miteinander von Gleichgewicht und Fließen, von Struktur und Veränderung in allen Lebensformen zum Ausdruck zu bringen“ (Capra 1996, S. 203).

5 „Fluktuation/Dissipative Strukturen – ein Begriff, den I. Prigogine ... zur Erklärung der spontanen Bildung von Strukturen in offenen Systemen benutzte. Er beschreibt, wie aus Abweichungen von einem relativ stabilen Gleichgewichtszustand unter Energieverbrauch neue Organisationsformen (dissipative Strukturen) entstehen. Auf Familiensysteme angewandt ... verdeutlicht er, daß gerade die zufälligen Abweichungen vom Ausgangszustand der wesentliche strukturierende Faktor ist. Somit stellt sich Ungleichgewicht als Quelle von Ordnung und Organisation bzw. als ‚Ordnung durch Fluktuation‘ (Prigogine 1976) dar. Fluktuationen in diesem Sinne sind

Abweichungen vom Gleichgewichtszustand, die durch positive Rückkoppelung zur fortschreitenden Selbstorganisation führen“ (Simon u. Stierlin 1984, S. 119 f.).

6 „Die präzise mathematische Form dieser Relation zwischen den Unsicherheiten von Aufenthaltsort und Impuls kennen wir als die Heisenbergsche Unschärferelation oder das Unsicherheitsprinzip. Es bedeutet, daß wir in der subatomaren Welt niemals sowohl Aufenthaltsort als auch Impuls eines Teilchens gleichzeitig mit großer Genauigkeit erfahren können. Je besser wir den Aufenthaltsort feststellen, um so unschärfer wird sein Impuls, und umgekehrt. Wir können uns für die genaue Messung einer der beiden Größen entscheiden, die andere bleibt uns verborgen“ (Capra 1984, S. 158).

7 Ich verwende diesen Begriff anstelle des klassischen Begriffs der Klienten/Klientinnen (zur Begründung siehe 5.4.2.1). Da im systemischen Modell auch die Unterscheidung zwischen Therapie, Beratung, Sozialarbeit brüchig wird, wäre es hilfreich, einen einheitlichen Begriff für die in allen drei Bereichen arbeitenden Professionellen zu finden, z. B. systemische Helferin oder Psychosozialarbeiterin. Da diese Begriffe sprachästhetisch unzumutbar sind, werde ich im weiteren Verlauf die Begriffe Therapeutin, Beraterin, Sozialarbeiterin gleichbedeutend verwenden, und zwar für Professionelle, die im Kontext eines Unterstützungs- bzw. Hilfesystems auf der Basis systemischer Theoriemodelle und der entsprechenden Methoden arbeiten.

8 Im Kontext des personenzentrierten Ansatzes hat Rogers hierfür die drei zu realisierenden Therapeutinnenvariablen „einführendes Verstehen“, „emotionale Zuwendung“ und „Echtheit“ formuliert (siehe Bommert 1987).

9 Selbst im Kontext der Konzentrationslager des „Dritten Reiches“ – des Paradigmas totalitärer Organisationsformen – war das Verhalten der Häftlinge nicht vollständig determinierbar. Zwar gelang dies der SS bei den meisten ihrer Opfer, es gab aber immer wieder Menschen, die sich durch eigene Ressourcen (z. B. gute Beziehung

zu Mithäftlingen in Funktionsstellen, Kenntnisse der deutschen Sprache, musikalische Begabungen) der totalen Kontrolle entziehen, ihr Überleben und ihre Menschlichkeit sichern konnten (siehe Levi 1988).

10 *Contingere* hat im Lat. die Bedeutung von „berühren“.

11 „Ohne Kontext haben Worte und Handlungen überhaupt keine Bedeutung. Das gilt nicht nur für die menschliche Kommunikation mit Worten, sondern für alle Kommunikation schlechthin, für alle geistigen Prozesse, für jeglichen Geist, den eingeschlossen, der einer Seemannsnotiz (mitteilt), wie man wächst, und der Amöbe, was sie als nächstes tun soll ... Was ist ein Elefantenrüssel? ... Wie Sie wissen, lautet die Antwort, daß der Rüssel des Elefanten seine ‚Nase‘ ist. (Selbst Kipling wußte das!) Und ich setze das Wort ‚Nase‘ in Anführungszeichen, weil der Rüssel durch einen inneren Kommunikationsprozeß im Wachstum definiert wurde. Der Rüssel ist aufgrund eines Kommunikationsprozesses eine Nase: Es ist der Kontext des Rüssels, der ihn als eine Nase identifiziert. Was zwischen zwei Augen und oberhalb des Mundes steht, ist eine ‚Nase‘, und damit hat es sich“ (Bateson 1982, S. 25 f.).

12 An diesen Artikel von Körner und Zygowski in *Psychologie Heute* schloss sich in den darauf folgenden Heften eine lebhafteste, sich um die Werteorientierung der systemischen Familientherapie drehende Diskussion an.

13 Die Attribute „positiv“ und „negativ“ sind nicht wertend zu verstehen.

14 Zeichen enthalten im Unterschied dazu einen klar definierten Inhalt; Bezeichnetes (*Signifikat*) und Bezeichnendes (*Signifikant*) stehen hier in einer Eins-zu-eins-Beziehung.

15 „Die Karte ist nicht das Territorium, und der Name ist nicht die benannte Sache“; wir verspeisen nicht das Kochrezept, sondern den Braten. Darauf verwies Bateson immer wieder unter Bezug auf Alfred Korzybski (Bateson 1982, S. 40).

16 Watzlawick et al. unterscheiden digitale und analoge Formen der Kommunikation. Digitale Kommunikation steht unter dem Prinzip der Eindeutigkeit, analoge Kommunikation – also die Welt der Symbole – unter dem der Mehrdeutigkeit (Watzlawick et al. 1972, S. 61 ff.).

17 Die Formulierungen und grafischen Darstellungen Satirs verführen dazu, die fünf Kommunikationsformen als individualisierte Charakterdarstellungen zu verstehen. Das würde aber der dieser Arbeit zugrunde liegenden Perspektive zuwiderlaufen. Ich spreche deshalb bewusst von Kommunikationsformen und nicht vom Typ des „Anklägers“, „Beschwichtigers“, „Rationalisierers“ oder „Ablenkers“.

18 Ab August 2001 können schwule und lesbische Paare ihre Lebensgemeinschaft rechtlich institutionalisieren. Die neue Regelung sichert zwar noch keine vollständige Gleichheit, aber ein erhebliches Maß an Rechten für diese gesellschaftliche Minderheit.

19 „Der Begriff der strukturellen Koppelung bezeichnet ein Verhältnis der Gleichzeitigkeit, also kein Kausalverhältnis“ (Luhmann 1998, S. 33). Luhmann verweist darauf, dass zwei „psychische Systeme“, also zwei Menschen, nur miteinander kommunizieren und damit gegenseitig Umwelt füreinander werden können, wenn ihre Wahrnehmungsmuster „Antennen“ für die spezifische Sprache des jeweils anderen besitzen bzw. entwickeln können.

20 Rolf Huschke-Rhein macht darauf aufmerksam, dass die Autopoiesistheorie und der mit ihr verknüpfte „Radikale Konstruktivismus“ unter pragmatischer Perspektive hilfreich für den Kontext von Therapie und Beratung sein können. Hier geht es darum, die „Selbstthematizierung“ so wenig wie möglich zu behindern, also ein Höchstmaß an Freiheit kontextuell zu sichern. In pädagogischen Kontexten ist eine solche Theorie problematischer. Dort spiegelt sie die zum Überlebensproblem dieser Gesellschaft gewordenen Ohnmachtsgefühle von Eltern, Lehrerinnen, Erzieherinnen, Sozialarbeiterinnen (und vielleicht auch einiger selbstkritischer Politikerinnen) wider, ohne Alternativen aufzuzeigen. „Der noble Verzicht auf Außensteuerung autopoietischer Systeme,

wie ihn Pädagogen (und Therapeuten) als der Erziehungsweisheit letzter Schluß heute formulieren, wäre so gesehen gar keine zukunftsweisende Einstellung, sondern nur das Eingeständnis einer systembedingten Ohnmacht, weil die ihnen anvertrauten Subsysteme ‚Kinder‘ ohnehin unter den gegenwärtigen soziokulturellen Bedingungen nicht mehr steuerbar sind, jedenfalls nicht auf die traditionelle autoritäre Weise: Die Not der Nichtsteuerbarkeit wird dabei bloß zur pädagogischen Tugend umstilisiert. Und während das Nichtsteuern für Therapeuten nach wie vor eine lohnende, weil effektive Strategie zu sein scheint, wäre es für die Pädagogen der Weg in das Nullbockland. Das ganze Problem wäre also, unter historisch-pädagogischer Perspektive, umzuformulieren in die Fragestellung, wie denn Pädagogen die übermäßige Komplexität heute steuern können“ (Huschke-Rhein 1989, S. 90).

21 Zu den Begriffen „Assimilation“ und „Akkommodation“ siehe 3.2.1.

22 Zu Hegels Begriff der „Aufhebung“ siehe Bloch (1972, s. 121 ff.).

23 Faust II, V. Akt, siehe ab Vers 11559; die Verse 11585 f. lauten: „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück / Genieß‘ ich jetzt den höchsten Augenblick.“

24 Zur Erläuterung des systemischen Menschenbildes und seiner einzelnen Bestimmungen siehe Ritscher (1996, S. 316 ff.).

25 Zur detaillierteren Beschreibung der systemischen Ethik und ihrer Konsequenzen für die systemische Arbeit siehe Ritscher (1998, S. 319 ff.).

3

Soziale Kontexte der systemischen Arbeit mit Familien

3.1 Das ökosoziale Modell der Systemebenen von Uri Bronfenbrenner im Überblick

Uri Bronfenbrenner, ein US-amerikanischer Entwicklungspsychologe, hat ein Modell entwickelt, in dem unterschiedliche soziale Systeme als Teile eines übergeordneten Ganzen miteinander in Beziehung gebracht werden. Er unterscheidet „Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosysteme“. Ich habe zusätzlich das in diesen Systemen handelnde und sie zugleich beobachtende Subjekt als eigenes *Subjektsystem* eingeführt. Zugleich sind in [Abbildung 16](#) einzelne sozialwissenschaftliche Bereiche genannt, die sich mit den entsprechenden Systemen befassen. Die in und mit ihnen handelnde Sozialarbeiterin kann deren Modelle und Theorien für ihre Beobachtungen, Theoriebildungen und Interventionen nutzen.

Die Sozialisationssysteme Familie, Schule, Kindergarten und Betrieb können durch dieses Modells miteinander und mit für sie bedeutsamen anderen Systemen der Gesamtgesellschaft in Verbindung gebracht werden. Ausgangspunkt ist dabei immer eine Person, von der ausgehend die Beziehungen zwischen den Systemen beschrieben werden. Bei Bronfenbrenner war dies das Kind in einer Familie, das von vornherein als *Person in Beziehung zu* und nicht als Individuum *für sich* verstanden wird. Wir können für andere Zusammenhänge auch andere Personen bzw. Rollenträgerinnen als Ausgangspunkt der ökosystemischen Modellkonstruktion wählen, z. B. einen arbeitslosen erwachsenen Menschen, eine allein erziehende Mutter, die Lehrerin eines in der Schule auffälligen Kindes. Diese Person ist als Trägerin gesellschaftlich zugewiesener Rollen verstehbar und zugleich als ein in soziale Kontexte eingebettetes psychosomatisches System.

3.2 Die einzelnen Systemebenen

Die im Folgenden dargestellten fünf Systemebenen werden auf einer aufsteigenden Linie angeordnet, die vom *Subjekt-* zum *Makrosystem* führt. Dadurch entsteht aber keine lineare Hierarchie, sondern eine Rückkoppelungsbeziehung zwischen allen Systemebenen (vgl. [2.4.3.2.3.5](#)). Durch die *implikativen* und *kontextuellen* Rückkoppelungen zwischen verschiedenen Systemebenen wird die Hierarchie der fünf Systemebenen veränderbar. Das gilt rein formal, wenn z. B. das *Mikrosystem* Familie zum Kontext des *Mikrosystems* Schule oder des *Exosystems* Jugendamt werden kann, indem sie als unterstützendes System in deren Aufmerksamkeitsfokus rückt. Dies gilt aber auch im Hinblick auf Wertbestimmungen: Neue Rollenverteilungen in der Familie (*Mikrosystem*) können die Politik (*Exosystem*) zur Neuformulierung bisheriger Gesetze zwingen. Je nach Standort der Beobachterin, ihrer Perspektive und der aktuellen Ausprägung der implikativen und kontextuellen Kräfte sind also unterschiedliche Vorrangstellungen möglich.

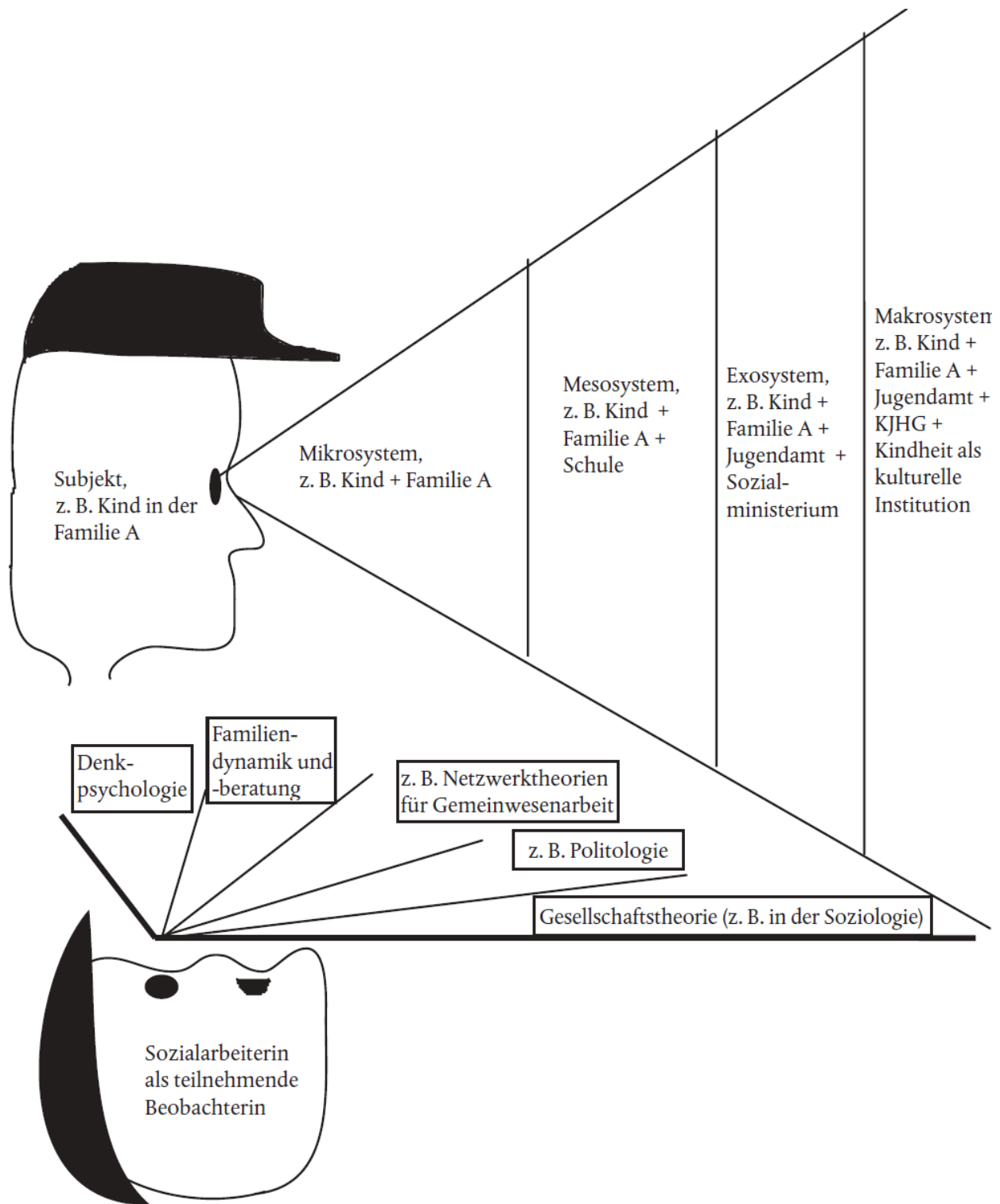


Abb. 16: Das ökosoziale Modell der Systemebenen und ihre Beobachterin

3.2.1 Das Subjekt als psychosomatisches soziales System

Spezifische kommunikative Erfahrungen werden vom Subjekt im Kontext mikrosystemischer Kommunikationsprozesse zu inneren *Schemata* (Handlungsplänen, Kommunikations-, Wahrnehmungs- und Erkenntnismustern) und Bildern (Metaphern, Symbolen, Vorstellungen) umgestaltet bzw. in schon vorhandene integriert. Die Psychoanalyse und auf sie zurückgreifende Sozialisationstheorien (Brenner 1970; Habermas 1968) sprechen in diesem Zusammenhang von „Internalisierung“. Dabei ist es wichtig, die aktive Eigenleistung bei der verändernden Umgestaltung erlebter sozialer Situationen zu *inneren* Mustern und Bildern zu betonen. Den Begriff des Schemas entnehme ich der strukturellen Entwicklungspsychologie von Jean Piaget (siehe Furth 1972). Luc Ciompi hat das rein kognitive Konzept von Piaget in den Bereich des Emotionalen ausgedehnt und spricht von „kognitiv-affektiven Schemata“; den Prozess ihrer Bildung und Ausweitung nennt er „Affektlogik“ (Ciompi 1982).

Die Schemata entwickeln sich durch die von Piaget erforschten Prozesse der „Assimilation“, „Akkommodation“ und „Äquilibration“ (z. B. Piaget 1976). „Assimilation“ meint die Einpassung von Umweltinformationen in die kognitiv-affektiven Schemata des Subjekts, „Akkommodation“ die Veränderung der kognitiv-affektiven Schemata durch die nicht mehr nahtlos einzupassenden neuen Informationen über die Umwelt. Durch beide Prozesse wird das System aus seinem bisherigen Gleichgewicht gebracht. Durch eine innere Umstrukturierung werden die bisherigen Schemata so differenziert und umgestaltet, dass ein neues Gleichgewicht auf höherer Ebene entsteht. Dieses bezeichnet Piaget als „Äquilibration“. Nun beginnt ein neuer Zyklus, indem durch erneute wechselseitige Assimilation und Akkommodation das Gleichgewicht gestört wird. Das macht neue interne Umstrukturierungen mit dem Ziel einer neuen Balance auf höherer Ebene (erneute Äquilibration) erforderlich. Solange Entwicklung besteht, wird dieser dialektisch-systemische Prozess der zunehmenden inneren Differenzierung weitergehen. Dieser führt zugleich zu immer differenzierteren Möglichkeiten des

Subjekts, mit seinen Umwelten in Beziehung zu treten und dabei diese wie auch sich selbst zu verändern. Denken, Fühlen und Handeln gehören zusammen; deshalb bleibt es nicht aus, dass Assimilation nicht nur eine kognitiv-affektive Anpassung der Umwelt an das Subjekt, sondern zugleich eine Umgestaltung der Umwelt durch das Subjekt mit sich bringt. Umgekehrt bedeutet Akkommodation nicht nur eine kognitiv-affektive Anpassung des Subjekts an die Umwelt, sondern seine Veränderung.

Durch die Schemabildung und die damit erfolgende innere psychische Strukturierung wird eine Grenzziehung zu den äußeren Kontexten möglich. Darüber hinaus ermöglicht das Subjekt durch die eigene Differenzierung und Selbstdarstellung seinen Interaktionspartnerinnen deren persönliche innere Differenzierung und Grenzbildung. Auch hier gilt die Grundstruktur der hegelianischen Dialektik: *Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen* (Stierlin 1972). Innere Differenzierung und Grenzbildung sind nur als wechselseitiger intersubjektiver Prozess vorstellbar. Die kognitiv-affektive Individuation des Kindes geht schon am Anfang seines Lebens einher mit der sich weiterentwickelnden kognitiv-affektiven Individuation der Eltern. Stierlin spricht von der „bezogenen Individuation“ (Stierlin 1977); dieses Konzept lässt sich durch die komplementäre Struktur der „bezogenen Separation“ (Ritscher 1998) ergänzen.

Durch diesen wechselseitigen lebenslangen Prozess der inneren Differenzierung und Grenzziehung definiert sich jeder Mensch als einzigartiger Begründer seiner Erfahrungen und Erkenntnisse, d. h. als *Subjekt*. Es empfindet sich anders als alle anderen – und doch bilden die durch wechselseitige intersubjektive Prozesse entstehenden sozialen Einflüsse die Basis seiner Einzigartigkeit.

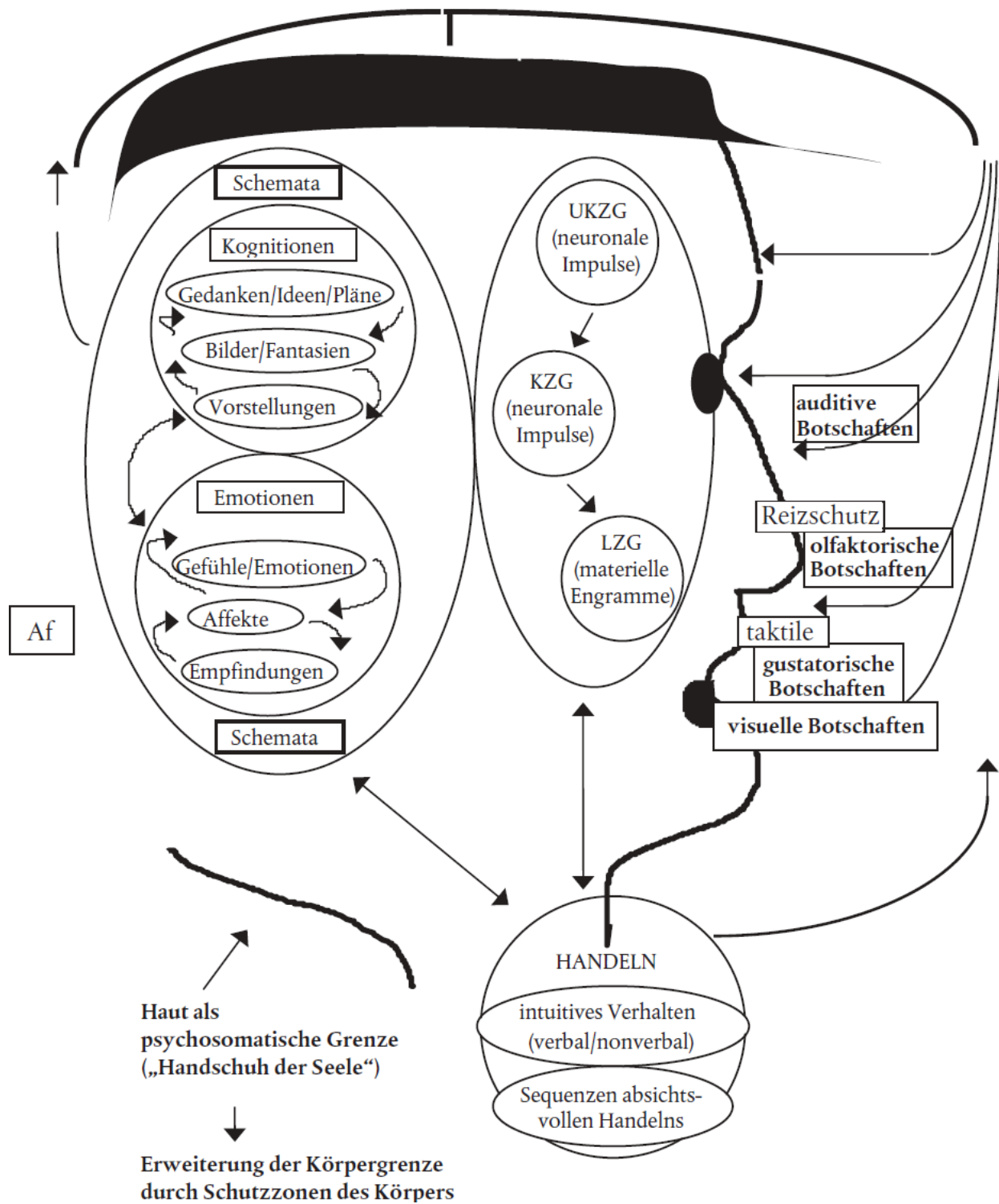


Abb. 17: Das Subjektsystem

Im Folgenden beschreibe ich den Menschen modellhaft als mit seiner Umwelt unentrinnbar verbundenes Subjekt. Seine Beziehungen zur

Umwelt finden über Wahrnehmungsprozesse statt, die durch seine inneren kognitiv-affektiven Schemata vorstrukturiert und als Gedächtnisinhalte in diese Schemata integriert werden. Über die Schemata werden die mit der inneren und äußeren Wahrnehmung verknüpften Denk-, Fühl- und Handlungsprozesse zirkulär gesteuert. Ein zentrales Schema, das hierbei immer beteiligt ist, lässt sich als Selbstbild bzw. Konzept der eigenen Identität definieren. Es ermöglicht die Aussage „ICH denke, fühle, handle, sehe, schmecke ... im Unterschied zu allen anderen Menschen“. Die *Schemata* lassen sich auch neuropsychologisch als neuronale Netze, die Prozesse der Wahrnehmung, des Denkens, Fühlens und Handelns als neuronale Bewegungen verstehen (siehe Dörner 1999).

Das Stichwort neuronales Netz bringt uns zum zweiten Aspekt des Subjekts. Der Mensch ist ein leibliches Wesen, d. h., alle psychischen Prozesse haben ihr körperliches Korrelat; umgekehrt gilt das Gleiche. Es gibt also keine einseitige Ursache-Wirkungs-Beziehung zwischen Seele/Geist (*psyche*) und Körper (*soma*), sondern zirkuläre Verknüpfungen. Der diagnostische und therapeutische Einstieg in diese Verknüpfungen ist eine Interpunktion des Prozesses und keine objektive Benennung einer Ursache bzw. eines Anfangs.

Die körperliche Seite der innerpsychischen Erlebnis- und Wahrnehmungswelt wird oft zu wenig beachtet. In der systemischen Kommunikationstheorie und Familientherapie wurde von Anfang an die Körpersprache als Kommentator der verbalen Sprache betont (Watzlawick et al. 1972; Satir 1989; Bandler et al. 1978). Den Aspekt der Verbindung von psychischer und körperlicher Selbstwahrnehmung haben vor allem Gestalttherapie (Polster u. Polster 1975; Perls 1974) und Bioenergetik (Keleman 1980; Lowen 1979) herausgearbeitet. In der initiatischen Therapie Karlfried Graf Dürckheims (Dürckheim 1976; Wehr 1996) ist der Körper als „Leib“ der Kontext aller geistigen Prozesse. Mithilfe der im Zen-Buddhismus entwickelten Meditationsübungen wird er zugleich zum Ausgangspunkt seiner momenthaften spirituellen Überwindung. Der meditierende Mensch erfährt sich in diesen „höheren Bewusstseinszuständen“ (Tart 1975)

als Teil der kosmischen Einheit. Er überschreitet die Begrenzungen seines Ego, das ihn auf Neid, Eifersucht, Macht-Ohnmacht-Fantasien und Situationen des verletzten Stolzes fixiert. Sein Selbstwert begründet sich nun durch die Zugehörigkeit zum Ganzen und nicht durch die Konkurrenz mit den sozialen anderen. Damit kann er sich von der Fixierung auf biografische Kränkungen verabschieden, die ihn in Krankheiten erstarren lassen. Der allererste Ausgangspunkt dieser Heilungsprozesse ist paradoxerweise die Möglichkeit, sich selbst als Leib zu erfahren und in der Aussage „Ich bin“ die Verankerung des Ich im eigenen Körper zu erfahren. Dieser Weg wurde schon von Schopenhauer, dem großen Antipoden Hegels, in seinem Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung* begangen: Nur durch die Erfahrung des Leibes können wir uns als reale Wesen in einer realen Welt finden.¹ Und das ist der Ausgangspunkt aller kognitiven Wirklichkeitskonstruktionen bzw. Rekonstruktionen, wie sie im Folgenden beschrieben werden.

Die *kognitiv-affektiven Schemata* integrieren Denk- und Gefühlsinhalte zu Gestalten. Dieses Konzept betont den nicht hintergehbaren Zusammenhang des Denkens und Fühlens: Es gibt keinen Gedanken ohne ein ihn begleitendes Gefühl und umgekehrt. Sie sind die Ergebnisse von Wahrnehmungsprozessen und zugleich ihre Bedingung, denn ohne sie könnte die Fokussierung der Aufmerksamkeit („Af“ in [Abb. 17](#)) auf sich anbietende Botschaften der inneren (psychischen) oder äußeren (biosozialen) Umwelt nicht stattfinden.

Ein Beispiel für eine Schemaentwicklung aus der eigenen Erfahrung: Ich möchte eine Wanderung machen und habe mir auf einer Karte verschiedene Wege ausgesucht, die alle zum gleichen Gipfel führen. Die Karte ist ziemlich alt und ungenau. Wahrscheinlich gibt es inzwischen auch andere Wegführungen – denke ich. Ich gehe entsprechend der Karte durch das betreffende Dorf, um an dessen Ende den Einstieg in den Wanderpfad zu finden. Die Pflasterstraße endet, und nun beginnt ein Fußweg; ich bin sicher, dass er mich zum Ziel führt. Nach ca. 20 Minuten Fußmarsch verliert sich der Weg im

Gestrüpp; es geht nicht weiter. Ich bin also einen Weg gegangen, der auf der Karte nicht eingezeichnet war. Ich kehre zum Anfang des Fußpfades am Dorfrand zurück und versuche, mich an der vorhandenen Karte zu orientieren. Ich laufe am Ortsrand entlang in der Hoffnung, an einer anderen Stelle den Einstieg zu finden. Über mehrere Straßen gelange ich wieder zum Dorfrand und finde einen Weg, der in die freie Landschaft hinausführt. Aber auch er verliert sich dort nach einer kurzen Wegstrecke. Kurz vor dem Ende der Dorfstraße war mir noch eine Abzweigung aufgefallen, der auch aus dem Dorf hinauszuführen schien. Ich gehe wieder zurück und wähle jetzt diese Möglichkeit; dabei entdecke ich einen kleinen Wegweiser, der anzeigt, dass ich auf der richtigen Strecke bin. Bei einem erneuten Blick auf die Wanderkarte entdecke ich diesen Weg und bemerke, dass ich bei den beiden ersten Versuchen der Dorfstraße zu kurz bzw. zu lange gefolgt bin; d. h., ich habe die Karte nicht genau genug studiert und zur Grundlage meines eigenen Handelns gemacht. Dem gefundenen Pfad folge ich nun bis zum Gipfel.

Im Zuge dieses Versuch-und-Irrtum-Spiels entstand in meinem Kopf – ausgehend von der Wanderkarte – ein neuer Plan bezüglich der Straßen am Dorfrand, verschiedener Einstiege und Wege, von denen einer zu dem gewählten Ziel führt. Dieser Plan wird dazu führen, dass ich mich bei einem erneuten Versuch planvoll dem gewünschten Einstieg nähern werde. Es ist also ein konkretes *Schema* entstanden, das zugleich ein Handlungsplan ist. Es differenziert das anfangs durch die Wanderkarte gebildete und wird zugleich in ein größeres, abstrakteres *Schema* integriert: das innere Muster der Landkarte und eine Orientierung an den dadurch aufgezeigten Wegen. Bei einer Wanderung in einer anderen Landschaft gibt es jetzt die Möglichkeit, die mitgeführte Karte genauer zu lesen, d. h., aus ihr in Verbindung mit der konkreten Landschaft ein neues Schema zu konstruieren. Das macht ein Versuch-und-Irrtum-Spiel überflüssig und ermöglicht plan- bzw. einsichtsvolles Handeln in der konkreten Subjekt-Umwelt-Situation.

Ich komme zu den Botschaften der Umwelt an das wahrnehmende Subjekt zurück. Diese lassen sich in verschiedene Formen einteilen: taktil (Empfindungen der Haut), visuell (sehen), auditiv (hören), olfaktorisch (riechen) und gustatorisch (schmecken). (Die taktilen, olfaktorischen und gustatorischen Reize gehören zu dem unter [2.4.3.2.2.4](#) dargestellten „kinästhetischen Repräsentationssystem“ bzw. „Kommunikationskanal“.) Wird der Reizschutz (in dem Schaubild als Mütze dargestellt) durch die Kombination von psychischer Aufmerksamkeit und Reizstärke überwunden, werden die wahrgenommenen Botschaften ein Teil des *Ultrakurzzeitgedächtnisses* (UKZG); dessen Begrenzung liegt bei 20 Sekunden. Werden die neuronalen Impulse innerhalb von 20 Sekunden durch die Aktivierung eines oder mehrerer schon vorhandener Schemata verstärkt und damit als bedeutsam erkannt, werden sie diesen zugeordnet und treten als dessen Teil in den Bereich des *Kurzzeitgedächtnisses* (KZG) ein. Diese aktivierenden Schemata werden von der empirischen Persönlichkeitspsychologie als *Motive* beschrieben (Hermann 1969). Die Psychoanalyse versteht sie als zumeist unbewusste Fantasien, Bilder im Kontext von Wunsch und Angst, die sich mit wahrgenommenen Anregungen der Umwelt verbinden. In dieser Kombination entstehen durch das „Es“ geleitete Handlungen, die auch die Qualität von Symptomen oder Fehlleistungen haben können (Freud 1969a). Gelangt die Botschaft durch neuronale Impulse in das Kurzzeitgedächtnis, kann eine erneute Aktivierung von Schemata und damit ihre Verstärkung erfolgen. Die dadurch mögliche Integration in ein schon vorhandenes Schema bzw. die Bildung eines neuen ermöglicht die Verbindung mit schon Gewusstem, das dadurch eine Erweiterung bzw. eine neue Gestalt gewinnt. Alles, was 20 Minuten lang im Aufmerksamkeitsfokus des wahrnehmenden Subjektes bleibt, wird als Schema in das *Langzeitgedächtnis* (LZG) übernommen. Die Muster des Langzeitgedächtnisses sind biochemisch materialisiert; das Ultrakurzzeit- und das Kurzzeitgedächtnis verbleiben im Status leicht vergänglicher neuronaler Prozesse. Die Materialisierung ermöglicht

die langfristige psychische Präsenz der durch die beschriebenen Prozesse verwandelten Botschaften.²

Die kognitiv-affektiven Schemata setzen sich aus den Komponenten des Denkens und Fühlens zusammen. Im Bereich des Denkens handelt es sich um untereinander verknüpfte benennbare Gedanken, übergeordnete Ideen/Überzeugungen/Einstellungen, symbolbestimmte innere Bilder und Vorstellungen. Im Bereich des Fühlens lassen sich Empfindungen als unmittelbare sinnliche Wahrnehmungen, Gefühle als benennbare Empfindungen und Affekte als handlungsleitende Gefühle unterscheiden. Mittels des beobachtbaren Handelns verbindet sich das Subjekt mit der äußeren Umwelt. Dadurch wird es selbst zum Autor von Botschaften für andere Menschen, mit denen es eine soziale Situation herstellt und teilt. Diese antworten spiegelbildlich mit den gleichen Prozeduren, die ich soeben beschrieben habe. Es gibt also zwei Aktivitätsschleifen, durch die das Subjekt zirkulär mit seinen Umwelten verknüpft ist. Zum einen ist das die Aufmerksamkeitsfokussierung auf äußere und innere Quellen der angebotenen Botschaften; zum anderen sind es die Handlungen als Folge der beschriebenen Integration von Botschaften in vorhandene bzw. die Bildung neuer Schemata. Dieses gesamte System der Verwandlung der von außen und innen kommenden Botschaften in für jeden Menschen spezifische Schemata und ihre Inhalte lässt sich auch als das psychische System eines Menschen bezeichnen. Die Haut markiert seine Grenze, also die psychosomatische Grenze, zwischen dem Innen und dem Außen des Menschen. Als „Handschuh der Seele“ (Molcho 1983, S. 20) gibt sie ihm durch vielfältige taktile Rückmeldungen Informationen über die eigene psychische Befindlichkeit. Das psychische System, seine Grenzziehung zu den äußeren Umwelten und die für jeden Menschen spezifische körperliche Erscheinung garantiert seine unverwechselbare Eigenheit und damit auch den „Eigensinn“ (Thiersch 1992) seiner Handlungen.

In der Kombination aller Schemata und einer kognitiv, gefühlsmäßig und leiblich verankerten Aussage „Ich bin, der ich bin,

war und werden könnte“ entsteht *Identität*. Sie wird durch die Identitätszuschreibungen der anderen, „Du bist, der du bist, warst und werden könntest“, bestätigt oder bezweifelt.

Identität als Selbst- und Fremdzuschreibung ermöglicht dem Einzelnen die inhaltliche Bestimmung seines Andersseins, seiner Subjektivität. Diese organisiert sich als ein Drittes jenseits der Innen- und Außenwelt. Sie markiert durch die Verknüpfung lebensgeschichtlich relevanter Beziehungsereignisse das Eigene im Unterschied zu allen anderen. So entsteht Identität als ein Netz von Verknüpfungen.

Seine „Knoten“ sind:

- die Sinnbestimmung der eigenen Existenz: „Woher komme ich, wohin gehe ich, wer will ich werden, was wünsche ich?“;
- die Verknüpfung von Selbst- und Fremdbeschreibung: „Wie sehe ich mich, wie sehen mich die anderen, wie sehe ich mich im Spiegel der anderen?“
- grundsätzliche Wertbestimmungen für die eigene Lebenspraxis: „Was ist mir wichtig, woran hängt mein Herz?“;
- das Netz von inneren Bildern und Beschreibungen von wichtigen sozialen Beziehungen und Beziehungssystemen, z. B. die eigene Herkunftsfamilie;
- ein Muster von Erwartungen und Einstellungen sich selbst und den sozialen anderen gegenüber (*role making* im Gegensatz zu *role taking*, vgl. Krappmann 1969);
- ein Set von Regeln, die das eigene Verhalten und die Verhaltenserwartungen an die anderen leiten.

Eine positive Identitätszuschreibung ist verbunden mit dem Gefühl eines existenziellen Vertrauens in die Welt und des eigenen Einflusses auf die persönlichen Lebensbedingungen. Dadurch entsteht zugleich ein Gefühl des eigenen Wertes, d. h. eine Akzeptanz meiner selbst durch mich, die durch die entsprechenden Rückmeldungen der Umwelt bestätigt oder bezweifelt wird. Eng damit verbunden ist auch die Bildung eines situationsübergreifenden Erfolgsmotivs. Es

ermöglicht dem Subjekt, sich den Bewährungsproben des Lebens mit einem optimistischen Gefühl hinsichtlich ihrer Bewältigung gegenüberzutreten.

Mithilfe des Konzeptes der kognitiv-affektiven Schemata, der Haut als der psychosomatischen Grenze zwischen der intra- und extrapsychischen Realität und eines auf die Unterscheidung zwischen Ich und Umwelt fokussierenden Konzeptes der Identität lässt sich ein systemisches Konzept des Menschen entwerfen.

3.2.2 Das Mikrosystem

„Ein Mikrosystem ist das Beziehungsgefüge zwischen der sich entwickelnden Person und der Umwelt in einem unmittelbaren Setting, in dem sich die Person befindet“ (Bronfenbrenner 1978, S. 35).

Familie, Kindertagesstätte, Schule, Heim, Arbeitsplatz, die Gruppe befreundeter bzw. im gemeinsamen situativen Handeln verbundener Gleichaltriger (Peers) u. a. können als *Mikrosysteme* bezeichnet werden. Sie sind verstehbar als sozialisierende Kontexte, in denen ein Mensch sein alltägliches Handeln organisiert, diesem im Austausch mit den sozialen anderen Bedeutungen verleiht und dadurch in verschiedenen Phasen seines Lebens einen unterschiedlichen Sinn gewinnen kann. In der Kombination des Subjekts mit einem dieser sozialisierenden Kontexte wird ein Mikrosystem gebildet, z. B. die Familie. In seinem Rahmen entfaltet sich eine Beziehungsdynamik, durch die ein gemeinsamer Entwicklungsprozess des Systems und seiner einzelnen Mitglieder möglich wird. Willi spricht in diesem Zusammenhang von „Koevolution“ als „der Kunst des gemeinsamen Wachsens“ (Willi 1985).

So lässt sich auch die wachsende psychische Differenzierung der Kinder *und* der Eltern im Kontext des Mikrosystems Familie als ein Wechselspiel von „Koevolution und Koindividuation“ betrachten: Das psychische Wachstum des einen ist an das des anderen und damit an das gemeinsame Wachstum und das des sie umgreifenden Systems gebunden (vgl. Stierlin 1987). Für die Eltern eines neugeborenen Kindes und das Kind selbst gibt es in dieser Phase des familiären Lebenszyklus (siehe [4.2.2.3](#)) spezifische Aufgaben, an denen alle wachsen. Die Eltern entdecken ihre Fähigkeiten, zu sorgen, zu beschützen und zu nähren. Sie können auch lernen, sich im Hinblick darauf als Team zu organisieren, in dem zwei Menschen verschiedene bzw. verschieden stark ausgebildete Ressourcen kooperativ verknüpfen. Die Aufgabe des Kindes in dieser ersten Phase seines persönlichen Lebenszyklus heißt, sich gleichermaßen auf

Beziehungsangebote der Umwelt einzulassen *und* sie aktiv hervorzurufen (vgl. Stern 1992). Aus dem angeborenen Saugreflex (Piaget u. Inhelder 1991) entwickelt das Kind ein *erstes* kognitiv-affektives Schema. Dies geschieht, indem das Gefühl des Hungers, die Suchbewegung nach der Brust bzw. Flasche, deren Wahrnehmung, die Anpassung des Mundes an die Form von Brustwarze bzw. Flaschennuckel, der Blick auf die nährend Person, das Gefühl von Zufriedenheit und Wärme (psychische Dimension der Antwort) und ein Lächeln (Verhaltensdimension der Antwort) zirkulär miteinander verknüpft werden. In der Weiterentwicklung dieses Schemas werden die Bezugspersonen zunehmend als besondere Personen aus der Vielzahl der Umweltangebote herausgefiltert. Spitz hat die Achtmonatsangst des Säuglings als Indikator beschrieben, der zeigt, dass die primäre Bezugsperson – in seinem Konzept die Mutter – nun als eigenständige Person und permanentes Beziehungs„objekt“ wahrgenommen wird (Spitz 1976). Im Sinne des Schemakonzeptes hat es jetzt das kognitiv-affektive Schema „primäre Bezugsperson(en) + ihre Beziehungsangebote + Inhalte der Beziehungsangebote (Nahrung, Liebe, Körperkontakt) + eigene Aufforderung an die Bezugsperson(en) + eigene Antwort (z. B. in der Verhaltensdimension das Lachen, in der psychischen Dimension Freude und Lust) + Antizipation der Angebote der Bezugsperson(en)“ entwickelt. Im Rahmen des hier geschilderten Beziehungsspiels konstituiert sich das Mikrosystem Familie durch den Eintritt des Kindes in das Paarsystem. Dadurch wird die Dyade zu einer Triade weiterentwickelt. Erst durch sie lässt sich das System als Familie definieren. Die Institution der Ehe spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle. Sie ist eine rechtliche Institution, die sekundär, d. h. über Einstellungen, Erwartungen, Mythenbildungen, finanzielle Ressourcen, Einfluss auf die Eltern und Eltern-Kind-Beziehung nimmt.

3.2.2.1 Rollen

Die Rollen von Mutter, Vater, Eltern, Kind, Tochter, Sohn, Bruder, Schwester, Großmutter, Großvater, Großeltern usw. definieren kulturell (makrosystemisch) festgelegte Verhaltenserwartungen an Personen, die in einem bestimmten institutionellen Kontext zum Beziehungshandeln aufgefordert sind. Rollen gewinnen ihre normative Kraft für das konkrete Verhalten durch Bilder, die bestimmte Werthaltungen, Regeln und körperliche Erscheinungsformen verbinden. Sie sichern auch die komplementäre Verknüpfung mit anderen Rollen, denn jede Rolle bestimmt sich durch ihre Unterschiedsbeziehung zu anderen. Im klassisch-bürgerlichen Rollenbild wurde vom Vater erwartet, dass er den Lebensunterhalt der Familie allein bestritt. Im familiären Binnenraum fungierte er als im Alltag distanzierte, aber für besondere Probleme zuständige oberste Instanz von Moral und Gesetz. Deshalb war er auch für das Aussprechen von Strafen und ihre Ausführung zuständig. Er hatte aber auch im klassischen Verständnis eine Wahl bei Häufigkeit, Strenge und Form der Strafen. Das Rollenbild „Vater“ entstand auch als bildhafte Gestalt, z. B. in der darstellenden Kunst des Bürgertums (siehe Weber-Kellermann 1989). Es setzte sich dann wieder rückbezüglich als bildhafte Gestalt in den Köpfen der in ihren Rollen handelnden Personen fest und verband sich mit den für Situationen des Rollehandelns zuständigen kognitiv-affektiven Schemata.

Komplementär dazu wurde die Mutter als familieninterne Organisatorin des Beziehungsalltages und Bewahrerin des emotionalen familiären Zusammenhaltes verstanden, welche die distanziert fordernde, manchmal auch aggressive Haltung des Vaters durch ihre Fürsorge abzumildern hatte. Auch sie finden wir in Bildern der darstellenden Kunst, die als Familienbilder die Rollenvorschriften bzw. Rollenbilder symbolisch stützen. Rollen definieren sich durch eine wechselseitige Unterschiedsbeziehung: Es gibt die Vaterrolle nicht ohne die zugehörige Mutterrolle und beide wiederum nicht ohne die des Kindes.³

Die Rollen von Mutter, Vater und Kind unterlagen einer Vielzahl von Veränderungen. Ihr gegenwärtiges Erscheinungsbild in unserer Kultur lässt sich unter dem Stichwort „Pluralisierung von Verhaltensmöglichkeiten und Rollenbildern“ zusammenfassen. Das Kind wird heute weder als eine bei ihrer selbst gesteuerten Entwicklung zu hegende und vor schädlichen Einflüssen zu bewahrende Pflanze gesehen, wie z. B. der von Rousseau entworfene *Émile* (Rousseau 1978); auch nicht als antizipierter Kämpfer für die Befreiung des Menschen aus historisch geschaffenen Ausbeutungsstrukturen, wie bei Makarenko (Makarenko 1975). Stattdessen wird es zunehmend als ein selbst organisiertes System verstanden, das sich im Rahmen von unter seiner Teilnahme gestalteten größeren Systemen Ressourcen für die eigene Entwicklung schaffen kann – in Interaktion mit und in Abhängigkeit von der Umwelt. Die elterlichen Vorgaben sind weniger rigide und eher diskutierbar. Vor allem soll das Kind sie durch Einsicht zu eigenen Vorgaben werden lassen. Die gewünschte Einsicht gewinnt das Kind weniger in autoritär strukturierten Situationen des Ermahnens, Strafens und der Vorhaltungen, wie sie das klassische Erziehungsbild entwarf (Rutschky 1977). Heute gehen wir davon aus, dass ein Kind seine Einsicht durch Erfahrungen in vielen unterschiedlichen sozialen Situationen mit unterschiedlichen Menschen und in unterschiedlichen Kontexten selbst gewinnt. Deshalb muss sich das primäre Sozialisationssystem Familie durch offene Grenzen zu den Systemen des gesellschaftlichen Umfeldes auszeichnen. Dadurch wird das Kind frei für vielfältige Erfahrungsräume jenseits der Familie – teilweise ohne Präsenz familiärer Bezugspersonen. So entsteht auch ein neues Bild von Kindheit: Das Kind erhält einen eigenen, von den Ansprüchen des erwachsenen Lebens abgetrennten Raum (Ariès 1975). Zugleich werden ihm eine Vielzahl von Konsummöglichkeiten eröffnet, die es den Erwachsenen als Adressaten von Konsumangeboten gleichstellen und von ihnen unabhängig machen (Ritscher 1987). In bestimmten Bereichen, z. B. dem Gebrauch der neuen Informationstechnologien,

sind sie in vielen Fällen sogar erfahrener und kenntnisreicher als ihre Eltern, Lehrerinnen oder Erzieherinnen.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die klassischen Familienrollenbilder rasant verändert. Innerhalb der größeren Spielräume, die der kulturelle Sektor gestattet, hat die Individualisierungstendenz für eine Vielzahl unterschiedlicher Wahlmöglichkeiten im Rollenhandeln gesorgt. Zugleich hat sie die individuelle Ausgestaltung der Rollen zur Pflicht gemacht. In der Soziologie wird in diesem Zusammenhang von *role making* vs. *role taking* gesprochen; d. h., die gesellschaftlich präformierten Rollen werden nicht standardgemäß übernommen, sondern in einem Aushandlungsprozess mit der Umwelt persönlich neu interpretiert (Krappmann 1969). Der Vater kann auch Kumpel sein; die Mutter darf ihren Schwerpunkt zu einem Beruf außerhalb des Hauses verschieben und dem Vater die Präsenz im familiären Binnenraum überlassen. Das Kind kann sich aus der häuslichen Enge in die außerfamiliären Mikrosysteme wie Kindergarten, Schule, Peers, befreundete Familien, Straßencliquen usw. flüchten. Es darf unter bestimmten Umständen sogar seine Rolle als Kind dieser speziellen Eltern zurückweisen und sich in die Obhut der Jugendhilfe begeben („Inobhutnahme“ nach §§ 42 u. 43, 1 KJHG, BfFSJ 1999). Erwachsene können die Rolle des Vaters oder der Mutter, des Partners oder der Partnerin ablehnen und als kinderlose Singles oder kinderloses Paar, separat lebende oder allein erziehende Elternteile im erweiterten Spektrum der sozial akzeptierten Verhaltensweisen agieren. Es entstehen auch völlig neue Formen von Familien, indem z. B. ein Kind im Kontext einer Wohngemeinschaft, einer Hausgemeinschaft oder von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften aufwächst.

Krappmann hat für das Rollenhandeln vier Fähigkeiten benannt:

- *Rollendistanz* ist die Fähigkeit der Rollenspielerin, „sich Normen gegenüber reflektierend und interpretierend zu verhalten“ (Krappmann 1969; S. 133).
- *Role taking* meint den Prozess der Übernahme gesellschaftlich definierter Rollen und wird im Interesse einer

emanzipatorischen Rollentheorie mit dem Prozess des *role making*, also der eigenen Ausgestaltung und Veränderung der Rollenschablonen, gekoppelt (ebd., S. 142 ff.).

- *Ambiguitätstoleranz* bezieht sich einerseits auf die Fähigkeit, Widersprüche zwischen den eigenen und den fremden Erwartungen an die Rollenausübung in die eigene Identitätszuschreibung zu integrieren. Andererseits bezieht sie sich auf die Fähigkeit, unterschiedliche Rollen (z. B. Bauunternehmer und Gemeinderat) gleichzeitig auszuüben, ohne sie zu vermischen oder rigide voneinander abzugrenzen. Vom Bauunternehmer, der gleichzeitig Gemeinderat ist, wird erwartet, dass er bei kommunalen Auftragsvergaben keine Begünstigung seines Betriebes gegenüber anderen Anbietern anstrebt, also beide Rollen trennt. Andererseits soll er aber seinen bautechnischen und finanziellen Sachverstand in die Diskussionen des Gemeinderates einbringen und damit beide Rollen verknüpfen.
- *Identitätsdarstellung* benennt die Möglichkeiten, sich in sozialen Situationen allen anderen als abgegrenzte und auf ihrem *Eigensinn* beharrende Person darzustellen (ebd., S. 168 ff.).

3.2.2.2 Regeln

Regeln sind konkrete Handlungsanweisungen für Rollenträgerinnen in Interaktionssituationen. Auch im Bezug auf Regeln finden wir die von Beck konstatierte Individualisierung und Pluralisierung. Der Vorteil dieser Tendenz liegt in der demokratischen Grundeinstellung, dass die Befolgung von Regeln nicht durch autoritäre Elternfiguren und den von ihnen vertretenen Verhaltensdogmen gesichert wird. Stattdessen sollen Regeln gemeinsam gefunden und für alle – auch die Kinder – einsehbar sein. Die Gefahr liegt in einer Aufsplitterung eines notwendigen Basiskonsenses hinsichtlich sozial erwünschter Verhaltensweisen. Ein Beispiel:

In meiner Jugend war die Regel, dass Kinder als Trägerinnen der kulturellen Rolle „Kind“ in öffentlichen Verkehrsmitteln älteren Menschen den Sitzplatz anzubieten haben, noch unumstößlich und an die gesellschaftliche Wertschätzung des Alters, älterer Menschen und ihrer Lebenserfahrung geknüpft. Heute nehmen Kinder für sich in Anspruch, dass ihr Alltag nicht minder anstrengend sei als der von Erwachsenen und aus dem Alter allein noch kein Anspruch auf besondere Rücksichtnahme abzuleiten sei. Sie werden darin auch von vielen älteren Menschen unterstützt, die sich als „junge Alte“ fühlen und einen angebotenen Sitzplatz eher als unerwünschten Hinweis auf ihr Lebensalter auffassen. Diese Haltung wiederum verbindet sich mit dem durch die Medien gestützte Mythos einer – kurzfristigen Modetrends folgenden – Jugendkultur. Alter wird dabei mit mangelnder Flexibilität und nicht mit Altersweisheit assoziiert. Die konkrete Regel „In öffentlichen Verkehrsmitteln bietest du älteren Menschen einen Sitzplatz an“ ist also nicht mehr allgemein gültig. Ihre Existenz und vor allem ihre Befolgung hängt von den einzelnen Familien, ihrem Wertesystem und der Zustimmung aller Familienmitglieder ab.

3.2.2.3 Normen

Normen sind begrifflich von Regeln schwer abgrenzbar. Das lat. *norma* heißt übersetzt „Winkelmaß, Regel, Richtschnur, Vorschrift“. Normen lassen sich als allgemeine, für eine Vielzahl von Situationen geltende Regeln verstehen. Die oben beschriebene Regel „Kinder und Jugendliche bieten alten Menschen in öffentlichen Verkehrsmitteln einen Platz an“ bezieht sich auf die übergeordnete Norm „Man achtet und respektiert alte Menschen wegen ihrer Lebenserfahrung und ihrer möglichen Einschränkungen“. Solche Normen werden weniger in einem thematisch darauf bezogenen Diskurs in der Familie ausgehandelt, sondern setzen sich – bei unserem Beispiel bleibend – als Erfahrungskondensat aufgrund einer Vielzahl von Erlebnissen mit alten Menschen in den Köpfen der Kinder fest. Eine der hierfür notwendigen Bedingungen ist die Möglichkeit, alten Menschen und dem Thema Altern in vielzähligen Varianten zu begegnen. Ist dies nicht der Fall, bleiben Normen für diesen Bereich abstrakt und wenig verbindlich. Normenbildung setzt also eine an den Erfahrungen der Kinder ansetzende und an einer Vielzahl von Begegnungssituationen orientierte Erziehung voraus (siehe von Hentig 1971; Miedaner 2001). Das gilt auch für eine sekundär einsetzende, familiäre Defizite kompensierende professionelle Erziehung im Rahmen der Sozialen Arbeit.

3.2.2.4Werte

Werte lassen sich als den Normen übergeordnete allgemeine Einstellungen verstehen, die ein sinnvolles und begründbares Handeln ermöglichen. Werte bilden die Grundorientierung einer Kultur (die im Sinne Bronfenbrenners ein Teil des Makrosystems ist) und sind Teil der gesellschaftlichen und persönlichen Identität. Die Mitglieder einer Kultur identifizieren sich mit ihnen und verankern sie durch ihr öffentliches und privates Handeln sowohl auf der kulturellen wie auf der persönlichen Ebene (vgl. Erikson 1987). Werte entstehen aus einer doppelten Bedingung menschlicher Existenz.

Als soziales Wesen ist der Mensch von Anfang an auf die Gemeinsamkeit einer Gruppe angewiesen, um zu überleben. Das gilt für den die ostafrikanische Savanne durchstreifenden Urmenschen genauso wie für den Homo sapiens der heutigen hoch technisierten Gesellschaften. Daraus entstand der Wert der Solidarität. Anfangs blieb er auf die überschaubare Gruppe beschränkt, die den sozialen Rahmen des Alltags herstellte. Heute gilt es, auch abstraktere, räumlich entferntere und am Rande des Sozialen liegende Biosysteme in das solidarische Handeln mit einzubeziehen, um das eigene Überleben zu sichern. Verarmte Gruppen in der eigenen Gesellschaft werden über die erhöhte Kriminalitätsrate zu einem persönlichen Sicherheitsrisiko der Wohlstandsbürgerinnen.

Das in Europa verbotene umweltschädliche Pflanzenschutzmittel DDT wurde weiter in die „Dritte-Welt“-Staaten exportiert, schädigte die dort lebenden Menschen, fand aber in deren landwirtschaftlichen Exportprodukten wieder den Weg zurück in die „Erste Welt“.

Die Folgen der vornehmlich durch die Industriestaaten erzeugten Erwärmung der Erdatmosphäre treffen in Form von Stürmen oder Überschwemmungen nicht nur die armen Länder Asiens und Südamerikas. Auch die Bewohner der Industriestaaten, die meinen, auf ihr energieintensives Konsumverhalten nicht verzichten zu können, leiden unter ihnen.

Es müsste also ein neuer Wert grundlegend in der Kultur verankert werden. Man könnte ihn den ökologischen Wert der

Verantwortung für die gesamte Natur und die in sie eingeschlossenen Menschen bezeichnen; er wird neuerdings im Rahmen des Konzeptes der „Nachhaltigkeit“ diskutiert (vgl. Kopfmüller et al. 2001).

Als *Homo Faber*, also ein geistiges und auf die Kontrolle, Indienstnahme und Veränderung seiner Umwelt bedachtes Wesen, nimmt der Mensch sein Handeln mittels Plänen vorweg. Durch immer wieder geprüfte und verbesserte Methoden versucht er, die Prozesse der Naturaneignung zu standardisieren und unabhängig von einzelnen Menschen wiederholbar zu machen. Dafür benötigt er Begründungen, deshalb bildet er seit Beginn der Kulturgeschichte Theorien, die das Wesen der Dinge begreifbar machen sollen (siehe Habermas 1971, S. 146 ff.). Hier verortet sich die grundlegende geistige Struktur des Menschen, jedem Ereignis eine Bedeutung zuzuweisen. „Was ist damit gemeint?“, „Welchen Sinn hat das?“, „Wie lässt sich das verstehen?“, „Womit hängt das zusammen?“, „Warum ist das so“?, „Was sagt mir das?“ – das sind die Fragen, über die eine Bedeutung des Ereignisses hergestellt wird, wenn sie nicht durch kulturelle Standards automatisch und zweifelsfrei zugewiesen werden kann. Diese Bedeutungen werden zu Werten, wenn sie für die unterschiedlichsten persönlichen Handlungen, beobachteten Interaktionssituationen und gesellschaftlichen Ereignissen als deren Begründungen dienen. In der Kultur als Teil des *Makrosystems* entwickelte Werte verschränken sich mit den Werten des *Mikrosystems* Familie (oder Schule, Kindergarten, Peers) und der in ihnen handelnden *Subjektsysteme*.

Die schon genannten Werte der Solidarität und Verantwortung gelten auch für die Familie. In der konkreten Familiendynamik sind sie mit der Struktur der Loyalität verbunden, die vor allem von Boszormenyi-Nagy und Stierlin als theoretisches Konzept schon früh in das familientherapeutische Feld eingeführt wurde. Dabei geht es um den gelungenen oder nicht gelungenen Ausgleich von Verdienst und Schuld in intimen (= sehr nahen) Beziehungen. Leitidee dieses Konzeptes ist die für jede längerfristige soziale Beziehung existenziell bedeutsame Balance von Geben und Nehmen. Loyalität ist eine

wesentliche Ressource für Zusammenhalt und Wachstum der Familie und ihrer Mitglieder: Man bleibt verbunden und gewinnt in diesem Verbund persönliche Aufträge und Aufgaben, die Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit verleihen.

3.2.2.5Rituale

Rituale sind besonders markierte Verhaltenssequenzen, in denen Rollen-, Regel-, Norm- und Wertbestimmungen verdichtet zum Ausdruck kommen, um die Integration von Menschen in ein für sie bedeutsames System herzustellen und zu sichern.

Die Strukturen des Rituals (Rollen, Regeln, Werte, Normen) und seine einzelnen Handlungsteile (z.B. der jedes Jahr wiederholte Ablauf einer Geburtstagsfeier) werden durch ein Leitsymbol und/oder eine Leitmetapher zusammengehalten. In ihnen verdichtet sich der gesamte Bedeutungsgehalt des Rituals. Sie dienen als immer präsente Anker, über die in den unterschiedlichsten Situationen der Bezug auf das Ritual und seine Bedeutungen hergestellt werden kann. Bei einem Kindergeburtstag symbolisieren die sich in ihrer Anzahl nach dem erreichten Lebensalter richtenden Kerzen den Werdegang des bisherigen Lebens, ihr Licht den sich im Raum des Lebens ausbreitenden Geist und die den lebendigen Körper durchströmende und ihn umhüllende Wärme. Als Metapher steht die Kerze für das „Lebenslicht“, das dem Menschen seinen Lebensweg erhellt und ihm die Richtung weist. Rituale übersteigen damit die konkrete soziale Situation, in der sie zelebriert werden, und verdeutlichen *Kontinuität, Sinn und Funktion des Systems* für jedes einzelne Mitglied. Dadurch sichern sie auch den Bezug zu den größeren Systemen, in die sie eingebettet sind.

Die *Kontinuität* des Systems, d. h. sein langfristiger Bestand, gewährt den Subjekten einen sicheren und vertrauten Ort, vor dessen Hintergrund sie sich den unsicheren und krisenhaften Entwicklungsaufgaben im erweiterten sozialen Raum stellen können.

Ihr *Sinn* liegt in allgemeinen, kulturell verankerten Wertbestimmungen. Rituale der Familie verdeutlichen die für sie und die gesamte Gesellschaft notwendigen Werte der Solidarität, der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln und der Loyalität bezüglich der eigenen Gruppe.

Ihre *Funktion* liegt in der Herstellung von kommunikativer Handlungsfähigkeit aller Mitglieder des Systems, die eine individuelle

und kollektive Bewältigung des sozialen Alltags sichert. Deshalb dienen Rituale dazu, Erfolge zu feiern (z. B. den Gewinn einer Meisterschaft), derer zu gedenken, die für das System wichtige Leistungen erbracht haben (bei Geburtstags- und andere Jahrestagsfeiern), Gemeinsamkeit zu betonen (z. B. bei Familienfeiern) und Übergänge in der persönlichen Entwicklung zu markieren (durch Initiationsrituale wie Konfirmation, Kommunion, Jugendweihe).

Rituale bieten sich besonders als Markierungspunkte im Fluss der Zeit an. Übergangskrisen im familiären Lebenszyklus wie Geburt oder Tod, die kulturell geforderte Ablösung der Kinder, aber auch Trennungen können ein der Entwicklung dienender Sinn zugesprochen werden; Trauer, Schmerz, Verlustängste werden durch Hoffnung, Zuversicht, Entdeckung eigener Stärken positiv „eingerahmt“ (zum Begriff der Einrahmung siehe Pfeifer-Schaupp 1995).

In der Familie entwickelte und durch den kulturellen Kontext mehr oder weniger angebotene Rituale können die Entwicklung der Kinder fördern:

- Zubettgehrituale helfen, von einem ereignisreichen Tag Abschied zu nehmen und die Angst vor dem Einschlafen zu mildern.
- Rituale der täglichen Mahlzeiten bieten immer wiederkehrende Zeitpunkte, an denen über das Leben der Kinder in und außerhalb der Familie gesprochen wird und die Kinder Einblick in die Welt der Erwachsenen außerhalb der Familie erhalten.
- Religiös motivierte Rituale dienen der Einführung der Kinder in das Weltbild der Eltern. Sie sollten die familieninterne Auseinandersetzung darüber ermöglichen, um den Kindern Wahlmöglichkeiten bei der Entwicklung ihres eigenen Weltbildes zu eröffnen.

Neben dem durch die Verknüpfung des Subjektsystems Kind mit seinem primären Bezugssystem entstehenden Mikrosystem Familie

wurden schon andere Mikrosysteme benannt: Schule, Kindergarten, Peers, Arbeitsplatz. Für sie lässt sich wie für die Familie eine Analyse im Hinblick auf Rollen, Regeln, Normen und Werte vornehmen. In der Schule finden wir die Rollen von „Lehrer/Lehrerin“, „Schüler/Schülerin“ usw.; Regeln sind benennbar, wie etwa „Sprechen ist nur nach Aufforderung der Lehrerin“ gestattet“; Normen werden u. a. in der Notenskala ausgedrückt; dadurch sollen bestimmte Werte, z. B. „Nur durch Leistung kommt man im Leben voran“, durchgesetzt werden. Auch hier spielen Rituale als Bündelung dieser die Schule strukturierenden Dimensionen eine große Rolle.

„Die in der Schule institutionalisierten Rituale drücken die von den beteiligten Individuen geforderte institutionelle Solidarität aus und stellen zugleich als strukturierende Interaktionsmuster die relevanten Unterschiede in Rang, Macht und Funktion zwischen Schulleitung, Lehrern und Schülern (in einigen Fällen auch Eltern) vor einem internen oder externen Publikum dar“ (Wellendorf 1973, S. 100).

Ein Beispiel für solche Rituale sind „Eintritts- oder Austrittsrituale“, in denen der Beginn bzw. das Ende der Schulkarriere von Schülerinnen gefeiert wird, „Rituale zur Bewältigung von Krisen“ (z. B. Elterngespräche), „Rituale des schulischen Alltags“ (z. B. die tägliche Morgenrunde in der Schulklasse und „Rituale des *self-government*“ (z. B. Sitzungen des Schülerinnenrates) (ebd.).

Alle Mikrosysteme sind Systeme, in deren Kontext bedeutsame Prozesse der Sozialisation stattfinden und durch Beiträge der vier gesellschaftlichen Sektoren (Ökonomie, Politik, Kultur und Wissenschaft/Technologie, siehe 3.3) unterstützt bzw. behindert werden.

Sie werden gesellschaftlich mit der Sozialisation von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen beauftragt, um Bestand und Fortentwicklung der Gesellschaft zu sichern. Diese Sozialisierungsfunktion, der Status als primäres Bezugssystem aufgrund der Möglichkeit der alltäglich stattfindenden bzw. möglichen

Face-to-face-Kommunikation und ein gemeinsamer sozialräumlicher Rahmen (z. B. die familiäre Wohnung, das Schulgebäude, ein Jugendhaus) sind die entscheidenden Kriterien eines Mikrosystems.

3.2.3 Das Mesosystem

„Ein Mesosystem umfasst die Beziehungen zwischen den wichtigeren Settings, in denen sich die in der Entwicklung begriffene Person zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens befindet ... Ein Mesosystem ist ein System von Mikrosystemen“ (Bronfenbrenner 1978, S. 36).

Ein *Mesosystem* entsteht durch die Kombination von zwei oder mehreren Mikrosystemen, z. B. Familie + Schule, Familie + Kindertagesstätte, Familie + Kindertagesstätte + Schule (beim Übergang zwischen KiTa und Schule), Familie A + Familie B + Kindertagesstätte + Peers von Kind A + Peers von Kind B. Im Schnittpunkt der verschiedenen zu einem Mesosystem verbundenen Mikrosysteme steht das Subjekt, dessen Alltag durch die aktive Mitgliedschaft in ihnen geprägt ist. Über seine Person als Mediator verknüpfen sich die verschiedenen Mikrosysteme zu einem Mesosystem. Das Subjekt übernimmt die in den verschiedenen Mikrosystemen geforderten Rollen mittels einer Dialektik von *role taking* und *role making*. Beim Eintritt in das System Schule z. B. wird seine familiäre Rolle als Kind zugunsten der Rolle des Schulkindes in den Hintergrund gedrängt. Diese bringt Anforderungen mit sich, die im familiären Bereich weniger wichtig sind, z. B. die systematische Schulung von Gedächtnis und kognitiven Problemlösungsstrategien. Soziale Kompetenzen, die im Rahmen der Familie, des Kindergartens und von Freundschaften erworben wurden, müssen nun auf den Kontext Schule übertragen werden. Dieser ist durch eine stärkere formale Hierarchie und eine größere soziale Unübersichtlichkeit gekennzeichnet. Zu ihrer Bewältigung benötigt das Subjekt auch die Erfahrungen, die an seine Rolle als Familienkind gebunden sind, z. B. Konfliktlösungsmuster innerhalb des Geschwistersubsystems, den Umgang mit Aufträgen der Eltern und die Nutzung von frustrierenden Situationen für das eigene psychische Wachstum. Das Kind als Bindeglied zwischen den verschiedenen Kontexten ermöglicht auch einen kommunikativen Austausch zwischen den einzelnen

Mikrosystemen, der als bedrohlich oder förderlich erlebt werden kann. Eltern können im *dyadischen Mesosystem* Familie + Schule die schulische Rückmeldung zur Leistungsfähigkeit ihres Kindes als Kritik oder als Unterstützung der eigenen Erziehungsrichtlinien verstehen. Die Schule hingegen hat die Möglichkeit, die Familienverhältnisse eines auffälligen Schülers als Auftrag für dessen verstärkte schulinterne Förderung zu interpretieren. Eine andere Option wäre es, sein Verhalten als ein das Eingreifen des Jugendamtes erforderndes Überschwappen des familiären Chaos in den Schulalltag zu begreifen. Durch dessen Hinzutreten würde ein *triadisches Mesosystem* Familie + Schule + Jugendamt entstehen. Je vielschichtiger das System wird, desto wichtiger wird seine Gesamtkoordination, wenn Probleme benannt und professionelle Interventionen erforderlich werden. Im Rahmen der Sozialen Arbeit wurde für diesen Fall das Konzept des *Case-Management* und der *Vernetzungsarbeit* entwickelt (vgl. 5.5.2.2.1).

Mit dem Begriff des Mesosystems richtet sich die Perspektive der Beobachterin auf die wechselseitige Beeinflussung von sozialen Institutionen und Organisationen und die daran gebundene Entwicklung einer Person. Die systemische Metatheorie spricht hier von *Rekursivität*: Alle Systeme sind in einen Kontext zirkulärer Beziehungen eingebunden, in dem jede von einem System ausgehende Aktivität in vielfältigen Wandlungen auf dieses selbst zurückwirkt. Das Konzept des Mesosystems repräsentiert in aller Deutlichkeit, dass Systeme Muster entwickeln, die sie miteinander verbinden, wodurch jedes von ihnen neue Wachstumsmöglichkeiten gewinnt.

Das Modell eines Mesosystem soll das bisher Gesagte zusammenfassen:

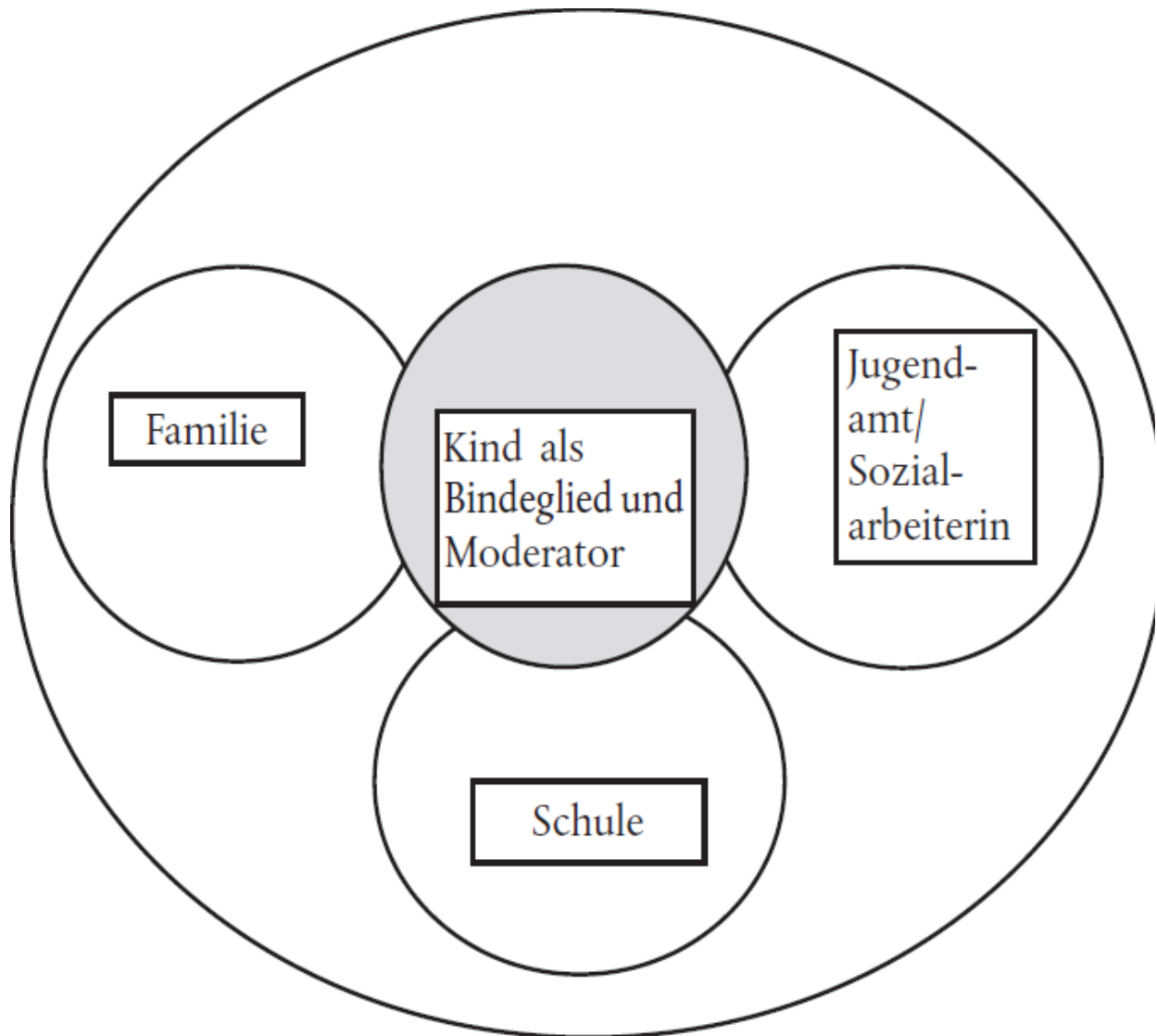


Abb. 18: Das durch die Intervention der Jugendhilfe entstandene Mesosystem „Familie + Schule + Sozialarbeiterin des Jugendamtes“

Das bisher Gesagte enthält schon einen Vorgriff auf die Abgrenzung von Meso- und Exosystem: Das Jugendamt lässt sich als ein Exosystem definieren. Die Sozialarbeiterin als Repräsentantin dieses Systems tritt nun in einen intensiveren Kontakt mit Familie und Schule. Dadurch löst sich die personale Anonymität des Amtes auf und erhält „ein Gesicht“; es entsteht ein Mesosystem Familie + Schule + Sozialarbeiterin des Jugendamtes. Die Mikrosysteme Kind + Familie und Kind + Schule stellen mithilfe der Sozialarbeiterin Kontakt

zu dieser bis dahin abstrakt gebliebenen sozialen Organisation her. Das Jugendamt als Gesamtheit hingegen behält weiterhin den theoretischen Status eines Exosystems.

3.2.4 Das Exosystem

„Ein Exosystem ist eine Ausweitung des Mesosystems, das weitere soziale Strukturen sowohl formeller als auch informeller Art umfaßt, zu denen die sich entwickelnde Person nicht selbst gehört, die aber die unmittelbaren Settings, denen die Person angehört, berühren oder mit einschließen und von daher das, was darin vor sich geht, beeinflussen, eingrenzen oder sogar determinieren“ (Bronfenbrenner 1978, S. 36).

Exosysteme sind z. B. die Kombination von:

- Familie + Jugendamt + Familiengericht (wenn es um eine Sorgerechtsregelung geht);
- Familie + Jugendamt + Sozialministerium + Familienministerium (wenn ein Jugendzentrum gebaut wird und dafür gesetzliche Grundlagen und Zuschüsse abgeklärt werden müssen);
- Familie + Schule + Kultusministerium + Finanzministerium + Volkswirtschaft (wenn es um eine Verbesserung der Lernchancen eines Kindes durch die bessere Ausstattung von Schulen mit Lehrerinnen geht und diese Frage unter dem Gesichtspunkt des Staatshaushaltes diskutiert wird);
- Familie + Arbeitgeberverband + Gewerkschaft + Sozialministerium + Finanzministerium + Bundesanstalt für Arbeit + lokales Arbeitsamt + Erziehungsberatungsstelle (wenn es um einen durch Arbeitslosigkeit eines Elternteiles intensivierten Familienkonflikt geht, in dessen Kontext das Kind zum „Symptomträger“ wird);
- Familie + Ökonomie + Börse (wenn der Vater durch Aktienspekulationen das Familieneinkommen erheblich vermehrt oder vermindert hat);
- usw.

Mikro- und Mesosysteme sind also die Teile von Exosystemen. Entscheidend für die Definition eines Exosystems ist die relative Alltagsferne und Anonymität einer sozialen Organisation oder Institution, die durch ihre Entscheidungen mit einer Vielzahl von Mikro- und Mesosystemen in Beziehung tritt. Diese Entscheidungen manifestieren sich in Verordnungen, Gesetzen, Verlautbarungen, Plänen, Finanzbudgets. Sie wurden nicht im Rahmen eines alltäglichen Face-to-face-Kontaktes zwischen den Mitgliedern von Mikro- bzw. Mesosystemen und den Repräsentantinnen des Exosystems getroffen. Deren Um- und Durchsetzung allerdings erfordert persönliche, d. h. Face-to-face-Kontakte zwischen beiden Seiten. Diese können unbedeutend und einmalig sein. Dann bleibt die soziale Organisation bzw. Institution der bestimmende Teil des Exosystems.

Ihre Repräsentantinnen können auch, z. B. als Bezirkssozialarbeiterinnen, eine sehr intensive und zeitaufwändige Beziehung zu einem Mikro- oder Mesosystem aufnehmen. Sie werden dann durch die häufigen, deren Alltag beeinflussenden Face-to-face-Kontakte zum Teil eines Mesosystems. Das Jugendamt hat aus der Perspektive der Sozialarbeiterin den Status eines Mikrosystems Sozialarbeiterin + alle anderen Mitglieder des Jugendamtes. Das bringt in der Praxis häufig Probleme mit sich, weil die Sozialarbeiterin über diese beiden unterschiedlichen Systeme in eine doppelte und durch persönliche Kontakte untermauerte Loyalität eingebunden ist. Als Vertreterin des Exosystems und Teil des für sie bestehenden Mikrosystems Jugendamt muss sie dessen gesetzliche Grundlagen, Werte, Zielsetzung und das von ihm akzeptierte Methodenspektrum vertreten. Darauf wird sie z. B. in den Dienstbesprechungen und Teamsitzungen, d.h. in persönlichen und damit sehr verhaltenswirksamen Kontakten, hingewiesen. Als Mitglied des neu gebildeten Mesosystems Kind + Familie + Sozialarbeiterin lernt sie den Alltag des Mikrosystems Kind + Familie kennen, entwickelt Verständnis, Sympathie und Empathie. Daraus können Hilfeimpulse entstehen, die den Richtlinien des Exosystems zuwiderlaufen. Sie

muss dann ihre Loyalitäten klären und vor dem Hintergrund ihrer eigenen fachlichen und ethischen Standards eine Entscheidung treffen. Im besten Fall kann sie beide Loyalitäten verbinden, im schlechtesten Fall driften sie auseinander und behindern das notwendige Arbeitsbündnis mit der Familie. Glücklicherweise gibt es viele Wege dazwischen.

Exosysteme zeichnen sich auch dadurch aus, dass die Aufnahme des Kontakts zwischen Subjektsystemen, Mikro- und Mesosystemen einerseits und der sozialen Organisation/Institution andererseits durch persönliche Fremdheit, räumliche Entfernungen und formale Zugangsbarrieren erschwert wird. Öffentliche Verwaltungen versuchen unter dem Stichwort „Bürgernähe“, diese Distanz zu verringern. Die Soziale Arbeit hat unter dem Stichwort „niedrigschwellige Angebote“ entsprechende Konzepte entworfen. Ihre potenziellen Adressatinnen sollen dadurch ermuntert werden, Soziale Arbeit als Dienstleistungsangebot zu begreifen, an dessen Zustandekommen sie selbst aktiv beteiligt sind. Das Konzept der Exosysteme lässt sich mit den unter [3.3](#) dargestellten gesellschaftlichen Sektoren der Politik, der Ökonomie, der Kultur und der Wissenschaft/Technologie verbinden. In ihnen werden mehr oder weniger anonym Entscheidungen getroffen und Konzepte entwickelt, die bedeutsame Auswirkungen auf die Meso- und Exosysteme haben. Denken wir an die im ökonomischen Sektor getroffenen Entscheidungen über Investitionen, Rationalisierungen, Betriebsverlagerungen oder -erweiterungen. Es entstehen neue Arbeitsplätze, andere gehen verloren. Arbeitslosigkeit, die Aussicht auf einen anderen Arbeitsplatz, berufliche Karrieren und damit verbundene finanzielle Verbesserungen bzw. Verschlechterungen werden zu bedeutsamen Themen der Familiendynamik. Geringere oder höhere Steuereinnahmen führen im Sektor der Politik zu geringeren oder ausgeweiteten Bildungsinvestitionen – mit Folgen für Klima und Dynamik innerhalb der Schulen. Neue im Sektor Wissenschaft/Technologie entwickelte Informationsmedien verändern den familiären Alltag. Fernsehgerät und Computer sind heute

wichtige Beziehungspartner im Familienspiel und haben in vielen Familien Einfluss auf die Tagesstruktur; z. B. muss das Abendessen bis zur Tagesschau beendet sein. Einerseits kann das Fernsehen familiäre Konflikte induzieren, andererseits kann es auch zu einem gemeinsamen gemütlichen Abend „vor der Glotze“ verhelfen.

Im Sinne des unter [3.3](#) dargestellten Gesellschaftsmodells lassen sich Kreisläufe zwischen den vier gesellschaftlichen Teilsystemen und den Subjekt-, Mikro- und Mesosystemebenen beleuchten bzw. kritisieren. Das hat Folgen für die praktische Soziale Arbeit. Sie kann die Systemabhängigkeit von Schwierigkeiten auf diesen Systemebenen in Rechnung stellen und sich in die politischen Entscheidungsprozesse von Legislative und Exekutive einmischen; sie kann im Bereich von Wissenschaft/Technologie Forschungsbeiträge einfordern und so die Entwicklung neuer Handlungskonzepte begünstigen; und sie kann Einfluss auf die Ausbildungsgänge fordern, um die Verbindung von Theorie und Praxis schon im Bereich der Hochschulen zu stärken.

3.2.5 Das Makrosystem

„Ein Makrosystem bezieht sich auf die übergeordneten institutionellen Muster der Kultur oder Subkultur, wie die ökonomischen, sozialen, erzieherischen, juristischen und politischen Systeme, deren konkrete Manifestationen die Mikro-, Meso- und Exosysteme darstellen“ (Bronfenbrenner 1978, S. 36).

Das *Makrosystem* stellt Subjekt-, Mikro-, Meso- und Exosysteme in den Kontext gesellschaftlicher Normen, Werte, Leitbilder und ihrer Konkretisierung. Ergebnisse können sein:

- Gesetze, z. B. das Kinder- und Jugendhilfegesetz (BfFSFJ 1999);
- Verordnungen und Beschlüsse (z. B. der Etat einer Kommunalverwaltung);
- Artikel, Filme, Theaterstücke, Bücher (z. B. ein Erziehungsratgeber für Eltern in Form eines billigen und allgemein verständlichen Taschenbuchs, das eine Vielzahl von Leserinnen erreicht);
- wissenschaftliche Diskurse (z. B. die neue Diskussion über die Bioethik);
- grundsätzliche Diskussionen über die Grundprinzipien der Gesellschaft (z. B. Diskussionen über den „Umbau des Sozialstaates“).

Das Makrosystem umgreift als übergeordneter Kontext die bisher genannten Subjekt-, Mikro-, Meso- und Exosysteme. Es entwirft das aus grundsätzlichen Werten bzw. Leitbildern bestehende Koordinatensystem, innerhalb dessen die untergeordneten Systeme ihren Platz finden und ihre eigenen Wertmaßstäbe bilden.

Das Stichwort *Individualisierung* lässt sich z. B. durch alle Systemebenen hindurch verfolgen. Auf der makrosystemischen Ebene der Kultur bündelt es allgemeine Vorstellungen von Selbstständigkeit, Eigeninitiative, Eigenverantwortlichkeit und persönlichen Wahlfreiheiten. Sie kondensieren in Gesetzestexten, z. B. dem seit

1977 existierendes Scheidungsrecht, dem neuen Kindschaftsrecht von 1998 oder dem 1992 in Kraft getretenen neuen Betreuungsrecht. Diese werden auf der Ebene der Exosysteme von Regierung und Parlament als Antwort auf die kulturellen Entwicklungen formuliert und gehen rückbezüglich wieder als den Prozess der Individualisierung verstärkende Leitbilder in das Makrosystem ein. Als Orientierung für administrative, gerichtliche und strukturierende Prozesse sichern sie für Bürgerinnen und Nachfragerinnen sozialer Dienstleitungen ein Recht auf Teilhabe an den sie betreffenden konkreten Entscheidungen. So kann eine Frau sich aus einer ehelichen Abhängigkeitsbeziehung lösen und dennoch über den Rechtsanspruch auf Sozialhilfe weiterhin als Mutter für ihre Kinder sorgen. Auf der Ebene der Mikro- und Mesosysteme erfordert das Leitbild der Individualisierung eine kooperative Kommunikation zwischen Kindern und Eltern, Eltern und Lehrerinnen, Sozialarbeiterinnen und Eltern, Lehrerinnen und Schülerinnen. Denn allen am Diskurs beteiligten Personen werden Verantwortlichkeit und persönliche – eventuell mit professioneller Hilfe auszubauende – Handlungskompetenzen und Entwicklungsmöglichkeiten unterstellt.

3.3 Die Erweiterung des Makrosystems: Ein Modell der Gesellschaft in Verbindung mit der „Gender“-Thematik

3.3.1 Das Modell im Überblick

Ich möchte das Konzept des Makrosystems zu einem Viersektorenmodell der Gesellschaft erweitern, in dem Ökonomie, Politik, Kultur und Wissenschaft/Technologie als Teilsysteme des übergeordneten Systems Gesellschaft ihren Platz finden.

Bronfenbrenner (1978) identifiziert das Makrosystem primär mit Kultur. Diese schafft aus sich selbst heraus Wertorientierungen und Rollenbilder, die durch Sinn- und Bedeutungszuschreibung den in anderen Systemebenen entstehenden Ereignissen und Erfahrungen ihren Stempel aufdrücken. In dem von mir vorgestellten Modell ist Kultur neben Ökonomie, Politik und Wissenschaft/Technologie nur noch eines von vier gesellschaftlichen Teilsystemen.

Die Ökonomie hat in diesem Gesamtsystem den Status eines gesellschaftlichen Ordners, d. h. eine Vorrangstellung. Allerdings muss sofort eine Einschränkung formuliert werden: Hierarchische Beziehungen sind immer auch Rückkoppelungsbeziehungen, in denen wechselseitige Beeinflussungen stattfinden. Es setzen sich nicht nur ökonomische Prinzipien als kulturelle Werte durch, sondern kulturelle Werte nehmen auch Einfluss auf die Ökonomie; z. B. orientieren sich auch privatwirtschaftlich geführte Betriebe an den grundlegenden Werten unserer Kultur, die im Grundgesetz als rechtliche Normen verankert sind.

Eine der drei Kontextperspektiven für die Beschreibung eines Modells sozialer Systeme und der sozialen Wirklichkeit wurde unter der Bezeichnung „Gesellschaft – Arbeit, Herrschaft und Sprache“ eingeführt (siehe [2.4.4.3](#)). Das Konzept einer durch Arbeit, Herrschaft und Sprache strukturierten Gesellschaft hat Jürgen Habermas im Rahmen der „Kritischen Theorie“ formuliert (z. B. Habermas 1971, 1973). Durch die Einführung der Sprache wurde die Fixierung des späten Marx und des „dialektischen Materialismus“ auf die Ökonomie aufgehoben und der „symbolischen Produktivität“ des Menschen ein gleichberechtigter Stellenwert im gesellschaftlichen Prozess zuerkannt. Damit erhält der Bereich der Kultur seinen Platz im Zentrum der Theoriebildung. Sie hat jetzt den Status eines

eigenständigen, mit der Ökonomie in einen wechselseitigen Austausch tretenden Systems anstelle eines von der ökonomischen „Basis“ abhängigen „Überbaues“.⁴

Ulrich Beck hat ein aus vier Teilsystemen bestehendes Modell der Gesellschaft entwickelt (Beck 1986), das dieser Perspektive entspricht. Denn es definiert Ökonomie und Kultur (neben Politik und Wissenschaft/Technologie) als zunächst gleichberechtigte Systeme innerhalb des gesellschaftlichen Ganzen. Er sieht die heutige „postmoderne“ Gesellschaft weniger durch den von Karl Marx herausgearbeiteten Grundwiderspruch von Lohnarbeit und Kapital bestimmt als vielmehr durch technologisch-wissenschaftliche Risiken (z. B. die Atomenergie oder Gentechnologie). Ich denke aber, dass die Grundstruktur der vier gleichberechtigten Teilsysteme eine Position des Sowohl-als-auch ermöglicht. Die Einführung des Konzeptes der Rückkoppelungsschleifen zwischen den einzelnen Ebenen einer Hierarchie (siehe [2.4.3.2.3.5](#)) ermöglicht es, sowohl kulturelle Prozesse in Abhängigkeit von der Ökonomie als auch umgekehrt deren Einflüsse auf ökonomische Entwicklungen darzustellen. In vielen Fällen werde ich die erste Perspektive wählen, weil sie m. E. eine Vielzahl sozialer Konflikte und Disparitäten erklärt. Denn die kapitalistische Ökonomie hat im Zeitalter der Globalisierung die Plausibilität einiger marxistischer Grundannahmen selbst bewiesen. Sie ist ein für die Gesamtgesellschaft wesentlicher Faktor, der alle anderen gesellschaftlichen Bereiche infiltriert und unter das Primat von Kostenkalkulation, Profitmaximierung und Kapitalakkumulation zu zwingen droht. In dieser Perspektive wird der Ökonomie die Rolle eines gesellschaftlichen „Ordnern“ zugewiesen (Haken 1987).

Ich versuche in diesem Kapitel auch, die Beschreibung eines gesellschaftlichen Modells mit dem Konzept der Geschlechtsrollenbeziehungen (Gender-Konzept) zu verknüpfen. Warum? Das Gender-Thema ist schon von Engels als gesellschaftliches Thema herausgearbeitet worden: „Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem

gesellschaftlichen Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maße in Anspruch nimmt“ (Engels 1969, S. 182). Es trat aber in der zunehmenden Einengung der marxistischen Diskussion von einer philosophisch begründeten Weltanschauung zu einer (ziemlich erfolglosen) ökonomischen Praxislehre wieder in den Hintergrund. Die Frauenbewegung hat dieses Thema dann unwiderruflich in den Vordergrund der gesellschaftlichen Diskussion gebracht: Jedes gesellschaftliche Phänomen, jedes gesellschaftliche Ereignis beinhaltet auch die Gender-Thematik: Menschen handeln immer als gesellschaftliche *und* geschlechtliche Wesen. Ein Modell der Gesellschaft kann deshalb auf die Gender-Perspektive nicht verzichten.

Ich werde das gesellschaftliche Gesamtsystem und seine Teilbereiche nicht wertfrei mithilfe formaler Strukturen der Systemtheorie beschreiben (beispielhaft hierfür Luhmann 1986, 1998; Willke 1993). Stattdessen wähle ich die Position der „Kritischen Theorie“ als Ausgangspunkt (Horkheimer 1970). Sie analysiert das gesellschaftliche System vor dem Hintergrund von Leitideen für eine wünschenswerte Entwicklung. Diese Leitideen – Menschenrechte, eine *globale* soziale und ökologische Solidarität sowie die Ermöglichung gleicher sozialer Chancen für das persönliche psychosoziale Wachstum – wurden von Habermas einmal zusammenfassend als die „Idee des guten Lebens“ bezeichnet.

In [Abbildung 19](#) werden die vier Segmente Ökonomie, Politik, Kultur, Wissenschaft/Technologie als Teile des gesellschaftlichen Ganzen dargestellt. Die Gender-Perspektive steht quer zu ihnen, denn sie ist für jeden Bereich eine grundlegende Struktur.

Ökonomie: der gesellschaftliche Ordner
 regulierendes Medium:
 Geld/Kapital;
 regulierende Polarität:
 Gewinn – Verlust;
 zentrale Funktionen:
 materielle Lebensicherung, Reduktion von Mühsal, Vermehrung von Geld/Kapital;
 zentrale Probleme:
 gesellschaftliche Machtposition, ökologische Destabilisierung, soziale Entsolidarisierung

Politik: gesellschaftliche Legitimation
 regulierendes Medium:
 Gesetze;
 regulierende Polaritäten:
 Macht – Ohnmacht, Freiheit – Zwang, Recht – Unrecht; Individuum – Kollektiv;
 zentrale Funktionen:
 Etablierung, Entwicklung gesellschaftlicher Strukturen/Institutionen zur Sicherung der Individuen und des Kollektivs;
 zentrale Probleme:
 demokratische Legitimierung



Wissenschaft/Technologie: gesellschaftliche Beherrschung von Mensch und Natur
 regulierende Medien:
 Neugier, Kritik, Theorie-Praxis-Bezug;
 regulierende Polaritäten:
 Objektivität – Subjektivität,
 Wissen – Nichtwissen;
 zentrale Funktionen:
 Naturaneignung und -veränderung, Reduktion von Existenzangst und Mühsal;
 zentrale Probleme:
 mechanistisches Welt- und Menschenbild.

Kultur: gesellschaftliche Lebenswelten
 regulierendes Medium: Symbole;
 regulierende Polaritäten: normal-unangepasst, rational-emotional, Sympathie – Antipathie;
 zentrale Funktionen: Austausch, Netzwerkbildung, soziale Integration, Tradierung und Entwicklung von Normen/Werten/Lebensformen;
 zentrale Probleme:
 soziale Desintegration, kollektive Sinnfindung.

Abb. 19: Ein Modell der Gesellschaft

3.3.2 Die Gender-Thematik im Kontext der Gesellschaftstheorie

Ich möchte zunächst auf den Unterschied hinweisen, der im englischen Sprachraum zwischen Sex und Gender gezogen wird. *Sex* meint das biologisch festgelegte Geschlecht, *Gender* bezieht sich auf die Geschlechtsrollenverhältnisse, d. h. die soziale Bestimmung von Geschlecht, Sexualität und Geschlechterbeziehung. Mit Gender wird der Prozess der Transformation des biologischen Geschlechts in Rollen, Rollenbestimmungen, Rollenerwartungen in den Blickwinkel gerückt. Gender lässt sich in diesem Sinne als ein sozialwissenschaftliches Konstrukt hinsichtlich des sozialen und sozial bestimmten Geschlechterverhältnisses verstehen. Im Konzept der *Lebenslage* (5.2.1) wird Gender auch als psychosoziale Struktur verstanden, die einer Person zugewiesen wird und sie zugleich in eine Beziehung zu anderen Personen ihres sozialen Umfeldes und zu dem sozialen Makrosystem setzt.

Wenn wir von Gender sprechen, müssen wir verschiedene Theorieebenen einführen:

- Die *Rollentheorie*, mit deren Hilfe die im soziokulturellen Bereich der Gesellschaft verankerten Verhaltenserwartungen an die Mütter-, Väter-, Eltern-, Kinder- und Männer-/Frauenrollen bestimmbar sind. Das Konzept der Rollen muss auch einen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und den an die Rollen geknüpften Verhaltenserwartungen herstellen.
- Die *Sozialisationstheorie*, damit der Prozess der Rollenübernahme (*role taking*) und Rollengestaltung (*role making*) in der Kindheit/Jugend und die Weitergabe gesellschaftlicher Rollenanforderungen durch die Eltern an ihre Kinder nachgezeichnet werden kann.
- Eine *Kritische Theorie der Gesellschaft* (Horkheimer 1970), die folgenden Fragestellungen nachgeht: Wie viel persönlichen, familiären, institutionellen Freiheitsspielraum gewährt eine Gesellschaft, um Rollen nicht nur im Sinne einer rigiden

Anpassung zu übernehmen, sondern selbst zu gestalten? Anders formuliert: Wie viele materielle, ideelle und kommunikative Ressourcen haben unterschiedliche Menschen und ihre sozialisierenden Systeme, um es den Menschen zu erlauben, eigene Lebensentwürfe zu formulieren und zu realisieren? Welche Benachteiligungen bzw. Privilegien haben in dieser Hinsicht bestimmte Bevölkerungsgruppen (Frauen, Kinder, Männer, alte Menschen, chronisch kranke und behinderte Menschen, kinderreiche Familien) und gesellschaftliche Gruppen (Kapitalbesitzer, lohnabhängige Menschen in gesicherten bzw. prekären Arbeitsverhältnissen, Selbstständige, Arbeitslose)? (Zu Theorien der sozialen Ungleichheit siehe Diezinger u. Mayr-Kleffel 1999).

Die Gender-Perspektive erbringt darüber hinaus einige spezifische Fragestellungen:

- Wie viel strukturelle und persönliche Macht/Ohnmacht, finanzielle Sicherheit/Unsicherheit, räumlich-zeitliche Mobilität/Immobilität wird Männern und Frauen über die Geschlechtsrolle zugebilligt oder verwehrt?
- Welchen zusätzlichen Benachteiligungen unterliegen homosexuell orientierte Frauen und Männer, die ihre Geschlechtsrolle quer zur gesellschaftlichen Normalität definieren?
- Durch welche politisch durchzusetzenden Konzepte können die mit den Geschlechtsrollen verbundenen Benachteiligungen aufgehoben werden?

Was für Friedrich Engels im Jahre 1884 (siehe Engels 1969) noch der Schlüssel zur Befreiung der Frau war – ihre (Wieder-)Eingliederung in die produktive Arbeit –, kann für uns heute nur noch eine von mehreren miteinander verbundenen Perspektiven sein. Die *Berufstätigkeit der Frauen außer Haus* zu ermöglichen (nicht zu erzwingen) ist heute keine revolutionäre Forderung mehr. Um sie

aber jenseits aller politischen Manifeste im Alltag zu verankern, sind viele aufeinander bezogene sozialpolitische Maßnahmen notwendig, z. B.:

- Ganztagesbetreuungsmöglichkeiten für Kinder im näheren Wohnumfeld der Familie;
- eine durch die Arbeit „geberinnen“ (Mütter *und* Väter) mitbestimmte flexible Arbeitszeitregelung;
- Teilzeitarbeitsplätze und geteilte Stellen (Jobsharing) für Mütter *und* Väter;
- Sonderbeurlaubungen für einen Elternteil bei der Erkrankung von Kindern.

Diese Vorschläge sind durch das „Gleichheitsparadigma“ (Rücker-Embden-Jonasch u. Ebbecke-Nohlen 1992) geprägt: Männer und Frauen sollen auf dem Arbeitsmarkt die gleichen Chancen haben, weil es hinsichtlich der für die moderne industrielle bzw. postindustrielle Arbeit notwendigen Kompetenzen keine grundsätzlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gibt.

Dafür sind folgende kulturelle, ökonomische und politische Entwicklungsziele unumgänglich:

- Die *Aufwertung der Familienarbeit* (im Sinne von Marx und Engels „reproduktive Arbeit“) zu einer gesellschaftlich notwendigen und der Erwerbstätigkeit gleichwertigen Arbeit. Die Erziehung bzw. Sozialisation der Kinder im familiären Kontext und die damit verbundene Haushaltsarbeit ist ökonomisch, politisch und kulturell von einer enormen Bedeutung für die Gesellschaft. Dieser ideelle und finanzielle Wert der Familienarbeit muss sich auch im Normen- und Wertesystem der Gesellschaft niederschlagen und konkrete sozialpolitische Maßnahmen zur Folge haben. Hier denke ich an eine Ausweitung der auf die Altersrente angerechneten Erziehungszeiten, die Absicherung von schweren Haushaltsunfällen in der Arbeitsunfallsversicherung, Hilfen für

Familien in Krisen durch familienunterstützende und -ergänzende Maßnahmen (z. B. Sozialstationen, sozialpädagogische Familienhilfe, Tagesgruppen usw.), Teilzeitarbeit für Väter *und* Mütter.

- Die *wechselseitige Unterstützung und Verantwortungsübernahme von Vätern und Müttern* in der Familie. Das erfordert vor allem von den Vätern eine verstärkte körperliche und psychische familiäre Präsenz, von den Müttern eine ernst gemeinte Einladung an die Väter zum „familiären Jobsharing“. Hier ist auch der Platz, an dem sich die Veränderung gesellschaftlicher Rollendefinitionen direkt bemerkbar machen kann: Väter können in ihre Rolle auch die Aufgabe der „Bemutterung“ integrieren, Mütter die expansiven Seiten der Vaterrolle übernehmen. Hier kommt das „Reziprozitätsparadigma“ (Rücker-Embsen-Jonasch u. Ebbecke-Nohlen 1992) zur Geltung.
- Das *Zusammenspiel männlich strukturierter Formen des Denkens, Fühlens und Handelns mit dem weiblichen Gegenpol*, was auch zu einer Transformation bisher gängiger Kommunikationsmuster führen würde. Ich denke hier im Sinne des „Reziprozitätsparadigmas“ an die wechselseitige Durchdringung von intuitivem und rationalem Denken/Handeln, symbiotischer und distanzierter Beziehungsgestaltung, körperlicher und geistiger Liebe, aktivem Versorgen und passivem Versorgtwerden.

Ausgangspunkt für eine solche Transformation wäre eine Gleichberechtigung „männlicher“ und „weiblicher“ Perspektiven („Gleichheitsparadigma“) wie auch die wechselseitige Übernahme der gegengeschlechtlichen Perspektive („Unterschiedsparadigma“).

3.3.3 Die Ökonomie

Die Ökonomie und damit die gesamte Gesellschaft wird durch eine Struktur organisiert, die als weltweit vernetzter bzw. globalisierter Kapitalismus bezeichnet werden kann.

Überall hören wir das Siegesgeschrei des Kapitalismus: Der Kommunismus als Idee ist tot, den Sozialismus als funktionierende Gesellschaftsform hat es nie gegeben usw. Das wird sich wieder ändern, wenn die Folgekosten eines seiner sozialen Verantwortlichkeit beraubten Kapitalismus noch deutlicher werden:

- steigende Armut und steigende Sozialhilfekosten;
- strukturelle Arbeitslosigkeit, vor allem das Problem der Langzeit- und Jugendarbeitslosigkeit;
- eine ungerechte Einkommens- und Vermögensverteilung;
- Konzentration und Globalisierung;
- Schwächung der nationalen Ordnungspolitik (Wirtschafts- und Finanzpolitik), Stärkung der global agierenden Unternehmen.

Der Trend zur dreifach gespaltenen Gesellschaft („Dreidrittelgesellschaft“) ist unübersehbar. In dem untersten Segment lebt man in chronischer oder zeitweiser Armut, wobei Armut in Sinne der EU-Definition als ein Mangel definiert wird, der sich durch ein unterhalb der Hälfte des Durchschnittseinkommens des betreffenden Landes liegendes Einkommen ergibt.⁵ Auch die in unserer Gesellschaft immer wieder von Armut bedrohten bzw. sich knapp oberhalb der Armutsgrenze befindliche Gruppe lässt sich diesem Drittel zuweisen.

Nach dem Armutsbericht von 2000 (Bezugsjahr 1998) lebten in Deutschland 34,5 % aller Menschen mit einem Einkommen von nicht mehr als 75 % des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens von 1709 DM (874 €)⁶, 9,1 % mit nicht mehr als 50 % (Hanesch et al. 2000, S. 56). Finanzielle Armut kann verschiedene Gründe haben. Kinderreichtum, der Status eines allein erziehenden Elternteiles, Arbeitslosigkeit und fehlende Berufsausbildung werden von der Armutsforschung als die wichtigsten Armutsrisiken benannt. Aus

persönlichkeitspsychologischer Sicht ist eine im Kontext von Armut wichtige psychische Struktur zu nennen, die von Seligman herausgearbeitete „erlernte Hilflosigkeit“ (Seligmann 1983). Die Lebenswelt und die Beziehungsmuster von Armutsfamilien wurden für die USA von Salvador Minuchin et al. eindrücklich beschrieben (S. Minuchin et al. 1967; S. Minuchin 1988; P. Minuchin et al. 1998).

Die Menschen im zweiten Segment der Gesellschaft (54,8 %) können sich im Bereich unterhalb oder oberhalb des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens etablieren. Von dieser Gruppe verfügen 27,1 % über 76–100 % des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens und 27,7 % über 101–150 % (ebd.). Vor allem die Menschen mit einem Einkommen unterhalb des Durchschnittswertes (27,1 %) sind mit der Angst vor möglicher Armut und einer strukturellen Beschneidung ihrer Konsumwünsche konfrontiert.

11 % aller Bewohnerinnen der BRD besetzen das oberste Segment mit mehr als 151 % des durchschnittlichen Pro-Kopf-Einkommens. In dieser Gruppe sind es 6,8%, die 151–200 % des Durchschnittswertes erreichen, 4,2 % liegen darüber (Hanesch et al. 2000, S. 56). Diese Position ermöglicht ihnen eine überdurchschnittliche Teilhabe am gesellschaftlichen Konsumangebot und das Ansparen bzw. den Börsengewinn von erheblichen Vermögenswerten. Nach einer neusten Studie des *Wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Instituts* der *Hans-Böckler-Stiftung* stiegen die Gewinne aus Vermögen und Einkommen bei Selbstständigen seit 1991 um 281 Milliarden DM (144 Mrd. €) auf 1020 Milliarden DM (522 Mrd. €) im Jahr 1998. In der gleichen Zeit erhöhten sich Nettolöhne und -gehälter der abhängig Beschäftigten um 125 Milliarden DM (64 Mrd. €) auf heute 1082 Milliarden DM (553 Mrd. €). Arbeiter und Angestellte, d. h. die signifikante Mehrheit der außerhalb des eigenen Haushaltes berufstätigen Menschen, verfügen heute nur noch über 43 % des gesamten Einkommens von knapp 2,5 Billionen DM (1,28 Billionen €).

Auch bei den Vermögenseinkünften und der Besitzverteilung zeigt sich ein ähnliches Bild: Die in dieser Hinsicht „obersten“ 10 % der

Bevölkerung verfügen über fast 45 % der gesamten Vermögenswerte in Deutschland, die „untere“ Bevölkerungshälfte nur über 8,5 % (Trott-war 2/2001, S. 7). Der einkommens- und vermögensstarken Gruppe kommt auch ein entscheidender – direkt persönlicher oder indirekt über ihre Lobby hergestellter – Einfluss auf volkswirtschaftliche und damit politische Entscheidungsprozesse zu. Nimmt man die Haushaltsnettoeinkommen als Bezugsgröße, verschärft sich das Bild. Das durchschnittliche Haushaltseinkommen in der BRD betrug 1998 3660 DM (1871 €) (Hanesch et al., S. 59). Hier sind alle Haushaltsgrößen eingerechnet. Es ist davon auszugehen, dass in vielen Familienhaushalten mit steigender Kinderzahl das konsumrelevante Einkommen sinkt. 54,7 % aller Haushalte sind Drei- und Mehrpersonenhaushalte, in 44,3 % leben nur ein oder zwei Menschen. „Einpersonenhaushalte haben höhere Armuts- und Niedrigeinkommensquoten als Zweipersonenhaushalte, mit weiter wachsender Personenzahl nehmen Armut und prekärer Wohlstand zu“ (ebd., S. 85). Demzufolge leben allein stehende ältere Menschen und Familienhaushalte unter dem höchsten Armutsrisiko; zusammenlebende verheiratete oder unverheiratete Paare haben hier aufgrund eines häufigen doppelten Einkommens (Dinks: *double income, no kids*) die sicherste Position. Das sollte familienpolitisch zu denken geben, denn anscheinend reichen die bisherigen Maßnahmen des „Familienlastenausgleiches“ nicht aus.⁷

Die kapitalistische Ökonomie lässt sich Marx zufolge durch vier grundlegende Komponenten kennzeichnen:

- *Die Akkumulation von Geld zu Kapital*, die Inbesitznahme der Produktionsmittel durch die Kapitaleigentümer und die aus der ökonomischen Stärke resultierende politische Macht. Beispielhaft hierfür sind die international agierenden großen Konzerne, welche die jeweiligen kommunalen und nationalen Regierungen immer wieder zu finanziellen, steuerlichen sozialpolitischen Zugeständnissen zwingen.
- *Der absolute Vorrang des Tauschwertes vor dem Gebrauchswert*. Ob das, was man verkauft, langlebige nützliche

Gebrauchsgüter sind oder unnützer Plastikfirsefanz, der nach zwei Tagen im Mülleimer landet; ob umweltbelastende oder umweltverträgliche Technologien angewandt werden; ob Maschinenpistolen oder Verbandszeug hergestellt werden – der Gebrauchswert der Ware interessiert die Kapitaleigner nicht, sondern nur ihr in Geld ausgedrückter und auf dem Markt realisierter Tauschwert. Ethische bzw. moralische Erwägungen, z. B. der Verzicht auf sexistische Werbung, sind „systemfremd“ und können nur dann, „wenn sie sich rechnen“, in den kapitalistischen Denk- und Produktionshorizont übertragen werden. Aufgabe einer progressiven Politik war es immer, die aus den Grundrechten abgeleiteten ethischen bzw. moralischen Forderungen auch gegen den Aspekt des maximalen Profits durchzusetzen.

- *Die Verwertung der Ware Arbeitskraft durch die Kapitalbesitzer.* Jeder Mensch, der nicht selbst Kapitaleigner ist, aber seine eigene Reproduktion sichern muss, ist gezwungen, seine geistige und körperliche Arbeitsfähigkeit auf dem Arbeits„markt“ anzubieten. Sie wird von den Kapitaleignern bzw. ihren Repräsentanten (Geschäftsführern, Personalchefs usw.) zu bestimmten Bedingungen gekauft. Veränderte gesellschaftliche Bedingungen führen auch zu veränderten Rahmenbedingungen für den Kauf und Verkauf der „Ware Arbeitskraft“. Wir erfahren zurzeit hautnah, dass der weltweit organisierte industrielle Kapitalismus immer weniger menschliche Arbeitskraft verwerten muss, weil er immer mehr Maschinenkraft und Informationstechnologie an die Stelle der „Menschenkraft“ setzt. Das hat z. B. für die Gender-Thematik eine entscheidende Bedeutung: In Zeiten knapper Stellenangebote auf dem Arbeitsmarkt geraten die Männer wieder in die Rolle der bevorzugten Anbieter, weil sie z. B. die familieninterne Erziehungs- und Kinderbetreuungsfunktion ihren Frauen überlassen und deshalb zeitlich flexibler, kontinuierlicher und unbegrenzter einsetzbar sind. Vor allem für Frauen mit

geringem Ausbildungsniveau und familiären Verpflichtungen entsteht dabei die Gefahr, in diesem Prozess der Reduzierung von Erwerbsarbeitsplatzangeboten wieder zur „industriellen Reservearmee“ zu werden; bzw. der Zugang zum Arbeitsmarkt wird für viele von ihnen zunehmend über die „prekären Lohn- und Arbeitsverhältnisse“ erfolgen. Dieser Begriff bezieht sich auf tarifrechtlich abgesicherte Vollerwerbsarbeitsplätze, deren Entlohnung knapp über dem Sozialhilfeniveau liegt, und Nebenerwerbsjobs. Prekäre Lohn- und Arbeitsverhältnisse auszuweiten und in ihrem Rahmen den Kündigungsschutz zu lockern, ist ein Interesse der Kapitaleigner und ihres Managements, denn sie erleichtern die Politik des *hire and fire*.

- *Die Entfremdung des Menschen von seinen Möglichkeiten, eine Gesellschaft nach den Prinzipien der Solidarität und Allgemeinverantwortung zu bilden.* „Arbeit-Geberinnen“ sind im marxistischen Sinne nicht die Unternehmer, sondern diejenigen, die ihre Arbeitskraft verkaufen (hergeben) müssen, um ihr Leben und das ihrer Familie finanziell zu sichern; die Unternehmer hingegen sind „Arbeit-Nehmer“ – diejenigen, welche die Arbeitskraft annehmen. Sie bringen die Produkte in den Kreislauf der Waren und Dienstleistungen nach den ihnen nutzenden Gesetzen des Marktes ein. Dass die „Arbeit-Geber“ durch den Lohn, die Gesellschaft durch die Ertragssteuern ebenfalls davon profitieren, ist ein für das Kapital ärgerlicher, aber unumgehbarer Nebeneffekt, den es durch Lohndrückerei und unternehmensfreundliche Besteuerungen zu minimieren gilt. In diesem Sinne wird durch die Ökonomie eine gesellschaftliche Hierarchisierung geschaffen und verteidigt, bei der die Differenzlinien zwischen Kapitalinhabern und Lohnabhängigen, Modernisierungsgewinnerinnen und -verliererinnen, Hochlohn- und Niedriglohnarbeitsplätzen, Arbeitsplatzbesitzerinnen und Erwerbsarbeitslosen, erstem und zweitem Arbeitsmarkt, Männern und Frauen verlaufen.

Soziale Arbeit hat es vor allem mit den Folgen ökonomischer Deprivierung zu tun. Diese ist ein wichtiger Faktor für die Entstehung und Aufrechterhaltung von Arbeitslosigkeit, Armut, öffentlichen und familiären Gewaltverhältnissen.

3.3.4 Die Politik

Der Politik wurde von einer aufklärerischen bürgerlichen Gesellschafts- und Politiktheorie die Aufgabe zugewiesen, Ungerechtigkeiten, Widersprüche, Unterprivilegierung, die notwendigerweise durch die kapitalistische Ökonomie entstehen, abzufedern. Dazu müssen ein soziales Sicherungssystem für bestimmte Lebensrisiken und problematische Lebenssituationen geschaffen werden sowie ein kulturelles Klima, in dem diese Solidarleistungen als Grundwert verankert sind. Unter Ludwig Erhard, dem ersten Wirtschaftsminister und zweiten Bundeskanzler der BRD, wurde in diesem Sinn das Konzept der „sozialen Marktwirtschaft“ zum allgemein akzeptierten Wert. Erhard hat diese Idee nicht erfunden; er konnte an die Sozialstaatsidee der Weimarer Verfassung anknüpfen, die allerdings eine sehr viel ausgeprägtere sozialistische Handschrift trug.

Die erste große staatliche Aktion im Hinblick auf die soziale Abpufferung von durch die Ökonomie erzeugten Ungerechtigkeiten war die bismarcksche Sozialgesetzgebung zwischen 1883 und 1889. Bismarcks handlungsleitendes Interesse war die Befriedung des aufmüpfigen Proletariats und eine Spaltung der Arbeiterbewegung. Das gelang ihm nicht, was auch heißt: Unter bestimmten Umständen können die Unterprivilegierten eine Verbesserung ihrer Position und Situation erreichen – wenn sie sich solidarisch verhalten und es in der aktuellen gesellschaftlichen Situation entsprechende Möglichkeiten gibt.

Das Sicherungssystem der „sozialen Marktwirtschaft“⁸ hat für die Gender-Thematik eine erhebliche Bedeutung. Zu erwähnen sind hier u. a.:

- die bisher noch gültige Regelung, dass Frauen eher in Rente gehen dürfen als Männer;
- der Mutterschutz;
- die Anrechnung von Kindererziehungszeiten auf die Rente des erziehenden Elternteiles;

- die Einführung der „Erziehungszeit“ (bis 2000 „Erziehungsurlaub“ genannt); dieser Rechtsanspruch stärkt Frauen in ihrer sozialen Absicherung, denn er garantiert ihnen die Rückkehr auf ihren alten Arbeitsplatz; darüber hinaus ermöglicht er den Vätern, statt der Mutter die Hauptlast der Erziehungs- und Betreuungsfunktion zu übernehmen.

Dass nur etwa 5 % der Väter die Erziehungszeit in Anspruch nehmen, ist u. a. darauf zurückzuführen, dass die ganze Sozialpolitik immer noch der Idee der bürgerlichen Normalfamilie und des Vorranges der Erwerbsarbeit vor anderen Formen gesellschaftlich wertvoller Arbeit anhängt. Das wird auch daran deutlich, dass viele frauenbezogene Maßnahmen im Bereich der Sozialpolitik im engeren Sinne mütterbezogen sind. Wie viel schwerer dagegen tut sich noch die Politik bis in die jüngste Zeit mit direkt frauenbezogenen Reformen, z. B. einem Gesetz, das auch Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe stellt oder dem gewalttätigen Ehemann den Zutritt in die gemeinsame Wohnung untersagt.

Trotz allem finden wir in der Politik der BRD in ihrer Bedeutung zunehmende – wenn auch mühsame – Versuche, über die Sozial- und Rechtspolitik das „Gleichheitsparadigma“ zu realisieren. Die ersten großen Schritte in diese Richtung waren die erst 1958 erfolgte Aufhebung des dem Ehemann zugestandenen Rechts, seiner Frau die Berufstätigkeit zu verwehren, und das neue Scheidungsrecht von 1977. Darüber hinaus hat die Politik durch die gesetzliche Regelung, dass auch der Vater Anspruch auf die „Erziehungszeit“ hat (und dass sie, als dritte Variante, zwischen Mutter und Vater teilbar ist), eine Botschaft an Männer, Frauen und Kinder formuliert: Auch Väter können Kinder in voller Verantwortung erziehen, und das soll unterstützt werden.

Das soziale Sicherungssystem und darüber hinaus die Politik insgesamt befinden sich in einer ernsthaften Glaubwürdigkeitskrise. Die Hoffnung der Bürgerinnen auf einen Staat, der sich im Hinblick auf die Lösung anstehender Probleme kompetent zeigt, schwinden. Die gesellschaftlichen Teilsysteme sind zu komplex geworden, und die

Steuerungskraft des Staates wird durch die politische Macht des ökonomischen Sektors beschränkt. Darüber hinaus sind die politischen Entscheidungen weniger an langfristigen Konzepten oder gar Visionen als vielmehr an dem meist vier- bzw. fünfjährigen Zyklus von Wahlperioden orientiert. Systemisch gesehen, sind die Bürgerinnen selbst ein Teil dieses Problems. In ihrer Mehrzahl haben sie den Staat zu einer ihnen gegenüberstehenden, nicht zu ihnen gehörenden Struktur erklärt, die sich außerhalb ihres Einfluss- und Verantwortungsbereiches befindet. Er wird weniger als ein von ihnen selbst mitgestaltetes Teilsystem definiert, sondern als ein ihnen fremd bleibendes Exosystem, das seinen Versorgungs- und Problemlösungsaufgaben immer nur ungenügend nachkommt. Gemeinsame, von beiden Seiten getragene Visionen eines demokratischen, solidarischen, kooperativen, Mensch und Natur schützenden Gemeinwesens sind eher selten.

Die meistgenannte Kritik am staatlichen System ist seine bürokratische Verkrustung. Die Verwaltungsbürokratien unternehmen selbst einige Anstrengungen, um sich als Dienstleistungsunternehmen *für* die Bürgerinnen zu präsentieren. Man vergleiche z. B. die Beziehung zwischen einem durchschnittlichen kommunalen Jugendamt und seinen Klientinnen vor 20 Jahren und heute miteinander. Darüber hinaus wird zu wenig bedacht, dass die Individualisierung der Gesellschaft zugleich eine Verrechtlichung der Beziehungen und bürokratische Prozeduren erfordert. Durch die Individualisierung entsteht ein Komplex von Rechten und Ansprüchen, die alle Bürgerinnen persönlich einklagen können. Das erfordert ein System klar definierter Rechte/Pflichten und ebenso klar definierter Prozeduren der Zuweisung von Ansprüchen bzw. der juristischen Überprüfung staatlicher bzw. administrativer Entscheidungen. Diese demokratisch notwendige andere Seite der Bürokratie spielt im Bereich der Sozialen Arbeit eine wesentliche Rolle. Ihr Handlungsrahmen ist durch das Sozialgesetzbuch festgelegt, und ihre Entscheidungen sind vor dessen Hintergrund zu begründen und überprüfbar.

Hinsichtlich der Familienpolitik sind strukturelle Veränderungen notwendig, um die Familien im ersten und zweiten Einkommenssegment bei ihrer Sozialisationsfunktion auch finanziell zu unterstützen. Der bisherige Familienlastenausgleich reicht nicht aus. Die Mehrwertsteuer z. B. trifft Familienhaushalte relativ mehr als Ein- und Zweipersonenhaushalte. Hier könnte eine Mehrwertsteuerrückzahlung für Familien durch das Finanzamt oder ein entsprechend erhöhtes, auch den Sozialhilfeempfängerinnen voll zustehendes Kindergeld Abhilfe schaffen. Eltern minderjähriger und damit von ihnen zu unterhaltender Kinder zahlen prozentual nicht weniger Rentenbeiträge als gut verdienende Einzelpersonen oder zusammenlebende Paare, obwohl sie durch ihre materielle Kinderversorgung die Renten der zukünftigen Ruheständlerinnen sichern. In der Logik unseres auf einer mehrgenerationalen kollektiven Solidarität beruhenden Rentensystems wäre hier eine an die Anzahl der Kinder gekoppelte Reduktionen der monatlichen Rentenbeitragszahlung sinnvoll. Sie könnte ab einer bestimmten Kinderzahl in eine vollständige Befreiung übergehen. Parallel dazu müssten die Rentenbeiträge kinderloser Einzelpersonen und Paare steigen.

Auch die Kostenseite des familiären Alltags muss überprüft werden:

- öffentliche Verkehrsmittel sind für Familien zu teuer;
- ausreichenden Wohnraum können sich nur einkommensstarke Familien leisten;
- die Zahl der beiden Eltern bzw. dem allein erziehenden Elternteil eine Erwerbsarbeit ermöglichenden Ganztageseinrichtungen für Kinder reicht nicht aus;
- die Förderung leistungsschwacher und sozial auffälliger Kinder in den Schule kann aufgrund großer Klassen und einer zu wenig ausgebauten Schulsozialarbeit nicht das leisten, was aufgrund vorhandener pädagogischer bzw. sozialpädagogischer Konzepte möglich wäre;

- Einrichtungen der offenen Jugendarbeit sind ausstattungsmäßig oft nicht in der Lage, Jugendlichen ein sinnvolles Freizeit- und die Schule ergänzendes Angebot zu machen; das aber würde so manche Familie finanziell entlasten, weil ihre Kinder nicht auf teure Kneipen, Kinos und Discos ausweichen müssten; das könnte auch die Ängste der Eltern hinsichtlich einer Drogen- und Gewaltgefährdung ihrer Kinder mindern.

3.3.5 Kultur, Alltag und soziale Kommunikation

Dieses gesellschaftliche Teilsystem kennen wir vor allem über das berühmt gewordene Stichwort von Ulrich Beck zu diesem Bereich: Er weist auf, dass unsere heutige Kultur einem Trend zur „Individualisierung“ unterliegt, der den Alltag bzw. das Alltagshandeln der Menschen grundlegend verändert. Damit ist gemeint, dass Traditionen aufgeweicht bzw. abgeschwächt werden und einem ständigen Legitimationsdruck unterliegen. Traditionelle Moralcodices und Rollenbestimmungen sind nicht mehr selbstverständlich und werden verändert. Allgemein gültige, für Frauen, Männer und ihre Beziehung geltende Verhaltenserwartungen und -regulierungen werden abgelöst durch von den Einzelnen für sich selbst scheinbar selbst bestimmt hergestellte Werte, Normen und Regeln. Das bringt auch einen neuen Zwang mit sich: Die Zulässigkeit des selbst gewählten Verhaltens und – im weiteren Sinne – des eigenen Lebensentwurfes muss immer wieder neu mit den Beziehungspartnerinnen ausgehandelt werden. Darin liegt bei aller Individualisierung die Beziehungsperspektive in der „Postmoderne“.⁹ Die im Lebenslauf hergestellten und veränderbaren Lebensentwürfe der Einzelnen sind nicht mehr vorherbestimmt wie im „Ancien Régime“ (vgl. Ariès 1975), im Feudalismus, in agrarischen Gesellschaften. Für diese war klar: Der Stand, der Raum, das Dorf, die Stadt, in die jemand hineingeboren wurde, blieben ein Leben lang unveränderlich. Auch die Verhaltenserwartungen, mit denen damals ein Kind am Anfang seines Lebens konfrontiert wurde, blieben bis zum Ende seines Lebens gültig. Diese Zwangsverhältnisse lösen sich im Rahmen der Individualisierungstendenz (von der Idee her vollständig, realiter zum Teil) auf.

Wie alles, zeigt sich auch diese Entwicklung janusköpfig:

- *Die positive Seite:* Im Trend der Individualisierung ist es möglich, unsere Verhaltensweisen vor dem Hintergrund von uns selbst gesetzter bzw. individuell akzeptierter Normen und Werte selbst zu wählen. Wir sind nicht gezwungen, uns von

vornherein, ohne Diskussion und ohne Abstriche, allgemein gültigen Verhaltensnormen, -werten und -regeln zu unterwerfen. Wir gewinnen Freiheitsgrade für unser Verhalten, unsere Lebensplanung, unsere Werteorientierung. Heute können Frauen sagen: „Mit diesem Mann möchte ich nicht mehr zusammenleben, ich gehe“; im Mittelalter und in der frühen Neuzeit hätte das ihren sozialen und biologischen Tod zur Folge gehabt. Durch die Individualisierung haben Frauen zunächst sehr viel mehr gewinnen können als Männer, denn im Kontext der Individualisierung müssen Männer ihre Herrschaftspositionen aufgeben. Sie müssen auf ihre Definitionsmacht über das, was Männern und Frauen zukommt, verzichten und sich mit der Frauenperspektive abstimmen. Leider realisieren viele Männer immer noch nicht die in diesem Prozess auch für sie selbst enthaltene Chance der eigenen psychischen Entwicklung. Systemisch betrachtet, könnten sich Frauen und Männer an diesem Punkt in einen Prozess der Koevolution einlassen. In diesem Kontext könnte die dem Geschlechterverhältnis immer noch innewohnende Machtfrage ihre destruktive Kraft für die Gestaltung heutiger Paarbeziehungen verlieren.

- *Die negative Seite:* Die privaten Beziehungssysteme werden fragiler. Beziehungen werden nicht mehr durch allgemein verbindliche Normen, Werte und Regeln festgelegt. Deshalb müssen Beziehungssituationen immer wieder neu definiert und geregelt werden. Dem kann man durch das Ausweichen auf andere Beziehungssituationen entgehen, wenn einem die aus ihnen resultierenden Verpflichtungen zu mühsam, zu kostspielig oder zu wenig lustvoll erscheinen. „Selbstfindung“ kann zum „Egotrip“ umgemünzt werden. Dadurch wird der allgemeine gesellschaftliche Zusammenhang und die für ihn unverzichtbare, über die eigene Person bzw. engste Gruppe hinausgehende Solidarität bedroht.

Im Zuge der Individualisierung lösen sich die klassischen Rollenbilder für Geschlechter-, Paar- und Familienbeziehungen auf. Väter können bisher mütterliche, Mütter bisher väterliche Aufgaben übernehmen, Männer entdecken ihre weibliche, weiche Seite, Frauen ihre Durchsetzungskraft in öffentlichen sozialen Räumen.

Es entstehen neben der zweigenerationalen Kernfamilie und der immer noch existierenden Dreigenerationenfamilie eine Vielzahl kulturell akzeptierter privater Lebensformen:

- Einelternfamilien;
- Fortsetzungs- bzw. Stieffamilien;
- Pflege- und Adoptivfamilien;
- Single-Haushalte als auch von jüngeren Menschen für sich (mindestens zeitweise) gewählter Lebensrahmen;
- freiwillig kinderlose Ehepaare;
- unverheiratete Paare mit Kindern und ohne Kinder;
- Paare unter dem Motto *Living a part together*;
- homosexuelle (schwule und lesbische) Paare;
- additive und integrierte Wohngemeinschaften.

Vieles ist möglich und kann auch zeitlich begrenzt gewählt werden. Die klassische Kernfamilie, die sich im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft herausgebildet hat, ist immer noch die statistisch häufigste Familienform – und auch das Beziehungsideal der meisten Menschen. Doch sie ist nicht mehr das alleinige normative Paradigma langfristiger Beziehungen. Vor allem Frauen gewinnen durch die neue Vielfalt der Lebens- und Familienformen einen größeren Freiheitsspielraum innerhalb und außerhalb der Familie. Dass heute in Deutschland mehr Scheidungen von Frauen als von Männern beantragt werden, spricht für diese These. Doch scheint mir eine funktionierende Familie – bei allen Defiziten – immer noch die beste Institution, um Kinder zu erziehen bzw. zu sozialisieren.

Die Informations- und Mediengesellschaft fördert einerseits die Individualisierung. Andererseits fördert sie auch Uniformisierung, indem durch aufdringliche Bilder von wünschenswertem Sozial- und

Konsumverhalten Idealbilder von Beziehungen, Körperästhetik und Lebensphasen in modische Trends gegossen und unter die Leute gebracht werden. Überspitzt formuliert: Heute darf jede einzelne Person das tun, was viele andere auch tun, früher dagegen wurden Verhaltensstandards in der sozialen Kommunikation erzwungen. Die neuen Medien begünstigen auch eine räumlich-zeitliche Mobilität. Wir sind über Handy an allen Orten der Welt erreichbar, können über Fax und Internet Informationen austauschen und Entscheidungen treffen, sind über die Situation in allen Kontinenten informiert und können in kurzer Zeit an fast jedem Ort der Welt persönlich anwesend sein. Wir entscheiden uns in der Gegenwart zwischen mehreren möglichen Zukünften, deren oft kurzfristige Rückmeldung vielleicht eine Neuorientierung bei der Zukunftsplanung erforderlich macht.

In diesem Zusammenhang löst sich auch ein traditionelles Verständnis von Heimat auf. Sie ist nicht mehr für alle der räumliche Kontext lebenslanger verwandtschaftlicher bzw. sozialer Beziehungen, dem man selbstverständlich verhaftet bleibt. Heimat geht entweder verloren, oder sie wird an einem neuen Ort, durch selbst gewählte enge Freundschaften („Wahlverwandtschaften“) und die Integration in vorhandene sozialräumliche Strukturen neu geschaffen.

Räumliche Mobilität wird nicht nur kulturell, sondern auch im ökonomischen Sektor zunehmend gefordert. Stellen- oder Berufswechsel erzwingen häufiger als früher einen Ortswechsel. Dieser räumlich-zeitlichen Mobilität korrespondiert eine kognitiv-affektive Flexibilität. Wir müssen uns psychisch auf schnell wechselnde Kontexte einlassen können, auf neue Kontakte, neue Technologien, neue Orte. Wichtig scheint mir dabei die Fähigkeit, Neues mit Bewährtem zu verbinden, also eine Balance zwischen Innovation und Tradition zu finden. Es ist eigentlich nicht verwunderlich, dass diesen neuen Anforderungen eine Zunahme psychosozialer Krisen und entsprechender psychosozialer Unterstützungsangebote korrespondiert. Wir können sie als Ausdruck schnell wachsender Anforderungen an die kommunikativen Kompetenzen der vergesellschafteten Subjekte verstehen, für die

aber oft nicht genügend Ressourcen zur Verfügung stehen. Das immer wichtiger werdende Aushandeln von Beziehungsansprüchen durch Partner und Partnerinnen erfordert eine Fähigkeit zum offenen Dialog. Aber viele Menschen, eher die Männer als die Frauen, haben in ihrer eigenen Sozialisation nicht gelernt, ihre Gedanken, Gefühle und Wünsche auszudrücken. An dieser Stelle der sozialen Kommunikation gewinnen professionelle Therapieangebote seitens von außen kommender neutraler Dritter eine bedeutsame Funktion der Unterstützung.

3.3.6 Wissenschaft und Technologie

Wissenschaft und Technologie entwickelten sich im Kapitalismus zur „ersten Produktivkraft“ (vgl. Habermas 1971, S. 79). Heute ist entgegen der marxischen Analyse nicht mehr die menschliche Arbeitskraft primärer Faktor der Erschaffung von Werten, sondern die zur Technologie geronnene Verbrüderung von Wissenschaft, Technik und Ökonomie. Früher konnten Maschinen nur mithilfe der Menschen ihre produktive Kraft entfalten. Daher auch der stolze Arbeiterspruch: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will.“ Heute werden die Menschen tendenziell zum Anhängsel der Produktionstechnologien, d. h., die Maschinen laufen nach ihrer Programmierung auch ohne bzw. mit nur geringem menschlichem Zutun. Prototyp und Metapher für diese Entwicklung ist die industrielle Serienfertigung durch Roboter.

Dieser Sektor wird durch die Leitidee der Naturbeherrschung (und damit auch der Menschenbeherrschung) organisiert. Ihr Leitsatz findet sich schon im 1. Buch Mose (1, 28) als Auftrag Gottes an die von ihm erschaffenen Menschen: „Füllet die Erde und machet sie euch untertan.“ Der ebenfalls im Christentum bekannte liebevolle Bezug zur Natur – hier ist beispielhaft auf Franz von Assisi zu verweisen – ist auch heute noch „konkrete Utopie“ (Bloch 1973). „Je effektiver, desto besser“, meint das Abendland, und zwar schon bevor es den Kapitalismus heutiger Prägung gegeben hat. Aber dieser optimiert alle Möglichkeiten der technischen Unterwerfung von Natur und Mensch durch das Zusammenspiel von Ökonomie, Wissenschaft und Technologie. Aus diesem Zusammenschluss resultiert das Argument des „Sachzwanges“. Wer sich nicht dem Vorwurf der Irrationalität und Ideologieverfallenheit aussetzen will, muss bestimmte politische Entscheidungen (z. B. bei der „Modernisierung des Sozialstaates“) und ökonomische Entwicklungen (z. B. das Anheizen des Konsums durch immer kurzlebigeren Gebrauchsgüter) zumindest hinnehmen. Kritik daran ist nicht akzeptabel, weil jede Alternative als unrealistisch und deshalb irrational stigmatisiert wird.

Die Idee, dass durch Wissenschaft und Technik alles machbar sei, vermindert das Interesse für eine kommunikative Arbeit an Problemen und schafft damit in vielen Fällen neue. Man denke nur an die Belastungen, denen sich ein Paar durch die Entscheidung für eine künstlichen Befruchtung aussetzt, um die Last der Kinderlosigkeit abzustreifen.

Doch auch hier gibt es eine andere Seite: So komfortabel, gesund und lang wie wir in der industrialisierten „Ersten Welt“ hat wahrscheinlich noch keine Generation in der Kulturgeschichte der Menschheit gelebt; z. B. brachte die Einführung der Antibabypille einen radikalen Emanzipationsschub für die Frauen mit sich. Auch Männer können von dieser Möglichkeit einer Sexualität ohne Angst vor einer Schwangerschaft profitieren. Allerdings haben sie dank der Antibabypille auch die Möglichkeit, ihre Verantwortung für die Schwangerschaftsverhütung vollständig an die Frauen zu delegieren – wenn diese es ihnen gestatten.

Wissenschaft und Technik werden in unserer Gesellschaft immer noch als die Bewahrer von Wahrheit und Objektivität verstanden. Der Mythos heißt: Was sie erzeugen, ist gut und erstrebenswert. Auch der Umgang mit den von ihr erzeugten Risiken bleibt Teil dieses Sektors. Was als technologisch-wissenschaftliches Risiko definiert wird, welche Kriterien und Parameter solchen Definitionen zugrunde gelegt werden, hängt wiederum von Expertisen und Vorschlägen der Scientific Community ab. Niemand will und kann heute die Erfolge der Verschweißung von Wissenschaft und Technologie bezweifeln oder rückgängig machen. Wichtig aber ist eine Infragestellung ihres universellen Anspruchs auf die Wahrheit ihrer Erkenntnisse und die langfristige und globale Nützlichkeit ihrer Produkte. Notwendig ist ein Kontrapunkt, der sich ihrem Diktat entzieht und dennoch im wissenschaftlichen Diskurs verankert ist. Dies wäre die Aufgabe einer „Verantwortungsethik“ (Jonas 1984). Sie könnte helfen, die positiven Seiten von Wissenschaft und Technologie, Neugierde, Kritik, Innovation, Pragmatismus und die theoriegeleitete Praxis zu erhalten

und für eine an Menschenrechten, Ökologie und sozialer Solidarität orientierte gesellschaftliche Entwicklung zu nutzen.

Anmerkungen

1 „Die Selbsterfahrung des eigenen Leibes ist der einzige Punkt, wo ich erfahren kann, was die Welt ist, außer daß sie meine Vorstellung ist“ (Safranski 1987, S. 317).

2 Zum Aufbau des Gedächtnisses siehe Vester (1991).

3 Bilder der darstellenden Kunst, welche die familiären Rollenbilder des Bürgertums für ihre Betrachter verdeutlicht und zugleich rückbezüglich in den Köpfen der Menschen verankert haben, finden sich bei Weber-Kellermann (1989, z. B. S. 180).

4 Zu diesem Thema siehe Arnason (1971).

5 „Die Armutsmessung geht vom Äquivalenzeinkommen aus: Gemäß dem Vorgehen der Europäischen Union zählt als (einkommens)arm, wer in einem Haushalt lebt, dessen Äquivalenzeinkommen nicht mehr als 50 % des arithmetischen Mittels in der Gesamtbevölkerung beträgt ... Ergänzend werden die 40-%-Schwelle zur Abgrenzung ‚Strenger Armut‘ sowie die 75-%-Schwelle zur Kennzeichnung des ‚Prekären Wohlstandes‘ ... herangezogen. Analoge Schwellenwerte zur Abgrenzung des Ausmaßes von relativer Wohlhabenheit werden bei 100 % Mean (= arithmetisches Mittel; W. R.), 150 % und 200 % ... festgesetzt“ (Hanesch u. a. 2000). Aufgrund einer Angleichung zwischen den neuen und den alten Bundesländern in den unteren Einkommensbereichen (ebd., S. 61) ist es vertretbar, im Rahmen meiner Arbeit Ost- und Westdeutschland einheitlich zu betrachten.

6 Das Verhältnis Euro : Deutsche Mark ist 1 € : 1,95583 DM (aufgerundet 1,96 DM).

7 Weitere Informationen zur Soziodemographie von Armut und Niedrigeinkommen in Deutschland für 1998: „Kinder sind in Deutschland überproportional von Armut und insbesondere von prekärem Wohlstand betroffen ... Einelternhaushalte mit minderjährigen Kindern sind im Bundesgebiet zu 30 % von Armut betroffen, und 72 % leben im Niedrigeinkommensbereich ... Bei den Paarhaushalten nehmen die Armut- und insbesondere Niedrigeinkommensquoten mit wachsender Kinderzahl stark zu.

Paarhaushalte mit einem Kind sind im Bundesgebiet (8,7 %) und auch in den neuen Bundesländern (8,4 %) unterdurchschnittlich von Armut betroffen. Die Niedrigeinkommensquote dieser Gruppe liegt bundesweit bei 35 %, in den neuen Bundesländern bei 44 %. Paarhaushalte mit drei und mehr Kindern sind indes bundesweit zu 20 % von Armut betroffen, und nahezu zwei Drittel leben in prekärem Wohlstand ... Bei Single- und Paarhaushalten ohne Kinder ergeben sich Unterschiede hinsichtlich des Alters des Haushaltsvorstandes: Ältere Haushalte haben jeweils sehr niedrige Armutsquoten und sind unterdurchschnittlich von Niedrigeinkommen betroffen ... Demgegenüber haben Singlehaushalte jüngeren und mittleren Alters nicht nur in den neuen Bundesländern zum Teil überdurchschnittliche Armutsquoten, wogegen der Bevölkerungsanteil im Niedrigeinkommenssektor in diesen Haushalten eher unter dem gesamtdeutschen Querschnitt liegt. Offenkundig verbergen sich hinter diesem Haushaltstyp häufiger schwierige Lebensbedingungen (entweder man ist als Single einkommensstark oder arm – das Spektrum dazwischen ist schwach ausgeprägt; W. R.). *Paarhaushalte jüngeren und mittleren Alters ohne Kinder weisen unterdurchschnittlich hohe Armuts- und Niedrigeinkommenswerte auf* ... Kleinere Gemeinden sind bundesweit leicht überdurchschnittlich von Armut und prekärem Wohlstand betroffen, städtische Metropolen hingegen eher unterdurchschnittlich“ (Hanesch et al. 2000, S. 86 f.; Hervorh.: W. R.).

Hinsichtlich der Armutsproblematik gibt es allerdings einen kleinen Lichtblick. Die Arbeitsgruppe um Stephan Leibfried hat in einer Studie über „Sozialhilfekarrieren“ in Bremen die *Dynamik von Armut* (Buhr 1995) herausgearbeitet. Es gibt mehr Kurzzeitarmut, als gemeinhin angenommen: „Die Analysen weisen einerseits auf eine recht hohe Fluktuation der Armutsbevölkerung hin. Die Armutsgrenze muß allerdings nicht dauerhaft überschritten werden, so daß mehrere Armutsperioden, wenn auch mit Unterbrechungen, aufeinanderfolgen können. Der Anteil von langfristig oder dauerhaft Armen ist jedoch relativ gering. Armut ist also meist kein Langzeitphänomen, sondern

eine begrenzte Phase im Lebenslauf“ (ebd., S. 73). Bei der untersuchten Bremer Stichprobe dauerte der Sozialhilfebezug, je nach der statistischen Bezugsgröße (Sozialhilfeepisode, Nettooder Bruttosozialhilfebezug), „zwischen der Hälfte und knapp Dreiviertel aller Sozialhilfebezüge weniger als ein Jahr und zwischen einem Zwanzigstel und einem knappen Viertel länger als fünf Jahre“ (ebd., S. 116). Buhr hat entsprechend diesen Ergebnissen fünf Verlaufstypen für Sozialhilfekarrieren herausgestellt (ebd., S. 113 ff.):

- *Überbrücker*: „Fälle mit einer Bruttobezugsdauer bis zu 18 Monaten wurden als Kurzzeitbezieher klassifiziert.“
- *Langzeitbezieher*: „Langzeitbezug wurde angenommen, wenn Hilfeempfänger über den gesamten Beobachtungszeitraum zumindest immer mal wieder im Bezug gestanden haben (Bruttodauer), die Sozialhilfe also über den relativ langen Zeitraum von sechs Jahren im Leben der Betroffenen eine Rolle gespielt hat.“
- *Escaper*: „Als eine besondere Gruppe von Langzeitfällen wurden ‚Escaper‘ – erfolgreiche Ausbrecher aus der Hilfe – betrachtet: Diese sollten den Sozialhilfebezug zum Erhebungszeitpunkt bereits seit mindestens zwei Jahren verlassen haben.“
- *Mehrfachüberbrücker und Pendler*: „Bei beiden Typen hat die Sozialhilfe – brutto – für längere Zeit im Leben der Hilfeempfänger eine Rolle gespielt, allerdings sind jeweils mehrere Episoden aufgetreten. Im einzelnen wurde festgelegt, daß Mehrfachüberbrücker mindestens zweimal für höchstens sechs Monate im Bezug gestanden haben sollten, also mehrfach kurz, und Pendler mindestens dreimal für mehr als sechs Monate, also mehrfach lang.“

8 Zum sozialen Sicherungssystem der BRD siehe Beller mann (1990); Albeck, Meinhardt u. Vortmann (1992).

9 Zur Philosophie der Postmoderne siehe zusammenfassend Duss-von Werdt (1996, S. 168 ff.).

4

Familie, familiärer Lebenszyklus und Familiendynamik

4.1 Die Familie als besonderes soziales System aus der Sicht der Familiensoziologie und Familiendynamik

4.1.1 Die Funktionen der Familie: Sozialisation und Enkulturation, Haushaltsorganisation und soziale Platzierung der Kinder

Der Begriff Familie bezeichnet im allgemeinsten Sinn ein System, in dem Kinder und für sie sorgende Erwachsene als primäre Bezugspersonen langfristig zusammenleben. Nur durch Kinder wird eine langfristige Beziehung erwachsener Menschen zu einer Familie. Die Familie ist auch in der postmodernen individualisierenden Gesellschaft immer noch das wichtigste Sozialisations- und Enkulturationssystem. Als klassische Kernfamilie und in ihren vielfältigen Variationen ist sie im Normalfall das Feld der „primären Sozialisation“.¹

Sozialisation und *Enkulturation* sind zwei sich ergänzende soziologische Konzepte. *Sozialisation* bezieht sich umfassend auf die Vergesellschaftung des Kindes und darüber hinaus auch des Erwachsenen in den primären, sekundären und tertiären Systemen der Sozialisation.

„Sozialisation wird mit Bezug auf das Rollenkonzept des sozialen Handelns definiert. Sie wird als ein Vorgang der Integration in bestehende Rollensysteme verstanden“ (Habermas 1968, S. 2).

Enkulturation bezieht sich innerhalb der Sozialisation schwerpunktmäßig auf die Integration der Menschen in die Symbolsysteme (siehe [2.4.3.2.2](#)) und kulturellen Inhalte der Gesellschaft – Literatur, Kunst, wissenschaftliche Theorien, familiäre Geschichten, Spiele, das Internet usw.

Alle Themen der Vergesellschaftung des Menschen lassen sich unter diesen beiden Perspektiven beleuchten.

Sozialisation und Enkulturation sind interaktive und lebenslange Prozesse.

- *Nicht nur Kinder werden durch die Eltern und andere soziale Institutionen vergesellschaftet, sondern auch ihre Eltern und professionellen Erzieherinnen. Sozialisation ist ein gemeinsamer*

Entwicklungsprozess von Kindern und Eltern bzw. anderen Erzieherinnen. Ihr Ort ist das gesellschaftliche Teilsystem Kultur. Hier bündeln sich die Ergebnisse ökonomischer, politischer und wissenschaftlich-technischer Prozesse als Ressourcen oder Behinderungen für die Sozialisation der Kinder *und* Eltern bzw. erziehenden Menschen.

- *Als primäres System der Sozialisation und Enkulturation ist die Familie zumindest in den ersten Lebensjahren der entscheidende Kontext für die Beziehungserfahrungen und Identitätsbildungsprozesse der meisten Kinder.* Vor allem die Psychoanalyse und die von dem Psychoanalytiker Bowlby begründete Bindungstheorie (Bowlby 1972) haben die Bedeutung der frühen Kindheitserfahrungen betont. Diese diachronische Perspektive der Psychoanalyse sollte die systemische Familientherapie nicht gegen die der Synchronie und möglicher Zukünfte ausspielen. Dass es Kinder mit frühkindlichen Beziehungstraumata sehr viel schwerer haben, eine *bezogene Individuation* und akzeptierte Position in ihrer Lebenswelt zu gestalten, bestätigen die alltäglichen Erfahrungen in der psychosozialen Arbeit mit Familien, Kindern und Jugendlichen. Auch Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie erhärten diese Sichtweise.²
- *Sozialisation und Enkulturation sind keine zeitlich auf Kindheit und Jugend eingeeengte, sondern lebenslange Prozesse.* Wie so vieles ist auch das eine Errungenschaft der hoch entwickelten bürgerlichen Gesellschaft. In den zurückliegenden frühbürgerlich-industriellen, vor allem in den feudalistisch-agrarischen Gesellschaftssystemen lagen die Rollen fest, und es genügte im Normalfall, sie am Anfang des Lebens für dessen ganze Spanne zu internalisieren. Für unsere Kultur ist das Lernen bis ins hohe Alter gleichermaßen eine Chance und Notwendigkeit (Lehr 1983, 1984). Hier gewinnt z. B. der Begriff der „jungen Alten“ seinen entwicklungspsychologischen Sinn: Wir bleiben jung bis ins hohe Alter, wenn wir unsere geistige

Flexibilität und Neugierde erhalten. Die Bedingungen hierfür schaffen wir schon in unseren jungen Jahren, indem wir die strukturelle Lernstrategie des „Lernen lernen“ entwickeln und die fast unendlich vielen neuronalen Verknüpfungsfähigkeiten unseres Gehirns nutzen.

Neben der Sozialisations- und Enkulturationsfunktion hat die Familie noch zwei weitere gesellschaftliche Funktionen. Im Rahmen ihrer *Haushaltsfunktion* dient sie den Familienmenschen als Ort der materiellen Lebenssicherung. Unter diesen Aspekt fallen das Haushaltseinkommen und die entsprechende Teilhabe an den gesellschaftlich angebotenen Konsummöglichkeiten, die Wohnbedingungen, die Arbeitsteilung zwischen den Eltern und die Freizeitgestaltung der Familie.

In ihrer *Platzierungsfunktion* ist die Familie ein wesentliches Element im System der gesellschaftlichen Zuweisung von Lebens- und Berufschancen.

„Die familiäre Platzierungsfunktion wird vor allem über die Beeinflussung der Schullaufbahn von Kindern ausgeübt. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Bildungswünsche der Eltern im Hinblick auf ihre Kinder, die von den eigenen Bildungs- und Berufserfahrungen, aber auch von der öffentlichen Meinung und den Medien beeinflusst werden“ (Textor 1990, S. 111).

4.1.2 Familienbezogene demographische Daten

Über den Alltag, die Lebenslagen und Probleme heutiger Familien gibt es eine Vielzahl statistisch gewonnener Informationen. Für unseren Zusammenhang sind vor allem Aussagen über Zusammensetzung, finanzielle Situation, gewählte Lebensformen, Lebensstile und Krisen des gegenwärtigen sozialen Systems Familie wichtig.

Die sozialstatistischen Daten³ gestatten es, einige Trends zu formulieren.

- Die Pluralisierungsthese der Soziologie wird bestätigt. Es ist in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von öffentlich akzeptierten Lebensformen entstanden – Kernfamilie mit unverheirateten und verheirateten Eltern; Einelternfamilie mit einem Elternteil, der noch, nicht, nicht mehr oder noch nicht verheiratet ist; Stieffamilie mit verheirateten oder unverheirateten Elternteilen, gemeinsamen und/oder Kindern aus vorhergehenden Beziehungen; Single-Haushalte von Menschen aller Altersgruppen und beider Geschlechter; Haushalte unverheirateter und verheirateter Paare; Schwulen- und Lesbenlebensgemeinschaften und -ehen, die sich öffentlich dazu bekennen.
- Die klassische zweigenerationale Kernfamilie mit verheirateten Eltern spielt allen Unkenrufen zum Trotz immer noch die erste Geige in diesem Konzert. 85 % der Bevölkerung lebt in einem erweiterten multilokalen Familienverbund. Das stärkt die Hypothese, dass die reale Familienbezogenheit viel stärker ist, als es die medialen und politischen Katastrophenrufe vermuten lassen. In der Familienverbundenheit liegt eines der größten Solidaritätspotenziale der Gesellschaft. Dieses sollte durch Maßnahmen auf allen Ebenen der Politik gestärkt werden.

Die Wahl des Ehestatus scheint vor allem in den alten Bundesländern eng mit einem realisierten Kinderwunsch zusammenzuhängen. Davon abgesehen, dass die Ehe auch steuerliche Vorteile bietet, gilt sie bei den meisten Eltern immer

noch als ein relativ sicherer Kontext für das Familienleben. Allerdings scheint es schon aus Gründen der Finanzierbarkeit eines realistischen Familienlastenausgleichs notwendig, statt der Ehe nur noch die Familie steuerlich zu begünstigen.

- *Jede dritte Ehe wird geschieden*, zurzeit erhöht sich diese Quote nicht. *14 % aller Kinder aus Ehepaarbeziehungen erleben eine Trennung/Scheidung ihrer Eltern.* Dem korrespondiert, *dass 86 % aller Kinder bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen.* Die Zahl der „Scheidungswaisen“ ist also keine gesellschaftliche Katastrophe, aber doch bedenklich, vor allem wenn man an ihre Konflikterfahrungen denkt. Auch diese Zahl scheint zurzeit stabil zu sein. Das ist sicherlich eine gute Nachricht für die Erziehungsberatungsstellen, deren Anmeldequote zu einem immer größeren Teil aus Eltern und Kindern mit Trennungs- und Scheidungserfahrungen besteht.⁴ Ein Ausbau der Beratungs- und Therapiemöglichkeiten für Trennungs- und Scheidungsfamilien scheint in Anbetracht der hohen Scheidungsziffern notwendig.
- Die Zahl der allein lebenden Menschen nimmt zu. Bedeutsam ist hier, dass immer mehr gut verdienende Männer mittleren Alters in einem Single-Haushalt leben. Hier scheint eine Orientierung an dem Beruf und einer durch Kinder nicht beschwerten Freizeit vorzuliegen.
- Frauen leisten signifikant mehr familienbezogene unbezahlte Arbeit als Männer. Das korrespondiert mit der Information, dass sich überwiegend Mütter in Teilzeitarbeitsverhältnissen befinden, während Familienstand, Zahl und Alter der Kinder auf den Beschäftigungsstatus der Männer keinerlei Einfluss haben. Männer sind – wenn sie in einem Arbeitsverhältnis stehen – überwiegend ganztags berufstätig. Die Mütter haben in der Familie mittels einer Teilzeitbeschäftigung den Status der „Zuverdienerin“. Trotz einer kulturellen Veränderung der Männer-, Frauen-, Mütter- und Väterrollen sind immer noch überwiegend die Frauen für Haushalt und Kinder zuständig, den

Männern verbleibt die Rolle der Einkommenssicherung und die Feierabendbeziehung mit den Kindern. Interessant ist die Frage, ob bei einer signifikant höheren Zahl von Ganztagsbetreuungsmöglichkeiten für Kleinkinder und Kinder ab drei Jahren die Zahl der teilzeit- und vollzeitbeschäftigten Mütter ebenfalls signifikant steigen würde. Es könnte durchaus sein, dass die Mehrzahl der westdeutschen Mütter mit kleinen Kindern auch dann kein Vollzeitarbeitsverhältnis anstreben würde.

Hier bieten sich drei Hypothesen an:

- Sie und ihre Männer assoziieren mit der Mutterrolle immer noch die primäre Betreuungsfunktion für die Kinder.
- Die meisten Mütter streben kein Vollzeitarbeitsverhältnis an, weil die Väter nicht bereit sind, eine Teilzeiterwerbsstelle mit einer Teilzeitbetreuung der Kinder zu verbinden.
- Da ein Mann im Durchschnitt ein höheres Erwerbseinkommen erzielt als eine Frau, ist sein Beitrag zum Familieneinkommen signifikant höher. Der Einkommensrückgang des Mannes durch eine Teilzeitbeschäftigung kann in den meisten Fällen nicht durch eine Teilzeitarbeit der Frau kompensiert werden. Das Haushaltseinkommen würde dann absolut sinken, und zwar in vielen Fällen erheblich.

Trotz dieser Interpretationsmöglichkeit hinsichtlich der vorliegenden Daten scheint es aus Gründen der Geschlechtergleichberechtigung, der Arbeitsmarktpolitik, der Entwicklungschancen für Kinder aus sehr konfliktreichen Familien und der oft über die Grenzen ihrer Belastungsmöglichkeit hinaus geforderten allein erziehenden Mütter dringend geboten, die Ganztagsbetreuungsmöglichkeiten drastisch zu erhöhen. Das gilt mehr für die alten Bundesländer, weil im östlichen Teil Deutschlands die in der DDR gepflegte Tradition der Ganztagsbetreuung erhalten werden konnte. Die

„Bildungsabhängigkeit der Fertilität“ (Engstler 1999, S. 100) lässt sich auch in dieser Richtung interpretieren: Wenn gut ausgebildete Frauen eine Chance hätten, Beruf und Familie durch eine qualifizierte außerfamiliäre Betreuung der Kinder zu verbinden, würde vielleicht die Zahl der kinderlosen Frauen in dieser Gruppe kleiner werden.

- Das verfügbare Haushaltseinkommen nimmt mit der Zahl der Kinder ab. Es scheint so zu sein, dass sich nur noch ganz arme Familien mittels der Sozialhilfe und sehr wohlhabende Familien durch ihr eigenes Einkommen mehr als zwei Kinder leisten können. Die Geburtenrate hat seit den Sechzigerjahren drastisch abgenommen und liegt zurzeit bei 1,63 Kindern pro Frau. Neben der in einer individualisierenden Gesellschaft nicht mehr notwendigerweise mit Kindern verknüpften Selbstverwirklichungsidee von Frauen, Männern und Paaren könnte auch dieser finanzielle Aspekt bei der Entscheidung für oder gegen Kinder bzw. für wenige oder viele Kinder wichtig sein. Hier ist ein an den realen Kosten der Kinder orientierter Familienlastenausgleich gefragt.
- Die niedrige Geburtenrate ist das rationalste Argument für Deutschland als Einwanderungsland. Ohne den Zuzug ausländischer Familien, die in der ersten Einwanderungsgeneration noch eine deutlich höhere Kinderzahl aufweisen als deutsche Familien, droht die BRD zu vergreisen. Das hätte auch dramatische Folgen für die Wirtschaftslage und die finanzielle Ausstattung der sozialen Sicherungssysteme (Rente, Arbeitslosenversicherung, Kranken- und Pflegeversicherung).
- Etwa 5 % der Kinder und Jugendlichen sind in stationären Einrichtungen der Jugendhilfe und in Pflegefamilien untergebracht. Dass es nicht mehr sind, hängt sicherlich mit den differenzierten und qualifizierten Formen der Jugendhilfe zusammen. Seit der Einführung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes (KJHG) in den Jahren 1990 (neue

Bundesländer) und 1991 (alte Bundesländer) sind sie flächendeckend zum Standard der Jugendhilfe geworden. Hier ist Qualität wichtig, und diese sollte nicht aus Kostengründen unterlaufen werden. Das könnte im Endeffekt teurer werden.

Unsere Gesellschaft bietet der Familie eine Vielzahl formeller Hilfen an, um sie in der Ausgestaltung ihrer Aufgaben zu unterstützen. Kindergarten, Schule, alle im Kinder- und Jugendhilfegesetz zusammengefassten Angebote der Jugendhilfe, das baden-württembergische Mutter-Kind-Modell (Eggen u. Vogel 1994) und die Sozialhilfe als letztes im BSHG verankertes soziales Netz sind hier zu nennen. Sie sollen primär familienunterstützend arbeiten, Mängel kompensieren und zugleich bei der Entwicklung innerfamiliärer Ressourcen für die Sozialisation behilflich sein.⁵

4.1.3 Sozialisation und Enkulturation aus der Sicht der Familiendynamik

Unter familiendynamischer Perspektive lässt sich die Familie als eine „Schicksalsgemeinschaft“ bezeichnen. In ihr bilden sich durch Nähe, Kontinuität, Langzeitperspektive des familiären Zusammenlebens und Traditionsbildung intensive *sichtbare und unsichtbare Loyalitäten* (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981) innerhalb und zwischen den Generationen heraus. Mangelt es an diesen Loyalitätsbindungen, werden die *zentrifugalen* Kräfte des Systems übermächtig, im gegenteiligen Fall die *zentripetalen* Kräfte. In deren dialektischem Zusammenspiel gewinnt jede Familie ihre ganz eigene *Systemkohäsion*. Die Fixierung auf eine der beiden Extrempositionen des Spektrums gefährdet die ihr gesellschaftlich zugewiesene Sozialisationsfunktion. Sozial auffällige Kinder stammen zu einem erheblichen Teil aus Familien, in denen sich eine solche Fixierung chronifiziert hat (vgl. Stierlin 1975a). Eltern und Kinder extrem bindenender Familien haben große Schwierigkeiten, die in der individualisierenden Postmoderne immer stärker und früher geforderte *bezogene Separation* zu leisten. Eltern und Kinder in ausstoßenden bzw. verwahrlosenden Systemen stehen hingegen in der Gefahr, zu wenig Bindung und damit einen Mangel an Beziehungsfähigkeit herauszubilden. Dies hat für die Seite der Kinder die mit familiendynamischen Perspektiven verknüpfbare Bindungstheorie herausgestellt (Spangler u. Zimmermann 1999; Brisch 2000). Gelungene Sozialisation wird wahrscheinlicher jenseits dieser Extreme. Sie ist auch an die *Koevolution* von Eltern und Kindern gebunden. Sowohl *Bindung* als auch *Ausstoßung*, *zentripetale* wie *zentrifugale* Impulse (Stierlin 1975a) werden von beiden Seiten ins Spiel gebracht. Es gibt aus systemischer Sicht keine bindenden Väter/Mütter und gebundene Kinder, sondern bindende Familienstrukturen, *welche durch die Beziehungshandlungen aller beteiligten Familienmitglieder gestützt werden*. Das Gleiche gilt auch für die ausstoßenden Systeme. Allerdings steht am Anfang dieser Entwicklung die „Anpassung an die Realität der stärkeren

Persönlichkeit“ (Stierlin 1975d, S. 50 ff.), also derjenigen, die aufgrund ihres Status über die größere Definitionsmacht im System verfügen. Das sind meistens, aber nicht immer die Eltern. Wir kennen aus Familienanamnesen Beispiele, dass mit einem starken Temperament begabte Kinder ihre Eltern zu einer deren psychische und körperliche Kräfte überfordernden Sorge einladen. Diese Überforderung setzt dann eventuell seitens der Eltern eine Dynamik der Ablehnung, der Ambivalenz oder der eigenen depressiven Unfähigkeitserklärung in Gang, die von den Kindern komplementär beantwortet wird. Sie begegnen dem wahrgenommenen Rückzug der Eltern mit einer umso stärkeren Einladung zum Engagement, die auch die Qualität von Symptomen erreichen kann, z. B. permanentes Schreien, psychosomatische Erkrankungen, Aggressionen, nächtliche Angstattacken oder psychotische Krisen.

Im Folgenden einige aus familiendynamischer Sicht wichtige Aspekte des Sozialisationssystems Familie:

- *Die uns heute beeinflussenden Familienbilder sind Ergebnis einer langen kulturellen Entwicklung.* Bis zum 19. Jahrhundert, in Bauern- und Handwerkerfamilien noch länger, war die Familie für alle sozialen Klassen eine Einrichtung zur Existenzsicherung. Sie war *das ganze Haus (oikos)*, in dem Eltern, eventuell Großeltern, Kinder, Gesinde, Tiere usw. unter einem Dach lebten, produzierten, reparierten, Handel betrieben oder – wie in Adelsfamilien – ihre territoriale Herrschaft sicherten (Ariès 1975). Auch die Kinder waren durch ihren Arbeitsbeitrag und ihre zukünftige Aufgabe, die alt gewordenen Eltern und möglicherweise unversorgt gebliebenen Familienmitglieder materiell abzusichern, ein Teil dieses vorwiegend instrumentell ausgerichteten Systems. Für die uns heute wichtige Intimität, emotionale Offenheit, Zärtlichkeit, gegenseitige Rücksichtnahme und Sensibilität war wenig Platz. Mit der auf Individualität und psychische Differenzierung angelegten bürgerlichen Kultur entstand auch ein neues Familienbild. Die Kinder erhielten für die Eltern einen eigenständigen

emotionalen Wert. Komplementär dazu wurde durch die Etablierung der *Institution Kindheit* der Anspruch von Kindern auf liebevolle Fürsorge anerkannt und gefördert (Ariès 1975). So entstand eine wechselseitige Identifikationsbeziehung zwischen Eltern und Kindern: Die Kinder wurden zu einem emotionalen Teil der Eltern und umgekehrt. Das macht die Grenzziehung zwischen ihnen schwierig. In der patriarchalisch strukturierten bürgerlichen Familie kam die Funktion der Distanzierung und Grenzziehung dem Gesetz und Ordnung repräsentierenden Vater zu. Hier hatte die „schwarze Pädagogik“ (Rutschky 1977) ihren Ort, das gewalttätige Gegenstück zum Idealbild der liebevollen Kleinfamilie. Mit dem Zerfall der auf den Vater als Ordnungsmacht zentrierten hierarchischen Organisation wird die Grenzziehung ein Thema für beide Elternteile. Heute gibt es nur noch wenige Rituale und selbstverständliche Regeln für diese Grenzziehung. Sie muss immer wieder neu zwischen Eltern und Kindern ausgehandelt werden. Gelingt dies nicht in einem auf „positiver Gegenseitigkeit“ gegründeten Dialog (Stierlin 1972), sind Konflikte und Störungen wahrscheinlich. Dass in vielen „Diagnosen“ für problematische Familiensysteme die Grenzen als „zu diffus“ oder „zu starr“ eingeschätzt werden, unterstreicht diesen sozialen und psychischen Wandel. In einer interaktiven Verschränkung mit der Entwicklung von *Kindheit* entstand auch das heute gültige Liebesparadigma als idealisierte Norm für die Paarbeziehung der Eltern. Diese war früher vor allem instrumentell ausgerichtet, und es bestand kaum die Möglichkeit einer Ehe der eigenen Wahl (Ariès 1975).

- *Soziale Systeme wie Familie oder Schule sind gesellschaftliche Institutionen, die Kontinuität und Veränderung der Gesellschaft gewährleisten sollen.*

Die Familie soll die dazu nötige Vergesellschaftung der nächsten Generation sichern. Neben einem am Kindeswohl orientierten Erziehungskontext soll sie den Erwachsenen eine

regenerierende, sozialräumlich abgegrenzte Nische anbieten, in der durch nahe Beziehungen ein Gegengewicht zu Rationalität, Rastlosigkeit und Leistungsanforderung der beruflichen bzw. öffentlichen Umwelt geschaffen wird. Dazu gehört auch die Idee einer exklusiven psychosozialen und sexuellen Intimität der Eltern. Dass diese Idee von Anfang an in der Realität durchbrochen wurde, hat der Popularität dieses Ideals in keiner Weise geschadet. Treue in der Beziehung ist immer noch eine wichtige Norm. Wird sie grundsätzlich oder über einen längeren Zeitraum hinweg infrage gestellt, erfolgt meistens die Trennung.

Was sich in der Postmoderne geändert hat, ist nicht der Bestand der Treuenorm, sondern ihre staatlich und kirchlich erzwungene Realisierung in der Institution einer lebenslangen Ehe. Heute hat weder die offizielle Forderung nach einer *lebenslangen* Ehe noch nach einer lebenslangen *Ehe* einen für alle Menschen verbindlichen Charakter. Nichteheleiche Beziehungen sind kulturell akzeptiert, genauso wie die durch Trennung und Scheidung interpunktierte Aufeinanderfolge mehrerer Partnerschaften. Es lässt sich sogar ein kultureller Paradigmenwechsel feststellen: Lebensziel ist nicht mehr ein prinzipieller Erhalt der Institution Ehe, sondern des Liebesgefühls in der Ehe. Als dessen Folge zeichnet sich „die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe“ ab (Schenk 1987).

Die mit dem Liebesideal für die Beziehung zwischen den Eltern sowie den Eltern und Kindern verbundenen Ansprüche führen nicht selten zu einer Idealisierung der Familiennische und der individuellen Ansprüche auf Harmonie, Frieden und Glück. Sie sind im Alltag nicht einlösbar und bleiben nur wenigen Augenblicken des Beziehungslebens vorbehalten. Vor solchen Idealen verblasst dann die Erkenntnis, dass allein schon die Bewältigung des Erziehungsalltags mit kleineren Kindern in Kombination mit Sicherung des familiären Lebensunterhalt eine enorme Leistung beider Elternteile darstellt.

- *Die familiäre Konstellation von Intimität, Kontinuität, Langzeitperspektive und Traditionsbildung birgt ganz besondere Chancen und Risiken in sich.* Emotionale Nähe fördert Liebe, aber auch Gewalt; tägliche Gemeinsamkeit fördert Vertrauen, aber auch Ausbeutbarkeit; körperliche Intimität fördert die positive Erfahrung des eigenen Körpers, macht aber auch schutzlos; Loyalitätsbindungen markieren die Familie als sichere Heimat, aber sie engen auch ein und verhindern Widerstand gegen Übergriffe anderer Familienmitglieder. Für die Misshandlung und Vernachlässigung von Kindern ist das in dem System Familie angelegte Machtgefälle zwischen Eltern und Kindern ein wesentlicher Faktor. Vor diesem Hintergrund ist es nicht verwunderlich, dass über 80 % aller sexuellen Gewalttaten an Kindern und Jugendlichen im Familien- und engeren Bekanntenkreis stattfinden. Diese Doppelstruktur der Familie verweist auch auf die besonderen Beziehungsanforderungen, die das Familiensystem an alle Mitglieder stellt. Sie macht auch verständlich, dass so viele Beziehungen an dem Balanceakt zwischen Nähe und Distanz, Liebe und Kontrolle, Sexualität und Erotik, Rationalität und Emotionalität, Abhängigkeit und Unabhängigkeit scheitern. Ob er gelingt, hängt von einem Wechselspiel zwischen familieninternen Ressourcen, situativen und kontextuellen Bedingungen ab: Familien sind zu unterschiedlichen Zeiten bei unterschiedlichen Umwelanforderungen auch unterschiedlich gefährdet, die Balance zu verlieren.
- *Die Familienmitglieder erhalten und verändern ihr System in sozialen Räumen; werden sie aufgegeben, z. B. durch Trennung oder Umzug, kann das zur Destabilisierung des Systems beitragen* (vgl. Gerber 1980).

Wir unterscheiden familiäre Binnenräume und erweiterte soziale Räume.

- Familiäre Binnenräume: z. B. die Wohnung als Darstellung der familiären Grenze zur äußeren Umwelt, die zugleich

durch Türen, Fenster, Briefkasten, TV und Internet in beide Richtungen durchlässig ist; die Wohnküche als Ort des die familiäre Verbundenheit darstellenden Familienrituals *gemeinsame Mahlzeiten*; das Elternschlafzimmer als von dem Kindersubsystem abgegrenzter Bereich der elterlichen Intimität.

- Erweiterte soziale Räume: z. B. der gemeinsame Weg von Mutter, Vater und Kind von der Wohnung in den Kindergarten, der eine für die psychosoziale Entwicklung des Kindes und seiner Familie wichtige Erweiterung der Familie darstellt; ein samstägliches Einkaufsbummel in der Fußgängerzone oder ein Kinobesuch, der sie an den ökonomischen und kulturellen Konsumangeboten ihres Gemeinwesens teilhaben lässt; der Gang zu einer Beratungsstelle, um eine familiäre Krise mit Unterstützung der öffentlichen Jugendhilfe zu bewältigen.

Beide Formen sozialer Räume sind von großer Bedeutung für die Abgrenzung des Familiensystems von den sozialen Umwelten und seine gleichzeitige Integration in diese. Die Abgrenzungsfunktion ermöglicht die Bildung einer eigenen Familienidentität als Kontext der Bildung personaler Identitäten ihrer Mitglieder. Die Integrationsfunktion ermöglicht den Austausch mit den Umwelten und damit die psychosoziale Entwicklung der Familie und ihrer Mitglieder.

- *In einem durch kontinuierliche Nähe und Kontakt charakterisierten System wie der Familie sind Grenzen und ihre Einhaltung von ganz besonderer Bedeutung.* Minuchin hat drei Typen von Grenzen herausgearbeitet – diffus, starr, durchlässig (Minuchin 1977).

Durchlässige Grenzen garantieren einen kontrollierbaren Informationsfluss; beide Seiten haben die Möglichkeit, bestimmte Informationen zurückzuhalten und andere in den

Austauschprozess einzubringen. *Diffuse Grenzen* hingegen halten fast keine Informationen zurück, *starre* übermäßig viele. Besonders die Durchlässigkeit intergenerationaler Grenzen ist wichtig. Das verhindert die „Parentifizierung der Kinder“ (Boszormenyi-Nagy 1975) und sexuelle Übergriffe eines Elternteiles (vgl. Trepper u. Barrett 1991; Wegner 1997) gegenüber den Kindern.

Innere Grenzen definieren die familiären Subsysteme als eigene funktionsfähige Einheiten, die durch ihre Kooperation die Funktionsfähigkeit der gesamten Familie sichern. Kinder können z. B. ihre Geheimnisse vor den Eltern schützen, was ein wichtiger Beitrag zur *bezogenen Individuation* sein kann; andererseits können sie ihnen von Schwierigkeiten in der ersten Liebe erzählen und sich dadurch ein wenig Trost und Rückendeckung verschaffen. Die Eltern können andererseits den Kindern viel von ihren eigenen Eltern erzählen, ihre sexuelle Beziehung aber als einen den Kindern verschlossenen Bereich definieren.

Die Familie genießt in unserem Kultur- und Rechtssystem eine Vorrangstellung gegenüber anderen sozialen Systemen. Diese drückt sich u. a. dadurch aus, dass ihre Grenzen als besonders schutzwürdig gelten. Das „Elternrecht“ ist eine Folge dieser herausgehobenen Position, ebenso die Idee, dass innerfamiliäre Beziehungen kein öffentliches Thema sind. Diese gesellschaftliche Norm sichert den Familienmitgliedern einen Schutzraum; sie behindert aber auch den Schutz von Familienmitgliedern vor innerfamiliärer Gewalt durch die soziale Umwelt.

- *Familien sind Traditionssysteme.* Forschungen zur Mehrgenerationenperspektive (Sperling et al. 1982) haben deutlich gemacht, wie familiäre Werte, Normen, Rollenbilder, Regeln, Beziehungsmuster und Problemlösungsstrategien interaktiv von Generation zu Generation weitergegeben werden. Jede neue Generation hat die Aufgabe, sich mit diesen

Botschaften auseinander zu setzen und sie bei der Gründung einer eigenen Familie an die neue Konstellation anzupassen. Dabei müssen sich widersprechende Beziehungsbilder aus beiden Herkunftsfamilien miteinander in Einklang gebracht werden, alte Loyalitäten trotz neuer Loyalitätsbindungen erhalten bleiben und ein neues Beziehungsgeflecht geschaffen werden, das die Herkunftsfamilien achtet, aber auch Entwicklungen über sie hinaus zulässt (siehe Reich 1991).

Die Idee einer die Generationen verbindenden und bindenden Kette der Traditions- und Verantwortungsübermittlung ist Teil der jüdisch-christlichen Kultur. In 2. Moses 34, 7 lesen wir:

„Der da bewahret Gnade in tausend Glieder und vergibt Missetat, Übertretung und Sünde, und vor welchem niemand unschuldig ist; der die Missetat der Väter heimsucht auf Kinder und Kindeskinde bis ins dritte und vierte Glied.“

Wir, die Kinder der Aufklärung, haben dem biblischen Gott seine Macht abgesprochen und uns selbst zum verantwortlichen Zentrum unseres Schicksals erklärt. Aus dem Schicksal wurde der selbst gewählte Lebensentwurf des Menschen der individualisierenden (Post-)Moderne. Das macht es uns schwer, mehrgenerationale Zusammenhänge und unsere Einbettung in größere soziale Systeme zu akzeptieren. Durch Sozialisation und Enkulturation sind wir mit den Handlungen und Erfahrungen früherer Generationen verbunden. Andererseits sind wir über die Ausübung der dabei gelernten Rollen *Teilnehmerinnen* und *Teilgeberinnen* in den aktuellen sozialen Systemen und dadurch mit den Mitspielerinnen – auch ohne direkten Kontakt – verbunden. Durch diese Einbindung in Kontexte, die jenseits der gerade wahrnehmbaren und benennbaren aktuellen Ereignisse und Handlungssituationen liegen, entsteht eine persönliche Verantwortung für Handlungsschleifen, von denen einzelne Teile auch ohne unser direktes Zutun entstanden sind.

Für die soziologische Theorie der Generationen sind Mannheims Begriffe „Generationslagerung“, „Generationszusammenhang“ und

„Generationseinheit“ von Bedeutung (hierzu Rosenthal in Mansel et al. 1997).

- *„Generationslagerung“*: Hier handelt es sich um die rein zeitliche Zuordnung von Altersgruppen – in der Demographie als Kohorten bezeichnet – zu bestimmten historischen Konstellationen. Die z. B. zwischen 1890 und 1905 Deutschland geborenen Menschen finden ihren historischen Ort qua Geburtszeitraum in der Endphase des von Wilhelm II. repräsentierten „Zweiten Kaiserreiches“, dessen Untergang und den krisenhaften Übergängen in die Weimarer Republik.
- *„Generationszusammenhang“*: Die *„Generationslagerung“* bezeichnet den Raum der Möglichkeiten, innerhalb dessen sich der *„Generationszusammenhang“* bilden kann. Er entsteht durch die Teilhabe von Menschen einer bestimmten Altergruppe an Gemeinsamkeit stiftenden gesellschaftlichen Themen, Ereignissen und Interpretationsmustern. Diese Teilhabe ist für die Menschen bewusst, d. h. als solche benennbar. Für die schon genannte Generation sind das Themen/Ereignisse wie der *„an der Heimatfront“* erlebte Weltkrieg, der Versailler Vertrag, die Ausrufung der Republik, die Inflation.
- *„Generationseinheit“*: In ihr finden sich Gruppen des gleichen Generationszusammenhanges wieder, die hinsichtlich der gleichen Themen und Ereignisse spezifische Interpretationsmuster entwickeln. In dem uns als Beispiel dienenden Generationszusammenhang finden wir etwa Angehörige der (damals noch existierenden) Arbeiterklasse, mittel- und ostdeutsche Großgrundbesitzer, streng katholische Münsterländer und voll assimilierte jüdische Intellektuelle, die sich als Gruppe jeweils unterschiedlich mit den oben genannten Ereignissen auseinander setzten.

Die entscheidende Grundlage für die Zugehörigkeitsbestimmung der Menschen bezüglich ihres Generationszusammenhangs sind Mannheim zufolge ihre je eigenen Erfahrungen. Erfahrung heißt,

Informationen im interaktiven Wechselspiel sozialer Situationen, an denen man selbst beteiligt ist, zu gewinnen. Das meint mehr als die bloße Rezeption von Daten. Vielmehr geht es um die psychische Umgestaltung wahrgenommener Informationen zu einer das persönliche Leben kommentierenden, bestätigenden und entwickelnden Botschaft, die wiederum auf ihren Absender zurückwirkt. Darauf verweist Rosenthal mit ihrem das mannheimsche Konzept erweiternden Begriff des „interaktionellen Generationskonzeptes“.⁶

Die familiäre Konstruktion des interaktiven Wechselspieles zwischen den Generationen geschieht u. a. durch erzählte und gehörte, gehörte und weitererzählte Geschichten. In ihnen werden Botschaften über Menschen und Situationen weitergegeben. Die Menschen können als Vorbilder oder zu vermeidende Negativbeispiele dargestellt werden, z.B. „Großvater war ein Taugenichts und hat seiner Familie und damit auch eurem Vater das Leben schwer gemacht“. Durch die Darstellung ihres Beziehungshandelns lässt sich auf kulturell akzeptiertes oder inakzeptables Verhalten hinweisen, z. B. durch die Schilderung seiner Folgen.

4.2 Der Lebenszyklus von Paaren und Familien

4.2.1 Grundannahmen des Lebenszyklusmodells

Mit dem Konzept des familiären Lebenszyklus lässt sich für die Geschichte eines Paar- und Familiensystems von seiner Konstitution bis zu dessen formalem Ende ein gemeinsamer Rahmen konstruieren. Das Lebenszyklusmodell ist ein Phasenmodell. Als Phasenmodell gibt es eine bestimmte Sicht der Wirklichkeit wider – nicht diese selbst; als Phasenmodell unterteilt es einen lang dauernden, manchmal lebenslangen Prozess in aufeinander folgende Abschnitte. Sein Wert erweist sich vor allem in der praktischen Hypothesenbildung bei der Arbeit mit Familien und Paaren. Das Lebenszyklusmodell basiert auf einigen wichtigen Annahmen.

- *Die Zeit und damit Veränderung bzw. Entwicklung wird als grundlegende Perspektive eingeführt.* Mit ihrer Hilfe können die zentralen Lebensereignisse einer Familie (*familiäre life events* – siehe Germain u. Gitterman 1983) in einer Struktur der Diachronie wahrgenommen, systematisiert und beschrieben werden.
- Das Modell geht zunächst vom „Normalfall“ einer *heterosexuellen Paar- und Familienbeziehung und ihrem Ideal einer lebenslangen kontinuierlichen Dauer* aus. Dieses Modell lässt sich unter dem Gesichtspunkt der Variierung von Lebens- und Familienformen in der individualisierenden Postmoderne weiter differenzieren.
- Das Modell orientiert sich *am Leitwert des psychosozialen Wachstums von Familien und Paaren*. Nur unter dieser Voraussetzung ergibt die Idee des Durchlaufens aller Phasen einen Sinn. Paar- und Familiensysteme können sich auch in einer bestimmten Phase fixieren und damit auf eine qualitative Weiterentwicklung ihres Systems verzichten. Allerdings sind dann chronifizierte Konflikte zu erwarten, die zumindest für einige Mitglieder des Systems mit psychosozialen Belastungen einhergehen. Entwicklung findet als *Koevolution* aller systemischen Elemente unter drei Leitlinien statt: Ausweitung (quantitatives Wachstum), innere Differenzierung und

Integration (zunehmende Vernetzung als qualitatives Wachstum). Der rote Faden, der sich durch alle Phasen hindurchzieht, heißt: *Systemerhalt durch Veränderung und Wachstum*.

- *Phasen interpunktieren den systemischen Wachstumsprozess des Paares bzw. der Familie.*
 - *Jede Phase hebt die vorhergehende in sich auf.* Im Prozess der Zeit geht nichts verloren, sondern wird über eine stufenförmige Evolution in neue Zusammenhänge integriert und erhält eine neue Gestalt. Die alte Gestalt bleibt als rekonstruierbare, sich in der Rekonstruktion auch verändernde Erinnerung mittels Bildern, Geschichten, verdichtenden Leitsätzen und Metaphern erhalten.
 - *Sinn und Funktion* jeder Phase und der darin stattfindenden Ereignisse können nur durch den Unterschied zu den anderen Phasen benannt werden.
 - In jeder Phase werden *Ressourcen* geschaffen bzw. (neu) entdeckt, die zur Bewältigung der gegenwärtigen Phase notwendig sind und zugleich die Voraussetzung für die Bewältigung der darauf folgenden Phase darstellen.
 - *Phasenspezifische Themen und Entwicklungsaufgaben:* Jede Phase ist durch spezifische, alle Systemmitglieder umgreifende Themen, Entwicklungsaufgaben und die sich daraus ergebenden Chancen und Risiken für die Weiterentwicklung gekennzeichnet (Hofer et al. 1992). Diese Aufgaben gibt es auch in anderen Phasen, hier aber stehen sie im Vordergrund, in anderen Phasen dagegen im Hintergrund.
 - Die Transformation des Systems von einer Phase in die nächste gestaltet sich als *Übergangskrise*. Capra hat betont (Capra 1983), dass das chinesische Wort für Krise aus den Schriftzeichen für Chance und Gefahr zusammengesetzt ist. Krise lässt sich in diesem Sinne als die Kombination beider

Perspektiven verstehen: Sie eröffnet eine Chance der Weiterentwicklung unter dem Risiko des Scheiterns.

- Die in dieser Übergangskrise entstehenden Konflikte/Störungen/Blockierungen werden nicht psychopathologisch als Symptome verstanden, sondern als das systemische Wachstum fördernde *Ressourcen*.
- *Krisen entstehen durch Beziehungskonflikte, die in der Evolution des Systems begründet sind, und kritische Lebensereignisse.* Das Nachlassen der Neugierde auf inzwischen bekannte Seiten des Partners/der Partnerin führt wechselseitig zu Distanzierungen, die man herstellt und an denen man leidet. Sie können durch das Interesse an neu zu gestaltenden Facetten des anderen kompensiert bzw. aufgelöst werden – dann wäre eine Krise gemeistert.
Krisen entstehen auch durch vorhersehbare (Schwangerschaft/Geburt, Umzug, Verlassen des Elternhauses, Ruhestand) und unvorhersehbare Lebensereignisse (Tod, schwere Krankheit, Unfall, Arbeitslosigkeit oder finanziellen Ruin).
- Besonders prägnante Lebensereignisse haben innerhalb des Lebenszyklusmodells einen besonderen Stellenwert. Sie markieren die *Übergänge zwischen den einzelnen Phasen*.
- Wird eine Krise nicht bewältigt, sind folgende Konsequenzen für das System zu erwarten:
 - * Es zerbricht, und die bisherigen Interaktionspartnerinnen werden mit der Aufgabe konfrontiert, sich in ihren Beziehungen neu zu orientieren.
 - * Es wird in seiner Entwicklung blockiert und versucht, sich einzufrieren, d. h., alle auf Veränderung gerichteten Informationen zu ignorieren und so weiterzumachen wie bisher („Lösung 1. Ordnung“ – Watzlawick et al. 1974).
 - * Es versucht, sich auf einem früheren Niveau mit den damals benutzten Lösungsstrategien und definierten

Zielen zu stabilisieren (die Psychoanalyse spricht in diesem Zusammenhang von „Regression“ – Balint 1972).

Die beiden letzten Möglichkeiten machen aus einer situativen Krise eine chronifizierte strukturelle Krise mit ernststen Folgeproblemen.

- Das Modell des *Paar- und Familienlebenszyklus* hat seine Entsprechung im Modell des *persönlichen Lebenszyklus*, das von Erik H. Erikson entwickelt wurde (Erikson 1973). Beide Modelle lassen sich zusammen denken, da sich das systemische Wachstum nur in Interaktion mit dem persönlichen Wachstum der einzelnen Mitglieder des Systems vollziehen kann (vgl. Satir 1989).
- Die Dynamik der Beziehungen wird in allen Phasen durch die unter [2.4.3.2.3.2](#) beschriebenen Dimensionen organisiert. Bestimmte Strukturen entfalten in einzelnen Phasen eine besondere Kraft, andere treten in den Hintergrund. Zum Beispiel prägt „Nähe vs. Distanz“ die Phasen 1 und 4, „Abhängigkeit vs. Unabhängigkeit“ finden wir besonders in Phase 2, „zentripetale vs. zentrifugale Systemkräfte“ gewinnt in Phase 4 gestaltende Macht, „Loyalität“ ist besonders für die Gestaltung der letzten drei Phasen von besonderer Bedeutung. „Konflikt vs. Harmonie“ durchzieht hingegen alle fünf Phasen als grundlegende Dimension.
- Das Phasenmodell hat seine theoretische Schwäche dort, wo es einen folgerichtigen und systematischen Ablauf von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft und die Aufeinanderfolge von jeweils abgeschlossenen Phasen suggeriert. In der Realität von Beziehungsprozessen dagegen gehen Phasen ineinander über, vermischen sich, werden übersprungen oder auch nicht zum Abschluss gebracht. Eine Beobachtung ohne die theoretische Vorentscheidung für das nachfolgend beschriebene Modell wird zu anderen Ergebnissen kommen. Meines Erachtens ist es jedoch hilfreich, weil es die

Reduktion komplexer Beziehungswirklichkeiten unter der Zeit- und Entwicklungsperspektive ermöglicht, die gewonnenen Informationen in eine sinnvolle Ordnung bringt und deshalb die interventionsbezogene Hypothesenbildung erleichtert.

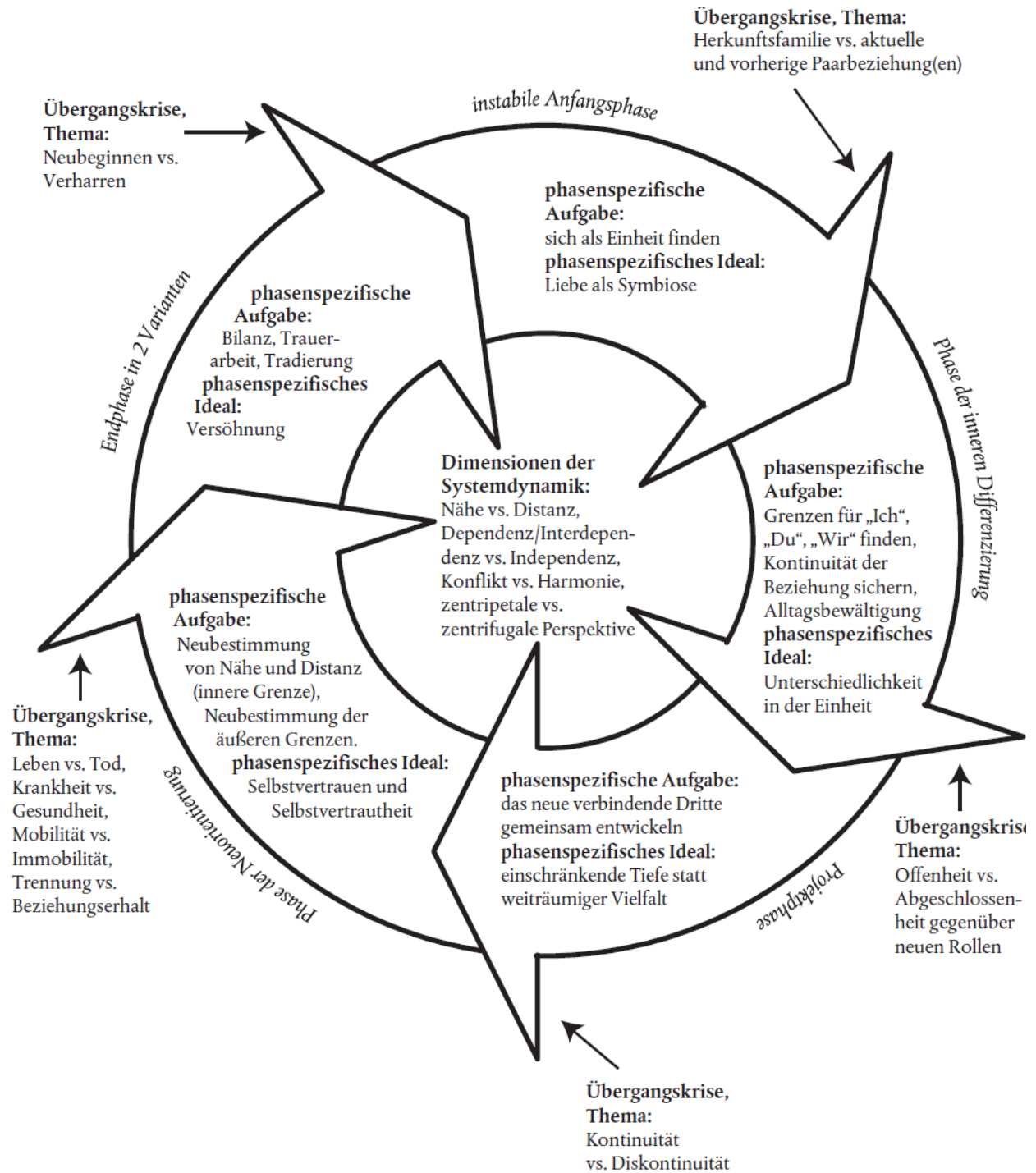


Abb. 20: Der Lebenszyklus von Paaren und Familien

4.2.2 Die einzelnen Phasen

Die gesamte Zeitspanne des Zusammenlebens von Paaren und Familien lässt sich in fünf Phasen unterteilen: instabile Anfangsphase, Phase der inneren Differenzierung, Projektphase bzw. bei Familien die Phase der Kindererziehung, Neuorientierungsphase der mittleren Jahre und End- bzw. Trennungsphase.

4.2.2.1 Die instabile Anfangsphase

Nehmen wir auch hier den Normalfall: die beginnende intime Beziehung zwischen einer Frau und einem Mann. Damit ist keine Wertung verbunden; die gleiche Beschreibung kann für zwei Männer oder für zwei Frauen gelten.

Es treffen sich zwei Menschen und finden Gefallen aneinander. Die für diese Phase spezifische *Beziehungsaufgabe* besteht in dem wechselseitigen Austesten der Beziehungsmöglichkeiten und der Einigung auf eine Beziehungsdefinition, die den Einstieg in eine längerfristig zu gestaltende Dyade ermöglicht. Dadurch wird auch eine erste Beziehungsidentität gefunden.

Die Eckpunkte dieser Beziehungsdefinition lassen sich als Fragen formulieren:

- „Wie stehen wir zueinander?“
- „Wer bist du, wer bin ich?“
- „Was möchten/wünschen/erwarten wir voneinander, was nicht?“
- „Wovor habe ich Angst, wovor du?“
- „An welchem Punkt wünsche ich mir etwas anderes, als du mir im Augenblick anbietest?“

Durch die Beziehungsdefinition wird eine erste Kontinuität in der Beziehung ermöglicht; das stiftet Vertrauen und Sicherheit.

Das *Sinn gebende Ideal* dieser ersten Phase ist das der alles umfassenden, unbedingten Liebe: eins sein ohne Wenn und Aber, grenzenlos, ohne Beschränkung in Raum und Zeit; Suche nach dem ganzen Glück, dessen schon kurze Erfüllung lange Wegstrecken der Sehnsucht und der Verzweiflung aushalten lässt. Die diesem Ideal zugehörige subjektive Erfahrung hat Freud im Anschluss an Romain Rolland als „ozeanisches Gefühl“ bezeichnet (Freud 1972 a, S. 422). Wenn wir uns dieser Metapher assoziativ überlassen, so spüren wir selbst die unendliche Endlichkeit des Horizontes, wärmende Sonne und eisige Kälte, Wellen, Wind und Sturm, aber auch friedliche Weite, freundliche Wogen und den Ruhe versprechenden Hafen.

Dieses Liebesideal ist mit der Individualisierungsidee verknüpft. Shakespeare hat mit „Romeo und Julia“ diesem Zusammenspiel von individueller gegenseitiger Liebe und ihrer Verwirklichung jenseits aller gesellschaftlichen Moralcodices ein alle Generationen anrührendes Denkmal gesetzt. Seine Schwäche zeigt sich, wenn man die Liebesgeschichte von Romeo und Julia weiterfantasiert. Allein mit der Idee der allumfassenden Liebe hätten beide ihren gemeinsamen Alltag nicht bewältigt. Denn er stellt ganz einfache, aber harte Fragen: Wer kauft ein, wer putzt die Toilette, wer steht nachts auf, wenn die Kinder schreien, wer verdient unter welchen Bedingungen das Geld für den Lebensunterhalt? Um auf sie angemessen zu antworten, benötigt man noch andere Ressourcen, z. B. Konfliktfähigkeit, die im weiteren Prozess der Beziehung entdeckt bzw. gewonnen werden können.

Zwei Menschen finden sich; sozialpsychologisch gesprochen, geht es darum, dass sie für ihr neues dyadisches System eine gemeinsame Identität herstellen, erfahren und leben. Von der menschliche Ursehnsucht nach der „Einheit in der Zweierheit“ (*Symbiose*) lässt Platon in seinem *Symposion* den Komödiendichter Aristophanes berichten:

In grauer Vorzeit gab es neben dem männlichen und dem weiblichen ein drittes Menschengeschlecht; dieses war mit vier Armen, vier Beinen, zwei Köpfen und beiden primären Geschlechtsteilen ausgestattet und hatte eine Kugelgestalt. Der Mond war Mutter und Vater in einem. Weil diese Kugelgestalt alle Stärken der Einzelgeschlechter in sich vereinte und in ihrem Begehren, gottgleich zu sein, den Himmel zu erstürmen drohte, beschloss Zeus, sie in ihre zwei gleichen Teile zu zerschneiden. Und nun sehnen sich die zwei Hälften danach, wieder zusammenzukommen und eine erneute Einheit zu werden. „Von so langem her also ist die Liebe zueinander den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wiederherzustellen, und versucht aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen“ (Platon, *Symposion* 2.4.2, 1971, S. 103).

Das Leben unter diesem Ideal hilft, die phasenspezifische Aufgabe (Gestaltung der Dyade und einer ersten Beziehungsidentität) zu lösen. Dadurch werden auch *Ressourcen* gebildet, die für die Bewältigung der Übergangskrise und der weiteren Beziehungsphase von großer Wichtigkeit sind. Ich denke hier an die Bildung eines primären Gefühls von Bindung – Verbundenheit und Zuversicht in die Zukunft, wovon in kritischen Situationen eine Motivationskraft für ihre Bewältigung ausgehen kann. Nun kommt es in diesem gemeinsamen Prozess zu einem Punkt, an dem die bisher geltenden Regeln, Leitideen und Handlungsmöglichkeiten nicht mehr ausreichen, um die im Rahmen des gleichen Prozesses entwickelten persönlichen Wünsche, Ängste, Hoffnungen mit den entsprechenden Anforderungen des dyadischen Systems und seiner Kontexte auszubalancieren.

Dieser Punkt lässt sich als die erste *Übergangskrise* bezeichnen. Gemeint ist damit die konflikthafte Phase der Transformation einer Beziehung in eine neue Stufe ihrer Gestaltung am sich immer bewegendem Kreuzungspunkt von gelebter Vergangenheit (*Diachronie*) und den Möglichkeiten der Zukunft (*Multichronie*). Dieser nach dem heraklitischen Prinzip des „Alles fließt“⁷ zu beschreibende Kreuzungspunkt wird üblicherweise als Gegenwart (*Synchronie*) bezeichnet. Gelingt es, die Krise zu bewältigen, eröffnen sich der gemeinsamen Beziehungswirklichkeit neue Horizonte; verfangen sich die Beteiligten in destruktiven Verschlingungen, wird die Beziehung aufgelöst – ohne damit unbedingt beendet zu sein. Eine andere Möglichkeit besteht in der Einigung auf die Regel: „Jede Trennung, aber auch jede Konfliktlösung muss unter allen Umständen verhindert werden“; dann entsteht ein die Bewegung der Beziehung einfrierender „Clinch“ (Stierlin et al. 1977, S. 34 ff.).

Das Thema der Übergangskrise heißt: „Konfrontation von Vergangenheit und Zukunft“ in der Gestaltung der aktuellen Beziehungswirklichkeit(en). Mit den sich in ihrer Beziehung treffenden oder verfehlenden Menschen treffen oder verfehlen sich auch zwei Beziehungsmodelle. Sie wurden in den jeweiligen Kontexten der

primären Sozialisation (Herkunftsfamilie, Pflegefamilie, Stieffamilie, Heim usw.) und sekundären Sozialisation (Kindertagesstätte, Schule, Peers) gelernt.

Diese Beziehungsmodelle enthalten systemspezifische Bilder, Normen, Werte bezüglich:

- Alltagskommunikation (der tägliche Kontakt und die Bewältigung der Alltagsaufgaben) und nichtalltäglicher Situationen der Familienkommunikation (z. B. Familienfeste);
- Metakommunikation (Reflexion der Beziehung);
- Beziehungsmustern, Rollenverteilungen, Rollendefinitionen und Rollenbeziehungen (Geschlechtsrollen, Eltern- und Kinderrollen);
- Hierarchie-, Macht- und Verantwortungsverhältnissen;
- Stress-, Konflikt- und Lösungsverhalten in alltäglichen Beziehungssituationen (Tagesplanung, Auseinandersetzung mit den Leistungsanforderungen der Schule) und außergewöhnlichen Beziehungserfahrungen (Geburt und Tod, Trennung und Neubeginn);
- alltäglicher (z. B. gemeinsame Mahlzeiten) und nichtalltäglicher Rituale (z. B. Geburtstagsfeiern);
- Umgang mit Geheimnissen und Tabus;
- Sexualität und Intimität in Beziehungen.

Jeder beziehungssuchende und -gestaltende Mensch trägt mehr oder weniger schwer an einem „Rucksack“, dessen Inhalt aus diesen verschiedenen Aspekten des familiären Beziehungsmodells, also diversen „Einzelpaketen“, besteht. Diese können sehr leicht oder sehr schwer sein. In der ersten Übergangskrise werden sie aus dem „Rucksack geholt“ und auf ihre Vereinbarkeit mit der gegenwärtigen Beziehung geprüft. Die Frage heißt dann.: „Passt das, was ich in meiner Familie über Sexualität, über Machtverhältnisse, über die Beziehung von Frau und Mann gelernt habe, zu dem, was du gelernt hast?“

Gelingt es, diese Übergangskrise konstruktiv zu nutzen, werden Partner und Partnerin eine Synthese finden, die beiden Herkunftssystemen ihren Platz zubilligt und zugleich Raum für neue Beziehungswege jenseits der tradierten Pfade schafft. Gelingt es nicht, zerbricht die Beziehung schon an diesem Punkt.

4.2.2.2 Die Phase der inneren Differenzierung

Nach der bewältigten ersten Übergangskrise steht das Paar einer neuen *phasenspezifischen Entwicklungsaufgabe* gegenüber. Die Zeit der Symbiose mündet in den Prozess der Neubestimmung von *Ich und Du* im Beziehungsprozess.⁸ Partner und Partnerin beginnen, sich im Unterschied zur/zum jeweils anderen zu erleben und eigenen Bestrebungen auch unabhängig von der/vom anderen mehr Spielraum zu geben. Das Ich findet sich neu in der Abgrenzung vom Du. Diese Neuentdeckung der Subjektivität macht auch eine Neubestimmung der gemeinsamen Beziehung erforderlich. Gerade die nun zutage tretende Unterschiedlichkeit erfordert ein trotz aller „Auseinander-Setzungen“ gesichertes Vertrauen in die Kontinuität der Beziehung. Das entscheidende psychodynamische Stichwort heißt hier *Vertrauen*: Vertrauen in die persönliche Integrität der Partnerin, Vertrauen in die Sicherheit der Beziehung auch während längerer Zeiten der Trennung, Vertrauen in die Möglichkeit der Integration unterschiedlicher Wünsche und Perspektiven in die gemeinsame Lebenswelt. Kontinuität und das dafür notwendige Vertrauen lässt sich am besten durch die Herstellung eines gemeinsamen Beziehungsalltages gewinnen; deshalb ist es leicht nachvollziehbar, dass in dieser Phase die Frage einer gemeinsamen Wohnung ansteht. Durch sie gewinnt das Paar eine gemeinsame sozialräumliche und symbolische „Be-Hausung“.

Der gemeinsame Alltag erfordert eine Vielzahl von Absprachen, Planungen, Aushandlungen, in den sich die Partnerinnen immer mehr aufeinander beziehen und zugleich ihre Grenzen festlegen müssen. Auch die äußeren Grenzen, z. B. gegenüber den Herkunftsfamilien, müssen vor dem Hintergrund einer langfristigen Priorität der aktuellen Beziehung (neu) definiert werden. Die Wohnung ist eine Möglichkeit, äußere Grenzen des Paares deutlich zu machen. Die Definition der äußeren Grenzen kreist um die Frage, wie Partner und Partnerin ihre Beziehung im Unterschied zu anderen Beziehungen bewerten.

Das Beziehungsideal dieser Phase heißt *bezogene Individuation*: trotz deutlich werdender Unterschiedlichkeit sich als bewusst gewollte Beziehungseinheit zu finden und eine entsprechende, den Zusammenhalt sichernde Paaridentität auszubilden. Identität beinhaltet die Selbst- und Fremdzuschreibung von Merkmalen, die diese Beziehung gegenüber allen anderen Beziehungen unverwechselbar machen und ein „Wir-Gefühl“ erzeugen, welches das Gemeinsame gegenüber dem Trennenden betont.

Die zweite Phase ist durch eine zunehmende innere Differenzierung der Beziehung gekennzeichnet. Sie ist weniger spektakulär als die erste; in ihr steht der beginnende Beziehungsalltag im Vordergrund. Es muss ein gerechter Ausgleich hinsichtlich der unterschiedlichen Beiträge zum Erhalt und Wachstum der Beziehung gefunden werden. Dabei kann es um die scheinbar ganz banalen Themen der Alltagsbewältigung gehen: Wer wäscht ab, wer kocht, wer fährt das Auto; wird Kleidung gemeinsam gekauft, und wer sucht sie aus, wo soll welches Bild hängen usw.? Aber auch schwierigere Themen stehen auf der Tagesordnung: Wie viel Geld steuert jede(r) zum Haushaltsbudget bei, wie verbringt man gemeinsame Abende, wenn das prickelnde Gefühl der „Erstmaligkeit“ nachlässt, wie antwortet man auf bislang unbeachtete Verhaltensweisen der Partnerin?

Die Aufgaben der zweiten Phase lassen sich auch im Rahmen eines rollentheoretischen Konzeptes beschreiben. Es geht um die Ausbildung neuer formeller und informeller Rollen, die eine Zunahme an innerer Differenzierung und Komplexität des Paarsystems ermöglichen. Sie wurden z. T. schon in der eigenen Herkunftsfamilie oder anderen sozialisierenden Systemen gelernt und müssen nun für die neue Lebenslage „umgeschrieben“ werden. Andere – vor allem informelle – Rollen müssen neu erworben werden, z.B. im Rahmen der familiären Arbeitsteilung. Hier entstehen Fragen wie: „Wer ist für den Haushalt bzw. für welche Haushaltsbereiche zu welcher Zeit zuständig?“, „Wer übernimmt wann die Initiative für welche

gemeinsamen Freizeitaktivitäten?“, „Wer organisiert wann welche Außenkontakte an welchem Ort?“

In der individualisierenden Kultur erweitert sich der persönliche Gestaltungsspielraum für Rollen im Verhältnis zur Übernahme standardisierter Rollen. Das erfordert Flexibilität, Dialog- und Kompromissbereitschaft von Partner und Partnerin.

In dieser Erhöhung des Freiheitsgrades wurzelt die *Krise im Übergang zur dritten Phase*. Deren Thema heißt: Öffnung für neue Rollen auch jenseits der bisher vertrauten Muster und ihre Verknüpfung mit bisher erfolgreichen Rollenbildern. Können sich Partner und Partnerin auf einen fairen Ausgleich hinsichtlich der durch Berufsalltag, Haushalt, Weiterbildung, Erhalt des Bandes zu den Herkunftsfamilien entstehenden Belastungen einigen, indem sie die entsprechenden Aufgaben in das eigene Rollenhandeln integrieren? Können entsprechende Konflikte auch nach heftigen Auseinandersetzungen einvernehmlich gelöst werden?

Die *Ressourcen* hierfür wurden u. a. in der ersten Phase gebildet. In der Symbiose entstehen gegenseitige Zuneigung, Vertrauen in die Bereitschaft des anderen, sich für die Beziehung zu engagieren, und die Hoffnung auf eine gemeinsam gestaltete Zukunft. Das motiviert, auch kritische Situationen durchzustehen.

4.2.2.3 Die Projektphase

In dieser Phase entscheidet sich ein Paar, ob es durch Kinder in den Status einer Familie überwechseln oder die Paarebene weiterhin als Mittelpunkt seiner Beziehung definieren will. Beiden Optionen gemeinsam ist die *phasenspezifische Aufgabe*: etwas Drittes zu finden, über das die Beziehung ausgeweitet und zugleich neu zentriert wird. Dieses Dritte nenne ich ein Projekt. Es ist eine langfristig angelegte Erkundung neuer Gebiete auf der Beziehungslandkarte, ein Experiment mit den eigenen Beziehungsressourcen und Verhaltensspielräumen, ein Spiel mit dem Risiko des Scheiterns. Das Projekt ist zugleich eine Probe auf die langfristige Stabilität der Beziehung bei neuen Belastungen und zugleich die Eröffnung von Beziehungschancen jenseits der Dyade.

Dieses Dritte ist notwendig geworden, weil

- bestimmte Wünsche, Kompetenzen und Selbstzuschreibungen in der Dyade nicht genügend gefordert und gefördert werden;
- die gegenseitige Kenntnis voneinander zu einer Wiederholung bisheriger Verhaltensweisen, Gefühlen, Handlungen, Erfahrungen führt und Langeweile an die Stelle von Neugierde, Leidenschaft und Erstmaligkeit zu treten droht.

Im weiteren Verlauf verzweigt sich der Lebenszyklus von Paaren und Familien.

Die Projekte von Paaren, die kinderlos bleiben wollen bzw. müssen, können sich auf vielfältige Wege entfalten, z. B.:

- gemeinsame Fortbildung und Zusammenarbeit im Rahmen von *Jobsharing*;
- Übernahme eines gemeinsamen Betriebs oder einer gemeinsamen Praxis;
- gemeinsame Tätigkeit in politischen oder kulturellen Organisationen und Projekten;
- Ausbau gemeinsamer Hobbys.

Paare, die sich für ein Kind entscheiden, richten ihre gemeinsame Aufmerksamkeit in der Zeit vor und während der Schwangerschaft auf ein in die Welt eintretendes Lebewesen, das ihre Gemeinsamkeit und zugleich etwas Neues jenseits von ihnen symbolisiert. Die Paardynamik geht in eine Familiendynamik über. Dabei lassen sich einige spezifische Gesichtspunkte benennen:

- Die durch eine Verknüpfung der Familienbiografien mit der aktuellen Paarbeziehung fortentwickelte Familientradition erhält durch den Eintritt der nächsten Generation eine neue Qualität.
- Es entstehen Wünsche, Erwartungen, Hoffnungen im Zusammenhang mit dem Kind; Richter spricht in diesem Zusammenhang von den „Erwartungsphantasien“ der Eltern (Richter 1969).
- Ein Kind ermöglicht den in die Vater- bzw. Mutterrolle übergewechselten erwachsen gewordenen Kindern in besonderem Maße, durch ihr Engagement für die neue Generation ihren Eltern zurückzugeben, was sie diesbezüglich von ihnen erhalten haben. Die zu Großeltern geworden Eltern erleben sich nun als Glied einer Generationenkette, in der ein Teil von ihnen weitergegeben wird: Tradition wird mit Zukunft verknüpft.

Entscheidend ist für beide Varianten der Projektphase, dass Energie, Aufmerksamkeit, Interesse, das Zeitbudget von Partner und Partnerin im Hinblick auf eine gemeinsam gefundene und zu gestaltende Aufgabe verbunden werden. In diesem neuen Muster entstehen auch Regeln für die konkrete Alltagsgestaltung. Beziehungsdynamische Stichworte für diesen Prozess sind Loyalität, Arbeitsteilung, gegenseitige Unterstützung, Konfliktlösungskompetenz und Flexibilität in Bezug auf Rollen, Regeln und Beziehungsmuster.

Das den Paarprozess in dieser Phase leitende Ideal heißt: einschränkende Tiefe statt weiträumiger Vielfalt. Zufriedenheit und Glück stellen sich in diesem Kontext trotz Einschränkung der breiten Palette bisheriger Handlungsmöglichkeiten durch die Intensität der

Projekterfahrungen bzw. der Kommunikation mit dem sich entwickelnden Kind her.

Durch die Gestaltung und Realisierung der phasenspezifischen Aufgabe entwickelt das Paar *Ressourcen* für die weitere Evolution seiner Beziehung. Zum Beispiel entwickeln sich durch die ständigen Alltagsüberraschungen im Zusammenleben mit kleinen Kindern und den Erfordernissen für ihre psychische und physische Versorgung Kompetenzen wie Verlässlichkeit, Frustrationstoleranz und Konfliktbewältigungskompetenz. Denn ein Kind benötigt seitens der Eltern eine besondere Verantwortungsübernahme im Hinblick auf langfristige Verbindlichkeit und persönliches Engagement. Die Missachtung dieser Erfordernisse werden für das Kind, seine Eltern und die Gesellschaft eine Fülle von Konflikten und Reibungsverlusten heraufbeschwören.

Nicht kindgebundene Projekte können nach bestimmten Fristen wieder aufgelöst werden. Die Elternrolle dagegen bringt eine lebenslange Verkettung und Loyalitätsbindung mit sich. Diese kann meistens nur um den Preis von Symptombildungen innerhalb des Eltern-Kind-Systems aufgekündigt werden. Für die konstruktive Bewältigung der durch Kinder bestimmten Projektphase ist die Akzeptanz dieser lebenslangen Verkettung erforderlich. Sie ermöglicht es, die in der Elternschaft begründeten Ressourcen für das persönliche und gemeinsame Wachstum zu nutzen.

Die Unterscheidung von Eltern- und Paarbeziehung muss in dieser Phase für Frau und Mann erfahrbar bleiben. Auch wenn sich die Paarbeziehung durch den Status der Elternschaft tief greifend verändert, benötigt das Paar in seiner Beziehungslandschaft auch Nischen, die nicht primär durch das Thema *Kind* besetzt sind. Je älter die Kinder werden, desto leichter ist das zu realisieren. Die dadurch gewonnenen Ressourcen sind besonders für den Eintritt in die Phase der Neuorientierung wichtig.

Die jetzt anstehende *Übergangskrise* birgt besondere Risiken für eine Nichtbewältigung und Auflösung der Paarbeziehung.

Unter dem Thema *Kontinuität vs. Diskontinuität* geht es auf der Elternebene um die gegenseitige Ablösung von Eltern und Kindern und den Abschluss einer im Verhältnis zu den vorhergehenden Phasen relativ langen und die Paarbeziehung grundlegend verändernden Beziehungsphase. Neue Räume der Beziehung müssen erschlossen und die in der Elternrolle begründeten Aufgaben weitgehend aufgegeben werden, ohne sich aus der Elternschaft zu verabschieden. Auf der Paarebene geht es um die Neubestimmung der Bedeutung von Intimität, Sexualität und Zärtlichkeit unter dem Motto *Neues im Vertrauten entdecken*. Vielleicht hat in dieser Phase die erotische Neugierde aufeinander unter der Fokussierung auf das gemeinsame Projekt gelitten; vielleicht ist die psychische Nähe zur Partnerin in der täglichen Alltagsroutine verloren gegangen; vielleicht fehlt auch einseitig oder wechselseitig der Respekt für das, was die andere bisher für die gemeinsame Beziehung geleistet hat. Das könnte jetzt wiedergewonnen werden.

4.2.2.4 Die Phase der Neuorientierung

Sowohl auf der Eltern- wie auf der Paarebene geht es um neue Antworten auf die grundlegende Beziehungsfrage: „Was hält uns beide noch zusammen, was trennt uns?“

Die am Ende der Projektphase frei werdenden Bindungsenergien können nun im Rahmen der durch die Koordinaten *zentripetale vs. zentrifugale* und *erhaltende vs. verändernde Systemkräfte* (siehe [2.4.3.2.3.3](#)) genutzt werden.

Zentrifugale Systemkräfte würde bedeuten, dass die Intensität und die zu einem bedeutenden Teil über das Projekt vermittelte wechselseitige Bezogenheit des Paares verloren geht. Die *Beziehungsaufgabe* dieser Phase besteht darin, den *zentrifugalen Systemkräften zentripetal* entgegenzuwirken und im Bewusstsein einer jahrelang gewachsenen Verbindlichkeit und Kenntnis voneinander Nähe und Distanz neu zu bestimmen. Neue, voneinander getrennte Aktionsfelder lassen sich entdecken, z. B. unterschiedliche Hobbys, nachdem die Kinder keine sorgende Präsenz der Eltern mehr benötigen. Dennoch können Partner und Partnerin durch einen Kern des wechselseitigen Interesses aneinander („Wir interessieren uns für das, was wir heute getrennt voneinander erlebt haben“) gegenseitige Unterstützung (in der Organisation des Alltags) und gemeinsame kommunikative Treffpunkte (Reisen, Unternehmungen mit den Enkelkindern, Sexualität und emotionale Intimität) miteinander verbunden bleiben.

Ein wichtiger Aspekt zur Bewältigung/Nichtbewältigung dieser *Beziehungsaufgabe* ergibt sich durch eine zu dieser Zeit besonders enge Verknüpfung des Lebenszyklus des Paares mit den persönlichen Lebenszyklen von Partnerin und Partner. Beide befinden sich im Normalfall in der Phase der Lebensmitte und ihrer Überschreitung. Als verknüpfendes Element lässt sich die in allen drei Zyklen auftauchende Frage nach der Bilanz des bisherigen Lebensweges und der möglichen Zukunft verstehen. *Die Frage im Lebenszyklus des Paares* heißt: „Was haben wir bisher erreicht, und können wir es für neue Beziehungsperspektiven und eine neue Balance von Nähe und

Distanz nutzen?"; die entsprechende *Frage im persönlichen Lebenszyklus* lautet: „Welche Hoffnungen, Wünsche, Erwartungen waren in meinem bisherigen Leben realisierbar, welche sind im Lebenslauf verronnen, welche gibt es noch, was davon möchte ich weiterverfolgen, wo ist eine Umorientierung notwendig?“

Es leuchtet ein, dass die Antworten auf diese Fragen von großer Bedeutung für alle drei Lebenszyklusformen sind. Der Blick zurück auf die bisherige persönliche Biografie und der Blick auf die Zukunft werfen Licht und Schatten auf das bisherige Paar- bzw. Familienleben. Im persönlichen Lebensentwurf kann die Paarbeziehung eher als Störungsfaktor definiert sein und zu einer weiteren Distanzierung führen; alternativ dazu kann sie als eine wichtige Stütze auf dem Weg des Altwerdens verstanden werden, was Begegnung und Intimität fördert. Umgekehrt können neue Perspektiven für die Paarbeziehung Lebensmut und Initiative in der neuen Phase des persönlichen Lebenszyklus stärken.

Das *sich am Verhalten und an der Erfahrung orientierende Ideal*, das in dieser Phase zur persönlichen Weiterentwicklung beiträgt, heißt: Selbstvertrauen und Vertrautheit. Die gegenseitige Vertrautheit zieht einen Rahmen für persönliche Entwicklungen außerhalb der Paarbeziehung, aber nicht gegen sie. Ein Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten kann z. B. dem bisher karriereorientierten Partner den Blick auf das Leben jenseits des beruflichen Erfolges, der bisher familienorientierten Partnerin den Einstieg in ein Berufsfeld außerhalb des eigenen Haushaltes eröffnen.

Die *Ressourcen* für diese Neuorientierung liegen in der Rückbesinnung auf wertvolle gemeinsame Erfahrungen, dem Wissen um eine Beziehung, die allen bisherigen Krisen des Alltags standgehalten hat, und der in vielen Szenen des Alltags entwickelten Fähigkeit, Grenzen zu setzen und zu respektieren. Darüber hinaus eröffnet sich die Möglichkeit, bisher wenig beachtete Ressourcen der erweiterten sozialen Systeme, z. B. in Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen, für den Weg jenseits der Lebensmitte zu erschließen.

Die phasenspezifische Gefährdung der Beziehung besteht in ihrer Versandung. Partner und Partnerin ziehen sich dann auf eine rein formale Beziehungsdefinition zurück und gehen ansonsten ihre eigenen Wege. In den letzten Jahren ist die Zahl der Paare, die sich in dieser Situation scheiden lassen, erheblich angestiegen. Die gegenwärtige Individualisierungskultur hat hier eine neue Entscheidungsfreiheit geschaffen. Die darin enthaltene Botschaft heißt: „Auch lange Beziehungen müssen immer wieder neu gestaltet werden – kommunikative Entfremdung ist kein Schicksal, das man bis zum Lebensende ertragen muss.“

Die *Übergangskrise* zur letzten Phase wird geprägt durch das Thema der Trennung. Die Endlichkeit des gemeinsamen und persönlichen Lebens tritt jetzt beiden entgegen. Körperliche Einschränkungen behindern die räumliche Mobilität und machen vielleicht Hilfen von außen erforderlich. Das aus Bekannten, Freundinnen und Verwandten der gleichen Generation geknüpfte Beziehungsnetz wird dünner, der eigene Tod dadurch konkreter. Wie stellen sich Partnerin und Partner diesen letzten Fragen des Lebens? Kann diese Auseinandersetzung einmünden in eine Versöhnung mit dem Tod, dem Leben und den darin gestaltenden Beziehungen?

4.2.2.5 Die Endphase einer Beziehung: Trennung, Trauer, Bilanz und Versöhnung

Diese Phase hat innerhalb des Lebenszyklus einen besonderen Status, da sie in zwei absolut gegensätzlichen Varianten verlaufen kann: als Abschluss einer im bürgerlichen Familienideal vorgesehenen lebenslangen Beziehung durch den Tod des Partners bzw. der Partnerin oder als Ende einer missglückten längerfristigen Zweierbeziehung.

4.2.2.5.1 Die Trennung durch den Tod

In diesem Fall geht es um die existenzielle Perspektive des Lebens: Sterben als Paradigma von Endlichkeit und Begrenzung, Trennung als Lebensaufgabe von der Geburt bis zum Tod. Zwei Menschen sind miteinander alt geworden – das ist das große Ideal, unter dem die meisten langfristig angelegten Partnerschaften auch heute noch stehen.

Diese letzte Phase des gemeinsamen Lebens lässt sich unterteilen in das gemeinsame Leben im Horizont des möglichen Todes und die Zeit nach der durch ihn erfolgten Trennung und die sich daran anschließende Übergangskrise.

- *In der gemeinsam erlebten Zeit vor dem Tod geht es u. a. um folgende Fragen: „Wer bleibt zurück?“ „Welches Vermächtnis übernimmt die Weiterlebende?“ „Was kompensiert die durch den Tod der Partnerin entstehende lebenspraktische und psychische Lücke?“ „Was bleibt an die gemeinsame Lebensspanne überdauernden Erinnerungen?“ „Wie sieht deren Bilanz aus?“ „Können wir uns im Fall langwieriger Krankheiten selbst versorgen?“* Das Thema des einen ist in diesem Fall auch das Thema der anderen: Krankheit und Tod der Partnerin konfrontieren die andere immer auch mit dem eigenen Lebensende. Das Paar lebt mehr oder weniger metakommunikativ mit diesen Fragen: Sie können viel oder wenig darüber sprechen, in Andeutungen oder direkt, allein oder in Anwesenheit von Kindern, mit Verwandten der gleichen Generation oder Freundinnen. Und sie können in verschiedenen Formen darüber sprechen: rational distanziert oder mit starken Emotionen, ängstlich oder mit der Zuversicht auf einen versöhnten Abschied, eher die Unterschiede oder eher die Gemeinsamkeiten betonend. Diese Kommunikation im Horizont des Beziehungsendes bietet vielfältige Möglichkeiten, das eigene Leben zu bilanzieren und sich der von Erikson in seinem Lebenszyklusmodell beschriebenen Weisheit des Alters zu nähern (Erikson 1971).

- *Der Tod selbst erzwingt den endgültigen Abschied aus der gemeinsamen Beziehung.* Als erzwungener Abschied ereignet er sich in einem Spektrum zwischen seiner durch Krankheit nahe gelegten Erwartung oder dem plötzlichen Einbruch „aus heiterem Himmel“. Es ist unmittelbar plausibel, und alle Forschungen bzw. therapeutischen Erfahrungen bestätigen es, dass der plötzliche Tod eines geliebten Menschen als ein Trauma verstanden werden kann. Seine Bewältigung ist schwieriger als die des erwarteten Todes, an den man sich schrittweise herantasten kann. Der Umgang mit dem Tod ist, wie Ariès gezeigt hat, in unserer Gesellschaft durch eine Tendenz zur Verleugnung und Verdrängung gekennzeichnet (Ariès 1976). Er rüttelt an dem Selbstverständnis der westlichen Zivilisation, die den Mythos vom Menschen als allmächtigem Herrscher und Neuschöpfer der Natur geschaffen hat (Ritscher 1989). In früheren Zeiten war der Tod ein integraler Bestandteil des Lebenszyklus. Aufgrund der geringeren Lebenserwartung und der größeren Zahl der Mitglieder einer Familie bzw. des *ganzen Hauses* war er ein Ereignis, mit dem man häufiger direkt konfrontiert wurde als heute. Der Tod fand in der Regel im Hause statt und war insofern ein Ereignis der haus- bzw. familieninternen Öffentlichkeit. Durch die Anteilnahme des sozialen Umfeldes wurde der öffentliche Rahmen noch erweitert. Die in der Religiosität verankerte Erwartung eines durch Reue, Buße und gute Werke zu erlangenden Heiles nach dem Tode machte das Sterben und seine Begleitung durch die Angehörigen leichter als heute. Das Gleiche gilt hinsichtlich der für die Zurückgebliebenen selbstverständlichen Rituale der Trauer und der Reintegration in den sozialen Alltag. Die vielfältige aktuelle Literatur zu diesem Thema zeigt, dass die Wiederentdeckung ihrer heilsamen Funktion in vollem Gange ist (z. B. Kübler-Ross 1982; Albrecht et al. 1995; Güse-Martin 1997). Dadurch entstehen für unsere Kultur passende Formen des Abschied, in denen der psychische Schmerz akzeptiert ist

und durch „Trauerarbeit“ (Freud 1969d) integriert werden kann (vgl. Schultz 1985).

4.2.2.5.2 Trennung durch formelle oder informelle Scheidung

In dieser Trennungsvariante geht es um das Eingeständnis des Scheiterns einer Beziehung, die Konfrontation mit Desillusionierungen und Enttäuschungen. Eine Trennung wird heute als gesellschaftlicher Normalfall akzeptiert. Dieser Wechsel vom Skandal zur Normalität verdankt sich einer in der individualisierenden Kultur möglich gewordenen Vielfalt von Lebensformen und Zeitperspektiven für intime Beziehungen.

Trennung als die von mindestens einem Teil des Paarsystems gewünschte Auflösung der Lebensgemeinschaft wird in den meisten Fällen geprägt durch:

- die Kränkung aufgrund einer missglückten Beziehung;
- gegenseitige lineare Schuldzuweisungen und den Kampf um die Wahrheit;
- einen Zustand der kognitiv-emotionalen Verwirrung und Regression (vgl. Wallerstein u. Blakeslee 1989, S. 30 ff.);
- den Verlust der Möglichkeit, sich wechselseitig „in die Schuhe der/des anderen zu stellen“;
- ein Beziehungsbild, das sich an Defiziten, Belastungen, Störungen in den vorangehenden Phasen des Lebenszyklus orientiert, darin realisierte Lebenschancen aber ignoriert;
- und die Auseinandersetzung um die weitere Beziehung des separierten Elternteils zu seinen Kindern.

Trennung als Scheidung kann einen formellen, d. h. durch den Spruch eines Gerichtes vollzogenen oder informellen, d. h. durch eine Absprache der Partnerinnen zustande gekommenen Charakter haben. Auf den ersten Fall trifft der juristische Fachbegriff „Scheidung“ zu, im zweiten Fall wird von „Trennung“ gesprochen. Trennung ist der Gipfelpunkt einer langen krisenhaften Entwicklung. Mit der Entscheidung für eine Trennung ist diese in der Regel noch lange nicht vollzogen – der Trennungsprozess geht weiter. Wallerstein und Blakeslee rechnen mit ca. zweieinhalb Jahren für die Männer und dreieinhalb Jahren für die Frauen, die sie benötigen, „um nach einer

Trennung äußerlich wieder Ordnung in ihr Leben zu bringen“ (ebd., S. 10).

Insofern ist es sinnvoll, die Trennung selbst als einen Prozess mit drei Hauptphasen zu definieren. Kaslow und Schwartz haben ein entsprechendes Modell der Scheidungsstufen („divorce stages“) erarbeitet. (Kaslow u. Schwartz 1987, S. 23 ff.). Sie unterscheiden drei Hauptstufen: „predivorce“, „during divorce“ und „postdivorce“. Werden diese Stufen einigermaßen erfolgreich durchlaufen, lässt sich der Prozess gemäß der leninschen Definition des Fortschritts⁹ als eine aus Fort- und Rückschritten kombinierte Vorwärtsentwicklung charakterisieren. Diesen drei Phasen ordnen die Autorinnen Stationen der psychosozialen Scheidung zu. Über die Stationen der emotionalen („emotional divorce“), rechtlichen („legal divorce“) und ökonomischen Scheidung („economic divorce“), die darauf folgenden Etappen der Scheidung auf der Elternebene („coparental divorce and the problems of custody“) und der vom nahen und weiteren sozialen Umfeld realisierten Trennung („community divorce and the problems of loneliness“) lässt sich die psychische Scheidung („psychic divorce“) erreichen. Dieser Schlusspunkt des idealtypisch dargestellten Scheidungsprozesses erweist sich in der Alltagsrealität eher als Interpunktion eines noch lange nicht beendeten Prozesses der psychosozialen Scheidung Und dennoch verweist er auf die sich in seinem Verlauf herausbildende Perspektive des „being in the world anew“ (ebd., S. 235), die nun in der Vordergrund treten kann. Inwieweit letztlich ein Status von „integration and wholeness“ (ebd., S. 265) erreicht werden kann, hängt von vielen Faktoren ab, und gewiss ist es ein schwerer Weg dorthin.

“Rarely is the process simple, gentle or calm. The havoc wrought, intended and unintended, is severe and its effects long lasting. Some of the factors to be significant in terms of the different impacts of divorce were: age at time of divorce; gender; socioeconomic status; absence or presence of extended family support systems (emotional and financial); for divorcing adults – educational background and occupational skills

level; degree of emotional health vs. pathology in the individual and family unit; problem-solving and coping skills; level of realistic optimism; availability of a friendship support network (including playmates, colleagues, self-help groups; and we would add here resiliency, physical health and some 'good luck'" (ebd., S. 265).

Hinsichtlich der psychosozialen Folgen einer Trennung für die Mitglieder des bisherigen Systems lassen sich eine eher pessimistische und eine eher optimistische Sichtweise unterscheiden. Kaslow und Schwartz bleiben mit ihrem Stufenmodell auf der optimistischen Seite. Denn die darin enthaltene Fortschrittsperspektive richtet sich auf die Hoffnung eines neuen Lebens jenseits des Scheidungstraumas. Wallerstein und Blakeslee tendieren zu einer pessimistischen Einschätzung. Sie untersuchten in einer 15 Jahre überspannenden Längsschnittstudie¹⁰ die emotionale Befindlichkeit und soziale Lebenssituation von Mitgliedern aufgelöster Familien.

Die beste Prognose für ihre weitere psychosoziale Entwicklung haben Kinder, die sich auch nach der Scheidung einen vertrauensvollen und emotional reichen Kontakt zu Vater *und* Mutter erhalten konnten, da ihre Beziehung auf der Elternebene erhalten bleibt. Gute Aussichten haben gut verdienende Männer zwischen 30 und 40 Jahren sowie junge Frauen mit einem eigenen ausreichenden Einkommen, die zugleich in der Lage sind, die Beziehung zu ihren Kindern weiterhin positiv zu gestalten. Eine emotional zufrieden stellende und konstruktive Beziehung zu den getrennt oder im gemeinsamen Haushalt lebenden Kindern ist also auch für die Scheidungsbewältigung der Eltern eine wichtige Ressource. Dennoch, bei jeder Scheidung gibt es *Gewinner und Verlierer*, und die Verliererinnenseite wiegt schwerer. Auf ihr finden sich eher die Frauen als die Männer, eher die Jungen als die Mädchen, eher die Älteren als die Jüngeren, eher die Ärmeren als die Reicheren.

Als Folge ihrer Studie formulierten Wallerstein und Blakeslee Aufgaben für eine konstruktive Bewältigung der Scheidung. „Die Ehe

beenden“, „um den Verlust trauern“, „sich selbst wieder finden“, „Emotionen beherrschen lernen“, „sich wieder hinauswagen“, „Wiederaufbau“ und „den Kindern helfen“ sind die Aufgaben der Erwachsenen (Wallerstein u. Blakeslee 1989, S. 328 ff.); „die Scheidung verstehen“, „strategischer Rückzug“ (auf das eigene Leben), „den Verlust bewältigen“, „mit Zorn umgehen“, „Schuldgefühle überwinden“, „die Endgültigkeit der Scheidung akzeptieren“ und „das Risiko der Liebe eingehen“ sind die psychischen Aufgaben der Kinder (ebd., S. 340 ff.).

Durch die inzwischen erreichte kulturelle und politische Akzeptanz der Scheidung ist diese Phase des Lebenszyklus zunehmend bedeutsam für jüngere und ältere Paare geworden. In der darauf folgenden *Übergangskrise* steht dann die Frage einer neuen Beziehung an. Sie beinhaltet Risiko und Chance gleichermaßen, aber allein der Mut, sie zu wagen, lässt sich als bedeutende Ressource für das weitere Beziehungsleben verstehen. „Given, that 75 % of divorced women and 83 % of divorced men remarry, obviously *they decide to risk trusting and caring deeply again*“ (Kaslow u. Schwartz 1987, S. 280; Hervorh.: W. R.).

Die *phasenspezifische Aufgabe* bei allen Formen der Trennung ist die von Freud in *Trauer und Melancholie* beschriebene „Trauerarbeit“. Freud hatte in seinem bahnbrechenden Artikel den Unterschied zwischen diesen beiden Antworten auf den Verlust einer für das eigene Leben wichtigen Person oder Idee herausgearbeitet.¹¹

Trauerarbeit meint wesentlich die Auseinandersetzung mit der Verlusterfahrung und ihre Integration in die bewussten und unbewussten Prozesse des Ich. Wichtig dafür ist die Bewusstwerdung und das Akzeptieren der eigenen Wut auf diejenige Person, von der die Trennung ausgeht. Freud bezog sich dabei auf den Tod eines geliebten Menschen. In der gelingenden Trauerarbeit wird diese Wut nicht auf die eigene Person umgelenkt, sondern als Teil der großen Verbundenheit mit der Toten und des Schmerzes über ihren Verlust angenommen. Freuds Vorstellungen von der dadurch in Gang

gesetzten Psychodynamik lassen sich auch auf die Trennung durch Scheidung ausweiten.

Auf ihnen aufbauend, hat Kast ein „Phasenmodell des Trauerns“ entwickelt (Kast 1987), das dem von Kübler-Ross beschriebenen Prozess der Auseinandersetzung sterbender Menschen mit ihrem eigenen Tod (Kübler-Ross 1982) sehr nahe kommt. Es beginnt mit der „Phase des Nicht-wahrhaben-Wollens“, geht in die „der aufbrechenden (negativen; W. R.) Emotionen“ über, setzt sich in der „Phase des Suchens und Sichtrennens“ fort und endet als geglückte Trauerarbeit in der „Phase des neuen Selbst- und Weltbezugs“ (Kast 1987, S. 57 ff.).

Das der Trennungsphase zuzuordnende *Ideal* heißt Versöhnung – Versöhnung mit dem Leben, dem Tod und den sozialen anderen. Erikson spricht in seinem auf die Person bezogenen Lebenszyklusmodell von der Weisheit des Alters (Erikson 1971); sie zeigt sich als gelassene, dem bisherigen Beziehungsleben zugewandte und zugleich das Wohl der nachfolgenden Generationen bedenkende Haltung. Bei einer aus Entfremdung und Streit resultierenden Trennung ist dieses Ideal ebenfalls von Bedeutung. Es verweist auf die Möglichkeit, den Trennungsprozess als Beziehungsbilanz zu begreifen, die u. a. unter der Frage steht: „Was kann ich für kommende Beziehungen aus dem Scheitern unserer Beziehung lernen?“

Die Perspektive der Versöhnung verwandelt die Schuldfrage in das Bemühen um Verstehen. Vielleicht kann daraus am Ende Verständnis und Verständigung wachsen. Bei sich trennenden Eltern liegt darin die Chance, die Kinder nicht als Instrumente im Trennungskampf zu missbrauchen und trotz Trennung als Paar weiterhin auf der Elternebene zu kooperieren.

Die *Ressourcen* für diesen schwierigen und immer wieder infrage gestellten Prozess findet das Paar durch den versöhnlichen Blick auf seine gemeinsame Geschichte, vor allem den Blick auf das gemeinsam Erreichte und die Zeit der ersten Liebe.

Die letzte *Übergangskrise* steht unter dem Thema „Neuanfang oder Beharrung“. Nach dem langen, schmerzhaften Trennungsprozess stehen die „Überlebenden“ vor der Frage, ob sie dem Leben noch einen positiven Sinn, Freude und Zufriedenheit abgewinnen können. Ziel wäre Annahme, Versöhnung und ein neuer Selbst- und Weltbezug – das „being in the world anew“ (Kaslow u. Schwartz 1987, S. 235). Dann ist ein Weiterleben als Single genauso möglich wie das Sicheinlassen auf eine neue intime Beziehung. Durch sie würde ein neuer Paar-, Familien- bzw. Stieffamilienlebenszyklus in Gang gesetzt. Dieser enthält Unterschiede zu den inhaltlichen Bestimmungen des ersten Lebenszyklus, macht also ein eigenes Modell erforderlich.

Für die Ebene der professionellen psychosozialen Intervention lässt sich an diesem Punkt eine wichtige Aufgabe benennen. Es gibt in unserer Kultur Abschieds- und Trauerrituale für die durch den Tod erzwungene Trennung. Für die Trennung durch Scheidung gibt es eine solche Tradition nicht, weil dieser Fall über viele Jahrhunderte hinweg sozial unmöglich bzw. geächtet war. Die vielen Schwierigkeiten, denen wir in der psychosozialen Arbeit bei der Trennung von Paaren und Familien begegnen, legen es nahe, die heilsame Kraft von Ritualen auch für diesen Fall zu nutzen. Das jüdische Trauerjahr (siehe Heller 1983; Gordon 1983) könnte ein Modell für die zeitliche Perspektive der Arbeit mit Ritualen sein. Seine Zeitstruktur strebt zugleich einen Prozess an, der von der anfänglichen tiefen Trauer bis zur psychischen Integration führt.¹² Für den professionell begleiteten Prozess der Trennung durch Scheidung (und Tod) könnten diese Zeitperspektive und die damit verbundenen symbolischen Handlungen zu einer von Fall zu Fall maßgeschneiderten Ritualisierung der psychischen Trennung verhelfen. Denkbar wären z. B. über die Zeit hinweg durchgeführte Abschiedsrituale mittels einer Skulptur, Bilanzierungen des gemeinsam gegangenen Lebensabschnittes mithilfe kunsttherapeutischer Materialien und die Rückschau auf den bisherigen Trennungsprozess mithilfe von Musikinstrumenten.

Der ritualisierte Abschied sollte das Ende einer gemeinsamen Geschichte markieren, die auch in die Zukunft hineinwirkt. Vielleicht kann er auch in die Richtung der Versöhnung weisen. Zumindest ein gezieltes Nachdenken über die Frage, welche Faktoren zum Scheitern der Beziehung beigetragen haben, könnte Teil dieses Abschiedes sein. Ein durch Trennungsarbeit ermöglichter offizieller und vielleicht versöhnlicher Abschluss richtet bei der Gestaltung einer neuen Beziehung den Blick auf ihre Zukunft und zieht die Aufmerksamkeit von der Vergangenheit ab. Das mindert die Gefahr des von der Psychoanalyse beschriebenen „Wiederholungszwanges“, d. h. der Neuauflage alter Beziehungsmuster und konflikträchtiger Themen in der neuen Beziehung.

4.3 Familiendynamik

Die Familiendynamik lässt sich als das Gesamt der Impulse für die Leitthemen des familiären Beziehungsprozesses definieren. Sie lebt von bestimmten, phasenspezifisch unterschiedlichen und einem grundlegenden Beziehungsthema zuzuordnenden Aufgaben. Die Auseinandersetzung mit ihnen sichert die Entwicklung des Systems in der Dialektik von Beharrung und Veränderung.

4.3.1 Die Mehrgenerationenperspektive

Freuds Modell der psychosexuellen Entwicklung beschäftigt sich primär mit der Psychodynamik des Kindes; die Wechselwirkungsbeziehung zwischen Eltern und Kindern und noch älteren Generationen hatte für ihn keine hervorgehobene Bedeutung. Die Familiendynamik hingegen betont die Bedeutung der mehrgenerationalen Beziehungen für die *bezogene Individuation* der einzelnen Familienmitglieder.

Meistens sind in den Familien noch drei Generationen – Großeltern, Eltern und Kinder – durch lebende Mitglieder vertreten; ihre Beziehungen können ganz direkt als Ressourcen für anstehende Problemlösungen genutzt werden. Aber auch zeitlich zurückliegende Generationen sind in eine zirkuläre und multiperspektivische Sicht familiärer Wirklichkeiten eingebunden.

Willi hat die intergenerationalen Beziehungen unter dem Gesichtspunkt der sukzessiven Lösung von Familienthemen dargestellt (Willi 1985). Die im intergenerationalen Dialog konstituierten und weiterentwickelten Themen, Muster, Konflikte verbleiben nicht als unverrückbare Blockaden im Netz der Familienbeziehungen. Sicher entfalten negativ besetzte Themen und konfliktinduzierende Muster eine blockierende Kraft und binden Entwicklungspotenziale. Aber in ihrer interaktiven Übernahme durch die nächste Generation entwickeln sich zugleich Stufen ihrer Auflösung. Willi spricht von einer „transgenerationellen Korrektur des fehlentwickelten ‚Familienerbes‘“ (ebd., S. 187).

Die Botschaft dieses Konzeptes ist tröstlich: Jede Generation liefert einen Teilbeitrag, den die nächste übernehmen und weiterführen kann. Keiner Generation wird eine Gesamtlösung abverlangt, jede bereitet den Weg für die Lösungsversuche der ihr nachfolgenden.

Selvini Palazzoli hat die zunehmende Blockierung des Familiensystems und deren therapeutische Auflösung in einem Bild dargestellt: „Es ist wie bei einem kleinen Fließchen, in dem sich irgendwo soviel Geäst und Blätter angeschwemmt haben, daß das

Wasser nicht mehr frei fließen kann“ (Selvini Palazzoli in Barrows 1983, S. 265). Die Facetten des kommunizierten problematischen Themas und die Vielzahl der familiären Situationen, in denen es kommuniziert wird, drosseln die vitale Dynamik des Systems. Je mehr dies geschieht, desto schneller wird die negative Eigendynamik – jeder neue Stein, jeder neue Ast erreicht, dass immer weniger Wasser fließt und exponentiell immer weniger neu ankommende Steine und Äste weggeschwemmt werden. Der Prozess der Blockierung beschleunigt sich also, bis diese z. B. in einer psychiatrisch beschreibbaren Symptomatik offenkundig wird. Die diesen Prozess gestaltenden und erfahrenden Generationen setzen zugleich die Suche nach Lösungen in Gang. Um im Bild zu bleiben: Sie ziehen Steine und Geäst aus dem eigendynamisch gebildeten Staudamm. Der anfänglich durchfließende Wasserstrom ist noch klein. Je mehr Wasser aber fließt, desto mehr Kraft entsteht, um weitere Hindernisse wegzuspülen – ein Prozess der sich exponentiell beschleunigenden Auflösung von Entwicklungsblockaden.

Ich habe dieses Konzept für die Beschreibung von drei Generationen der Familien von Opfern und Tätern/Täterinnen des Nationalsozialismus verwendet. Dabei ging es mir um die Betonung der in diesem Beziehungsgefüge für die Problemlösung aller drei Generationen vorhandenen Ressourcen – auch wenn die Ausgangssituation durch das Inferno von Auschwitz markiert wird. Wenn die erste Generation in äußerst beeinträchtigende Blockaden verwickelt ist, hinsichtlich deren Auflösung sie viel versucht, aber noch wenig erreicht, gelingt der zweiten Generation in einem kürzeren Zeitraum schon eine verstärkte Öffnung, und die dritte Generation vermag eventuell schon wieder den freien Fluss herzustellen (vgl. Ritscher 2001).

4.3.2 Delegation und Aufträge

Dieses Konzept wurde von Stierlin in die Familientherapie eingeführt (siehe Stierlin 1975a, 1982). Die Frage lautet hier: „Wer tut aus Loyalität was – für/gegen wen – in welchem Auftrag und im Rahmen welcher Kollusionen?“

Schon vor der Geburt gelten dem Kind elterliche „Erwartungsphantasien“ (Richter 1969). Sie drücken Wünsche, Ängste, Hoffnungen, Freude usw. aus. Schon an diesem Punkt des Lebens erhält das Kind Aufgaben, die im Lauf der Zeit prägnanter und – in einer gelingenden *bezogenen Individuation* – auch selbstbestimmter werden. So entsteht eine Delegationsbeziehung zwischen Eltern(teil) und Kind. Es wird von ihnen mit Aufträgen, z. B. die musikalischen Fähigkeiten der Eltern zu erreichen oder zu übertreffen, „ins Leben hinausgeschickt“. Stierlin verweist hier auf den Wortsinn des lat. *delegare*, „das erstens aussenden und zweitens mit einer Mission betrauen bedeutet“ (Stierlin 1982, S. 24). Nimmt das Kind einen solchen Auftrag an, wird es murrend, bereitwillig, interessiert oder gar freudig am Klavier üben, Unterricht nehmen, sich mit Freundinnen in einer Musikgruppe zusammenfinden usw. Nimmt es den Auftrag nicht an, wird es zu Konflikten kommen, wenn die Eltern auf ihrer Delegation beharren. Es ist ein Vorteil der individualisierenden Gesellschaft, dass es möglich ist, Delegationen der Eltern bzw. früherer Generationen zur Disposition zu stellen. Zu einer kinderfreundlichen Familie unserer Kultur gehört die Regel, dass über Delegationen verhandelt werden kann und sie ohne die Folge des Bruchs zwischen Eltern und Kindern abgelehnt oder verändert werden dürfen. Delegation hat in der heutigen Kultur einen konsensuellen Aspekt.

Bei seinen „Erkundungsfahrten ins Leben hinaus“ bleibt das Kind durch Loyalitätsbindungen (Treueverpflichtungen) und Delegationen mit den Eltern verbunden. Delegationen gehören zu jeder gelungenen Sozialisation und bezogenen Individuation, denn sie sichern die existenzielle Verbindung zwischen Eltern und Kindern, ermöglichen Kindern und Eltern das Gefühl von Sinnhaftigkeit,

positiver Bedeutung und des eigenen Wertes. Willi hat darauf hingewiesen, dass die Kinder ebenfalls aktiv an der Konstruktion und Übernahme sinnvoller Delegationen teilhaben und damit ihr persönliches Wachstum mit dem der Eltern und der Familie verbinden (Willi 1985).

Aufträge können das Kind aber überfordern, wenn sie:

- widersprüchlich sind (z. B. „Bleib hier *und* werde selbstständig“);
- nicht seinen u. a. altersabhängigen Ressourcen entsprechen (z. B. wenn ein sechsjähriges Kind der Seelentröster des Elternteiles sein soll, der von dem anderen vernachlässigt wird);
- es zu Koalitionen mit einem Elternteil gegen andere Familienmitglieder (meistens den anderen Elternteil) zwingen; dann spricht Stierlin von einer „Entgleisung des Delegationsprozesses“ (Stierlin 1982, S. 31 f.).

Werden die Kinder durch widersprüchliche oder unerfüllbare Aufträge chronisch überlastet, verkehrt sich die positive Grundtönung der Delegation in ihr Gegenteil.

Das gilt auch für die Aufträge der Kinder an ihre Eltern. Wenn Wünsche der Kinder nach Regression, Versorgung und Sicherheit über den entwicklungspsychologisch angemessenen Zeitraum hinausgehen und ihr Eigenbeitrag hierzu gegen null tendiert, werden die Eltern überfordert. Dann kommt es zu einer Entgleisung der von den Kindern an die Eltern gerichteten Delegation: Aus Helfern/Helferinnen für den „Sprung ins Leben“ werden Krankenschwestern, Polizisten oder Alleinunterhalter. Das heißt, die Eltern werden im Prozess der bezogenen Individuation zu Delegierten ihrer Kinder; diese Seite ist bisher zu wenig beachtet worden.¹³

4.3.3 Die Gerechtigkeitsbilanz für das System und die darauf basierenden Loyalitätsbindungen als existenzielle Ressourcen des Systems

Im Wechselspiel von Geben und Nehmen, Schuldigkeiten und Verdienst entsteht das Band der *Loyalität*. Boszormenyi-Nagy (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981) formulierte eine darauf bezogene existenzielle Perspektive der Familienloyalität. Er geht davon aus, dass Kinder durch ihr Auf-die-Welt-Kommen, das sie ihren Eltern verdanken, diesen gegenüber in eine existenzielle Verpflichtung („debit“) geraten. Die lebenslange Beziehung zu ihren Eltern enthält deshalb auch die Perspektive, diese Verpflichtungen abzugelten, indem den Eltern gegenüber Verdienste („merits“) erworben werden. In einer transgenerationalen Sicht sind die eigenen Kinder, durch deren Versorgung man sich Verdienste erwirbt, zugleich eine Möglichkeit, die Verpflichtungen den eigenen Eltern gegenüber auszugleichen. Eltern und Kinder können sich gegenseitig nur dann loslassen, wenn die aus Verpflichtungen/Schulden und Verdiensten gebildete Gerechtigkeitsbilanz ausgeglichen ist. Ein z. B. in der Beratung thematisierter ewiger Streit zwischen Eltern und erwachsen gewordenen Kindern führt die mit dem Loyalitätskonzept vertraute Beraterin zu der Frage, ob hier noch „alte Rechnungen offen sind“ und der Kampf als der Versuch eines Ausgleichs bzw. der Anerkennung des Verpflichtungs-Verdienst-Ungleichgewichtes (als eines ersten Schritts) verstanden werden kann. Manchmal lässt sich die Anerkennung des Ungleichgewichts durch die „Schuldnerin“ schon als ein Verdienst interpretieren. Ein solches *Reframing* (siehe 6.6.1.2) kann dann einen Prozess wechselseitiger Bezugnahme in Gang setzen, der das beklagte Ungleichgewicht in ein neues Gleichgewicht transformiert. Auch die Pflege der alt gewordenen Eltern durch ihre erwachsen gewordenen Kinder kann als eine Ausgleichshandlung verstanden werden: Indem wir unsere Eltern versorgen, geben wir ihnen zurück, was wir mit dem Geschenk des Lebens und der Sorge für unsere Entwicklung erhalten haben.

Schwierig wird es in Fällen, in denen diese anfängliche Versorgung durch die Eltern nicht genügend gewährleistet war. Hier werden die Kinder ihre „Rechnung präsentieren“ und eine Anerkennung bzw. einen Ausgleich für diese noch offenen Ansprüche aus der Kindheit einfordern. Oft ist allein schon ihre Verschlüsselung ein Problem: Die „offenen Rechnungen“ und der „Kampf um Anerkennung“ (Hegel 1972) verschwinden hinter einer Nebelwand aus Anklagen, Tränen und Gewalt. Ohne diese Anerkennung und eine Perspektive des Ausgleichs wird die Ablösung von den Eltern als *bezogene Separation* sehr schwer. Wir bleiben dann durch das ewige Einfordern des „Fehlbetrages“ negativ an die Eltern und unsere Kindheit gekettet. Selbstständigkeit setzt also eine ausgeglichene Gerechtigkeitsbilanz zwischen Eltern und Kindern voraus.

Auch eine über lange Zeit durch einseitiges Geben strukturierte Beziehung erweist sich als problematisch. Denn die Geberin bringt die Nehmerin immer mehr in Verpflichtungen; die Nehmerin hingegen kann sich gegenüber der Geberin keine Verdienste erwerben und ihre Verpflichtungen nicht kompensieren. So erhält auch die Geberin nichts, was ihr persönliches Wachstum fördern könnte.

Trotz aller aus ihr resultierenden Probleme ist Loyalität eine wesentliche Ressource für Zusammenhalt und Wachstum der Familie und ihrer Mitglieder: Man bleibt verbunden und gewinnt in diesem Verbund persönliche Aufträge und Aufgaben, die Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit verleihen. Mit einer ressourcenorientierten Sichtweise wird man versuchen, die oft verkannten und nicht gewürdigten Verdienste in und für Beziehungen herauszuarbeiten. Z. B. lässt sich die Unterstützung von Alkoholikern durch ihre Ehefrauen („Ich helfe ihm, weil ich ihn liebe“) auch als Verdienst beschreiben. Das gängige Konzept der „Koalkoholikerin“ ist im Gegensatz dazu defizitorientiert, denn es verweigert der Partnerin die Würdigung ihrer Leistung. Mit einer ressourcenorientierten Sichtweise wird man auch versuchen, die in den mehrgenerationalen Loyalitäten liegenden konstruktiven Möglichkeiten für die aktuelle Lebensgestaltung herauszufinden.

Ein Beispiel hierzu: Der Sohn einer Pfarrersfamilie lehnt die elterlichen, in der Familientradition verankerten Delegationsversuche bezüglich des Theologiestudiums ab. Es kommt zu starken Konflikten. Er engagiert sich in einer Menschenrechtsorganisation und findet so einen Kompromiss zwischen den für die Eltern zentralen Ideen der Bergpredigt und seiner Ablehnung kirchlich organisierter Religiosität. Die Eltern akzeptieren das nach langen Kämpfen, wodurch die Idee „Man kann auch auf nichtreligiöse Weise Gutes tun“ zum ersten Mal einen akzeptierten Platz in der kognitiv-affektiven Familienlandkarte findet. Die Beziehung zwischen Eltern und Sohn konnte sich dann auf einer neuen Ebene konstruktiv weiterentwickeln: „Bezogene Separation“ und damit bezogene Individuation war möglich geworden.

4.3.4 Zentrale Ideen, Mythen und Geschichten als Traditionsübermittler

Ideen, Mythen und Geschichten sind handlungsleitend, handlungsbegründend, sinnverweisend und stellen die Beziehung zwischen den Generationen her. Sie markieren zentrale Orte in der kognitiv-affektiven Familienlandkarte. Mythen wurden von Ferreira in der aufklärerischen Tradition der Psychoanalyse als „familiäre Abwehrmechanismen“ (Ferreira 1980) analog zu den „Abwehrmechanismen des Ich“ (A. Freud 1964) gesehen. Eine systemisch-rekonstruktivistische Perspektive betont dagegen die in den Mythen liegenden Ressourcen. In ihnen verdichten sich besonders prägnante Geschichten zu handlungsleitenden, handlungsbegündenden und Sinn stiftenden Ideen, die gerade durch ihre symbolische Kraft zum familiären Zusammenhalt beitragen. Mittels zentraler Ideen werden Absichten, Ziele und Mittel der Zielerreichung miteinander verknüpft. Im Rahmen sozialer Systeme müssen die Ideen der einzelnen Mitglieder und des Systems miteinander koordiniert werden. Im besten Fall findet eine Koevolution beider Systemebenen, im schlechtesten Fall eine Ausstoßung des Sündenbocks oder ein Auseinanderbrechen der Familie statt.

Beispiel: Eine Familie bekennt sich zu der Leitidee, eine „besondere und zugleich dem Gemeinwohl verpflichtete Familie“ zu sein. Seit Generationen sind ihre Mitglieder im öffentlichen Leben mit großem sozialem Prestige vertreten. Die Kinder geben im Sinne des Loyalitätskonzeptes auf diese Weise ihre Verpflichtungen an die eigene Familie (Eltern, Eltern der Eltern usw.) durch die Übernahme öffentlicher Aufgaben zurück. Darüber hinaus vermittelt ihnen die Familienidee von Kindesbeinen an ein Gefühl der Bedeutsamkeit und Sinnhaftigkeit. Das stärkt ihr Selbstwertgefühl und motiviert sie zur Übernahme wichtiger öffentlicher Funktionen. Die öffentliche Anerkennung hat wiederum einen verstärkenden Rückkoppelungseffekt für das familiäre und persönliche Selbstwertgefühl.

Es besteht also ein enger Zusammenhang zwischen familiären Leitideen, dem Band der Loyalität sowie der Entwicklung eines familiären und persönlichen Selbstwertgefühls.

Geschichten vermitteln und verändern Traditionsbildungen. Im Wechselspiel zwischen den Generationen werden sie erzählt und gehört, gehört und weitererzählt. Es entstehen bei den Beteiligten, die zugleich Sprecherinnen und Zuhörerinnen sind, Bilder, Töne, Gerüche, Körperempfindungen. Sie versinnlichen den Text der Erzählungen, indem sie versinnbildlichen. Die Geschichten anderer werden zu eigenen Geschichten, und dabei bleiben sie nicht dieselben. Lücken werden durch Worte und Bilder eigen-sinnig und eigen-sinnlich geschlossen. Unklarheiten werden durch Reduzierung der Komplexität in den Text eingebürgert und verlieren dadurch ihre beunruhigende Wirkung. Unausgesprochenes, aber nonverbal Mitkommuniziertes kann die Zuhörerinnen dazu bringen, einen eigenen Textteil der Geschichte zu entwerfen, ihm eigene Bilder und Gefühle zuzuordnen, die sich als Fragezeichen, Stachel, innerer Wirbelsturm in der eigenen Psyche einnisten. Auf bestimmte, besonders beeindruckende, aber noch nicht genügend verständliche Teile der Geschichten werden ähnliche Symbole – Texte, Worte, Bilder, Töne – „draufgepackt“. Dadurch entsteht ein Zusammenhang, in dem sich die Teile wechselseitig interpretieren. Man sieht, aus Geschichten werden weitere Geschichten, die den Faden der vorauslaufenden aufnehmen und weiterspinnen.

Von besonderer Bedeutung ist es, wer welche Geschichte zu welchem Zeitpunkt und zu welchem Zweck erzählt. Im Kontext von Vertrauen und Zuneigung erzählte und gehörte Geschichten dienen der Festigung einer Beziehung, lassen Nachfragen zu, erleichtern Identifikationen, locken wenig Widerspruch und Ambivalenz hervor. Ich erinnere mich z. B. gern an die Geschichten meiner Großeltern mütterlicherseits über ihre Rendezvous im Berlin der frühen Zwanzigerjahre. Das Geschichtenerzählen war gleichzeitig eine immer neue Bekräftigung ihrer Liebe, die sie füreinander hegten, und diente der Festigung des emotionalen Bandes zwischen ihnen und mir. Oder

an die Geschichten meiner Familie väterlicherseits über Verfolgung und Widerstand im Nazi-Deutschland. Sie waren Beispiel und Aufforderung, das Leben nach dem Bild des „aufrechten Ganges“ (Bloch 1973) und der sozialen Solidarität zu organisieren.

Es gibt Geschichten mit erklärendem und Sinn stiftendem Charakter, die zugleich einen Anschluss an historische Konstellationen ermöglichen. Zum Beispiel wurden in vielen deutschen Familien nach 1945 Geschichten über die Erfahrungen und Handlungsweisen der Familienmitglieder während des „Dritten Reiches“ erzählt, welche einerseits die Nichtbeteiligung an den Verbrechen der Nazi-Zeit herausstellen und andererseits die gegenwärtige Einstellung zur Politik begründen sollten. Andere Geschichten leben von ihrer Funktion, Handlungsforderungen zu legitimieren. Sie rufen vielleicht besondere Gefolgschaftstreue oder gerade Ablehnung, Unbehagen, Kritik hervor. Im zweiten Fall neigen die Zuhörerinnen vielleicht mehr zu einer ideologiekritischen Dekonstruktion als zu einer adaptiven Rekonstruktion. Hier können wir an die 68er-Generation und ihren Umgang mit den Geschichten der Eltern über die Nazi-Zeit („Wir wussten nichts davon“), den Krieg („Auch wir haben gelitten“) und die Nachkriegszeit („Ärmel aufkrempeln, zupacken, aufbauen“)¹⁴ denken.

4.3.5 Tabus und Geheimnisse, Scham- und Schuldgefühle in der Familie

Unser Tabubegriff entstammt der Sprache Polynesiens. Tabu bedeutet dort unberührbar, verboten und heilig.

Familien können bestimmte Themen mit Tabus belegen. Anders als bei Familiengeheimnissen richtet sich bei einem Tabu das Verbot nicht gegen die Existenz von etwas, sondern seine öffentliche Benennung. Nicht das Wissen ist verpönt, sondern seine Einführung in den Raum der öffentlichen Sprache – also die öffentliche Berührung des Signifikats durch den ihm zugehörigen Signifikanten.¹⁵ In der Regel geht es um Themen, die Scham, Ekel oder Angst hervorrufen – Sexualität, Tod, Krankheiten, Geld oder sozial auffällige Handlungen von Familienmitgliedern. Dafür gibt es keine oder nur unzureichende Bewältigungsmöglichkeiten. Im Grunde verhalten sich die das Tabu einhaltenden Familienmitglieder wie radikale Konstruktivisten: Das einen unerwünschten Sachverhalt benennende Wort erzeugt diesen; also muss seine Nennung vermieden werden. Das Problem liegt in der Paradoxie dieser Technik: Die Aufforderung „Denke nicht an Blau“ provoziert geradezu die Vorstellung von Blau, denn ohne die Unterschiedsbeziehung zu dem positiv gesetzten Begriff kann dieser nicht negiert werden. Im Sinne dieser dialektischen Logik ruft das Tabu also den Gedanken an den „unberührbaren“ Sachverhalt hervor. Es wird zu einem Totempfehl, um den die Familie ihren rituellen Tanz inszeniert: Wie kann die Nennung des Namens verhindert werden; was tun, wenn es nicht gelingt; wem fällt dann welche Aufgabe zu; welche Strafe droht der Tabubrecherin?

So kann die Straftat eines Familienmitgliedes zum Tabuthema erklärt werden, auf das alle blicken und zugleich darüber schweigen. Das kann den Abbruch oder zumindest das Einfrieren der Beziehungen zum sozialen Umfeld nach sich ziehen. Denn überall droht die Gefahr, auf das angesprochen zu werden, dessen Benennung verboten ist. Auch mit dem Tabu verwandte Themen sind dem Sprechverbot unterworfen, denn von diesen könnte man über

eine assoziative Brücke zum problematischen Kernthema gelangen. Die Entwicklung des Systems bleibt durch diese negative Bindung der Aufmerksamkeit blockiert. Letztlich ist man ihr ausgeliefert wie die Menschen der Antike den Launen ihrer Götter. Ein anderes Beispiel: Ist die Krankheit des Vaters tabuisiert, dürfen auch die Krankheiten anderer Familienmitglieder sowie von Freundinnen oder Bekannten nicht mehr erwähnt werden; Bilder von durch eine Krankheit verstorbenen Verwandten dürfen nicht gezeigt werden, der Rückblick auf frühere Generationen wird eingeschränkt, weil in der Zukunft der Tod droht. Sprechverbote weiten sich also aus wie die durch den Steinwurf im Wasser erzeugten konzentrischen Kreise.

Es gibt auch Tabus, die dem konstruktiven Erhalt und Wachstum des Systems dienen. Das deutlichste Beispiel hierfür ist das Inzesttabu. Durch das Verbot der sexuellen Intimität zwischen Eltern und Kindern erhalten die Kinder einen Schutzraum für die langsame Annäherung an das Lebensthema Sexualität. Es kompensiert das Machtungleichgewicht, durch welches ein erwachsenes Familienmitglied sexuelle Kontakte mit dem schwächeren Kind erzwingen könnte, und wirkt deshalb entwicklungsfördernd.

Familiengeheimnisse erzeugen eine andere Dynamik (vgl. Imber-Black 1992; Reich 2001). Hier geht es darum, dass bestimmte Ereignisse nicht gewusst werden, und wenn man von ihnen weiß bzw. sie erahnt, muss man so tun, als ob die entsprechenden Gedanken nicht im Kopfe wären. „Du sollst nicht merken und nicht wissen“ heißt die zentrale Regel, nach der ein Geheimnis erhalten bleiben soll. Familiengeheimnisse ziehen in noch viel stärkerem Maße als ein Tabu das gesamte System in Mitleiden-schaft. Das Geheimnis nimmt alle, auch seine familiären Hüterinnen in Geiselnhaft, und die gesamte Familieninteraktion wird von der „Last des Schweigens“ (Bar-On 1993) niedergedrückt. In einer Vielzahl von Berichten haben die Kinder und Kindeskinde von Nazi-Tätern und -Täterinnen die Folgen dieses Schweigens und der durch sie geforderten Aufdeckung des Familiengeheimnisses beschrieben (Sichrovsky 1987).

Familiientabus und -geheimnisse werden erforderlich, wenn die betreffenden Themen mit extremen *Schamgefühlen* verknüpft sind. Erhielten die Tabus und Geheimnisse einen Platz im öffentlichen Sprachraum, würde man wegen eigener Verfehlungen oder einer Identifikation mit der Täterin an den Pranger gestellt. Soziale Stigmatisierung und Ausgrenzung wäre die Folge, was für die meisten Menschen eine traumatische Erfahrung ist und deshalb vermieden wird.

Schuldgefühle entstehen, wenn das Gebot der Tabubewahrung und Verbot der Geheimniserforschung gebrochen wird. Durch meine Schuldgefühle weise ich mir die Ursache für eine Verfehlung zu. In den meisten Fällen kann man dafür die Verantwortung übernehmen, weil es sozial geregelte Möglichkeiten der Kompensation, Korrektur, Entschuldung und Entschuldigung gibt. Im Falle des Bruchs schwer wiegender Tabus bzw. der Aufdeckung von Geheimnissen werden ihre Hüterinnen eine Wiedergutmachung und Entschuldigung verweigern, weil sie diesen Bruch bzw. diese Aufdeckung als Verrat definieren. Deshalb kann das Schuldgefühl nicht in die Schuld für eine konkrete Verfehlung verwandelt werden, die beglichen werden kann; es bleibt erhalten und sein Inhalt unabgeschlossen, weil die Entschuldung und Wiedergutmachung verweigert wird. Von dieser Dynamik der Scham- und Schuldgefühle leben Tabu und Geheimnis gleichermaßen.¹⁶

Freud hatte die Scham- und Schuldgefühle mit den Funktionen des Über-Ichs verbunden (Freud 1969c). Das Über-Ich besteht einerseits aus einem Set gesellschaftlicher Normen, Werte, Regeln, Gebote, Verbote und Rollenvorschriften, die im Laufe der Sozialisation internalisiert, d. h. zu individuell je eigenen werden. Zugleich ist es mit den Bildern der Eltern verbunden. Diese gestalten als wichtige Bezugspersonen den ersten sozialen Nahraum des Kindes und verwandeln in diesem die soziokulturellen Standards in Familienstandards, die dem Kind gegenüber vertreten werden. Schuld- und Schamgefühle entstehen also durch die interpersonelle Verletzung gesellschaftlicher Normen und die intrapsychische Aktivierung der in den inneren Bildern rekonstruierten wichtigen

Bezugspersonen, die das eigene innere und äußere Tun missbilligen. Das Über-Ich ist in diesem Sinne ein Beziehungskonstrukt.

Freud hatte dem *Über-Ich* drei Funktionen zuerkannt: Selbstbeobachtung, Ich-Ideal und das Gewissen. Durch die *Selbstbeobachtung* werden die eigenen intrapsychischen und sozial-kommunikativen Handlungen hinsichtlich der Scham- und Schuldthematik eingeschätzt: Ist das, was ich tue, erlaubt oder verboten, erwünscht oder unerwünscht? Das *Ich-Ideal* enthält die Beschreibungen und Kommentierungen bezüglich meines Wunschbildes: So möchte ich sein und von den anderen wahrgenommen werden. Das *Gewissen* schließlich ist der durch *Internalisierung* entstandene intrapsychische Ort der Begutachtung und Bewertung des Denkens, Fühlens und Handelns. Es ist auch der Ort, an dem die Scham- und Schuldgefühle induziert, aktiviert, verstärkt oder abgeschwächt werden.

Tabus und ihre Missachtung, Geheimnisse und ihr Verrat sind also letztlich Fragen des Gewissens.

Anmerkungen

1 „Wir unterscheiden den primären vom sekundären Sozialisationsvorgang: Im primären erwirbt sich das Kind die Grundqualifikationen eines handlungsfähigen Subjekts auf beiden Ebenen, der kognitiven wie der motivationalen“ (Habermas 1968, S. 15). In der sekundären Sozialisation durch die Schule erwirbt das Kind Kompetenzen und Wissen, die ihm die Integration in die gesellschaftliche Umwelt ermöglichen. Hier geht es u. a. um das „Lernen des Lernens“. In der „tertiären Sozialisation“ lernen die jugendlichen und erwachsenen Menschen Qualifikationen für die Ausübung ihrer Berufsrollen.

2 „Die Relevanz der frühen Kindheit für die Persönlichkeitsstruktur des Erwachsenen besteht darin, daß Erfahrungen während dieser Formierungsperiode eines noch schwachen Ich langfristig prägende Effekte haben und künftige Lernprozesse unter Umständen präjudizieren ... Im Alter von durchschnittlich zwei Jahren läßt sich für die Merkmalskomplexe: geistiges Interesse, Abhängigkeit und Aggression etwa ein Drittel der Varianz der entsprechenden, beim Abschluß der Adoleszenz gemessenen Werte voraussagen; im Alter von durchschnittlich fünf Jahren läßt sich bereits die Hälfte der Varianz voraussagen“ (Habermas 1968, S. 15). Systemisch ist hier anzumerken, dass die langfristige Vorhersagbarkeit von Merkmalsvarianzen, also den zwischen Personen unterschiedlichen Merkmalsausprägungen, mit der Stabilität ihrer primären und sekundären Bezugssysteme zusammenhängt. Grundlegende Elemente der Familienkultur (Einstellungen, Erziehungsstile, Beziehungsregeln usw.) sind „aktive Variablen“. Sie werden nicht spektakulär gewechselt, sondern wirken kontinuierlich im Beziehungssystem von Eltern und Kindern.

3 Das Bezugsjahr der folgenden Daten ist – falls nicht anders angegeben – 1996, die Quelle ist ein vom Bundesministerium für

Familie, Senioren, Frauen und Jugend herausgegebener Auszug aus amtlichen Statistiken (Engstler 1999).

- „*Geschlechtsspezifische Unterschiede in den Lebensformen* zeigen sich vor allem im – gegenüber Söhnen – früheren Auszug der Töchter aus dem Elternhaus, dem häufigeren Alleinleben der Männer im jüngeren und mittleren Alter, der fast ausschließlich weiblichen Lebensform des Alleinerziehens und der Dominanz des ehelichen Zusammenlebens bei älteren Männern, während Frauen aufgrund ihrer höheren Lebenserwartung mit steigendem Alter zunehmend allein im Haushalt leben“ (ebd., S. 15; alle Hervorhebungen in Anmerkung 3: W. R.).
- „*79 % der Einwohner Deutschlands leben in Familienhaushalten* (einschl. Ehepaaren, die keine Kinder – mehr – im Haushalt haben). *Rund 57 % der Bevölkerung bilden Eltern-Kind-Gemeinschaften* mit gemeinsamer Haushaltsführung, darunter nur 2 % in Haushalten mit Großeltern, Eltern und Kindern“ (ebd., S. 15). „Nur 20,8 % der Bevölkerung leben allein (16 %) oder mit anderen Personen – unverheiratet – zusammen (5 %), ohne eigene Kinder oder Kinder des Partners/der Partnerin im Haushalt“ (ebd., S. 19).
- „Nur 36 % der Haushalte sind Haushalte mit Kindern (ohne Altersbegrenzung), aber 57 % der Bevölkerung leben in Mehrgenerationenhaushalten“ (ebd., S. 43). Der Anteil der Privathaushalte mit Kindern unter 15 Jahren beträgt allerdings nur noch 23 %. Der Anteil der Haushalte ohne Kinder ist in den alten Bundesländern zwischen 1972 und 1996 von 50,6 % auf 65,2 % gestiegen. 1996 lebten in 23 % aller Haushalte Ehepaare ohne Kinder, drei Viertel von ihnen werden von älteren Ehepaaren gebildet (ebd., S. 44).
- „*Mehrgenerationenhaushalte setzen sich zu 97 % aus Mitgliedern zweier Generationen zusammen*, d. h. der Eltern- und Kindergeneration“ (ebd., S. 45).
- „Einschließlich der Mütter, Väter und Kinder, die zwar nicht mehr in demselben Haushalt, aber am gleichen Ort wohnen und

regelmäßig Kontakt miteinander haben, *leben mindestens 85 % im engeren Familienverbund*" (ebd., S. 15).

- „5 % der Bevölkerung ab 65 Jahren und rund 14 % der Bevölkerung im Alter von 80 und mehr Jahren wohnen in Alteneinrichtungen“ (ebd., S. 16).
- *Ca. 19 % der Kinder sind Einzelkinder.* In den neuen Bundesländern ist der Einzelkinderanteil höher als in der ehemaligen BRD. Westdeutsche Ehepaare verzichten eher ganz auf Kinder; wenn nicht, entscheiden sie sich vom Trend her für zwei Kinder (ebd., S. 34).
- *„Die Mehrheit minderjähriger Kinder (ca. 86 %) lebt mit beiden leiblichen Eltern zusammen. Diese sind in neun von zehn Fällen miteinander verheiratet“* (ebd., S. 32).
- *85,5 % aller Einelternfamilien sind Mutter-Kind-Familien, nur 14,5 % sind Vater-Kind-Familien.* „Drei von fünf Alleinerziehenden sind verheiratet getrennt lebend oder geschieden, ein Fünftel verwitwet und ebenfalls ein Fünftel ledig. Väter sind häufiger Verwitwete (26 %), Mütter häufiger ledig, besonders in Ostdeutschland“ (ebd., S. 54). *„Die überwiegende Mehrzahl der Alleinerziehenden sind demnach Mutter-Kind-Familien nach dem Scheitern einer Ehe“* (ebd., S. 55).
- *„Die nichteheliche Lebensgemeinschaft ist nicht nur eine typische Lebensform in der Anfangsphase der Paar- und Familienentwicklung; sie gewinnt zusehends auch als Lebensform nach dem Scheitern einer Ehe an Bedeutung.* Besonders in den alten Bundesländern sind unverheiratet zusammenlebende Paare mit Kindern häufig eine nacheheliche Lebensform, genauer: nichteheliche Stieffamilien. Insgesamt sind in Deutschland 40 % der unverheiratet mit einem Partner und Kind(ern) zusammenlebenden Frauen geschieden oder vom Ehemann getrennt“ (ebd., S. 58).
- *Es wird weniger und in einem späteren Lebensalter geheiratet.* „1996 waren ledige Männer bei ihrer Eheschließung bereits 30 Jahre alt, Frauen 27,6 Jahre“ (ebd., S. 78). Die Heiratsrate sinkt

vor allem in der Gruppe der Frauen und Männer mit Hochschulabschluss (ebd.).

- *Etwa ein Drittel aller Ehen wird wieder geschieden.* Die Scheidungshäufigkeit ist in den Sechzigerjahren stark angestiegen und „scheint sich nun auf hohem Niveau einzupendeln“ (ebd., S. 88). 1994 heirateten im alten Bundesgebiet von 100 geschiedenen Frauen 65 erneut, von 100 Männern waren es 58. In den neuen Bundesländern betrug die Quote bei Männern und Frauen gleichermaßen 53 (ebd., S. 87). Die durchschnittliche Ehedauer bei der Scheidung beträgt 12 Jahre. „Am höchsten ist das Scheidungsrisiko sechs bis sieben Jahre nach der Heirat. Aber auch das Risiko einer Scheidung nach längerer Ehedauer hat zugenommen“ (ebd., S. 91). „Rund 14 % der Kinder von Ehepaaren sind vor Erreichen der Volljährigkeit von der Scheidung ihrer Eltern betroffen“ (ebd., S. 91).
- *„Der Bevölkerungsanteil Alleinlebender steigt.* Im früheren Bundesgebiet lebten 1972 14 %, 1996 bereits 21 % aller Volljährigen allein im Haushalt. Hauptfaktoren des Anstiegs sind: die Alterung der Gesellschaft (d. h., es steigt wegen der höheren Lebenserwartung von Frauen vor allem die Zahl der Einzelhaushalte mit älteren Frauen; W. R.), die zeitliche Entkoppelung zwischen dem Auszug aus dem Elternhaus und dem Zusammenziehen mit einem festen Partner, die gesunkene Stabilität der Partnerschaften, der Anstieg partnerlos Bleibender (v. a. Männer) und die Zunahme an Paaren mit getrenntem Haushalten“ (ebd., S. 65).
- *Die Geburtenrate hat seit den sechziger Jahren abgenommen.* „Die 1960 geborenen Frauen werden im Durchschnitt nur 1,63 Kinder je Frau bekommen, im Osten mehr (1,77), im Westen weniger (1,57) ... In den alten Bundesländern gibt es einen engen Zusammenhang zwischen dem Bildungsniveau der Frau und ihrer Kinderzahl. 40 % der 35- bis 39-jährigen westdeutschen Frauen mit Hochschulabschluß haben keine Kinder (im Haushalt), gegenüber 21 % der Frauen mit Hauptschulabschluß. Die

Kinderzahl der ostdeutschen Frauen variiert bei dieser Altersgruppe kaum mit dem Qualifikationsniveau, da die meisten dieser Frauen ihre Kinder noch zu DDR-Zeiten bekommen haben. 91 % aller ostdeutschen Akademikerinnen sind Mütter. Es ist jedoch zu erwarten, daß die Bildungsabhängigkeit der Fertilität auch in den neuen Ländern zunimmt“ (ebd., S. 94). Verheiratete Frauen sind bei der Geburt ihres ersten Kindes durchschnittlich 28,3 Jahre, unverheiratete Mütter 27 Jahre alt (ebd., S. 100).

- *Der Bevölkerungsanteil ausländischer Mitbürgerinnen/Mitbürger lag Ende 1995 bei ca. 10 %.* Aber jede zehnte Familie mit Kindern im Haushalt ist eine ausländische Familie. „Die ausländische Bevölkerung in Deutschland ist erheblich jünger als die deutsche und setzt sich aus mehr Männern als Frauen zusammen“ (ebd., S. 71).
- *Es wächst die Zahl der binationalen Ehen.* Ihr Anteil an den Eheschließungen hat zwischen 1960 und 1996 von 4 auf 17 % zugenommen (ebd., S. 73).
- *55 % aller 15- bis 64-jährigen Frauen mit Kindern sind erwerbstätig, mehr als die Hälfte von ihnen in Teilzeit oder in einem „geringfügigen Beschäftigungsverhältnis“ nach dem 630-DM-Gesetz (325-€-Gesetz).* In den alten Bundesländern sind nur 16 % der Mütter minderjähriger Kinder ganztags erwerbstätig. Von den Müttern mit Kindern unter sechs Jahren sind 45 % berufstätig, bei Kindern bis drei Jahre sind es 26 %. Zwei Drittel aller Mütter in der BRD, deren jüngstes Kind sechs bis 14 Jahre alt ist, sind erwerbstätig, in den alten Bundesländern 62 %. In den alten Bundesländern hat bei den Familien mit Schulkindern ein *Wandel von der „Versorgerehe“ zur „Zuverdienerhe“* stattgefunden: „Während bei Arbeitnehmer-Ehepaaren mit Kindern unter drei Jahren die Frau nur 8 % zum Bruttoverdienst des Paares beiträgt, erhöht sich ihr durchschnittlicher Einkommensanteil schrittweise bis auf 25 %, wenn das jüngste Kind das Jugendalter erreicht (13–17 Jahre)“ (ebd., S. 111). In den neuen Bundesländern fallen alle Quoten höher aus, sind aber

seit der Wiedervereinigung erheblich zurückgegangen, was mit den dortigen hohen Arbeitslosenzahlen erklärbar ist. Eine diesbezüglich weitere Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschland ist nicht allein wegen der unterschiedlichen Wirtschaftslage, sondern vor allem wegen der Angleichung der Lebensstile zu erwarten. Die alten und neuen Länder haben eine statistische Realität gemeinsam: „In beiden Landesteilen hängt die Erwerbsbeteiligung und die Arbeitszeit der Männer nicht davon ab, ob und wieviel Kinder sie haben, wie alt diese sind und ob auch die Frau erwerbstätig ist. Sofern Männer mit Kindern im Haushalt nicht arbeitslos oder bereits verrentet sind, gehen sie einer Erwerbstätigkeit nach, die in 9 von 10 Fällen eine Vollzeittätigkeit umfasst“ (ebd., S. 112).

- Für *unbezahlte hauswirtschaftliche, pflegerische, betreuende und handwerkliche Tätigkeiten* wurden 1992 in den alten Bundesländern rund 77 Mrd. Arbeitsstunden aufgewendet. Demgegenüber wurden 48 Mrd. bezahlter Arbeitsstunden geleistet. (Diese Zahlen wurden allerdings noch vor der Einführung der Pflegeversicherung erhoben). Frauen leisten durchschnittlich 35 Wochenstunden unbezahlte Arbeit, Männer nur 19, 5 Stunden.
- „Zwei Drittel aller Kinder im Alter zwischen drei und fünf Jahren besuchen regelmäßig einen Kindergarten oder eine Kindertagesstätte. Ein Fünftel der 6- bis 7-jährigen Kinder geht nach dem Schulunterricht in einen Kinderhort“ (ebd., S. 124). Hier fallen die Zahlen im Ost-West-Vergleich für den Osten deutlich höher aus.
- „Rund 62 000 Kinder und Jugendliche erhalten Heimerziehung, 48 000 leben bei einer Pflegefamilie (zusammen weniger als 5 ‰)“ (ebd., S. 124).
- „1993 stand den Haushalten mit Kindern unter 27 Jahren im Jahresdurchschnitt ein monatliches Nettoeinkommen in Höhe von 5880 DM in den alten Bundesländern und 4270 DM in den neuen Bundesländern (einschließlich aller Transferleistungen, des Einkommens aus Vermietung und der Kapitaleinkünfte) zur

Verfügung ... 22 % der ostdeutschen und 11 % der westdeutschen Haushalte mit Kindern mußten mit weniger als 3000 DM auskommen; 3 % (Ost) und 17, 5 % (West) verfügen über mehr als 8000 DM" (ebd., S. 133). 21 % aller westdeutschen Haushalte mit Kindern unter 27 Jahren hatten 1993 ein monatliches Nettoeinkommen zwischen 6000 und 8000 DM. „Berücksichtigt man die unterschiedliche Zahl und das Alter der zu versorgenden Haushaltsmitglieder, stellt sich die Einkommensposition der Ehepaare mit Kindern schlechter dar als die der Ehepaare mittleren Alters ohne Kinder im Haushalt. Die relative Einkommensdifferenz wird um so größer, je mehr Kinder im Haushalt leben ... Innerhalb der Familien haben die Alleinerziehenden im Durchschnitt das niedrigste Einkommen. 1993 mußten im Westen 49 %, im Osten 78 % mit weniger als 3000 DM im Monat auskommen. Jede vierte alleinerziehende Mutter mit Kind(ern) unter 18 Jahren erhielt zu Beginn des Jahres 1996 Sozialhilfe" (ebd., S. 133). Wird das Nettoeinkommen in ein bedarfsgewichtetes „Äquivalenzeinkommen" umgerechnet, sinken die Haushaltseinkünfte bei Familien erheblich. Westdeutsche Ehepaare mit einem Kind haben dann nur noch durchschnittlich 2767 DM, Ehepaare mit drei und mehr Kindern nur noch 2052 DM zur Verfügung. In Ostdeutschland liegen diese Zahlen noch niedriger. Alleinerziehende Mütter mit zwei und mehr Kindern erreichen im Westen nur noch 1556 DM, im Osten 1428 DM.

4 In der Beratungsstelle für Eltern, Kinder und Jugendliche des ländlich strukturierten baden-württembergischen Landkreises Calw sind es etwa 50 %.

5 Siehe z. B. die entsprechenden Formulierungen in § 1 des KJHG.

6 „In den interaktiven Prozessen zwischen und innerhalb von Generationen werden Werthaltungen und Erfahrungen vorhergehender Generationen nicht einfach übernommen, sondern wechselseitig ausagiert und damit selbst interaktiv erlebt. Durch dieses eigene Erleben wirken sie fort oder transformieren sich. Dabei können Erfahrungen von an der Interaktion nicht direkt beteiligten

Generationen, von bereits längst verstorbenen Generationen bestimmend für die eigene Erfahrung und damit auch für eine Generation bestimmend sein“ (Rosenthal in Mansel et al. 1997, S. 59).

7 „„Alles fließt, man kann nicht zweimal in denselben Fluss steigen“; ein Schüler Heraklits fügte hinzu, man könne es sogar nicht einmal“ (Bloch 1972, S. 129).

8 „Das Grundwort Ich – Du kann nur mit dem ganzen Wesen gesprochen werden. Die Einsammlung und Verschmelzung zum ganzen Wesen kann nie durch mich, kann nie ohne mich geschehen. Ich werde am Du; Ich werdend, spreche ich Du. Alles wirkliche Leben ist Begegnung“ (Buber 1983, S. 18).

9 Fortschritt ist die Kombination aus zwei Schritten vorwärts und einem Schritt zurück.

10 Die Autorinnen wählten dabei die Zeitpunkte der Trennungssituation sowie ein, fünf, zehn und 15 Jahre nach der Trennung. Die Familien der Stichprobe waren aus einer sozial relativ homogenen Gruppe weißer Mittelschichtfamilien eines Vorortwohngebietes an der San Francisco Bay ausgewählt worden.

11 „Trauer ist regelmäßig die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion wie Vaterland, Freiheit, ein Ideal usw. ... Wir vertrauen darauf, daß sie nach einem gewissen Zeitraum überwunden sein wird, und halten eine Störung derselben für unzweckmäßig, selbst für schädlich“ (Freud 1969d, S. 428 f.). Sie zeigt sich als „tief schmerzliche Verstimmung, eine Aufhebung des Interesses für die Außenwelt ... Verlust der Liebesfähigkeit ... Hemmung jeder Leistung“ (ebd.). *Trauer* lässt sich verstehen als ein notwendiger Prozess des Abschiednehmens, in dessen Verlauf der trauernde Mensch sich einerseits im Schmerz des Verlustes auf sich selbst zurückzieht, andererseits zunehmend auch wieder den Bezug zur sozialen Umwelt herstellt. In der *Melancholie* ist der Rückzug auf sich selbst absolut; hinzu kommt die „Herabsetzung des Selbstgefühls, die sich

in Selbstvorwürfen und Selbstbeschimpfungen äußert und bis zur wahnhaften Erwartung von Strafe steigert“ (ebd.). Im Unterschied zur *Trauer* bleibt der Mensch in der *Melancholie* auf den Verlust fixiert und wendet diesen durch Selbstvorwürfe gegen die eigene Person. Er verstrickt sich in einer negativen *Feedback-Spirale* mit Rekurs auf sich selbst; die Trauer verliert den Charakter eines sich selbst auflösenden Prozesses und wird chronifiziert.

12 Drei Tage des tiefen Schmerzes und sieben Tage der Trauer lassen die Zurückbleibenden ganz bei sich sein – sie werden dabei von ihrer erweiterten Familie, der Nachbarschaft und der „Chewra Kadischa“ unterstützt. Es folgen dreißig Tage der allmählichen Wiederanpassung und elf Monate der Erneuerung und Heilung. Auch das gemeinsam mit den Sterbenden gesprochene „Sch’ma Israel“, das Totengebet nach ihrem letzten Atemzug („Kaddisch“), die expressive Totenklage und das Symbol des ein ganzes Jahr über brennenden „ewigen Lichtes“ („Ner Tamid“) dienen diesem zeitlich strukturierten Prozess der allmählichen Heilung (siehe de Vries 1994).

Die „Chewra Kadischa“ („Heilige Vereinigung“) ist ein Wohltätigkeitsverein von Männern und Frauen, der innerhalb der jüdischen Gemeinde die ehrenamtliche Pflicht (hebr. „Mizwa“) zur Unterstützung der Hinterbliebenen übernimmt. Er organisiert die Versorgung und Beerdigung der Toten, den religiös-psychischen Beistand für die Trauernden und deren Versorgung während der Trauerwoche, in der diese das Haus nicht verlassen (siehe ebd., S. 282 ff.).

13 Eine wechselseitige Beschreibung von Delegationen verhindert die diesem Konzept innewohnende Gefahr der auf die Eltern gerichteten kausal-linearen Ursachenzuschreibung und der Pathologisierung ihres Verhaltens. Dabei muss man nur die von Stierlin in *Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen* (Stierlin 1972) entfalteten dialektischen Perspektive ernst nehmen.

14 ... wie es in dem Lied *Wenn der Senator erzählt* von Franz Josef Degenhardt ironisch heißt (Degenhardt 1992).

15 Zur Unterscheidung von Signifikant und Signifikat siehe [2.4.3.2.2.2.1](#).

16 Stierlin hat die Dynamik von Scham und Schuldgefühlen in Familien detailliert beschrieben (siehe Stierlin 1975b).

5

Schritte zu einer systemisch begründeten Sozialen Arbeit

Soziale Arbeit ist die offizielle (formelle) Antwort der Gesellschaft auf soziale Probleme. Ihre beiden Pole *Angebot und Eingriff* bzw. *Hilfe und Kontrolle*¹ führen zur Hinterfragung des in der Systemtherapie² gepflegten Mythos der Freiwilligkeit. Ihre Zielsetzungen sind Emanzipation, *Empowerment und Hilfe zur Selbsthilfe; sie geben der Arbeit eine inhaltlich definierte Richtung der Entwicklung.*

Im Sinne einer Ausweitung der Sozialen Arbeit zur systemischen Sozialen Arbeit ist zunächst ihre Gegenstandsbeschreibung erforderlich.

5.1 Die Beschreibung des Gegenstands der Sozialen Arbeit

Soziale Arbeit ist eine Handlungswissenschaft par excellence. Sie ist im allgemeinsten Sinne die Antwort der Gesellschaft auf soziale Probleme, die in ihrem Kontext entstanden sind und an deren Entstehen sie als struktureller Organisator der Lebensverhältnisse ihrer Mitglieder einen erheblichen Anteil hat.

Die an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen vertretene Gegenstandsbeschreibung der Sozialen Arbeit soll als Ausgangspunkt meiner Überlegungen für die Konzeption einer systemischen Sozialen Arbeit dienen.

„Es geht um die Handlungsfähigkeit von Menschen ... in ihrer Umwelt, also um die Entwicklung, Veränderung oder Verbesserung von Fähigkeiten und Möglichkeiten zum Leben in der Gesellschaft, zur Einflussnahme auf die eigenen Lebensbedingungen und den ökologischen Umgang mit diesen.

Der Bereich der (noch) nicht entwickelten oder beschränkten Handlungsfähigkeiten, auf welchen sich Soziale Arbeit bezieht, ist der *Bereich sozialisationsbedingter, bildungsbedingter, materieller, physischer, psychischer und/oder sozialstrukturell bedingter Einschränkungen*, die der Bewältigung des Alltags im Wege stehen.

Mit diesen Elementen soll die Abgrenzung zu ebenfalls auf Handlungsfähigkeit bezogenen Wissenschaften ermöglicht werden. Für Soziale Arbeit stehen nicht personenbedingte Fragen der Handlungsfähigkeit im Vordergrund, sondern Fragen zur Vermittlung zwischen Individuum und Lebenssituation (*Alltagsbezug*). Nicht intrapsychische Vorgänge, sondern die Wechselseitigkeit von Person und Lebenslage werden aufgegriffen. *Der Handlungsbereich des Berufes liegt zwischen individueller Lebensbewältigung und gesellschaftlichen Prozessen ...*

Der Gegenstand ist weiter durch ein normatives Element zu begrenzen. Handlungskompetenz und Einflussnahme soll die Chance der politisch-gesellschaftlichen Partizipation und der individuell-

biografischen Entwicklung eröffnen ... Normative Orientierungspunkte sind hier Menschen- und Grundrechte der Verfassung und Staatszielbestimmungen wie Demokratie, Sozialstaat und Rechtsstaat.“³

Diese Gegenstandsbeschreibung steht im Einklang mit Grundannahmen der im zweiten Kapitel entwickelten systemischen Metatheorie. Im Mittelpunkt von Beobachtung, Beschreibung, Analyse und Intervention steht nicht der einzelne Mensch, sondern der Mensch als soziales Wesen, nicht seine Psychodynamik, sondern die seinen sozialen Alltag strukturierenden Beziehungen zwischen ihm und den sozialen Umwelten.

Wenn Soziale Arbeit ihren Blick auf das Subjekt richtet, fragt sie u. a. nach seinen Bewältigungsmöglichkeiten bei Krisen, die immer als soziale und damit als Beziehungskrisen verstanden werden. Die Bewältigungsmöglichkeiten liegen in seinen *inneren und äußeren Ressourcen*.

Zu den *inneren Ressourcen* gehören aus der Sicht der Psychologie:

- eine psychische Stabilität, die durch die Gewissheit des „Ich bin ich“, die Zuversichtlichkeit hinsichtlich der eigenen Zukunft und Coping-Strategien zur Bewältigung turbulenter psychischer Situationen;
- Kompetenzen des Rollenhandelns (siehe [3.2.2.1](#));
- das Handeln im Kontext eines strukturellen, d. h. situationsübergreifenden Motivs der Erfolgserwartung hinsichtlich des eigenen Verhaltens (siehe Heckhausen 1974a, b);
- die Erwartung, soziale Situationen im eigenen Interesse selbst beeinflussen zu können (Strohschneider 1993);
- die Planung und Zielorientierung des eigenen Handelns (von der Weth u. Strohschneider 1993)
- vernetztes bzw. zirkuläres Denken,⁴ das der Komplexität von Handlungssituationen gerecht wird und mögliche Folgen von

Einzelaktivitäten ständig mit dem angestrebten allgemeinen Ziel vergleicht (Dörner 1989);

- eine Fähigkeit, die doppelte Kontingenz sozialer Situationen auszuhalten und kreativ zu nutzen;
- die Rückbezüglichkeit des eigenen Verhaltens zu akzeptieren, d. h., sich als Teil von Handlungskreisläufen zu verstehen und eine ethisch begründete Verantwortung für die eigenen Beiträge zu übernehmen.

Unter *äußeren Ressourcen* verstehe ich einerseits die sozialen Unterstützungssysteme in der Familie, Freundschaften und nachbarschaftliche Beziehungen im Gemeinwesen. Andererseits sind damit die finanziellen und bildungsmäßigen Möglichkeiten der Teilhabe an den gesellschaftlichen Konsum- und Dienstleistungsangeboten gemeint.

Soziale Arbeit als Antwort auf soziale Probleme ist *Krisenintervention* und *zugleich prophylaktische Bildungsarbeit*.

Als Krisenintervention ist sie mit den eingeschränkten Möglichkeiten ihrer Adressatinnen zur Alltagsbewältigung konfrontiert.

Als Bildungsarbeit ist sie im Vorfeld sozialer Problemlagen verortet. Dann geht es um die Bereitstellung äußerer Ressourcen, um im Vorfeld von Problemlagen subjektive Bewältigungsmöglichkeiten zu stärken und puffernde soziale Netze z. B. durch Familienbildungsstätten, Jugendhäuser, Vereine, Volkshochschulen und Jugendorganisationen und soziale Gruppenarbeit zu schaffen.

Aufträge für die Soziale Arbeit kommen aus verschiedenen Bereichen; ich nenne sie primäre, sekundäre, tertiäre Auftraggeberinnen. Sie werden unter 5.4.2.1 beschrieben.

Fazit: Diese Gegenstandsbeschreibung zeigt, dass Soziale Arbeit in ihrem Kern systemisch ist, auch wenn sie nicht so genannt wird. Denn ihr Schwerpunkt ist die ganzheitliche Sicht der Person-Umwelt-Beziehung und ihre für die Alltagsbewältigung mehr oder weniger hilfreiche Organisation. Ihre Interventionen richten sich auf die Ausweitung und Differenzierung von Bewältigungsmöglichkeiten

durch die Erschließung von neuen oder bislang blockierten Ressourcen. Ihre begriffliche Erweiterung ist deshalb nur konsequent. Ihre bisher implizite systemische Perspektive kann dann mithilfe der im zweiten Kapitel dargestellten systemischen Metatheorie zur expliziten Grundlage einer *systemischen* Sozialen Arbeit gemacht werden.

5.2 Die aus der Gegenstandsbeschreibung abgeleiteten Theoriebereiche der Sozialen Arbeit

Die aus dieser Gegenstandsbeschreibung abzuleitende Theoriebildung der systemischen Sozialen Arbeit richtet sich auf die soziale Existenz des Menschen, seine Entwicklungsmöglichkeiten und Gefährdungen.

5.2.1 Lebenslagen und Handlungsspielräume

Lebenslage ist ein zentraler Begriff in der Theoriebildung zur Sozialen Arbeit (vgl. Böhnisch 1982). In meinem Verständnis bezeichnet er das Zusammenspiel mehrerer für jede persönliche Existenz maßgeblicher psychosozialer Strukturen, die den einzelnen Menschen mit seiner sozialen Umwelt verbinden. Diese werden in zentralen Lebensbereichen aufgrund unterschiedlicher sozialer Teilhabechancen unterschiedlich genutzt und entwickelt. Solche psychosozialen Strukturen sind:

- Das *Geschlecht unter der Gender-Perspektive*.
- *Abschnitte des persönlichen Lebenszyklus* wie Kindheit und Jugend unter der Perspektive primärer und sekundärer Sozialisation; das Lebensalter der Erwachsenen unter der Perspektive tertiärer Sozialisation und Erwerbstätigkeit; das Alter als Ruhestand, Zeit zunehmender körperlicher Einschränkungen und letzter Lebensabschnitt.
- Die unterschiedlichen *privaten Lebensformen*: Väter, Mütter und Kinder im Kontext einer Kernfamilienkonstellation, eine Familie mit allein erziehender Mutter bzw. allein erziehendem Vater oder eine Stieffamilie oder die nicht an eine Familie gebundene private Lebensform des Singles oder des Paares ohne Kinder.

Die Kombination dieser psychosozialen Strukturen markiert spezifische Lebenslagen, z. B. werden Geschlecht, Abschnitt des Lebenszyklus und eine spezifische Lebensform miteinander verknüpft. Es entsteht dann z. B. die Lebenslage eines allein lebenden Mannes ohne Bindungsprioritäten, einer allein erziehenden Mutter, die sich sozial als Mutter und Frau orientieren muss, die Lebenslage einer durch das Zusammenleben von Eltern und Kindern charakterisierten Kernfamilie oder die Lebenslage Kindheit in einer Stieffamilie. Jede Lebenslage ist mit vielfältigen Werten, Rollenanforderungen und Entwicklungsaufgaben verbunden. Das beinhaltet Chancen und Risiken für die Entwicklung der Beziehungssysteme und der in sie

verwobenen Personen. Die Lebenslage des allein lebenden Mannes kann die Aufgabe beinhalten, für sich selbst sorgen zu lernen; die Lebenslage der allein erziehenden Mutter erfordert die Auseinandersetzung mit kulturellen Werten, Verhaltensanforderungen und eigenen Vorstellungen hinsichtlich des Idealbildes einer *guten Mutter*; in der Lebenslage Kernfamilie ist das Ausbalancieren von Nähe und Distanz innerhalb und zwischen den Generationen von Bedeutung.

Vier Handlungsspielräume stecken Böhnisch (1982) zufolge den Rahmen für die persönliche Entwicklung in den verschiedenen Lebenslagen ab:

- Der *Erwerbs- und Einkommensspielraum* umfasst die Thematik der Einkommenssicherung. Hier geht es um die Chancen der Teilhabe an ökonomischen und kulturellen Angeboten. Armut z. B. beschneidet in einer Konsumgesellschaft drastisch die psychosozialen, d. h. auch bildungsmäßigen Entwicklungschancen von Erwachsenen, Kindern und Jugendlichen (AWO 2000).
- Der *Kontakt- und Kooperationsspielraum* verweist auf die Vielfältigkeit oder Armut von sozialen Beziehungsmöglichkeiten. Unter seiner Perspektive fragen wir nach einem nachbarschaftlichen Unterstützungssystem, Kinderbetreuungsmöglichkeiten, die auch soziale Kontakte für die Mutter bzw. den Vater eröffnen, und kommunikativen Kompetenzen.
- Der *Lern- und Erfahrungsspielraum* bezieht sich auf kulturelle Angebote hinsichtlich der persönlichen und beruflichen Entwicklung sowie des psychosomatischen Wohlbefindens. Wichtige Fragen heißen hier: „Welche Ausbildungschancen hat ein Mensch?“, „Kann er sein persönliches Blickfeld durch Bildungs- und Beratungsangebote erweitern?“, „Entspricht die von ihm besuchte Bildungs- bzw. Ausbildungsstätte seinen Begabungen und Neigungen?“, „Welche Teilhabemöglichkeiten

eröffnen sich ihm innerhalb des Gemeinwesens, des politischen Systems und der Arbeitswelt bzw. seines Arbeitsplatzes?“

- Der *Muße- und Regenerationsspielraum* zeigt an, inwieweit die Teilhabe am gesellschaftlichen Konsumangebot ein ausreichendes Maß an Freizeit, Urlaub und besinnlichen Stunden sichert. Auch die Möglichkeit, die eigene psychosomatische Spannkraft über Angebote des Gesundheitssektors zu erhalten, fällt in diesen Bereich. Hierzu gehört auch die Gestaltung eines regenerationsund entwicklungsfördernden Wohnumfeldes.

Diese Handlungsspielräume und damit die durch sie ins Spiel kommenden Ressourcen können geringer oder weiter gefasst sein. Soziale Arbeit hat es in vielen Fällen mit Auftraggeberinnen zu tun, deren Handlungsoptionen sehr gering sind. Diese Begrenzung kann einerseits in akuten Krisen entstehen, die durch problematische Phasenübergänge im persönlichen bzw. familiären Lebenszyklus und schwer wiegende *life events* wie unvorhergesehene Arbeitslosigkeit, Familienauflösung, Unfälle und überraschende Todesfälle entstehen. Sie kann aber andererseits auch im Gefolge einer chronifizierten Krise über einen langen Zeitraum hinweg aufgebaut werden. Chronifizierte Krisen entstehen, wenn die Lösungsversuche für akute Krisen kontraproduktiv sind, die Ressourcen für eine Krisenbewältigung nicht ausreichen und neue nicht erschlossen werden konnten. Krisen verleiten immer dazu, einzelne Personen des Gesamtsystems als Problemfall zu definieren. Die systemische Perspektive ermöglicht in Verbindung mit dem Lebenslagenkonzept ein *Reframing*. Die betreffenden Personen werden jetzt als symptomzeigende Repräsentantinnen ihres primären sozialen Bezugssystems verstanden; sie können wegen mangelnder Handlungsspielräume in den vier genannten Lebensbereichen zu wenig Ressourcen für die Krisenbewältigung aktivieren. Weder die Familie als Mikrosystem noch die mit ihr verbundenen Meso-, Exo- und Makrosysteme werden als Verursacher benannt. Denn im systemischen Verständnis liegt hier

eine durch die Organisation aller Systeme bedingte Störung der Austauschbeziehungen zwischen den Systemen vor.

Für die durch ein solches Konzept zu begründenden Interventionen der Sozialen Arbeit ist die Zielsetzung eindeutig: Erweiterung der Handlungsspielräume durch Ressourcenaktivierung bzw. die Erschließung neuer Ressourcen. Auch das Subjekt als Beziehungswesen und eigenes System hat seine Bedeutung für die Handlungsfähigkeit des ganzen Systems. Systemische Soziale Arbeit wird deshalb auch persönliche Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Interpretationsprozesse in ihrer Bedeutung für die Handlungsfähigkeit des ganzen Systems thematisieren. Hierfür nützliche Methoden werden im sechsten Kapitel vorgestellt.

Lebenslagen haben sich historisch und auf der Basis der politisch-ökonomischen Verhältnisse einer Gesellschaft entwickelt. Einerseits werden sie *vom spätkapitalistischen Interventionsstaat* (Böhnisch 1982) durch seine Sozial-, Gesundheits- und Kulturpolitik beeinflusst, womit diese die Chancen der Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen definieren. Andererseits werden sie von den Menschen nach Maßgabe ihrer wiederum durch Chancen der Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen beeinflussten persönlichen und familiären Ressourcen gestaltet.

Das Lebenslagenkonzept erfordert eine sozialpolitische Orientierung der Sozialen Arbeit. Um enge Spielräume, geringe Ressourcen, rigide Sprachspiele ihrer Auftraggeberinnen zu erweitern, aufzulockern und zu verschieben, müssen auch die sozial-, gesundheits- und kulturpolitisch beeinflussbaren Rahmenbedingungen der vier genannten Lebensbereiche strukturell verändert werden.

Sowohl die Lebensbereiche als auch ihre Rahmenbedingungen sind widersprüchlich organisiert. Sozialpolitik, Gesundheitspolitik, Bildungspolitik und Soziale Arbeit haben aus der Sicht des am Systemerhalt orientierten staatlichen Handelns die Aufgabe, diese Widersprüchlichkeit auszubalancieren.

- Auf der *Ebene der Sozialpolitik* handelt es sich um den Widerspruch zwischen dem Wunsch der Wirtschaft nach möglichst niedrigen Kosten und den Interessen der Bürgerinnen hinsichtlich guter Einkommensverhältnisse, Konsumchancen und Mitspracherechte. Dem Staat fällt hier die Mittlerposition zu: Einerseits benötigt er als demokratischer Staat eine möglichst große Akzeptanz durch seine Bürgerinnen, andererseits muss er den Profitinteressen der kapitalistischen Ökonomie Rechnung tragen. Die von Müller-Armack und Erhardt entwickelte und seit 1948 zur Grundlage der westdeutschen Gesellschaft erhobene *soziale Marktwirtschaft* (Ambrosius 1977) entspricht dieser Mittlerposition des Staates.
- Auf der *Ebene der Sozialen Arbeit* geht es um den Widerspruch zwischen *Angebot und Eingriff*.
- Auf den *Ebenen der Sozialisation* und damit auch von Familien als Auftraggeberinnen hinsichtlich der Sozialen Arbeit geht es um den Widerspruch zwischen ökonomisch forciertem Konsumbedürfnis und im Rahmen der Sozialisation gefordertem Bedürfnisaufschub, zwischen individuellen Freiheitswünschen und gesellschaftlich notwendigen Beschränkungen des persönlichen Egoismus.

5.2.2 Alltag und Lebenswelt

Soziale Arbeit setzt am *Alltag* ihrer Auftraggeberinnen an. *Alltag* meint die Sicherheit gebende Routine des immer Wiederkehrenden, die Gewährleistung von Haushalt und Einkommen durch familieninterne Beziehungs- und familienexterne Erwerbsarbeit, die Gestaltung der Wohnung, die Sicherstellung der Ernährung und die Logik des Sich-irgendwie-Durchwurschtelns. „Gelingender Alltag“ (Thiersch 1992) benötigt deshalb eine Vielzahl von Kompetenzen – miteinander sprechen, sich lieben und sich streiten, arbeitsteilig und kooperativ handeln, einerseits planen und ordnen und sich andererseits flexibel in unvorhersehbaren Situationen bewegen können, Langeweile aus- und das Interesse am Nichtalltäglichen erhalten. Ein *gelingender Alltag* erfordert auch den Unterschied zum Alltäglichen. Das Außergewöhnliche – Feste, Spontaneität, Glücksgefühle und die Highlights des Beziehungslebens – wirkt langfristig, wenn es im Alltag vorbereitet bzw. angestrebt wird und danach in ihn zurückkehren kann. Mit dem Konzept des *gelungenen Alltags* tritt Soziale Arbeit zumindest theoretisch aus dem Feld der Zuweisung von Pathologie, Anormalität und Verrücktheit heraus. Problematische Verhaltensweisen werden nicht mehr aus dem Alltag verbannt und jenseits von ihm angelegten Sonderbereichen zugewiesen. Sie sollen sich im Alltag zeigen dürfen und auch in ihm bewältigt werden. Hier setzt Soziale Arbeit an: Sie nutzt die von ihr und anderen Professionen entwickelten Methoden, um in Krisen befindliche Systeme bei der (Rück-)Gewinnung ihrer zur *Alltagsbewältigung* notwendigen Kompetenzen zu unterstützen. Dabei richtet sie sich im Sinne der *Ressourcenorientierung* primär an dem aus, was ihre Auftraggeberinnen schon können, und erst sekundär an dem, was fehlt.

Ein so verstandener Alltagsbegriff vermeidet den Rückzug in den wissenschaftlichen Elfenbeinturm wie auch die theoretische Anpassung an das, was so ist und sich nicht ändern lässt.⁵ Er fördert nicht den „Rückzug ins Überschaubare, Enge, die Bestätigung dessen, was sowieso schon passiert, oft einhergehend mit einer gleichsam

bebaglichen Selbstzufriedenheit“ (Thiersch 1992, S. 42). Er ist ein sozialkritischer *und* praktischer Begriff. Bei allem kritischen Gehalt nimmt er die täglichen Sorgen und Nöte der Menschen ernst; er fordert neben strukturellen gesellschaftlichen Veränderungen auch praktische Hilfen in aktuellen Krisensituationen. Was von dem Gegenpol des Alltagsbewusstseins, der Wissenschaft, punktuell in den Alltag eintreten sollte, ist das Interesse an distanzierter Reflexion, Kritik, Begründung und Transparenz der Intentionen, Motive, Methoden und Ziele. Mit dem Konzept der *Metakommunikation* bietet die systemische Kommunikationstheorie eine Brücke zwischen dem Bereich wissenschaftlicher Reflexionslogik und dem alltäglichen kommunikativen Handeln (Watzlawick et al. 1972; Schultz von Thun 1984). Metakommunikation meint hier das bewusste Innehalten im Fluss der alltäglichen Kommunikation und die Überprüfung ihrer Regeln, Muster und Inhalte im Dialog der an ihr Beteiligten.

Lebenswelt als Komplementärbegriff zum *Alltag* stellt sich immer aus der Perspektive eines „kommunikativ handelnden Subjekts“⁶ her und ist von diesem nicht zu trennen. Sie besteht aus gegenwärtigen und vergangenen sozialen Situationen, in denen kognitiv-affektive Erinnerungsbilder, Werte, Normen und Regeln ausgebildet wurden. Vor ihrem Hintergrund bildet die betreffende Person Erwartungen hinsichtlich zukünftiger Situationen.

Im Begriff der *Lebenswelt* vernetzen sich jenseits aller philosophisch-phänomenologischen Diskussionen (hierzu Lippitz 1992) acht Komponenten zu einem Gerüst sozialer Situationen.

- *Lebenswelt verbindet aktuelle, d. h. im Vordergrund stehende soziale Situationen mit den ihren Hintergrund bildenden vergangenen und in der Zukunft als möglich eingeschätzten sozialen Situationen.* Die gerade bestehende Situation tritt nach ihrer Beendigung in den Hintergrund zugunsten einer neuen im Horizont der *Lebenswelt* herausgebildeten.

- *In der Lebenswelt sind die Orte des Alltagshandelns zu einem räumlichen Netzwerk verknüpft.* Sie können schnell, leicht und ohne besondere Vorbereitungen bzw. Erlaubnisprozeduren erreicht, genutzt und gestaltet werden. Solche Orte des Alltagshandelns sind z. B. das Wohnquartier, die eigene Wohnung, Wohnungen von Freundinnen, Verwandten, Partnerinnen und befreundeten Familien; Büro und Fabrik als Arbeitsplatz; Versammlungslokale, Plätze, Straßen, Verkehrsmittel; das Schwimmbad, die Turnhalle, das Theater und andere kommunale Einrichtungen.
- *Das subjektive Handeln in der Lebenswelt ist leibliches Handeln.* Das die Selbstverständlichkeit der eigenen Existenz sichernde und in den alltäglichen sozialen Situationen gewonnene Gefühl des ICH BIN ist körperlich verankert. Sage ich ICH, erlebe ich mich in meinem Körper innerhalb der durch die Haut gebildeten Grenze zu meiner Umwelt.
- *Über diese räumliche Komponente hinaus stellt sich Lebenswelt auch zeitlich her:* Durch die Erinnerung an selbst gelebte soziale Situationen und die aus ihnen abgeleiteten Normen, Regeln und Werte bildet die kommunikativ handelnde Person eine Vorstellung von Normalität und Alltäglichkeit, die eine bruchlose Weiterführung der gegenwärtigen Lebenssituation in der Zukunft erwarten lässt. Diese Erwartung kann trügen; dann entsteht eine Krise zwischen dem betreffenden Menschen und seiner Umwelt.
- Als fünfter Aspekt ist die *Selbstverständlichkeit des alltäglichen Handelns* zu nennen: Alltagshandeln wird normalerweise erst zu einem Thema der Reflexion, wenn es Probleme, Spannungen, Konflikte, Frustrationen erzeugt. In einem solchen Fall verliert die aktuelle soziale Situation und über sie die gesamte Lebenswelt ihre Unmittelbarkeit und Selbstverständlichkeit. Dann werden die Lebenswelt und der Lebensentwurf des Menschen thematisiert und zum Gegenstand von Kritik und Veränderungsideen.

- Habermas betont, dass den Menschen in ihrer Lebenswelt ein „Vorrat“ an Wissen, Werten und Deutungsmustern gegenübertritt, der in ihrer Kultur von Generation zu Generation tradiert, verändert und weiterentwickelt wird. Deutungsmuster sind vor allem im Bereich der Kommunikation wichtig, denn ausgehend von ihnen schaffen sich die Menschen ihre subjektiven Bedeutungszuweisungen für das eigene Denken, Fühlen und Handeln und das der sozialen anderen. Im Kontext ihrer Lebenswelt sind die Menschen an diesem Entwicklungsprozess beteiligt. Sie werden in einem kulturellen Kontext sozialisiert, übernehmen dessen Angebote und verändern sie im Prozess der Übernahme für sich selbst. Dieser Übernahmeprozess ist zugleich ein Austauschprozess. Menschen übereignen ihrer Lebenswelt die von ihnen entwickelten kognitiv-affektiven Schemata in symbolischen und symbolisch-materiellen Formen.⁷ Dadurch werden sie Teil des kulturellen Prozesses. Dort präsentieren sie sich wiederum als Angebote für die einzelnen Lebenswelten und die in ihnen sozialisierten und kommunikativ handelnden Menschen. In diesem Sinne lassen sich die beschriebenen Austauschprozesse als fortdauernde zirkuläre Prozesse zwischen Kultur, Lebenswelten und Personen modellieren.⁸
- Habermas führt auch die Unterscheidung zwischen Lebenswelt und System ein. Die Lebenswelt ist der Raum des alltäglichen Handelns, der Unmittelbarkeit und der konkreten sozialen Kontakte. In ihr kann sich eine Person als kompetent erleben, soziale Situationen in ihrem Sinne interaktiv zu beeinflussen und zu gestalten. Das gegenteilige Gefühl der sozialen Ohnmacht wurde in der klinischen Psychologie als „erlernte Hilflosigkeit“ beschrieben (Seligman 1983) und zeigt eine Störung dieser kommunikativen Selbstverständlichkeit an. Unter dem Gesichtspunkt des Systems erweist sich dieses Gefühl eines eigenen sozialen Einflusses als notwendige Fiktion. Notwendig deshalb, weil sie zu einem Gefühl existenzieller Sicherheit und

Geborgenheit in der Welt führt, das die eigene Handlungsfähigkeit sichert. Mit System bezeichnet Habermas den abstrakt bleibenden Bereich funktionaler Zusammenhänge, der nur über distanzierte Beobachtungen, quasi aus der Vogelperspektive, begriffen werden kann. Hier geht es nicht um das subjektiv erlebte Handeln, sondern um die Einordnung dieses Handelns in den größeren Zusammenhang einer gesellschaftlichen Organisation. Aus deren Sicht ist das subjektive Handeln abhängig von den sozialen Rollen-, Funktions- und Statuszuweisungen und dient der Stabilität des Systems. Im System geht es um Rationalität und Zweckbestimmung, in der Lebenswelt um kommunikative Verständigung.⁹

- „Die Handlungssituation bildet für die Beteiligten jeweils das Zentrum ihrer Lebenswelt; sie hat einen beweglichen Horizont, weil sie auf die Komplexität der Lebenswelt *verweist*. In gewisser Weise ist die Lebenswelt, der die Kommunikationsteilnehmer angehören, stets präsent; doch nur so, dass sie den *Hintergrund* für eine aktuelle Szene bildet. Sobald ein solcher Verweisungszusammenhang in eine Situation einbezogen, zum Bestandteil einer Situation wird, verliert er seine Trivialität und fraglose Solidität“ (Habermas 1988, Bd. 2, S. 188; Hervorh. im Orig.).

Die je eigene Lebenswelt zeigt sich in dem vertrauten Feld alltäglicher kommunikativer Handlungen und deren selbstverständlicher Sinnhaftigkeit. Die systemische Soziale Arbeit ist immer dann gefordert, wenn die Handlungsfähigkeit von Menschen und ihrer Bezugssysteme gestützt und entwickelt werden muss, weil Vertrautheit und Selbstverständlichkeit zerbrochen sind. Die dann notwendige Selbstthematizierung und Metakommunikation bedarf eines Anstoßes und der Unterstützung von außen; das ist die Funktion der Sozialen Arbeit.

5.2.3 Soziale Netzwerke

Mit dem Begriff „soziale Netzwerke“ wird eine gleichbedeutende Metapher für das Konzept der „sozialen Systeme“ eingeführt. Die Beziehungen werden in diesem Wortbild als die Fäden eines Netzes, die Menschen und Institutionen als seine Knoten versinnbildlicht. Nachbarschaft, Freundschaften, Bürgerinneninitiativen, aber auch Kliniken, Beratungseinrichtungen einer Gemeinde, betreute Altenwohnungen usw. lassen sich mit diesem Bild fassen. Entscheidend für die begriffliche Einfassung sozialer Gruppen als Netzwerke ist die Idee der Selbstorganisation und Überschaubarkeit lokaler, kleinräumiger Beziehungssysteme, in die Menschen eingebunden sind. Soziale Netzwerke sind Teil der Lebenswelt, sie sind das Feld des alltäglichen Handelns und lassen sich als das Grundmuster der Beziehungen im Gemeinwesen verstehen.

Die Popularität des Netzwerkkonzeptes verdankt sich seiner Verbindung mit der in den Sechziger- und Siebzigerjahren entwickelten gesellschaftlichen Utopie der kleinen, überschaubaren, sich selbst regulierenden Gruppen, in denen die Menschen ihren Alltag und darin ihre gegenseitige Unterstützung solidarisch organisieren; den Ansprüchen einer zentralistisch und hierarchisch gegliederten Gesellschaft wurde die Idee der „Selbstverwaltung“ entgegengesetzt (Keupp 1987).

Soziale Arbeit soll sich auf die diese Netzwerke richten, die in ihnen agierenden Menschen zur Selbstorganisation und Selbstverwaltung befähigen und – wo nötig – die Entwicklung neuer Netzwerke in Gang setzen. Beispielhaft hierfür waren die Ideen der demokratischen Psychiatrie, die, von Italien ausgehend (siehe Basaglia 1973; Zehentbauer et al. 1987), in Deutschland einsickerten und seit der Psychiatrieenquete von 1975 zur Etablierung der Sozialpsychiatrie führten. Um Chronifizierungen zu verhindern bzw. aufzulösen, sollten die langjährigen psychiatrischen Patientinnen das künstliche und autoritär strukturierte Netzwerk der psychiatrischen Klinik verlassen und sich in neu zu schaffenden kleinen Netzen wie Wohngemeinschaften, Tagesstätten, Treffpunkten, Arbeits- und

Freizeitgruppen zusammenfinden. Das Ziel war es, dass die langjährig hospitalisierten Menschen die Selbstverantwortung für ihr Leben zurückgewinnen und es nach eigenen Interessen gestalten können, anstatt sich der Ordnung einer „totalen Institution“ (Goffman 1973) zu unterwerfen.

Netzwerke können formal sein, dann werden sie im Zusammenspiel von Fachkräften und interessierten Bürgerinnen organisiert, sind juristischen Regularien unterworfen und werden durch die öffentliche Hand unterhalten oder subventioniert.

Ein gemeindepsychiatrischer Verbund mit Sozialpsychiatrischem Dienst, Wohngruppen, betreutem Einzel- und Paarwohnen, Tagesstätte, „Werkstatt für psychisch Kranke“, Tagesklinik und ärztlichen Praxen wäre ein solches formales Netz. Informelle Netzwerke entwickeln sich als Formen alltäglicher Kommunikation und gegenseitiger Unterstützung „jenseits von Markt und Staat“ (Olk u. Heinze nach Keupp 1987, S. 165). Sie sind strukturell oft weniger verankert und diskontinuierlich; ihre Existenz und Lebensfähigkeit hängt am unmittelbaren Engagement der in ihnen sich selbst organisierenden Menschen. Ein Beispiel hierfür sind die Bewegungen der Angehörigen „psychisch Kranker“, der Psychatrieerfahrenen und der in diesem Kontext entstandenen Selbsthilfegruppen.

Netzwerke haben die Funktion der Unterstützung, des Schutzes, der Bewältigung von Krisen und der Kontrolle. Wir sind gewohnt, vor allem auf die ersten drei Gesichtspunkte zu blicken und den manchmal auch hilfreichen Kontrollaspekt zu vergessen. Ein Beispiel dafür wäre die Selbsthilfegruppe der Anonymen Alkoholiker (AA), in der die gegenseitige Kontrolle der Gruppenmitglieder hinsichtlich einer Rückfallgefährdung Teil des von allen akzeptierten Konzepts ist.

Hinsichtlich der Unterstützungs- und Krisenbewältigungsfunktion sozialer Netzwerke gibt es einige empirische Befunde.

„(1) *Affektive Unterstützung*: N.e (= Netzwerke; W. R.), in denen sich die meisten Mitglieder untereinander kennen (hohe Dichte), ähnliche soziale Attribute haben (hohe Homogenität) und nahe beieinanderleben (geringe Dispersion), vermitteln am ehesten

hohe emotionale Unterstützung. (2) *Instrumentelle Unterstützung*: Die Bereitstellung von praktischer Hilfe und Dienstleistung im Alltag oder Notfallsituationen verbessert sich mit der Größe und Dichte des N. (3) *Kognitive Unterstützung*: N.e, in denen Mitglieder durch schwache Bindungen (geringe Intensität) verknüpft sind, die Verbindung zu anderen N.en herstellen und in denen es unterschiedliche Typen von Mitgliedern gibt (geringe Homogenität), vermitteln am ehesten verschiedenartige und neue Informationen. (4) *Aufrechterhaltung der sozialen Identität*: N.e, die durch geringe Größe, hohe Dichte, starke Bindungen, geringe Dispersion und hohe Homogenität gekennzeichnet sind, ermöglichen eher die Bindung und Aufrechterhaltung eines Identitätsmusters, das relativ einfach strukturiert ist und über die Zeit stabil bleibt ... (5) *Vermittlung sozialer Kontakte*: N.e, die schwache Bindungen enthalten und dadurch Verbindungen zu anderen N.en eröffnen und herstellen, vermitteln am ehesten Zugang zu neuen sozialen Kontakten" (Keupp 1988a, S. 701).

5.2.4 Integration statt Ausgrenzung

Systemisches Denken ist ökologisches Denken (siehe 2.2), systemische Sozialarbeit ist zugleich ökologische Sozialarbeit (vgl. Wendt 1990). Die ökologische Betrachtung der Welt macht zwar Grenzen sichtbar, weist aber auch auf die direkten oder indirekten Austauschbeziehungen zwischen allen Systemen unseres Globus hin, die sie zu einem universellen „Lebensnetz“ (Capra 1996) verknüpfen. Mit dieser Perspektive ist die Ausgrenzung von spezifischen Bevölkerungsgruppen aufgrund kultureller Merkmale unvereinbar. Soziale Arbeit hat die Aufgabe, Ausgrenzung entgegenzuwirken, von der gerade ihre Adressatinnen besonders bedroht sind. Integration erfordert zugleich, die Unterschiede zwischen Bevölkerungsgruppen, Menschen, Subkulturen und spezifischen Lebenswelten zu erhalten und zu fördern. Denn sie kommen letztlich dem gesamtgesellschaftlichen System als Entwicklungsimpulse zugute. Die Lebenslage eines allein erziehenden Elternteiles z. B. erfordert in vielen Fällen eine Ganztageseinrichtung. Diese kommt aber auch den Müttern und Vätern der klassischen Zweielternfamilien zugute, die dadurch in ihrer beruflichen Entfaltung unterstützt werden. Oder: Die einzelnen ethnischen Gruppen einer multikulturellen Gesellschaft pflegen weiterhin intensive kommunikative Beziehungen zu ihren Herkunftsländern. Das fördert auch den wirtschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Austausch, der im Zuge der Globalisierung unumgänglich ist.

5.2.5 Soziale Probleme, Problemlagen und auf sie bezogene Interventionsstrategien

Soziale Arbeit hat es in den meisten Arbeitsfeldern mit Problemen zu tun. Für die Systemtherapie trifft das in noch größerem Maße zu. Das kann den Blickwinkel im Sinne einer Defizitorientierung einschränken und verführt die Helferinnen dazu, Hilfeangebote mit den Defiziten und nicht den Entwicklungschancen des nachfragenden Systems zu begründen. Nur mit einer konsequenten Ressourcenorientierung kann die systemische Soziale Arbeit dieser Verführung widerstehen.

Staub-Bernasconi (1994, S. 14 ff.) hat vier unterschiedliche Problemlagen benannt. Ich verbinde jede von ihnen mit den zu ihnen passenden, von Lüssi herausgearbeiteten Handlungsformen der Sozialen Arbeit.¹⁰

- *Ausstattungsprobleme*: In diesem Fall sind keine ausreichenden Zugänge zu den gesundheitsfördernden materiellen und kommunikativen Ressourcen der Gesellschaft vorhanden. Gesundheit ist als körperliches, psychisches und geistiges Wohlbefinden zu verstehen, das zugleich Voraussetzung und Resultat eines gelingenden Alltags ist. Zu dieser Problemkategorie gehört vordringlich die Problemlage Armut. Die entsprechende Handlungsform der Sozialen Arbeit ist die „Beschaffung“: „Von ‚Beschaffung‘ sprechen wir da, wo der Sozialarbeiter einer Person oder Personengruppe (z. B. einer Familie) Geld, eine Sache, Arbeit, Ausbildung oder irgendeine Dienstleistung verschafft. Er kompensiert damit ein soziales Defizit, und zwar eines, das sich auf die Bedürfnisobjekte Unterkunft, Nahrung, Gebrauchsdinge, Geld, Erwerbsarbeit oder Betreuung bezieht“ (ebd., S. 443). Im Sinne einer systemischen Sozialen Arbeit gilt es, bei der „Beschaffung“ die Doppelperspektive von *Inhalts- und Beziehungsaspekt* (Watzlawick et al. 1972) und die mit materiellen Werten verbundene *Beziehungssymbolik* (Goldbrunner 1991) zu beachten. Ein Angebot an materiellen Hilfen ist eben nicht nur

ein inhaltliches Angebot, sondern es enthält eine Beziehungsbotschaft der Sozialarbeiterin, z. B. „Ich will dir um jeden Preis helfen“ oder „Ich bin die Kontrolleurin deines Wirtschaftsgebarens“. Entscheidend ist aber nicht die Botschaft, sondern deren Wahrnehmung und Beantwortung durch die Auftraggeberinnen. Auch das Einfordern dieser materiellen Werte durch die unterprivilegierten Adressatinnen der Sozialen Arbeit ist in eine Beziehungsbotschaft eingebettet, z. B. „Ich schäme mich vor dir oder meinen Nachbarn wegen des Sozialhilfebezuges“ oder „Sorge du für mich, mir ist das zu viel“. Auch ein innerfamiliärer Streit um das Geld (vgl. Drechsler 2002) oder der Wunsch nach einer Veränderung der Wohnsituation eine wichtige Beziehungsbotschaft enthalten. Im ersten Fall kann der Streit der Ausdruck eines Machtkampfes sein, im zweiten Fall kann der Wunsch nach einem eigenen Zimmer auch heißen: „Ich will mehr Distanz zwischen dir und mir.“

- *Austauschprobleme:* „Ausgangspunkt dieser Probleme ist die bereits mehrfach erwähnte Tatsache, dass Menschen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Bildung, physische und soziale Sicherheit, medizinische Versorgung, aber auch in Bezug auf alle weiteren psychischen, sozialen und kulturellen Bedürfnisse existentiell auf andere Menschen und deshalb auf Austauschbeziehungen angewiesen sind“ (Staub-Bernasconi 1994, S. 20). Es geht um einen gerechten Austausch innerhalb von personalen und strukturell-gesellschaftlichen Beziehungen. Wo die Gegenseitigkeit im Austauschprozess fundamental verletzt wird, entsteht Ungleichheit – Staub-Bernasconi nennt das „Asymmetrien des Gebens und Nehmens“. Die daraus entstehende gegenseitige Verletzung und Entwertung hat aller Voraussicht nach sehr negative Folgen für die weitere Beziehung und das Selbstwertgefühl der Beteiligten. Eine diesem Bereich zuzuordnende Problemlage ist die „soziale

Isolation“. Entsprechende Handlungsformen sind Beratung, Verhandlung oder Betreuung. „In der sozialarbeiterischen Beratung bespricht der Sozialarbeiter mit einem oder mehreren Problembeteiligten das Problem und seine Lösung“ (Lüssi 1992, S. 393). In der Beratung können fehlgeschlagene Kontaktversuche durchgesprochen und alternative Verhaltensweisen im Rollenspiel geübt werden. Betreuung ist beschreibbar als langfristige Begleitung und Unterstützung bei chronifizierten Problemen, z. B. im Rahmen eines psychiatrischen Wohnheimes oder einer stationären Jugendhilfeeinrichtung. Hier könnte der sozialen Isolation durch Hausbesuche oder das Leben in einer Wohngruppe begegnet werden. Systemische Soziale Arbeit wird in allen Fällen versuchen, die sozialen Bezugssysteme ihrer Adressatinnen bzw. Auftraggeberinnen in ihre Arbeit einzubeziehen – sofern sie vorhanden sind.¹¹

- *Machtprobleme*: Macht hat als *Begrenzungsmacht* eine positive soziale Funktion, weil sie Menschen mit Ausstattungs- und Austauschproblemen vor Übergriffen der in dieser Hinsicht privilegierten sozialen anderen und Organisationen schützt. Als *Behinderungsmacht* sichert sie hingegen diese schon privilegierten Personen und Organisationen bei ihrer Expansion. Unter Behinderungsmacht fallen nach meinem Verständnis auch die Dominanzgebaren in sozialen Beziehungen, die mit Einschüchterung, Bedrohung oder offener Feindseligkeit einhergehen. Vor dem Hintergrund des Auftrags Sozialer Arbeit¹² ist das sozial schädlich, und Soziale Arbeit hat hier eine kompensatorische Aufgabe. Eine diesem Problemtypus zuzuordnende Problemlage ist die sich meistens gegen Frauen und Kinder richtende körperliche bzw. sexuelle Gewalt in Familien und öffentlichen Räumen. Die hier günstigen Handlungsformen der Sozialen Arbeit sind Beratung, Verhandlung und Intervention. „Der Sozialarbeiter greift dabei zum Schutze des gefährdeten Menschen in den

Problemzusammenhang ein, indem er rechtliche oder faktische Maßnahmen, welche die Schädigung verhindern, trifft oder den Interventionsadressaten (den Tätern; W. R.) solche Maßnahmen explizit oder implizit androht“ (Lüssi 1992, S. 415). Systemische Soziale Arbeit wird notwendige Zwangsmaßnahmen immer auch aus einem system- bzw. familiendynamischen Blickwinkel heraus betrachten. Sie wird das eventuelle Schweigen des Opfers, seine destruktive Bindung an den Täter und die lautlose Unterstützung anderer Opfer in der Familie mithilfe der „unsichtbaren Loyalitäten“ (Boszormenyi-Nagy u. Spark 19981) erklären und diese bei allen Zwangsmaßnahmen in Rechnung stellen. Die Heimunterbringung eines misshandelten Kindes nutzt nichts, wenn es zugleich zu Hause die Beschützerrolle für einen Elternteil oder die Geschwister übernommen hat. Wenn es zu Hause gebraucht wird, wird es aus dem Heim entweichen oder seine Entlassung durch extrem auffälliges Verhalten erzwingen.

- *Kriterienprobleme:* Hier geht es u. a. um die Fragen „Was ist ethisch vertretbar?“, „Was verstehen wir unter einer menschenfreundlichen Gesellschaft?“, „Welche Entwicklung soll eine Gesellschaft nehmen?“. Kriterienprobleme entstehen aus dem menschlichen Grundbedürfnis, sich Werte zu setzen, über das Bestehende hinauszugehen und bessere Welten zu antizipieren. Dies hat Ernst Bloch in *Das Prinzip Hoffnung* eindrücklich beschrieben (Bloch 1973). Die Diskrepanz zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, ist aber nicht nur ein Motor für Veränderung, sondern auch Quelle von Frustrationen, Kränkungen, Ängsten. Unterschiedliche Auffassungen über die gegenwärtigen Zustände und zukünftig bessere Zeiten erzeugen Konflikte bzw. Machtkämpfe. Werte werden im Namen „besserer Werte“ entwertet. Ein Konflikt im Feld kultureller Werte ist zugleich auch ein Selbstwertkonflikt der betroffenen Menschen. Eine in diesem Zusammenhang wichtige Problemlage ist die Drogenabhängigkeit. Die entsprechenden

professionellen Fragen heißen hier: „Was wird als Droge definiert, was als Sucht?“, „Favorisiert man eine akzeptierende oder eine prohibitive Drogenarbeit?“, „Inwieweit muss Soziale Arbeit Abhängigkeiten als Folge einer konsumsüchtigen Gesellschaft verstehen und sich deshalb politisch engagieren?“ Die hier ansetzenden Handlungsformen der Sozialen Arbeit sind Beratung, Verhandlung, und Betreuung. Hier ist es wichtig, die einzelnen Systemebenen im Auge zu behalten, um makro-, exo-, meso- und mikrosystemisch intervenieren zu können.

Der Vorteil der Sozialen Arbeit als der gesellschaftlichen und formellen Antwort auf soziale Probleme liegt in der Weite des Betrachtungsfeldes. Die Probleme der Auftraggeberinnen werden schon zu Beginn des Unterstützungsprozesses als soziale verstanden, die durch infrastrukturelle Maßnahmen der Gesellschaft und Sachhilfen gelöst, zumindest begrenzt werden können. Überpointiert und plakativ ausgedrückt: statt individueller Regression in der Spieltherapie eine Tagesgruppe zum Erwerb sozialer Kompetenzen, statt Familiengesprächen in der Beratungsstelle eine vor Ort präsente sozialpädagogische Familienhelferin oder aufsuchende Familientherapie, statt Fragen nach der Bedeutung diffuser Grenzen in der Familie die Suche nach einer größeren Wohnung, wo jedes Familienmitglied sein Zimmer hat und die Tür hinter sich schließen kann. Aber genau dieser Vorteil gerinnt zum Nachteil, wenn sozialarbeiterische Unterstützungsangebote nicht die Beziehungssymbolik als eine andere Seite der materiellen Problematik in Rechnung stellen.

5.2.6 Ressourcen, Coping-Strategien, Partizipation und Empowerment

Ressourcenorientierung ist sowohl in der Systemtherapie als auch in der Sozialen Arbeit eine essenzielle Bestimmung. Unter Ressourcen verstehen wir psychische, materielle und sozialkommunikative Quellen, auf die bei einer erfolgreichen Bewältigung von Handlungsanforderungen zurückgegriffen werden kann. Die zugrunde liegende Idee spricht allen Menschen die Fähigkeit zu, ihren Alltag mittels *Coping*-Strategien (Bewältigungsstrategien) selbst zu bewältigen, wenn entsprechende Ressourcen vorhanden sind bzw. gefunden werden können.

Coping-Strategien werden psychologisch als persönliche kognitiv-affektive Kompetenzen definiert, die psychische, handwerkliche und kommunikative Problemlösungen in bedeutsamen Anforderungssituationen ermöglichen. Ciompi hat den psychischen Coping-Strategien im Rahmen seines *Vulnerabilitätsmodells* der Schizophrenie eine zentrale Bedeutung für die Bewältigung psychosozialer Stresssituationen zugemessen (Ciompi 1982, 1985). Schultz von Thun hat eine Vielzahl persönlicher und kommunikativer Coping-Muster für prekäre Beziehungssituationen dargestellt (Schultz von Thun 1994, 1998).

Was unter einer pathologisierenden Perspektive als Symptomatik definiert wird, die einen Mangel repräsentiert, erweist sich bei einer gegenteiligen Einstellung oft als letzte Möglichkeit, die Funktionsfähigkeit des Systems im Alltag zu sichern. In dieser Sichtweise, welche die erste Variante nicht als falsch zurückweist, sondern nur eine andere Blickrichtung und dadurch ein Reframing des Symptoms vorschlägt, erhält z. B. die den Sohn am Schulbesuch hindernde Schulangst ihren Sinn als Unterstützung für den sonst allein zurückbleibenden Vater. In der Logik der Ressourcenorientierung erweist sich die Loyalität des Sohnes als systemstabilisierende Ressource, und das Fallbeispiel der Familie Beierle im ersten Kapitels zeigt, dass eine nur die individuelle Symptombeseitigung anstrebende Intervention scheitern wird. Denn

ohne die Änderung der familiären Muster bleibt das Symptom weiterhin sinnvoll und kann nicht aufgegeben werden. Änderungsversuche müssen die Familienloyalität wertschätzen und Ressourcen ausfindig machen, die weniger drastische Stabilisierungsversuche erfordern. Im oben genannten Fallbeispiel war das die Kontaktaufnahme im Dreieck Mutter – Vater – Sohn. Psychische und sozialkommunikative Ressourcen können materielle Ressourcen nicht ersetzen. Dennoch kann eine die materiellen Kontexte des vergesellschafteten Menschen berücksichtigende konstruktivistische Sichtweise Ressourcen an bisher unbeachteten Orten des Alltags und der Lebenswelt entdecken. „Systemisches Denken löst keine ‚Ausstattungsprobleme‘ ... Es kann dem jeweiligen System nur helfen, diejenigen Ressourcen zu nutzen, die irgendwie auch auffindbar sind. Das aber sind, geht man mit einer systemisch-konstruktivistischen Optik bei Patienten und Angehörigen, aber auch in professionellen Teams auf die Suche, oft sehr viel mehr als in Problemsituationen zunächst ersichtlich“ (Schweitzer 1995, S. 297).

Partizipation ist als Begriff einer kritischen Sozialwissenschaft bekannt (hierzu Negt u. Kluge 1972; Keupp 1988a). Gemeint ist die Teilhabe der Menschen an sozialen Entscheidungsprozessen, die ihren Alltag wesentlich beeinflussen. Im ökonomischen Sektor wird sie durch juristisch gesicherte Mitbestimmungsrechte, Verbraucherinnenschutz und ein kritisch-informiertes Konsumentinnenverhalten möglich. Im Sektor der Politik geht es um das aktive und passive Wahlrecht für alle öffentlichen Ämter auf allen staatlichen Ebenen, Mitwirkungsmöglichkeiten für kompetente Bürgerinnen und Bürgerinneninitiativen, die Herstellung der Öffentlichkeit bei Entscheidungen der Legislative und der öffentlichen Verwaltung sowie das Recht des Einspruchs gegen Verwaltungsakte und Gesetze. Im Teilsystem Kultur wird Partizipation hergestellt durch die Chancen der Teilhabe an den Bildungs-, Ausbildungs- und Freizeitangeboten des örtlichen Gemeinwesens, den Zugang zu den Öffentlichkeit herstellenden Medien und die Möglichkeit, aktiv und selbstbewusst kulturschaffend tätig zu sein. Im Bereich von

Wissenschaft und Technik ist der Partizipationsgedanke am schwierigsten einzulösen. Denn Wissenschaft hat einerseits die Tendenz, sich u. a. durch ihre Fachsprachen vom gesellschaftlichen Alltag abzuschotten; andererseits sind durch Bildung herzustellende Kompetenzen nötig, um sich in ihr zu bewegen. Allerdings haben die ökologischen Bürgerinitiativen seit den Siebzigerjahren gezeigt, dass wissenschaftlicher Fachverstand auch von Laien genutzt werden kann, um Übergriffe des ökonomisch-wissenschaftlichen Komplexes in die Lebenswelt der Menschen abzuwehren bzw. zu begrenzen.

Die Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit müssen oft erst die Ressourcen entdecken bzw. beschaffen, die ihnen Partizipation ermöglichen. Sie müssen vielleicht erst lernen, für einen Kinderbetreuungsplatz, ihren Sozialhilfeanspruch und eine bessere Wohnung zu streiten, sich mit den Anforderungen aus Schule und Kindergarten auseinander zu setzen oder sich vor den meistens wohlmeinenden Übergriffen von Nachbarinnen, Ämtern und Fachpersonal zu schützen. Die hier zu leistende Hilfe zur Selbsthilfe wird auch als *Empowerment* (Bemächtigung) bezeichnet. Sie verleiht Energie für die Vertretung der eigenen Interessen und entsprechende kommunikative Handlungen durch das rekursiv – im Prozess zunehmender Erfolgserfahrungen – wachsende Bewusstsein eigener Einflussmöglichkeiten im sozialen Nahraum. Psychologisch gesprochen, wird dadurch die eigene Selbstwertzuschreibung des Menschen im Spiegel seiner Umwelt (Satir 1989) gestärkt und die *erlernte Hilflosigkeit* gemildert. Im Zuge dieses eigendynamischen Zirkels entsteht ein Vertrauen in sich selbst und in die soziale Existenz sowie eine selbstsichere, veränderungsoffene Identitätsbeschreibung. In der Praxis des Empowerment geht man davon aus, „daß der Klient das Recht hat zu entscheiden, wann er Hilfe braucht, welche Art von Hilfe nützlich ist und wann sie nicht mehr gebraucht wird“ (Germain u. Gitterman 1983, S 45). Hier wird die Gleichgerichtetheit des Empowerment-Konzeptes mit der „Dienstleistungsphilosophie des systemischen Ansatzes“ (Schweitzer 1995) und seinem Prinzip der Selbstorganisation deutlich. Die Empowerment-Beziehung zwischen

Sozialarbeiterin und Auftraggeberin ist „eine Beziehung von wechselseitig geteilter Macht; Sozialarbeiterinnen sollen sich als Befähiger, Organisierer, Berater, als von gleicher Art mit dem Klienten sehen“ (Germain u. Gitterman 1983, S. 45). Diese Orientierung setzt voraus, dass die Sozialarbeiterinnen den Lebensentwurf ihrer Auftraggeberinnen als zu ihnen passend akzeptieren. Quer zu dieser Leitlinie sozialarbeiterischen Handelns steht der neben dem Unterstützungsauftrag ebenfalls unverzichtbare Eingriffsauftrag staatlicher Sozialarbeit. Entsprechende Interventionen können nicht immer auf einer einvernehmlichen Auftragsklärung zwischen Sozialarbeiterin und den Adressatinnen ihrer Bemühungen hoffen. Der Empowerment-Ansatz macht in diesem Fall erforderlich, dass die Eingriffe transparent sind, begründet werden und ihr Zeitraum vorab festgelegt wird. Widerstand sollte zunächst nicht als Ausdruck eines Desinteresses verstanden werden, sondern als Versuch, Handlungsfreiheit und Autonomie in der Situation zurückzugewinnen. Vielleicht wird dann im weiteren Verlauf ein Wechsel vom Kontroll- zum Unterstützungsaspekt möglich.

5.3 Das Belastungs-Bewältigungs-Paradigma

Die Konzepte von *Coping*, *Empowerment*, *Ressourcenaktivierung* und *Partizipation* sind Grundelemente des *Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas*. Es beschreibt die Situation der sich in einer Lebens- bzw. Systemkrise um Unterstützung bemühen Menschen unter dem Aspekt der Beziehung zwischen Anforderungen der äußeren Umwelt (*Belastungen*) und persönlichen bzw. systemischen Antworten (*Bewältigungsversuche*). *Stress* ist das *Belastung* und *Bewältigung* verbindende dritte Element dieses Paradigmas. Er entsteht, wenn in einer Anforderungssituation das psychische Gleichgewicht einer Person bzw. eines Systems signifikant gestört ist und zusätzliche, bislang im Hintergrund bestehende oder neue Ressourcen mobilisiert werden müssen, damit sie gemeistert werden können.

Als theoretisches Konstrukt wird Stress durch drei Komponenten bestimmt:

- die als *Stressoren* bezeichneten Einflüsse der Umwelt auf das System;
- die Wahrnehmung und Bewertung der Stressoren hinsichtlich des Schweregrades der *Verstörung*;
- die Antwort des Systems zu ihrer Bewältigung, die im Rahmen des Belastungs-Bewältigungs-Paradigmas als *Coping* bezeichnet wird.

Ob das angestrebte *Coping* gelingt, bleibt zunächst offen. Anfängliche Ungewissheit über den Erfolg bzw. Misserfolg des Bewältigungshandelns gehört zur Erfahrung jeder Stresssituation.

Weder die Anforderungen der Umwelt noch die Antworten eines Systems sind objektive Größen. Es hängt von der jeweiligen Bedeutungszuschreibung des mit einer Anforderung konfrontierten Systems ab, ob und in welchem Grade eine Anforderung als Stress erfahren wird. Diese Bedeutungszuschreibung speist sich aus den zur Verfügung stehenden Ressourcen für die Aufgabenbewältigung. Kann ich auf stützende soziale Netzwerke, eine gute Gesundheit, ein hohes

Selbstwertgefühl, vertrauenswürdige soziale Beziehungen, soziales Prestige und flexible *kognitiv-affektive Schemata* zurückgreifen, werden viele Anforderungssituationen als zu meisternde Aufgaben, d. h. als eine milde Form von Stress, erlebt. Unter ungünstigeren Umständen dagegen könnten die gleichen Anforderungen als hochgradiger Stress interpretiert werden. In diesem Fall ist für die Handelnden zunächst nicht klar, ob für die Bewältigung der Situation ausreichende *Ressourcen* zur Verfügung stehen. Auch hier kann sich durch eine erhöhte Anstrengung bei der Ressourcenmobilisierung die Zuversicht in Bezug auf das Gelingen der Bewältigung einstellen. Im ungünstigsten Fall wird die Situation als Überwältigung empfunden, d. h., sie enthält Stressoren, die aus der Sicht des betroffenen Systems nicht zu bewältigen sind. Entsteht eine solche Einschätzung der Situation, wird ein Misserfolg antizipiert. Diese Einschätzung wirkt sich, wie die Forschung zum *Misserfolgsmotiv* und der *erlernten Hilflosigkeit* zeigen, äußerst ungünstig aus, vor allem, wenn es sich um ein in Wiederholungssituationen gebildetes Muster handelt (Heckhausen 1974a, b; Seligman 1983). Dann entsteht eine Eigendynamik, in der alle Rückmeldungen über das eigene Handeln in der Situation negativ bewertet werden und den eigenen Antrieb zur Ressourcenmobilisierung immer mehr hemmen. Im Kontext dieser negativen Feedback-Spirale dient jede Rückmeldung der Bestätigung des eigenen Vorurteils: „Ich kann nicht erfolgreich sein.“

Lazarus hat den Prozess Stressbewältigung, der schon mit der Wahrnehmung der Stressoren beginnt, in vier Phasen unterteilt. (Germain u. Gitterman 1983; Lazarus u. Launier 1981; Jerusalem 1990).

- *1. Phase: Die primäre Bewertung.* „Wenn wir auf eine schwierige Lebenslage treffen, nehmen wir, bewußt oder unbewußt, eine *Ersteinschätzung (primary appraisal)* vor. Indem wir uns selber fragen ‚Was ist die Bedeutung dieses Problems?‘ oder ‚Habe ich Schwierigkeiten, oder ist das eine Herausforderung?‘, gelangen wir mit unserer Begutachtung zu einem Urteil darüber, ob das Vorkommnis irrelevant, gutartig

oder eine Belastung ist. Wenn wir zu dem Ergebnis kommen, daß es sich um einen Stressor handelt, bestimmt die Einschätzung weiterhin, ob es sich um einen Schaden oder einen Verlust, einen drohenden Schaden oder Verlust (Lebensstressoren) oder um eine Herausforderung handelt. Schaden oder Verlust beziehen sich auf Störungen und Leiden, die schon eingetreten sind, während die erlebte Bedrohung Verlust und Schädigung in der Zukunft antizipiert, wie bei der Ankündigung, daß eine Fabrik oder Firma stillgelegt wird. Im Fall von Schaden und Verlust sind die Bewältigungsbemühungen darauf gerichtet, den Stressor zu überwinden, zu reduzieren oder zu tolerieren. Im Falle der Bedrohung zielen die Bewältigungsbemühungen darauf ab, den gegenwärtigen Stand der Dinge aufrechtzuerhalten, den antizipierten Schaden oder Verlust zu verhüten oder die Auswirkungen zu mildern. Wir bewerten eine Lebenslage als Herausforderung, wenn wir denken, daß wir über die persönlichen und Umwelt-Ressourcen verfügen, sie zu meistern“ (Germain u. Gitterman 1983, S. 13 f.; Hervorh. im Orig.).

- *2. Phase: Der „sekundäre Bewertungsschritt“.* Wird im Zuge dieser Ersteinschätzung eine Situation als Stresssituation interpretiert, findet die *sekundäre Einschätzung* statt. Sie verbindet sich mit der Coping-Frage: „Was kann ich tun, um die schwierige Situation zu bewältigen?“, „Welche körperlichen, psychischen, materiellen und sozialen Ressourcen stehen mir zur Verfügung?“, Welche Folgen wird mein Handeln haben, und wird es erfolgreich sein?“
- *3. Phase: Das Coping im engeren Sinne.* Es entsteht nun ein kognitiv-affektives Schema, das manchmal bewusst und auch neu ist, meistens aber durch den automatischen Rückgriff auf ähnliche Situationen diffus-halbbewusst hergestellt wird. Die zu seiner Umsetzung notwendigen Ressourcen werden aktiviert, bzw. es werden neue erschlossen. Coping umfasst das

Bewältigungsverhalten wie auch die verhaltenssteuernden kognitiv-affektiven Strategien, Pläne und Schemata. „Die *persönlichen Coping-Ressourcen* umfassen Motivation; Problemlösungs- und Beziehungsfähigkeit; eine hoffnungsvolle Perspektive; eine gut ausgeprägte Selbstwertschätzung und Selbststeuerung; die Fähigkeit, stressorrelevante Informationen aus der Umwelt zu identifizieren und zu nutzen; Selbstbeschränkung sowie die Fähigkeit, Umweltressourcen zu suchen und sie effektiv zu nutzen (ebd.; Hervorh. im Orig.). Die „Umweltressourcen“ umfassen die formellen, institutionalisierten Dienstleistungsangebote der öffentlichen und freien Träger. Auch die informellen, aus Freundschaften, Teilsystemen der erweiterten Familie, Kolleginnen, Nachbarschaft und Bürgerschaft bestehenden Netze gehören zu dieser Kategorie. Diese beiden Arten von Ressourcen müssen von dem betroffenen System als aktivierbar wahrgenommen, mobilisiert und eventuell ausgeweitet werden. Die Adressatinnen der Sozialen Arbeit leben in vielen Fällen in akuten und/oder chronischen Krisen, die sie aus eigener Kraft nur schwer, kaum oder gar nicht meistern können. Soziale Arbeit hat dann die Aufgabe, die Ressourcenseite zu stärken, damit die erfahrenen Stresssituationen in den Bereich einer bewältigbaren Aufgabe verschoben werden können.

- 4. Phase: Die „Neubewertungen“ der Situation. Werden das Coping durch die Rückmeldungen der Umwelt und die eigene Bewertung als erfolgreich erlebt und der Erfolg der eigenen Anstrengung und der eigenen Fähigkeit zugeschrieben, stärkt dies den persönlichen bzw. systemischen Selbstwert und begünstigt die Bildung bzw. Festigung des Erfolgsmotivs hinsichtlich des eigenen Handelns.

Die Sozialarbeiterinnen können ihre Auftraggeberinnen schon in der ersten Phase unterstützen, indem sie durch zusätzliche Informationen über die zu bewältigende Situation, Bezugnahme auf die Fähigkeiten der Auftraggeberinnen und deren Selbstverantwortung für die

Alltagsbewältigung zu einer lösungsorientierten und optimistischen ersten und zweiten Bewertung beitragen. In der dritten Phase ist die Sozialarbeiterin vor allem als Vermittlerin von Ressourcen und Dialogpartnerin bei der Planung des Bewältigungshandelns, eventuell auch als Vorbild und Ratgeberin gefragt. In der letzten Phase kann sie durch eine bestärkende Erfolgsrückmeldung oder eine Ermutigung zu einem neuen Versuch zu einer Stärkung des Selbstwertes, des Erfolgsmotivs und der Selbstverantwortung beitragen.

5.4 Arbeitsfeldbezug, Auftragsorientierung und die Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit

Der Arbeitsfeldbezug leitet sich aus der Notwendigkeit ab, die Lebenswelt der Auftraggeberinnen als Feld der „Diagnose“ und Intervention zu nutzen. Die Orientierung an Aufträgen bezieht sich auf das Empowerment-Konzept und die metatheoretische Perspektive der Selbstorganisation von Systemen.

5.4.1 Der Arbeitsfeldbezug

Die Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit sind weit gestreut und sehr unterschiedlich. Sie orientieren und entwickeln sich in Interaktion mit gesellschaftlichen Veränderungen und durch sie entstehenden bzw. fortbestehenden grundlegenden sozialen Fragen. Die klassische Soziale Arbeit entwickelte sich zu einem Teil aus dem christlich-humanitären Impuls, in Not befindlichen Menschen zu helfen. Die bürgerliche Sozialarbeit leitete sich aus dieser ethischen Orientierung ab. Meines Erachtens gibt es noch eine zweite Erklärung für die öffentliche Etablierung der Sozialen Arbeit. Sie wurde notwendig, um die für die kapitalistisch-industrielle Entwicklung notwendige partielle Integration der Arbeiterklasse in die Gesellschaft zu sichern. Ohne ein Mindestmaß von deren Loyalitätsbindung an die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen wären im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die auf ihrer „freiwilligen“ Lohnarbeit“ beruhende Profitmaximierung, Kapitalakkumulation und Ausweitung der industriellen Produktion nicht möglich gewesen. Insofern stand für die institutionalisierte Sozialarbeit zunächst die paternalistische Unterstützung der Armen, ihre gesellschaftliche Anpassung und staatliche Kontrolle im Vordergrund (Donzelot 1980). Die sozialistische Richtung innerhalb der Sozialen Arbeit setzte an diesem Punkt ein. Sie kritisierte die bürgerliche Sozialarbeit als Praxis der Anpassung an die bestehenden Ausbeutungs- und Entfremdungsstrukturen und verlangte eine Verbindung von materieller Hilfe, sozialistischer politischer Bildung und Solidarisierung der Arbeiterklasse.

Zeitlich etwas verschoben, entwickelte sich im bürgerlichen Lager die *Gender*-Thematik und die Soziale Arbeit von Frauen für Frauen. Denn mit der Entwicklung der Produktivkräfte, der Nachfrage nach Arbeitskräften und der Verbesserung des allgemeinen Bildungsstandes mussten auch die bürgerlichen Mädchen und Frauen langfristig aus dem Familienghetto entlassen werden. Damit richtete sich das Augenmerk auf die Bildung und Ausbildung der Frauen bzw. Mädchen des Bürgertums und der Arbeiterinnenklasse. In eine

verstärkende Wechselwirkung damit trat das sich mit dem zunehmenden gesellschaftlichen Reichtum entwickelnde kulturelle Angebot, das auch die Frauen mit einbezog.

Ausgehend von der Sozialen Arbeit mit Frauen und den Angehörigen der unterprivilegierten Klassen bzw. Gruppen, haben sich im Zuge der Differenzierung des gesellschaftlichen Systems und der dadurch neu entstehenden sozialen Fragen eine Vielzahl neuer Arbeitsfelder ergeben. In ihnen treten auch Familien als Auftraggeberinnen sowie direkte oder indirekte Adressatinnen in eine Beziehung zur Sozialen Arbeit.

- Die Armutsfürsorge für Familien hat sich *zum Bereich der familienunterstützenden und familienersetzenden Hilfen* entwickelt. Die wohltätige und kontrollierende Unterstützung der Armen ist dem grundgesetzlich begründeten Anspruch auf ein menschenwürdiges Leben gewichen und im Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD) organisatorisch mit der Jugend- und Familienhilfe verknüpft. Sozialpädagogische Familienhilfe, aufsuchende Familientherapie und Erziehungsberatung sind ebenfalls dem Feld der familienunterstützenden Hilfen zuzuordnen. Die Unterbringung in Heimen und Pflegefamilien als jenseits der Herkunftsfamilie angesiedelte Jugendhilfemaßnahmen gehört zu den familienersetzenden, die Herkunftsfamilie aber möglichst mit einbeziehenden Hilfen. Die Tagesgruppen sind dazwischen angesiedelt; hier verbleibt das Kind in der Familie, verbringt aber den größten Teil des Tages in einer außerfamiliären institutionellen Betreuung.
- Zur *sozialpädagogischen und erzieherischen Arbeit in Kindergärten, Kindertagesstätten und Kinderhäusern* gehört als integraler Bestandteil die Elternarbeit. Diese kann sich auf den Familienkontext eines auffälligen Kindes richten, die Begegnung der Eltern untereinander fördern, Elternbildungsarbeit betreiben oder den Kindergarten mit seinem kommunalen Einzugsbereich und den Familien seiner Kinder vernetzen.

- Die *Soziale Arbeit in sozialpädagogischen Fachschulen und der Kindergartenfachberatung* hat die Aufgabe, angehende und ausgebildete Erzieherinnen u. a. über verschiedene familiäre Lebenswelten, Problemlagen und die Organisation familiärer Systeme zu informieren und Gesprächsführungskompetenzen für die Praxis der Elternarbeit zu vermitteln.
- *Offene Jugendarbeit* richtet sich als Angebot zur Freizeitstrukturierung und Bildung an junge Menschen. Familienarbeit steht hier bewusst im Hintergrund, weil die Verselbstständigung der Jugendlichen und ihre Peer-Beziehungen im Vordergrund stehen. Dennoch gilt es, ihre Herkunftsfamilien als Kontext ihrer Einstellungen und Verhaltensweisen zu beachten.
- In der *Schulsozialarbeit* verknüpfen sich Jugendhilfe und Schule. Sie soll die Kommunikation der Schülerinnen untereinander verbessern und zur Konfliktschlichtung wie auch Gewaltprävention beitragen, Freizeitgruppen- und unterrichtsunterstützende Angebote im Rahmen der Schulzeit organisieren, schwierige Gespräche zwischen Schülerinnen und Lehrerinnen sowie zwischen diesen und den Eltern moderieren und darüber hinaus auch Einzelberatungen anbieten. Hier ist die Familie ein zu erschließender Kontext der Schülerinnen, z. T. wird sie in Form der Elternarbeit aber auch eine direkte Adressatin des sozialarbeiterischen Handelns.
- Die *Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen, Jungen und Männern* hat die Erkenntnisse der Gender-Forschung zur Grundlage. Sie will die Bildung einer selbstbewussten und positiv auf das andere Geschlecht bezogenen Identität unterstützen. Dass die Familie als System der primären Sozialisation zumindest als Hintergrund beteiligt ist, versteht sich von selbst. In prekären Situationen, z. B. wenn es um Gewalt in einer Familie geht, wird die Familie zu einem direkten Bezugspunkt der Sozialen Arbeit, ohne deshalb zwangsläufig deren direkte Auftraggeberin oder Adressatin zu sein.

- *Soziale Arbeit mit Arbeitsmigrantinnen, Flüchtlingen und Asylbewerberinnen* ist seit dem Beginn der großen Wanderungsbewegungen in den Sechzigerjahren und der Entwicklung einer multikulturellen Gesellschaft in Deutschland ein Arbeitsfeld mit wachsender Bedeutung. Hier geht es um Integration, Umgang mit Unterschiedlichkeit und Fremdheit und – vor allem für politische Flüchtlinge und Asylbewerberinnen – um die Sicherung eines menschenwürdigen Lebens in der Fremde.
- *Soziale Arbeit in der Suchthilfe* richtet den Fokus auf drogenabhängige Menschen¹³ jedes Alters und Geschlechts, auf ihre Partnerinnen, bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch auf ihre Eltern. May hat nachdrücklich darauf hingewiesen, dass auch die Kinder drogenabhängiger Eltern in die Soziale Arbeit einbezogen werden müssen. Ihr Leiden blieb bisher meistens außerhalb des professionellen Interesses (May 1999).
- *Soziale Arbeit im Bereich von Gesundheit, Krankheit und Behinderung* hat es immer auch mit Angehörigen zu tun. In dem Bereich der Sozialpsychiatrie z. B. wurde durch die Angehörigenbewegung die Perspektive der mitbetroffenen Familien artikuliert, was oft mit einer Ablehnung der Familientherapie einherging. Diese – so ein in der ersten Phase der Familientherapie durch sie selbst genährtes Vorurteil – sehe in den Eltern die Ursache der Psychose ihres Kindes (vgl. Dörner et al. 1987).

Die psychoseerfahrenen Menschen selbst haben sich in einer eigenen Bewegung zusammengefunden, die den subjektiven und deshalb auch entschlüsselbaren Sinn der psychotischen Extremerfahrung herausstellt und vor diesem Hintergrund die institutionelle klinische Psychiatrie kritisiert (Zerchin alias Buck 1990). Als Form eines kritischen und zugleich kooperativen Diskurses wurde das „Psychoseseminar“ erfunden, in dem sich Psychoseerfahrene, Angehörige, professionelle und ehrenamtliche Helferinnen sowie Studierende psychosozialer

Berufe zusammenfinden (Bock et al. 1997, 1998). In sozialpsychiatrischen Diensten lassen sich die Einzel-, Familien-, Gruppen und Gemeinwesenperspektiven fruchtbar miteinander verbinden; hier hat sich der systemische Ansatz in Praxis und Praxisforschung bewährt (Armbruster 1998).

Dieser Katalog von Arbeitsfeldern unterstreicht die vielfältigen Aufgaben und die entsprechend notwendigen Kompetenzen der Sozialen Arbeit als systemischer Sozialer Arbeit, in der Familien ein wichtiger Bezugspunkt sind. Das setzt auch eine Ausbildung der angehenden Sozialarbeiterinnen in den systemischen Denk- und Handlungsformen voraus (Ritscher 1994). In den USA hat es im Gegensatz zu Deutschland schon in den Sechzigerjahren solche Ansätze gegeben (vgl. Pincus u. Minahan 1973).

5.4.2 Auftragsorientierung und ihre Realisierung durch Auftragsklärung und Hilfeplan

Die Auftragsorientierung ist in der Sozialen Arbeit und der Systemtherapie gleichermaßen wichtig. Sie bildet eine der vielen theoretischen und praktischen Brücken, über die beide Seiten in dem Konzept der systemischen Sozialen Arbeit zusammenkommen.

Im Kontext der systemischen Metatheorie lässt sich die Auftragsorientierung aus dem Theorem der Selbstorganisation von Systemen ableiten. Wenn Subjektsysteme und soziale Systeme, z. B. Familien, gemeinsam mit der Sozialarbeiterin einen Unterstützungsauftrag aushandeln, kann man davon ausgehen, dass dieser zu ihren internen Strukturen passt und deshalb mehr ihre Veränderungs- als ihre Beharrungstendenz anspricht. Erfolgreiche Soziale Arbeit mit dem ganzen System erfordert ein Bündnis mit seiner Veränderungstendenz. Die Auftragsorientierung hat zur Folge, dass sich die Sozialarbeiterin auf die Welt und die Sprache der Adressatinnen ihrer Arbeit einlassen und deren Wirklichkeitsbeschreibungen ernst nehmen muss.

Im Kontext des Empowerment-Ansatzes lässt sich noch eine weitere Begründung finden. Ihm zufolge ist es das Ziel Sozialer Arbeit, ihre Adressatinnen zu bemächtigen, ihr Leben in die eigene Hand zu nehmen. Der gemeinsam ausgehandelte Auftrag ist ein Symbol dafür, dass sie diese Fähigkeit bei sich selbst entdecken können und sie ihnen auch seitens der Sozialarbeiterin zugetraut und zugebilligt wird.

In diesem Sinne schlage ich vor, den bisher im Bereich von Sozialer Arbeit, Therapie und Beratung verwendeten Begriff der Klientin bzw. des Klienten durch den der Auftraggeberin bzw. des Auftraggebers zu ersetzen. Klient hat schon vom lat. Wortursprung her eine eindeutig paternalistisch-kurative Bedeutung: *clientes* waren die Wähler der sich um Ämter der *res publica* bewerbenden Patrizier, die ihren von ihnen abhängigen Wählern dafür Schutz und Privilegien versprochen. Wenn die mit Sozialer Arbeit in Kontakt kommenden Personen noch nicht als *Auftraggeberinnen* bezeichnet werden

können, weil noch keine Vertragsaushandlung stattgefunden hat, nenne ich sie *Adressatinnen, potenzielle Auftraggeberinnen* oder *Nachfragerinnen* nach Sozialer Arbeit.

Wir können *primäre, sekundäre* und *tertiäre Auftraggeberinnen* unterscheiden.

- *Die primären Auftraggeberinnen* sind gleichzeitig die Adressatinnen der Sozialen Arbeit, andernorts auch Klienten oder Kunden genannt. Dies können einzelne Personen – Erwachsene und Jugendliche –, hetero- und homosexuelle bzw. lesbische Paare und Familien in unterschiedlichster Zusammensetzung sein. Sie wenden sich wegen eines von ihnen selbst benannten, mit anderen Personen/Institutionen/Organisationen zusammen oder einseitig von diesen definierten Problems an einen Träger der Sozialen Arbeit.
- *Sekundäre Auftraggeberinnen* sind die professionellen, mit einem offiziellen gesellschaftlichen Auftrag versehenen Helferinnensysteme. Hierzu gehört zum einen die Sozialarbeiterin, die ihre Unterstützung anbietet oder mittels eines Eingriffs als Zwangsmaßnahme durchsetzt. Letzteres ist nur im Rahmen der staatlich organisierten Sozialarbeit möglich. Der institutionelle bzw. organisatorische Kontext der Sozialen Arbeit – im Sinne Bronfenbrenners (1978) ein Exosystem – lässt sich ebenfalls als Auftraggeber definieren. Denn die in seinem Namen handelnde Sozialarbeiterin erhält von ihm Aufträge und Weisungen, die beim Aushandeln des Auftrags berücksichtigt werden müssen. Auf der Ebene des Makrosystems ist die Gesellschaft die abstrakt bleibende Auftraggeberin der Sozialen Arbeit. Von den vier gesellschaftlichen Sektoren ist die Politik als formelle Repräsentantin des gesellschaftlichen Kontextes eine besonders bedeutsame Auftraggeberin. Sie finanziert einen erheblichen Teil Sozialer Arbeit und tritt z.B. in Form des Jugendamtes auch als deren Trägerin auf. In vielen Fällen delegiert sie den Auftrag zur Sozialen Arbeit im Rahmen des

Subsidiaritätsprinzips¹⁴ an die freien Träger der Wohlfahrtspflege.

- *Tertiäre Auftraggeberinnen* sind Helferinnen mit mehr oder weniger Gewicht bei der Auftragsdefinition und dem weiteren Verlauf des Hilfeprozesses. Freunde oder Freundinnen, Mitglieder der erweiterten Familie, Nachbarinnen, aber auch Lehrerinnen, Ärztinnen und andere überweisende psychosoziale Einrichtungen bilden die Umwelt des Unterstützungssystems. Freundinnen, Nachbarn oder die Wohnungsvermieterin können den Eltern raten, das Jugendamt aufzusuchen, vielleicht auch mit der Drohung, dass bei einem unveränderten Verhalten des betreffenden Kindes die Freundschaft oder das Wohnverhältnis gekündigt wird. Ärztinnen und Lehrerinnen können ebenfalls mehr oder weniger eindringlich den Gang zum Jugendamt, einem sozialpsychiatrischen Dienst, einer Beratungsstelle usw. empfehlen. Dann sind sie als indirekte Auftraggeberinnen beteiligt. Sie können die Sozialarbeit auch direkt beauftragen; dann fordern sie zu einem Angebot oder einem Eingriff auf. Die Erwartungen der tertiären Auftraggeberinnen müssen unter dem Stichwort *Überweisungskontext* während des Hilfeprozesses immer wieder thematisiert werden. Tertiäre Auftraggeberinnen sind also auch ein Teil des Unterstützungssystems, entweder indirekt durch ihren Einfluss von außen (in [Abb. 21](#) durch gestrichelte Pfeile gekennzeichnet) oder direkt (mit durchgezogenen Pfeillinien gekennzeichnet), wenn sie konkret am Gespräch beteiligt sind. In der *Beierle-Saga* war die Schulrektorin bei beiden Hilfeplangesprächen anwesend und in diesem Fall ein direkter Teil des Unterstützungssystems.

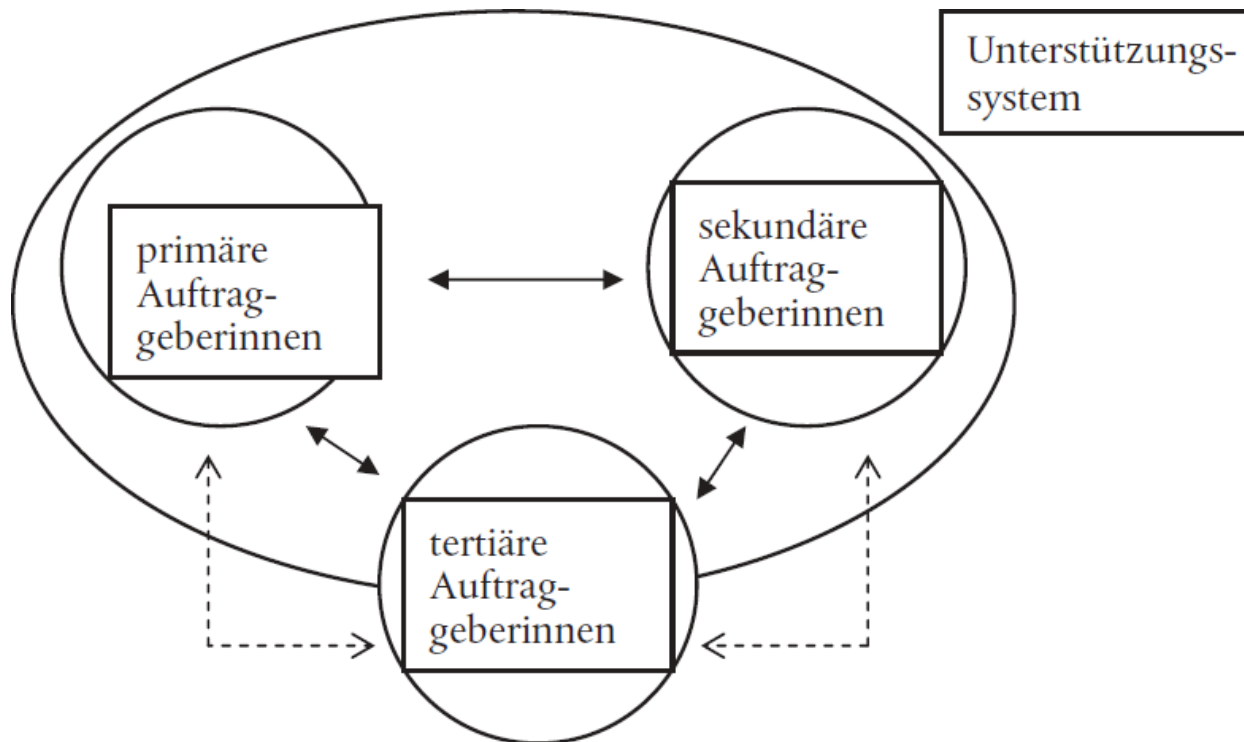


Abb. 21: Primäre, sekundäre und tertiäre Auftraggeberinnen in ihrer Beziehung zum Unterstützungssystem

In einem solchen Dreierverbund wird der Auftrag nicht einseitig von einem System festgelegt, sondern von den Adressatinnen und der Sozialarbeiterin *gemeinsam ausgehandelt*. Die informellen tertiären Auftraggeberinnen sind sowohl auf der Seite der primären Auftraggeberinnen als auch auf der Seite der Sozialarbeiterinnen meistens indirekt beteiligt. Die Initiative zur Aushandlung des Auftrages wird üblicherweise von einer Sozialarbeiterin ausgehen; in der Kinder- und Jugendhilfe ist sie durch § 36 KJHG sogar verpflichtet, im Rahmen des Hilfeplanes eine formelle Auftragsbestimmung herbeizuführen. Der gemeinsame Aushandlungsprozess setzt voraus, dass innerhalb von *Angebot und Eingriff* der Angebotsaspekt im Vordergrund steht. Bei einer den Eingriffsaspekt betonenden Maßnahme, z. B. einer Inobhutnahme nach §§ 42 und 43 KJHG, muss sich die Sozialarbeiterin im Kontext ihrer rechtlich festgelegten Dienstverpflichtung meistens einen

eigenen Auftrag auch gegen den Willen der Eltern geben. Es gehört zur professionellen Kompetenz der Sozialarbeiterin, auch dann den gemeinsamen Aushandlungsprozess als Zielperspektive im Auge zu behalten, um aus einer einseitigen Zwangsmaßnahme möglichst doch eine wechselseitigen Vereinbarung werden zu lassen.

Das primäre Ziel der Auftragsklärung ist die Umwandlung des Status der Adressatin in den einer Auftraggeberin. Dann ist aus einer einseitigen Beziehung eine zweiseitige geworden, aus dem Monolog ein Dialog.

Die Einfädelung der Systemtherapie in die Soziale Arbeit ermöglicht es,

- auf der theoretischen Ebene den Empowerment-Ansatz der Sozialen Arbeit und das *Selbstorganisationsprinzip* der systemischen Therapie
- und auf der praktischen Ebene den *Hilfeplan* als zentrales Instrument der familienbezogenen Sozialen Arbeit mit dem systemischen Konzept der Überweisungs- und Auftragsklärung zu verknüpfen.

Im *Hilfeplan* sollten Problemdefinition, Zielbestimmungen, Art und Umfang der Jugendhilfemaßnahme(n) enthalten und regelmäßig hinsichtlich Fortschreibung, Veränderung oder Abschluss überprüft werden. Letztlich ist immer das Jugendamt verantwortlich für die Hilfeplangestaltung und -bilanzierung. Wenn die Unterstützungsmaßnahmen von anderen Diensten/Einrichtungen erbracht werden, sind diese für seine inhaltliche Umsetzung zuständig. Der Hilfeplan wird in *Hilfeplangesprächen* vorbereitet, verabschiedet, überprüft und weiterentwickelt bzw. fortgeschrieben. An diesen nehmen alle wichtigen Mitglieder des professionellen Unterstützungssystems teil. Hilfeplan und Hilfeplangespräche ermöglichen eine prozessuale Gestaltung der Sozialen Arbeit. Der Prozess kann immer wieder interpunktiert, bilanziert und verändert werden. Unter neuen Gesichtspunkten können andere Zielbestimmungen und Intervention bedeutsam werden. Innerhalb

des Hilfeplans werden Aufträge an das professionelle Unterstützungssystem und seine verschiedenen Teilsysteme formuliert, die idealiter eine Integration der verbalisierten Aufträge aller Auftraggeberinnen darstellen. Der Prozess der Auftragsklärung ist mühsam, denn es müssen innerhalb des Unterstützungssystems neben den offenen auch die heimlichen Aufträge herausgearbeitet und im Hinblick auf ihre Nützlichkeit für die Zielerreichung diskutiert werden.

Aufträge können verbal oder nonverbal kommuniziert werden, sie können paradox oder eindeutig, angemessen oder illusionär, komplex oder einfach sein.

Die primären Auftraggeberinnen können

- formelle Mitglieder des Unterstützungssystems sein oder verdeckt im Hintergrund agieren,
- sich als Autoritäten oder ratlose Ratsuchende definieren,
- macht-, konkurrenz- oder konsensorientiert kommunizieren.

Aufträge repräsentieren eine lineare oder zirkuläre Sicht der Realität. Als kommunikative Akte enthalten sie die vier Funktionen einer Botschaft, also Inhalts-, Beziehungs-, Appell und Selbstoffenbarungsfunktion (vgl. [2.4.3.2.2.1](#)). Diese Unterscheidung kann die Sozialarbeiterin zurate ziehen, um sich nicht in einem *Auftrags-Double-bind* zu verfangen. Der Prozess der Auftragsklärung dient dazu, Aufträge eindeutig, deutlich, system- bzw. settingspezifisch, für alle akzeptabel, realisierbar und überprüfbar zu formulieren bzw. das Nichtvorhandensein eines Auftrages festzustellen. Nach von Schlippe und Schweitzer lauten die systemisch-zirkulären Grundfragen der Auftragsklärung: „Wer will was?“, „Von wem?“, „Ab wann?“, „Bis wann?“, „Wie viel?“, „Wozu?“, „Mit wem?“; nützlich sind auch die Umkehrungen dieser Fragen: „Wer will nichts?“, „Was nicht?“, „Von wem nicht?“, „Wann nicht mehr?“, „Wozu nicht?“ (von Schlippe u. Schweitzer 1996, S. 148).

Eine sorgfältige Auftragsklärung verhindert viele Reibungsverluste in der Arbeit.

Das Gleiche lässt sich für die Klärung des Überweisungskontextes sagen. Er beinhaltet (in Form von Erwartungen, Wünschen, Hoffnungen und Zielvorgaben) Aufträge, möglicherweise auch Vorerfahrungen mit Hilfen und Helferinnen im psychosozialen Feld. Diese werden eventuell von verschiedenen Seiten schon im Vorfeld des formalen Erstgespräches offen oder indirekt kommuniziert. Auch hier wird über systemisch-zirkuläre Fragen eine Verdeutlichung und Folgenabschätzung angestrebt: „Wer hatte die Idee zu diesem Kontakt?“, „Was verspricht sich diese Überweiserin davon?“, „Was müsste hier geschehen, damit der Überweiser hinterher sagt: Das hat sich gelohnt/Das hat sich nicht gelohnt?“, „Warum hat die Überweiserin gerade Sie hierhergeschickt?“, „Warum hat man Sie gerade zu mir geschickt?“ (ebd., S. 149).

Durch diese Klärungsfragen werden mögliche sich widersprechende Aufträge, die sich innerhalb des Überweisungsprozesses ergeben, offenkundig und können von der Sozialarbeiterin in ihrem Angebot bzw. Nichtangebot berücksichtigt werden. Zum Beispiel könnte die Lehrerin eines Kindes, bei dem der Kinderarzt eine „Aufmerksamkeitsdefizitstörung“ (ADS) diagnostiziert hat, den Eltern Familiengespräche in der Erziehungsberatungsstelle dringend empfehlen, da sie zwischen dem auffälligen Verhalten des Kindes in der Schule und der Familiensituation einen Zusammenhang herstellt. Die Eltern wissen aber aus einem Gespräch mit dem Arzt, dass dieser, weil er die Ursache von ADS in einer Stoffwechselstörung sieht, von Familientherapie nichts hält und stattdessen eine Koppelung von medikamentöser Therapie (Ritalin) und Ergotherapie befürwortet. Da die Eltern sich beiden Seiten verpflichtet fühlen, melden sie sich zwar in der Beratungsstelle an und erfüllen damit den Auftrag der überweisenden Lehrerin, zugleich frustrieren sie durch ihre abwartende und misstrauische Haltung die Beraterin und erfüllen damit den negativen Auftrag ihres Arztes. Eine Klärung dieser widersprüchlichen Aufträge könnte die Frustration der Sozialarbeiterin in ein Verstehen der Dilemmasituation ihrer Besucherinnen verwandeln und das Misstrauen der Eltern in die neugierige Frage, ob

Familiengespräche zu ihrer Entlastung beitragen könnten. Schon an diesem Punkt der Auftragsklärung wird deutlich, wie wichtig eine neutrale Haltung der Sozialarbeiterin gegenüber anderen Anbietern psychosozialer und medizinischer Hilfe ist. Wenn sie in dem Erstgespräch gegen den Arzt in Stellung geht, initiiert sie von sich aus einen Machtkampf, der die Eltern in ein Loyalitätsdilemma hineintreibt. Das immer noch große Prestige der Medizin wird wahrscheinlich dazu führen, dass das erste Gespräch auch das letzte gewesen ist. Noch prekärer wird das Problem, wenn die Überweiser über Prestige und Einfluss im Gemeinwesen verfügen.

Eine sorgfältige, zielgerichtete Überweisungs-, Auftrags- und Mittelklärung im Rahmen des (inzwischen auch außerhalb der Jugendhilfe praktizierten Hilfeplanes) verhilft der Sozialarbeiterin zu einer reflektierten Position innerhalb des Unterstützungssystems und zu systemisch sinnvollen Interventionen.

5.4.3 Die primären Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit

5.4.3.1 Klientin, Kundin, Adressatin, Auftraggeberin: Eine Begriffsklärung

Vorab eine begriffliche Klärung auf der Basis des ökosystemischen Modells von Uri Bronfenbrenner (1978). Das System der primären Auftraggeberinnen ist aus der Perspektive der professionellen Hilfeanbieterinnen ein Mikrosystem. Weitere mit ihm und dem Problem verknüpfte soziale Systeme sind als Mesosysteme zu verstehen. Im Rahmen der Jugendhilfe ist meistens die Familie das zur Diskussion stehende Mikrosystem. Aber auch das in der Schule auffällige Kind und die dadurch überforderten Lehrerinnen lassen sich als ein Mikrosystem definieren, das eine professionelle Intervention von außen erfordert. Durch den Einbezug der Familie des auffälligen Kindes würde dann das für die Soziale Arbeit relevante Mesosystem Kind + Lehrerin + Familie entstehen. Zusammen mit der Sozialarbeiterin würde es das Unterstützungs- bzw. Hilfesystem bilden. Auch eine ganze als problematisch bezeichnete Schulklasse kann zusammen mit ihrer Lehrerin als Mikrosystem definiert werden. Für eine diesbezügliche professionelle sozialarbeiterische Intervention bietet sich die sozialpädagogische Gruppenarbeit an.

Auf der Seite der systemischen Therapie hat de Shazer für die „Therapeut-Klient-Beziehung“ die Unterscheidung von *Kläger* („complainant“), *Besucher* („visitor“) und *Kunde* („customer“) eingeführt (de Shazer 1989). Die Besucherin befindet sich in der Position einer „potenziellen Kundin“; sie testet zunächst unverbindlich die Angebote und Möglichkeiten der Therapeutin und benötigt deren freundlich-nichtinstruktives Beziehungsangebot, um ein therapierelevantes Problem („Beschwerde“ bzw. „Klage“) zu definieren. Die „Klägerin“ hat sich entschlossen, therapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen und erwartet „eine Lösung als Resultat des Interviews“ (ebd., S. 105).

Die „Kundin“ ist schon einen entscheidenden Schritt weitergegangen und „bekundet“ ihr für eine erfolgreiche Therapie notwendiges eigenes Veränderungsinteresse.

Der für die „Hilfe zur Erziehung“ (§§ 27 ff. KJHG) vorgeschriebene Hilfeplan ist beispielhaft für den auch gesetzlich geforderten Paradigmenwechsel in der Sozialen Arbeit. Aus der autoritär-kustodialen Fürsorge wird die am Bedarf ihrer Adressatinnen ausgerichtete Dienstleistung. Es geht nicht mehr um die Fürsorge für eine abhängige, inkompetente Klientel. Stattdessen werden Familien, Kinder, Jugendliche, Eltern als Nachfragerinnen nach Unterstützungsangeboten verstanden, die trotz Schwierigkeiten bei der Bewältigung ihres Alltags die Expertinnen für ihn bleiben. Die Unterstützung dient im Sinne des Empowerment-Ansatzes als Bemächtigung zu einer selbstverantwortlichen *und* sozial tolerablen Lebensgestaltung. Damit werden die Adressatinnen zu den offiziellen Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit. Diese Perspektive wird seit geraumer Zeit im systemischen Feld unter dem Begriff der *Kundenorientierung* diskutiert (Schweitzer u. Reuter 1991). Damit wird die Adressatin von professionellen psychosozialen Angeboten als Person bzw. System benannt, das einen von ihm bestimmten *Bedarf* als Dienstleistung in Auftrag geben kann. Dem gegenüber steht die Fremddefinition eines psychischen und materiellen *Bedürfnisses* durch professionelle Expertinnen. Schweitzer hat anschaulich beschrieben, zu welchen Strategien die Adressatinnen einer so verstandenen psychosozialen Arbeit greifen, um ihre Bedarfsdefinition gegen die Übergriffe wohlmeinender Helferinnen zu verteidigen (Schweitzer 1995). Hargens definiert „Kundin“ als eine in ihrer Lebenswelt „kundige“ Person, die auch in der Lage ist, mithilfe psychosozialer Profis Lösungen für ihre Probleme „auszukundschaften“ (Hargens 1993). Die Intention dieser Begriffsbildung halte ich für gerechtfertigt, den Begriff selbst für problematisch. Denn es ist nicht zu übersehen, dass der Begriff der Kundin aus der Sphäre des wirtschaftlichen Austausches stammt; dort bezeichnet er den Erwerb einer Ware durch eine Person auf dem freien Markt. Von diesem Kontext lässt er sich nicht trennen, und seine Verwendung unterstützt sprachlich die postmoderne Tendenz, alle Sektoren der Gesellschaft unter die Vorherrschaft einer

profitorientierten Ökonomisierung zu zwingen und eine nach dem Prinzip der *doppelten Kontingenz* immer ergebnisoffene kommunikative Handlung in ein fertiges Produkt umzudefinieren. Als Ware unterliegt es zudem den Gesetzen des kapitalistischen Marktes, der letztlich immer dem Tauschwert den Vorrang vor dem Gebrauchswert gibt und zugleich die Menschen bemächtigt, die über große Geldwerte verfügen.

Dennoch scheint mir eine Einschränkung notwendig. Zwar werden die Adressatinnen Sozialer Arbeit auch zu ihren offiziellen primären Auftraggeberinnen, aber durch den schon beschriebenen Aushandlungsprozess zwischen ihnen und der Sozialarbeiterin geht auch deren Sichtweise und die des Trägers in den Auftrag ein. Alles andere wäre realitätsfern und nicht systemisch. Keine Sozialarbeiterin wird einen professionell nicht zu verantwortenden Auftrag übernehmen. Sie wird auch ein großes Interesse daran haben, dass der Hilfeplan aus ihrer Sicht durchführbare und notwendige Auftragsformulierungen enthält. Die von ihr vertretene Organisation hat ein großes Interesse, dass die Auftragsdefinitionen mit ihrer Zielsetzung, ihrem gesellschaftlichen Auftrag und ihren Ressourcen vereinbar sind. Sie sitzt also indirekt mit am runden Tisch, wenn es um die Aushandlung des Auftrages geht. Auch die Erwartungen anderer Systeme des erweiterten Unterstützungssystems – im Fallbeispiel des ersten Kapitels die Schule – sind in dem letztlich festgelegten Auftrag vertreten. Sozialarbeiterin, die von ihr vertretene Institution und andere Teilsysteme des erweiterten Unterstützungssystems sind also Auftraggeberinnen mit einem erheblichen Einfluss auf die Auftragsbestimmung.

Der Schritt von der Adressatin zur Auftraggeberin Sozialer Arbeit ist von höchster Bedeutung. Die Beziehung zwischen einer Sozialarbeiterin und der Adressatin ihrer Angebote bzw. Maßnahmen ist immer eine einseitige; sie geht von der professionellen Helferin aus und richtet sich auf einen Menschen, der dieser Hilfe bedarf bzw. ihrer zu bedürfen scheint. Die Auftragsbeziehung ist dagegen interaktiv: Es entsteht ein zirkulärer Prozess zwischen dem Angebot

der Sozialarbeiterin, dessen Annahme oder Veränderung durch die Adressatin und der Festlegung eines Auftrages, der nun von der Adressatin an die Sozialarbeiterin zurückgeht. Aus der monologischen Beziehung zwischen Adressatin und Sozialarbeiterin wird die dialogische Beziehung zwischen der primären Auftraggeberin und der Sozialarbeiterin; aus einer einseitig linearen Bezugnahme ist ein zirkulär dialektischer Prozess geworden.

5.4.3.2 Familien als primäre Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit

Familien sind besonders wichtige und zahlreiche Adressatinnen der Sozialen Arbeit; die familienorientierte Sichtweise und die entsprechende Hilfeformen im KJHG (siehe die „Hilfen zur Erziehung“, §§ 27 ff.) spiegeln dies wider. „Die Klientel des ASD setzt sich aus Angehörigen aller sozialen Schichten zusammen. Familien aus den so genannten sozial schwachen Kreisen sind dabei eher überrepräsentiert“ (Tubel u. Walter 1994, S. 75).

Wenn wir jedoch unseren Blickwinkel auf alle Angebote des KJHG richten, verschiebt sich das Bild. Dann wird deutlich, dass die Mehrzahl der auftraggebenden Familien¹⁵ nicht aus dem Bereich der sozial schwachen Familien oder gar der so genannten Multiproblemfamilien¹⁶ kommen. In den Einrichtungen der Jugendhilfe suchen inzwischen viele Familien Rat, die sich in einer kritischen Übergangssituation befinden: Einelternfamilien in ihrer Formierungsphase, Familien im Prozess der Trennung/Scheidung und Eltern im Abnabelungsprozess von ihren eigenen Eltern. Wir finden Familien, die wegen Schwierigkeiten im Erziehungsalltag und schulischer Leistungsprobleme ihrer Kinder, wegen Verhaltensauffälligkeiten in Schule, Kindergarten oder Öffentlichkeit Rat und Unterstützung suchen. In diesen Fällen werden besonders die Erziehungsberatungs- und Frühförderungsstellen aufgesucht. Allerdings wird hier schon eine gewisse Beratungsmotivation vorausgesetzt, die in der Bezirkssozialarbeit oft erst erarbeitet werden muss. Die oft beklagte reine *Kommstruktur* der Beratungsstellen und ihre „Anforderungen an die Verbalisierungs- und Reflexionsfähigkeit“ (Conen 1996b, S. 153) der Auftraggeberinnen macht diese zu einem eher mittelschwelligen Angebot, was durchaus dem Erfolg ihrer Arbeit mit ihrer spezifischen Klientel zugute kommen kann. Für Familien, die an dieser Hürde scheitern, bieten sich zunächst der ASD und über ihn weitere Hilfen an, z. B. sozialpädagogische Familienhilfe, Erziehungsbeistandschaft und aufsuchende Familientherapie. Diese Hilfeformen sind durch die *Gehstruktur* geprägt und setzen darauf,

dass die Motivation auch erst im Hilfeprozess selbst entstehen kann. Hilfreich für eine solche Entwicklung sind Interventionen, die den familiären Alltag strukturieren, Reflexion mit Handlung kombinieren und die Orientierung an einer konkreten Problembearbeitung (ebd.) anbieten. Conen betont, dass dieser Reflexion und Alltagshandeln verknüpfende Ansatz eine wertschätzende, auf die Familie zugehende und sie gleichzeitig herausfordernde Haltung der Professionellen voraussetzt.

Zunehmend muss sich die Soziale Arbeit auch dem Phänomen von Gewalt, Missbrauch und Misshandlung in „ganz normalen Familien“ stellen. Da wir sensibler für diese Vorkommnisse geworden sind, bemerken wir sie auch öfter und früher als zu einer Zeit, in der diese Themen als Probleme der so genannten Unterschicht- und Multiproblemfamilien galten. Gerade in diesen Fällen zeigt sich, dass weder eine Fokussierung auf das Opfer noch die auf den familiären Kontext der Weisheit letzter Schluss ist. Die Familienorientierung als Perspektive der Sozialarbeiterin ist unabdingbar, aber sie muss nicht in jedem Fall und sofort zu einer Einbeziehung der Familie in das Setting führen. Oft benötigt das Opfer vor dem konkreten Einbezug der Familie erst einen langsam aufgebauten, behutsamen und vertrauensvollen Kontakt mit einer Helferin (Wegner 1997). Das Familiensetting erfordert auch ein Schuldeingeständnis des Täters/der Täterin (Trepper u. Barrett 1991). Liegt dieses bei Beginn der professionellen Arbeit nicht vor, muss es zumindest eine gerichtliche Benennung und Schuldzuerkennung geben. Dann – so die Strategie von Madanes – kann die Therapeutin auf eine offizielle und ernsthafte Entschuldigung des Täters/der Täterin beim Opfer hinarbeiten. Gibt sich der Täter/die Täterin diesbezüglich wenig zugänglich, scheut sie sich nicht, diese mit dem Verweis auf richterliche Sanktionen zu erzwingen (Madanes 1991, 1997). In diesem Fall zeigt sich, dass gerichtliche Therapieauflagen durchaus von Nutzen sein können: Eine Blockade der Therapie kann die Widerrufung einer Bewährungsauflage oder ein härteres Strafmaß nach sich ziehen; manchmal erreicht man durch diese Drohung mehr

als durch Appelle an die Einsicht des Täters/der Täterin. Die Arbeit mit jugendlichen Sexualstraftätern in der Kinder- und Jugendpsychiatrie Viersen weist in die gleiche Richtung. Diese kann erst beginnen, wenn die Eltern ihren Sohn wegen der Tat angezeigt haben und ihn nicht mehr decken. Auch hier wird Zwang angewandt: Erst wenn sich der Täter/die Täterin zu seiner/ihrer Verantwortung bekennt und auch die Eltern das einfordern, kommt es zu einem Hilfeangebot (siehe Rotthaus 2001).

5.5 Der allgemeine Rahmen für die methodisch gesicherte systemische Soziale Arbeit: Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und die Qualitätssicherung

Lange Zeit wurde die Diskussion zur Sozialarbeitspraxis von der so genannten *Methodentrias aus Einzelfallhilfe – Casework, sozialer Gruppenarbeit – Group Work* und *Gemeinwesenarbeit – Community Work* beherrscht. Ihre Einführung war zu ihrer Zeit ein großer Fortschritt, weil damit verschiedene Settings miteinander verknüpft und innerhalb eines jeden die Frage nach dem systematischen, methodischen und theoriebegründeten Vorgehen gestellt war. Germain und Gitterman erweitern die „Methodentrias“ zu acht „integrierten Modalitäten“: Arbeit mit Individuen, Familien, Gruppen, sozialen Netzwerken, Gemeinden/Gemeinschaften (*communities*), Bedingungen der materiellen Umwelt, Organisation und politische Arbeit (Germain u. Gitterman 1983, S. 65). Shulman hingegen schlägt deren Reduktion auf zwei Bereiche vor: „Casework family and group work often are combined into ‚micro‘ or ‚clinical‘ practice. Community organization practice has become more closely linked to policy and management oriented social work in ‚macro‘ subgrouping“ (Shulman 1992, S. 19). Meines Erachtens lassen sich fünf primäre Handlungsbereiche der Sozialen Arbeit benennen: Einzelfallhilfe, sozialpädagogische Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und Qualitätssicherung.

Durch die Intervention der professionellen Sozialen Arbeit rückt ein inneres und ein erweitertes Unterstützungssystem in den Vordergrund. *Das innere Unterstützungssystem* wird von der primären Auftraggeberin und ihrem „Mikrosystem“, der Sozialarbeiterin und der durch sie repräsentierten sozialen Organisation sowie den kontinuierlich und direkt am Hilfeprozess

beteiligten Diensten/Einrichtungen/Personen gebildet. *Das erweiterte Unterstützungssystem* bezieht darüber hinaus die am Hilfeprozess indirekt und diskontinuierlich beteiligten Mikro-, Meso-, Exo- und Makrosystemen mit ein.

In der Einzelfallhilfe wird die Verbindung zwischen dem Kern und dem äußeren Feld des Unterstützungssystem formell durch eine *Case-Managerin* gewährleistet. Im Rahmen der durch das KJHG beschriebenen Jugendhilfe ist dies die Bezirkssozialarbeiterin des ASD.

Im Rahmen der sozialen Gruppenarbeit gilt es zu beachten, dass es hier nicht nur eine Auftraggeberin, sondern eine Gruppe von Auftraggeberinnen gibt, die ein weiteres System innerhalb des Unterstützungssystems bildet.

Die Gemeinwesenarbeit erweitert die Perspektiven von Einzelfallhilfe und sozialer Gruppenarbeit. Zum Beispiel könnten sich aus der sozialpädagogischen Arbeit mit einer Gruppe obdachloser Menschen eine Aufklärungskampagne innerhalb des Gemeinwesens oder Verhandlungen mit dem städtischen Wohnungsamt ergeben mit dem Ziel, Wohnraum für diese Gruppe zu schaffen. Die Verknüpfung von Exo- und Makrosystemen ist dagegen nicht an einen Einzelfall gebunden, sondern soll günstige psychosoziale Entwicklungschancen für alle im Gemeinwesen lebenden Menschen und speziell die hier benennbaren Problemgruppen herstellen. In der Arbeit in sozialen Organisationen werden die eigene soziale Organisation und ihre Unterstützungsangebote, im Bereich der Qualitätssicherung die Supervision und Selbstevaluation zum Thema.

5.5.1 Die Basiskompetenzen der Sozialarbeiterin

Germain und Gitterman haben fünf Fertigkeiten der Sozialarbeiterinnen benannt: Befähigen, Explorieren, Mobilisieren, Führen und Erleichtern (Germain u. Gitterman 1983, S. 171). Shulman hat zwei Gruppen von „skills“ herausgearbeitet: „*Skills for helping clients to manage their feelings: reaching inside of silence, putting the clients' feelings into words, displaying understanding of clients' feelings, sharing workers' feelings. Skills for helping clients to manage their problems: clarifying workers' purpose and role, reaching for client feed back, partializing client concerns, supporting clients in taboo areas*“ (Shulman 1992, S. 24; Hervorh.: W. R.). Die Betonung der systemischen Perspektive in der Sozialen Arbeit legt andere Begriffe nahe, die allerdings viele Aspekte der von Germain und Gitterman und von Shulman genannten Fähigkeiten enthalten.

- *Die Bereitschaft zur Gestaltung dialogischer und demokratisch-kooperativer Beziehungssituationen im Arbeitsfeld.* Dafür hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: jeder in der Sprechsituation die gleichen Sprechchancen einräumen; eine kreisförmige Sitzordnung wählen; die eigenen Erfahrungen und Kompetenzen selbstbewusst ins Spiel bringen und die der Gesprächspartnerinnen herausfordern; Berichte, Stellungnahmen und Gutachten mit ihnen absprechen; ihr Einverständnis einholen und bei unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheiten die Unterschiede im Text darstellen; Transparenz der Aktivitäten der Sozialarbeiterin im Umfeld des engeren Unterstützungssystems.
- *Das Ausbalancieren von Nähe und Distanz zwischen Sozialarbeiterin und Auftraggeberinnen.* Dafür hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: auf die eigenen psychischen Impulse wie Interesse, Begeisterung, Mitleid, Helfenwollen, Müdigkeit, Wut, Resignation und Unlust als Hinweis auf eine gelungene oder zu verändernde Nähe-Distanzregulierung achten (vgl. das Konzept der „Resonanz“, Elkaim 1992).

- *Die Allparteilichkeit immer wieder neu herstellen, aber deshalb nicht auf den persönlichen Schutz von Opfern bei auftretenden Gewalttätigkeiten verzichten.* Dafür hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: auf die Zirkularität von Kommunikationsabläufen im System durch entsprechende Methoden fokussieren; Neugierde und Interesse für die individuellen Alltagsbewältigungsmuster und Erfahrungen der Auftraggeberinnen erhalten; Gewalt auch gegen familiäre Tabugebote thematisieren und die in diesem Fall geforderte Position des Eingriffs thematisieren.
- *Herausforderung und Stärkung von Selbstorganisationskräften der Auftraggeberinnen und ihrer engeren bzw. erweiterten Beziehungssysteme.* Dafür hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: nichts tun, was die Auftraggeberinnen selbst tun könnten; schrittweise Annäherungen an vereinbarte Handlungsziele gemeinsam planen; Unterstützungsangebote mit Eigenaktivitäten der Auftraggeberinnen verknüpfen; auf die Transparenz des eigenen Vorgehens und der eigenen Aufträge für die Auftraggeberinnen achten; ihre Aufmerksamkeitsspanne im Gespräch berücksichtigen.
- *Lösungs-, ressourcen-, auf die Sprache der Adressatinnen bezogene Problembeschreibungen, entsprechende Veränderungswünsche und Veränderungswege finden.* Dafür hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: die Sprache, vor allem zentrale Metaphern der Auftraggeberinnen, in die eigenen Kommentare einbauen; auch das Schweigen der Auftraggeberinnen als kommunikative Botschaft wertschätzen und damit einfühlsam umgehen;¹⁷ nach Situationen fragen, in denen das Problem nicht auftritt, und auf deren genauer Beschreibung bestehen; nach alltäglichen Abläufen, Ritualen und der Tagesstruktur, aber auch nach den Handlungsabläufen und Ritualen an besonderen Tagen fragen; hilfreiche Beziehungen thematisieren; den „Widerstand“ als

Autonomiewunsch der Adressatinnen Sozialer Arbeit achten; unterschiedliche Sichtweisen wertschätzen und verdeutlichen.

- *Hoffnung auf positive Veränderungen stärken.* Dazu hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: Symptomen und Problemen eine Bedeutung im Kontext von Lebensprozessen und Übergangskrisen geben; den Selbstwert der Auftraggeberinnen durch ressourcenorientierte Problembeschreibungen und Anerkennung der bisherigen Leistungen bei den Versuchen der Problembewältigung stärken.
- *In kritischen Situationen „überleben“.* Dazu hilfreiche Handlungsrichtlinien sind: Teamarbeit und Supervision nutzen; nicht gewinnen wollen und die Auftraggeberinnen im Hinblick auf die Hilfeseite des Doppelmandates als den eindeutig mächtigeren Teil des Unterstützungssystems achten; die kognitive Strukturierung unübersichtlicher professioneller Handlungssituationen unterstützen; die eigene Kompetenz durch praxisbegleitende Fortbildungen bewusst sichern.

5.5.2 Die Einzelfallhilfe/Einzelfallarbeit (Casework)

Das Konzept der Einzelfallhilfe bezieht sich zunächst auf die Soziale Arbeit mit einzelnen Auftraggeberinnen, Paaren und Familien. Wie im weiteren Verlauf dieses Kapitels deutlich wird, kann sich auch innerhalb dieser Hilfeform ein Ausflug in die Arbeit mit Gruppen und im Gemeinwesen als nützlich erweisen. Allerdings erhalten diese Ausweitungen dann den Status eines Segmentes der Einzelfallhilfe. Das Ziel jeder Einzelfallhilfe bleibt immer die Befähigung der Auftraggeberinnen, ihr Leben so zu ordnen, dass ein gelingender Alltag möglich und Soziale Arbeit für sie überflüssig wird – kurzum: Hilfe zur Selbsthilfe.

Alle Handlungsbereiche der Sozialen Arbeit, vor allem aber die Einzelfallhilfe und die soziale Gruppenarbeit, sind mit der *Doppelstruktur von Angebot und Eingriff* konfrontiert. Beide Aspekte gehören zusammen: Sozialarbeit, insbesondere ihre jugendamtliche Variante, bietet Hilfe an und handelt zugleich unter dem Vorbehalt eines möglichen Eingriffs. Der Doppelstruktur korrespondiert die Ambivalenz der Adressatinnen Sozialer Arbeit: Sie hätten gern Hilfe, aber gegen die Kontrolle bzw. eine aus ihrer Sicht ungenügende oder falsche Hilfe wehren sie sich. Eine ressourcenorientierte Soziale Arbeit wird diese Haltung nicht als symptomatischen Widerstand gegen sie interpretieren, sondern als Ausdruck des Autonomie- und Selbstorganisationsbestrebens ihrer Adressatinnen. Noch deutlicher wird diese Problematik, wenn durch ein Gericht oder das Jugendamt eine Intervention der Sozialen Arbeit zur Auflage gemacht wird, um eine Bestrafung auszusetzen oder einer Fremdunterbringung des Kindes vorzubeugen.

In der Sozialen Arbeit gibt es eine lange Debatte, ob eine Intervention unter Zwang hilfreich sein kann. Conen hat durch eine prägnante Formulierung angeregt, den Gegensatz von Angebot/Freiwilligkeit und Eingriff/Zwang zu überwinden. Sie schlägt vor, die Intervention mit einer von den Sozialarbeiterinnen offiziell formulierten Anfangsfrage an ihre Auftraggeberinnen zu beginnen:

„Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden?“ (Conen 1996a).

Damit wird das Kontrollinteresse in ein zeitlich begrenztes Hilfeangebot umgewandelt, die Eigenverantwortung der Auftraggeberinnen für das Gelingen der Hilfe betont und auf die Bereitschaft der Sozialarbeiterinnen hingewiesen, sich nach der Auftragserfüllung wieder zurückzuziehen. Diese Frage beinhaltet auch die Möglichkeit, in der Anfangsphase das Unterstützungssystem durch die Erarbeitung konkreter Themen und Ziele für die Kooperation von Auftraggeberinnen und Sozialarbeiterin zu strukturieren: „Was wäre ein Verhalten, das Soziale Arbeit überflüssig macht, welche diesbezüglichen Hilfen benötigt die Familie hierfür von der Sozialarbeiterin und umgekehrt diese von der Familie?“

Diese Frage wird vor allem in den drei im weiteren Verlauf beschriebenen Formen der Einzelfallhilfe – Bezirkssozialarbeit des ASD, sozialpädagogische Familienhilfe und aufsuchende Familientherapie – wichtig. Dabei betritt die Sozialarbeiterin die Wohnung und damit den inneren Raum der Familie. Dass hier die widerstrebenden Tendenzen der Auftraggeberinnen besonders stark sind, ist unmittelbar plausibel. Wer von uns wäre bereit, seine Wohnungstür für fremde Menschen zu öffnen, deren Hilfeangebot mit so viel Neugierde auf die Intimsphäre der Familie verknüpft ist?

5.5.2.1 Psychoanalytische und nondirektive Zugänge zur Einzelfallhilfe

Die Einzelfallhilfe orientierte sich bis in die Sechzigerjahre vor allem an der *Psychoanalyse*. Im Sinne ihrer ichpsychologischen Variante steht dabei nicht die Aufarbeitung der über die unbewussten Fantasien gesteuerten Primärprozesse im Vordergrund. Ihr Bezugspunkt sind die über das Ich gesteuerten Wahrnehmungs- und Denkprozesse („Sekundärprozesse“). Sie sichern die Anpassung des Individuums an die Umwelt und die innerpsychische Balance zwischen *Es* und *Über-Ich*. Dadurch rückt die für die alltagsorientierte Soziale Arbeit wichtige *Hier-und-jetzt-Situation* in den Brennpunkt. Die im therapeutischen Setting zentrale Förderung und Deutung der Übertragungsbeziehung erhält im Kontext der Sozialen Arbeit einen weniger bedeutsamen Stellenwert. Die mit der Übertragung verbundene psychische Regression in frühere Entwicklungsphasen¹⁸ wird nicht gefördert, weil es um Alltagsbewältigung geht. Die Alltagsprobleme der Adressatinnen Sozialer Arbeit erfordern problemlösendes ichgesteuertes Handeln und nicht die an Übertragungen anknüpfenden therapeutischen Reflexions- und Einsichtsprozesse. Dennoch wird die diesem Ansatz verpflichtete Sozialarbeiterin Übertragungen registrieren, durch welche die Klientin sie z. B. in das Bild der *alles gewährenden guten oder versagend-bösen Mutter* hineinzwängt. Das ist wichtig, um den Fallen der Gegenübertragung¹⁹ zu entgehen, z. B. dem Angebot einer Jugendlichen, mit ihrer Mutter um den Status der „besseren Mutter“ zu konkurrieren. Das ist auch wichtig, um den Gefahren überhöhter und unrealistischer Ansprüche der Auftraggeberinnen entgegenzuwirken. Denn die im Zuge der Übertragung entstehenden Zuschreibungen sind nicht einlösbar, und das führt zu tiefen Enttäuschungen seitens der Auftraggeberin.

Neben der Psychoanalyse war es in den Sechziger- und Siebzigerjahren vor allem die von Rogers begründete *personenzentrierte* Gesprächstherapie, die Einfluss auf die Einzelfallhilfe genommen hat (siehe Mees-Jacobi 1977). Im

Mittelpunkt von Rogers' Ansatz steht ein optimistisches, die Entwicklungsmöglichkeit jeder Person betonendes Menschenbild. Die zunächst drei, später vier Therapeutinnenvariablen *Echtheit*, *Wärme* und *Empathie* (Tausch u. Tausch 1990) und *Konfrontation* strukturieren die Beziehungssituation zwischen Klientin und Therapeutin in Verbindung mit deren nondirektivem Gesprächsverhalten. Dieses Muster ermöglicht es der Klientin, sich für ihre eigenen Gedanken, Gefühle und Handlungsimpulse zu öffnen, sie zu ordnen, zu verbalisieren und auf die gegenwärtige Lebenssituation zu beziehen. Rogers nannte diesen Prozess *Selbstexploration*. Im Rahmen dieses Prozesses entdeckt der Mensch seine Entwicklungspotenziale, ihre Blockaden und die Möglichkeiten zu deren Überwindung. Im persönlichen Wachstum kann er die Fixierung auf alte Probleme, Beschränkungen und Missachtungen aufgeben, denn er erkennt sich in seinen positiven Seiten als der *Architekt seines Selbst*.

5.5.2.2 Die systemisch-familienorientierte Einzelfallarbeit in der Jugendhilfe

Im letzten Jahrzehnt ist der systemische Ansatz für die Einzelfallarbeit auch in Deutschland entdeckt worden. In seinem Kontext ergibt es Sinn, nicht nur die Arbeit mit einzelnen Auftraggeberinnen, sondern auch die mit Paaren, ganzen Familien und ihren bedeutsamen Netzwerken der Einzelfallhilfe zuzurechnen. Darüber hinaus legt die Familien- und Netzwerkorientierung des Kinder- und Jugendhilfegesetzes nahe, die Einzelfallarbeit in der Jugendhilfe systemisch zu konzeptualisieren.

Neben den Konzepten für die systemische Arbeit mit Familien gibt es inzwischen auch solche für die systemische Arbeit mit Paaren (Massing u. Reich 2000; Ebbecke-Nohlen 2000; Willi 2000; von Thiedemann u. Jellouscheck 2000) und Einzelnen (Weiss 1988; Boscolo u. Bertrando 1997). Darüber hinaus wurde die systemische Arbeit mit besonderen Problembereichen wie Anorexie (Weber u. Stierlin 1989; Selvini Palazzoli 1982; Selvini Palazzoli et al. 1999), Bulimie (Gröne 1995; Dübner-Gee 1999; Selvini Palazzoli et al. 1999), Psychosen (Simon 1990; Retzer 1994; Selvini Palazzoli et al. 1989), Angststörungen (Häuser u. Eher 2000), Inzest (Trepper u. Barret 1991), Sucht (Erbach u. Richelshagen 1989; Herwig-Lempp 1994) und „Multiproblemfamilien“ (Goldbrunner 1989) eingehend beschrieben. Der systemische Ansatz wurde auch auf spezifische institutionelle Kontexte zugeschnitten, z. B. das Jugendamt (Brandl-Nebehay u. Russinger 1995), Heime (Simmen 1988; Schindler 1996), Psychiatrie (Ritscher 1992; Schweitzer u. Schumacher 1995; Keller u. Greve 1996), Erziehungsberatung (Hahn u. Müller 1993) und Schulen (Storath 1998; Leonhardt 1998). Die Orientierung an den Lebenslagen ihrer Auftraggeberinnen hat zunächst durch die Arbeiten zur *Gender*-Thematik (Walters et al. 1991; Rücker-Emden-Jonasch u. Ebbecke-Nohlen 1992) Eingang in die systemische Praxis gefunden und ist dann auf unterschiedliche Lebensformen, u. a. die Arbeit mit Stieffamilien (Krähenbühl et al. 1991) und schwulen Paaren (Symalla u. Walther 1997), ausgeweitet worden. Auch die Beziehung zwischen

Problemen, Problemlagen und gesellschaftlichen Einflussfaktoren wird zunehmend ein Thema der Systemtherapie (Ritscher 1991). Damit wird die Kontextabhängigkeit aller systemischen Prozesse – eines der grundlegenden systemischen Prinzipien – in ihrer ganzen Tragweite anerkannt. Dass Soziale Arbeit mit Familien spezielle an den Aufträgen und den ökosozialen Systemebenen orientierte Handlungsformen benötigt, haben Kim Berg (Kim Berg 1992) und Imber-Black (Imber-Black 1990) gezeigt. Dies ist auch eine grundlegende These der vorliegenden Arbeit.

Eine systemisch begründete Einzelfallarbeit kann auf den Vorteil verweisen, dass sie sich nahtlos in das Gesamtkonzept einer Sozialen Arbeit auf systemischer Grundlage einfügen lässt und theoretische, methodische, kontextuelle Verbindungen zu den anderen Handlungsbereichen – sozialer Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und Qualitätssicherung – aufweist.

Hilfreich für die systemische Soziale Arbeit ist ein von Shulman beschriebenes Prozessmodell der Einzelfallhilfe. Er identifizierte vier Phasen des Hilfeprozesses (Shulman 1992, S. 53 ff.): „preliminary“ – alles, was sich vor dem Erstgespräch ereignet und es strukturell beeinflusst, z. B. der institutionelle Kontext, kulturelle Einstellungen zu Krankheit, Not, Hilfsbedürftigkeit und öffentliche Hilfen; „beginning and contracting“ – die Phase, in der ein „Arbeitsbündnis“ (Stierlin et al. 1977) angestrebt und eventuell erreicht wird; „the middle or work phase“ – hier geht es um die direkte Arbeit am benannten Problem; „ending and transition phase of practice“ – Abschluss der gemeinsamen Arbeit und die Öffnung für neue Erfahrungen und alltägliche Unterstützungssysteme. Mithilfe dieses Phasenmodells lässt sich ein längerfristiger Beratungsprozess strukturieren. Es ist auch in der alltäglichen Bezirkssozialarbeit anwendbar; z. B. erhalten dadurch diskontinuierliche und sich über einen langen Zeitraum hinweg erstreckende Kontakte einen inneren roten Faden, der das systematische und zielorientierte Handeln erleichtert.

Um die mit den Auftraggeberinnen gemeinsam festgelegten Ziele durch Einzelfallhilfe zu erreichen, ist eine Orientierung an den

spezifischen Problemlagen, eine Beschreibung ihrer Lebenslage sowie der darin enthaltenen Spielräume und Ressourcen erforderlich. Aus einer differenzierten Einschätzung der Lebenssituation ergeben sich die für eine erfolgreiche professionelle Unterstützung erforderlichen „Handlungsformen“ und die ihnen zuzuordnenden Methoden. Die Ansatzpunkte einer in diesem Sinne systemischen Einzelfallarbeit können mithilfe des im dritten Kapitel dargestellten ökosozialen Modells der Systemebenen identifiziert werden. Zum Beispiel erfordert die Problemlage Austauschprobleme und das darin offenkundige spezifische Problem eines geringen Selbstwertgefühls und hohen Misserfolgsmotivs den genauen Blick auf die Mikro- und Mesosysteme. Bei der Lebenslage allein erziehende Mutter ergeben sich dann folgende Fragen: „Welche Beeinträchtigungen gibt es im Kontakt- und Kooperationsspielraum?“ Eventuell wohnen in der Nachbarschaft keine Familien mit kleinen Kindern. „Welche Ressourcen lassen sich benennen, vielleicht eine die klassische Familienform lebende Lieblingschwester in der nächsten Stadt?“ Um sie zu besuchen, muss die Auftraggeberin öffentliche Verkehrsmittel benutzen. „Lässt ihr Erwerbs- und Einkommensspielraum das zu? – Wenn nicht, lassen sich hierfür finanzielle Quellen erschließen?“ – „Sollte die Intervention der Sozialarbeiterin sich eher auf das Mikrosystem der Familie richten, oder steht die Milderung der Ausstattungsprobleme der Auftraggeberin im Vordergrund?“

Ich möchte nun im Folgenden drei Formen der Einzelfallarbeit mit Familien im Arbeitsfeld der Jugendhilfe darstellen: familienorientierte Arbeit im Allgemeinen Sozialen Dienst (ASD), sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) und aufsuchende Familientherapie.

5.5.2.2.1 Familienorientierte Arbeit in der Bezirkssozialarbeit des Allgemeinen Sozialen Dienstes (ASD)

Der ASD bildet den Kern der institutionellen jugendamtlichen Sozialarbeit. Er organisiert die im Kinder- und Jugendhilfegesetz (BfFSFJ 1999) ausführlich beschriebene und rechtlich festgelegte Hilfe für Kinder, Jugendliche und ihre Familien und führt sie z. T. selbst durch. Er überweist an Spezialdienste, übernimmt das *Case-Management* in Fällen, bei denen mehrere Träger der sozialen, psychosozialen und sozialmedizinischen Arbeit beteiligt sind, und vermittelt innerhalb der kommunalen Sozialadministration die Verbindung zur wirtschaftlichen Jugend- und Sozialhilfe. Der ASD wird von Rat- bzw. Unterstützung wünschenden Eltern und Jugendlichen aufgesucht. Er setzt sich selbst aufgrund von Informationen Dritter über sozial auffällige Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen, wie Verweigerung des Schulbesuches, familiäre Gewalt und andere Spielarten der Kindeswohlgefährdung, mit den betreffenden Familien in Verbindung. In Trennungs- und Scheidungsverfahren hat er die Pflicht zur Stellungnahme beim Familiengericht. Kommt es zu einer längerfristigen Jugendhilfemaßnahme, ist der ASD zur Erstellung eines Hilfeplanes verpflichtet, der Dauer, Ziel und Art der Maßnahme(n) unter Einbezug der beteiligten Organisationen, Einrichtungen, Privatpraxen festlegt und kontinuierlich evaluiert. Aus diesem Aufgabenspektrum leitet sich die Funktion des ASD als koordinierende Instanz innerhalb eines Unterstützungsnetzwerkes ab.

Darüber hinaus kann er auch selbst die langfristige Arbeit vor allem in den Hilfeformen Beratung, Verhandlung, Intervention, und Vertretung übernehmen. Im Sinn einer ganzheitlichen und die berufliche Identität stärkenden Sozialen Arbeit halte ich es sogar für notwendig, dass der ASD in der Lage ist, auch nach einem Erstkontakt die weitere, Spezialwissen erfordernde therapeutische Familiensozialarbeit jenseits administrativer, rechtlicher, koordinierender und begleitender Funktionen zu übernehmen. Dann können die ASD-Mitarbeiterinnen gegenüber den anderen am

Unterstützungsnetzwerk beteiligten Einrichtungen und Personen als Dialogpartnerinnen auftreten, die ihr Gewicht nicht allein durch die Maßnahmen- und Mittelgewährung, sondern auch die eigene Praxiskompetenz erhalten.

- In Trennungs- und Scheidungsverfahren kann der ASD neben der Klärung des Sorge- und Umgangsrechtes auch die inzwischen als eigenständiges Verfahren etablierte Mediation (Duss-von Werdt 1998; Bastard u. Cardia-Vonèche 1992; Mähler u. Mähler 1992; Proksch 1992) anbieten, um eine einvernehmliche und am Wohle der Scheidungskinder orientierte Auflösung der elterlichen Paarbeziehung anzustreben.
- In akuten oder chronischen Familienkrisen kann der ASD eine längerfristige Beratung/Therapie oder zumindest die Vorbereitung einer weiterführenden Maßnahme, z. B. einer Heimunterbringung, mithilfe systemisch-familientherapeutischer Konzepte durchführen.
- Auch eine fachlich kompetente Sozial„diagnose“, die daraus abzuleitenden Maßnahmen und eine Begleitung des von anderen Organisationen/Einrichtungen getragenen Hilfeprozesses erfordert ein fundiertes Praxiswissen über Arbeitsfelder, Verfahren und Methoden. Bei der Sozial„diganose“ ist der systemische Ansatz mit dem durch ihn systematisierten Blick auf das personale und institutionelle Beziehungsgefüge sowie dessen kontextuelle Einbettung besonders nützlich.
- Bei Einzelhilfemaßnahmen wie der Erziehungsbeistandschaft (EZB, KJHG § 30) oder der intensiven sozialpädagogischen Einzelbetreuung (ISE, KJHG § 35) bietet sich hingegen die Übergabe an eine eigenständige Einrichtung oder eine freiberufliche Sozialarbeiterin an. Denn die bei diesen Maßnahmen erforderliche Nähe zum Kind bzw. der Jugendlichen macht es dem ASD schwer, die Position der Allparteilichkeit zu wahren, d. h., mit gleichem Ernst die

Perspektive der Eltern zu berücksichtigen (siehe Beiderwieten, Windaos u. Wolff 1990).

In der Arbeit des ASD werden die beiden Pole *Angebot* und *Eingriff* besonders deutlich. Einerseits muss Sozialarbeit bestimmte gesellschaftliche Standards vertreten und kann Abweichungen davon nur bis zu einem bestimmten Grad tolerieren. Eine substantielle Kindeswohlgefährdung wiegt immer schwerer als das Elternrecht und erfordert in der Terminologie von Lüssi „Interventionen“ – kontrollierende und exekutive Maßnahmen, die sich zunächst am Schutz des Kindes und erst sekundär an der Hilfe für die Eltern orientieren. Diese sollte aber immer als solchen „Interventionen“ nachfolgende Option bedacht werden. Sie beginnt schon mit dem Versuch, der „Inobhutnahme“ (KJHG, §§ 42 u. 43) neben dem Schutz für das Kind auch einen auf die Eltern bezogenen Bedeutungsrahmen zu geben. Sie könnte definiert werden als Schutz für die Eltern in einer Krisensituation, in der sie den Überblick und die notwendige erzieherische Distanz verloren haben. Ein solches Reframing führt zu Hilfeangeboten für die Eltern, damit sie in künftigen Krisensituationen überlegter und zurückhaltender handeln können. Dieser Prozess kann mit einer professionell unterstützten Rückkehr des Kindes in seine Familie abgeschlossen werden. So kann jeder Eingriff auch eine Hilfe beinhalten. Umgekehrt wird jedes Angebot für die Familie auch mit der kontrollierenden Frage verbunden sein, ob das Kindeswohl allein durch stützende Maßnahmen gesichert werden kann.

Bei jeder Maßnahme des ASD müssen die beiden Pole der Doppelstruktur von Angebot und Eingriff zusammen gedacht werden, auch wenn jeweils der eine von beiden im Zentrum der Aufmerksamkeit steht. Hier kann nur von Fall zu Fall und Situation zu Situation entschieden werden; die entsprechenden Gratwanderungen sind nicht durch allgemeine Handlungsanweisungen zu verhindern, und das Risiko einer falschen Entscheidung ist prinzipiell immer gegeben. Wichtig ist vor allem die Transparenz für die Adressatinnen Sozialer Arbeit: Sie müssen wissen, dass beides zur Sozialarbeit gehört – wie auch das Dritte, das „gemeinsame Handeln“ (Müller

1993, S. 20 ff.); Letzteres verbindet das direkte professionelle Handeln mit der Möglichkeit der Ablehnung durch die Adressatinnen.

5.5.2.2 Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH)

Die *sozialpädagogische Familienhilfe* (SPFH) kann als Prototyp für die Möglichkeit einer systemischen Fundierung der Sozialen Arbeit und ihrer Kombination mit dem Methodeninventar der Familientherapie gelten. Das allgemeinste Ziel der SPFH lässt sich folgendermaßen formulieren: Unterstützung der Familie *in* der Familie, um sie zu befähigen, ihren Alltag so zu organisieren, dass in ihm eine *bezogene Individuation* (siehe Stierlin 1977) des Kindes möglich wird. Die SPFH ist eine Umsetzung des Prinzips der Alltagsorientierung: Die Familienhelferin trifft sich im Kontext des familiären Alltags wöchentlich zwischen fünf und 15 Stunden mit allen bzw. verschiedenen Familienmitgliedern, um mit ihnen zusammen neue Lösungswege für alte Probleme zu finden und auszuprobieren.

In der SPFH verbinden sich mehrere Komponenten der Sozialen Arbeit zu einer Hilfe für in akuten psychosozialen Notlagen befindliche Familien.

- *Komm- und Gehstruktur:* Die sozialpädagogische Familienhelferin arbeitet mit der auftraggebenden Familie einerseits in deren Wohnung und dem zugehörigen Wohnumfeld zusammen, andererseits finden bestimmte Kontakte in den Diensträumen des SPFH-Trägers statt. Welche dieser beiden Seiten gewählt wird, hängt von der aktuellen Situation ab. Die oft besonders nützlichen, weil sich spontan ergebenden und von einer entsprechenden Akzeptanz seitens der Familienmitglieder begleiteten „Gespräche zwischen Tür und Angel“ benötigen den Rahmen der Familienwohnung, weil nur hier der Kontext für spontan sich ergebende Kontaktsituationen besteht. Auch können in der Wohnung viele heikle Themen leichter angesprochen werden, weil der „Heimvorteil“ der Familie eine größere Sicherheit vermittelt. Steht die Organisation des Haushaltes und die Tagesstruktur der Familie auf der Tagesordnung, bietet sich die Wohnung als Kontext für Rollenspiele zu Situationen des Familienalltages an. Beim Spiel der Familienhelferin mit den Kindern können die

Eltern in der eigenen Wohnung leichter mit einbezogen werden – wenn der Kontakt zwischen Eltern und Kindern über das Spielen intensiviert werden soll. Hausaufgabenhilfe für Schulkinder sollte in deren Zimmer oder an einem ruhigen Platz in der Wohnung stattfinden. Bei der Anwesenheit der Familienhelferin in der Wohnung können irgendwann alle Familienmitglieder erreicht werden, auch dann, wenn sie sich ihr lieber entziehen möchten.

Die Indikation wird durch diese Beispiele deutlich: Immer dann, wenn es um das Gelingen des Familienalltages geht, wenn in seinem Kontext Räume für persönliche Entwicklungen definiert werden sollen, wenn es gilt, Grenzen zu ziehen und zu respektieren, ist der Besuch in der Familienwohnung, also die *Gehstruktur*, angezeigt. Wenn hingegen die Öffnung der Familie nach außen, ihre Integration in das Wohnumfeld bzw. das Gemeinwesen, die Überwindung sozialer Ängste oder die Betonung einer durch einen formellen Kontext unterstrichenen Botschaft auf der Tagesordnung stehen, bietet sich die *Kommstruktur* oder das Treffen an einem dritten Ort an. Es kann nützlich sein, Gespräche mit dem Elternpaar zur Verbesserung ihrer Paarbeziehung in den Räumen der Familienhilfe, Erziehungsberatungsgespräche hingegen in der Wohnung durchzuführen. Die in diesem Setting enthaltene Botschaft heißt: „Für die Paarbeziehung gilt es, sich auch Räume und Themen jenseits der Familie zu suchen, die Erziehung der Kinder hingegen erfordert Engagement und Präsenz in der Familie.“ Das Treffen der Familienhelferin mit der Mutter in einem Café kann die Botschaft „Auch eine fürsorgliche Mutter hat das Recht auf Spielräume außerhalb der Familie“ sozialräumlich unterstreichen. Und die Einladung an das Schulkind, heute die Hausaufgaben außerhalb der Wohnung zu machen und anschließend ein Eis essen zu gehen, kann die dyadische Beziehung zwischen ihm und der Familienhelferin betonen und intensivieren.

- *Familientherapie, sozialpädagogisches Handeln und ressourcenaktivierende Sozialarbeit:* Die SPFH kann innerhalb ihres allgemeinen Auftrages verschiedene Themenkomplexe in unterschiedlicher Zusammensetzung, mit unterschiedlichen Verfahren und Methoden bearbeiten. Um die Erziehungskompetenz der Eltern zu stärken, mag Erziehungsberatung angezeigt sein, die Verbesserung der Elternbeziehung legt vielleicht therapeutische Paargespräche nahe, und um verbindliche Regeln des Familienalltages festzulegen, können Gespräche mit der ganzen Familie hilfreich sein. Hausaufgabenhilfe für leistungsschwache Kinder kann ein Beitrag zum Abbau ihrer Misserfolgsorientierung sein, ein gemeinsamer Besuch im Jugendzentrum und ein Gespräch mit der dort tätigen Sozialarbeiterin den Weg zum Kontakt mit Gleichaltrigen weisen. Mutter und Vater werden durch getrennte und gemeinsame Gespräche bzw. gemeinsame Aktivitäten in ihrer Fürsorgefunktion gestärkt. Die Unterstützung bei Behördengängen und -briefen soll sie befähigen, ihr Schicksal in die eigene Hand zu nehmen; und der Rat, sich an eine Schuldnerberatungsstelle zu wenden, enthält die Botschaft, dass sich desolate finanzielle Verhältnisse und Finanzgebaren mit professioneller Hilfe verändern lassen. Dass die Sozialarbeiterin ihre Hilfe im Auftrag des Jugendamtes anbietet, bringt immer auch die Problematik der *Doppelstruktur* von Angebot und Eingriff ins Spiel. Der Frage nach ihrer Vertrauenswürdigkeit muss sich die Sozialarbeiterin stellen, indem sie mit der Familie klare Abmachungen darüber trifft, welche Informationen an das Jugendamt weitergegeben und welche innerhalb des Familienhilfesystems verbleiben und dort weiterbearbeitet werden.
- *Einzelfallhilfe, soziale Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit:* Die SPFH ist zunächst als familienorientierte Einzelfallhilfe definiert. In einem erweiterten Konzept integriert sie auch Formen der sozialen Gruppenarbeit, z. B. wenn der Träger der

SPFH eine Freizeit für die von seinen Familienhelferinnen betreuten Familien veranstaltet, familienübergreifende Hausaufgabenhilfegruppen für Kinder (eventuell zusammen mit ihren Eltern) organisiert oder Gesprächsrunden für die Eltern anbietet. Gemeinwesenarbeit findet statt, wenn die Leitung eines SPFH-Teams an der Erstellung eines kommunalen Jugendhilfeberichts mitwirkt, ihre Arbeit im Jugendhilfeausschuss des Kreistages vorstellt oder etwa an einer Initiative für einen Abenteuerspielplatz beteiligt ist.

- *Case-Management des ASD unter Einbezug eines speziellen SPFH-Dienstes des Jugendamtes oder eines freien Trägers:* Üblicherweise schlägt die Bezirkssozialarbeiterin einer Familie die SPFH als Jugendhilfemaßnahme vor. Ist diese damit einverstanden, wird von der Bezirkssozialarbeiterin ein erstes Gespräch zwischen ihr, einer möglichen Familienhelferin und der Familie einberufen, das üblicherweise in der Familienwohnung stattfindet. Kommt eine Einigung dieser drei Parteien auf eine Auftragserteilung zustande (die Familie beauftragt das Jugendamt, das Jugendamt den SPFH-Dienst und dieser seine Mitarbeiterin), zieht sich die Bezirkssozialarbeiterin in die Funktion des *Case-Managements* zurück. Bei ihr verbleibt die Verantwortung für die Erstellung, Umsetzung und Evaluierung des Hilfeplanes und letztlich die Kontrollfunktion hinsichtlich der Sicherung des Kindeswohles.
- *Angebot und Eingriff:* Obwohl die Familienhelferin die Angebotsseite Sozialer Arbeit vertritt, kann auch sie den Eingriffsaspekt nicht völlig außer Acht lassen. Der beauftragende ASD und damit das Jugendamt erwarten von der Familienhilfe eine Verbesserung der familiären Situation, eventuell auch die Abwendung einer weiter reichenden und kostenintensiveren Maßnahme. Sollte das Familienhilfesystem nach vielen Bemühungen keinerlei Entwicklungsschritte in der gewünschten Richtung zeigen, ist die zuständige Bezirkssozialarbeiterin darüber zu informieren. Sie ist

verpflichtet, mit öffentlichen Mitteln sparsam umzugehen und die aufgewendeten Gelder zweckdienlich einzusetzen. Auch familiäre Gewalttaten bringen immer die Frage mit sich, ob die Familienhelferin das Jugendamt zu diesem Zeitpunkt darüber informieren muss oder noch abwarten kann. Denn die Bezirkssozialarbeiterin und das Jugendamt stehen in der öffentlichen Verantwortung und müssen eventuell vor Gericht rechtfertigen, warum ein Kind in der Familie belassen wurde, obwohl es gefährdet war. Die mögliche Eingriffsfunktion der Familienhelferin ist also eine indirekte und bezieht sich auf die Pflicht zur Information der ASD-Mitarbeiterin, die in einem entsprechenden Fall dann die direkte Kontrolle übernehmen muss.

Die vielen Situationen der Begegnung mit dem gesamten Familiensystem oder seinen Subsystemen im Familienalltag erfordern von der Familienhelferin eine besondere Fähigkeit des *Joinings*, d. h. des Anschlusses an das Familiensystem. Einerseits wird sie immer wieder in Versuchung geraten, sich mit einem Familienmitglied oder einem Teilsystem gegen die anderen zu verbünden, z. B. mit dem vernachlässigten Kind gegen die Eltern oder mit der Mutter gegen den Vater. Hier besteht allein durch das Setting die Gefahr des Verlustes der Allparteilichkeit. Andererseits entsteht durch die vielen Alltagskontakte mit der Familie ein Sog, sich in das Familienspiel integrieren zu lassen und eine für die Veränderung eher hinderliche Rolle zu übernehmen. Man wird dann zur x-ten Sozialarbeiterin, die der Familie Vorhaltungen macht und deshalb als nützliche Außenfeindin für den Familienzusammenhalt sorgt; zu einer guten Tante, die viel hilft, aber nichts zu sagen hat; oder zu einer Übermutter, die alles besser kann und deshalb die Familienmitglieder zur Regression in Abhängigkeitspositionen ermuntert. Ihr Handeln muss also einen Unterschied zum bisherigen Familienalltag und bisherigen professionellen Hilfen setzen: Sie ist Sozialarbeiterin, aber sie bemüht sich, der Familie nicht ihre eigene *Vorstellung des guten Lebens* überzustülpen; sie will helfen, aber sie ermuntert die Familie

zur Eigeninitiative; sie bietet ihre Empathie an, aber ohne die Familie aus ihrer Eigenverantwortung zu entlassen. Eine Gratwanderung zwischen zu viel Identifikation mit und zu viel Distanzierung von der Familie ermöglicht das *Joining* und die Bildung eines produktiven *Arbeitsbündnisses*.

5.5.2.2.3 Aufsuchende Familientherapie (AFT)

Dieselbe Aufgabe einer Gratwanderung zwischen Nähe und Distanz muss das Team in der *aufsuchenden Familientherapie* (AFT) leisten. Denn auch hier verführt die professionelle Arbeit in der Wohnung der Familie (*Gehstruktur*) zur Aufgabe der Allparteilichkeit und der Übernahme einer zugunsten der Veränderung ungefährlichen Rolle im Familienspiel. Deshalb ist die Teamarbeit hier von ganz besonderer Bedeutung, denn die Kolleginnen können sich unterstützen. Das geschieht einerseits durch Rückmeldungen im Gespräch selbst, in der Pause oder nach dem Gespräch. Diese gegenseitige Unterstützung lässt sich auch durch verteilte Rollen erreichen. Das mit der Familie befasste Zweierteam sollte gegengeschlechtlich besetzt sein. Die männlichen Mitglieder der Familie können sich dann mit dem männlichen Kollegen identifizieren, die weiblichen mit der Kollegin. Umgekehrt fällt es vielleicht der Kollegin leichter, sich „in die Schuhe der Mutter zu stellen“. Eine gegengeschlechtliche Teambesetzung ist also für das gesamte Unterstützungssystem eine Ressource für Empathie, Identifikation, Modelllernen und die Methode des *Splittings* (7.6.3.2). Die Kollegin kann z. B. eine eher mütterlich-empathische Rolle einnehmen und die Familie in ihrem „Sosein“ unterstützen; der Kollege übernimmt aus einer eher distanzierten Position heraus die Rolle des problematische Themen bzw. Muster benennenden Beobachters. Die Teamarbeit ist auch rein praktisch von großer Bedeutung, weil sich die Sozialarbeiterinnen im Fall von Krankheit oder Urlaub gegenseitig vertreten können. Da das Konzept der AFT nach Conen einen Zeitraum zwischen neun und zwölf Monaten umfasst (bei einer zwei- bis dreistündigen Sitzung pro Woche oder im 14-tägigen Abstand), ist es besonders wichtig, Unterbrechungen in diesem intensiven Prozess zu vermeiden.

Die auf neun bis zwölf Monate festgelegte Zeitdauer einer AFT wird von Conen mit amerikanischen Untersuchungen zur Veränderung in therapeutischen Prozessen begründet (Conen 1996b, S. 159). Diese besagen, dass Veränderungsziele, die nach ca. neun Monaten noch nicht erreicht wurden, selten in späteren Zeiten eines länger

dauernden therapeutischen Prozesses erreicht werden.²⁰ Die AFT geht also von der Prämisse aus, dass der Familie durch therapeutische Angebote ein begrüßenswerter Unterschied zu ihrer bisherigen Lebensweise nahe gebracht wird und sich das System für verändernde Informationen öffnet. In einem sich selbst verstärkenden eigendynamischen Prozess werden diese Veränderungen weitere Veränderungen nach sich ziehen, weil die befürchteten negativen Konsequenzen ausbleiben.

Auch in der AFT erhält die Doppelstruktur von Angebot und Eingriff durch die Gehstruktur eine besondere Prägnanz. Einerseits gilt es für die Familie, sich in den therapeutischen Gesprächen mit ihren Schwächen, Ängsten, Fehlern zu zeigen; andererseits steht die Frage im Raum, ob das Jugendamt über diese „Defizite“ informiert wird und irgendwann als zürnender Zeus mit seinem Donnerkeil die Familie spaltet. Wie in der SPFH, ist deshalb auch hier eine klare Vereinbarung darüber gefordert, über was und auf welchem Wege das Jugendamt informiert wird. Denn die systemische Ausrichtung der Sozialen Arbeit erfordert eine Kooperation zwischen Familie, Familienhelferin und Jugendamt. Eine in diesem Kontext angesiedelte Systemtherapie sucht die Integration in ein professionelles psychosoziales Unterstützungssystem, das von der zuständigen Bezirkssozialarbeiterin als *Case-Managerin* organisiert wird. Ihre diesbezügliche Verantwortlichkeit symbolisiert sich in der Funktion, auf die Erstellung des Hilfeplans, seine Überprüfung, Fortschreibung, Veränderung und abschließende Evaluation zu achten sowie die entsprechenden Hilfeplangespräche zu leiten.

Die erste Phase (*preliminary*) der AFT ist durch die Aufnahme der Beziehung zwischen Bezirkssozialarbeiterin und Familie gekennzeichnet. Sie dient dem „Anwärmen“ der Familie für eine professionelle Hilfe zur Selbsthilfe und der Erstellung einer Sozialdiagnose im Rahmen mehrerer Familieninterviews. Schon hier erweist sich die Gehstruktur der AFT als ein Vorteil. Durch sie werden Familien erreicht, die niemals den Fuß über die Schwelle einer Beratungsstelle oder therapeutischen Privatpraxis gesetzt hätten.

Wenn sich aus diesen Erstkontakten die Nützlichkeit einer Familientherapie für die Auflösung des benannten Problems bzw. einen hilfreicherer Umgang mit ihm ergibt, kann die Bezirkssozialarbeiterin der Familie einen entsprechenden Vorschlag machen. Wird er akzeptiert, initiiert sie einen ersten Termin für das aus Familie, therapeutischem Team und Bezirkssozialarbeiterin bestehende *Familienhilfesystem*. Der Sicherheit gebende „Heimvorteil“ erleichtert der Familie den ersten Kontakt zwischen ihr und dem familientherapeutischen Team.

Damit tritt die AFT in ihre zweite Phase (*beginning and contracting*) ein. Sie ist durch das Ziel eines *Arbeitsbündnisses* und der darin enthaltenen Auftragserteilung gekennzeichnet. In der gemeinsamen Beziehungsarbeit, die seitens der Therapeutinnen durch Empathie, Toleranz, Interesse für die familiäre Lebenswelt und Standfestigkeit gegenüber den Versuchen, sie in Koalitionen einzubinden, gekennzeichnet ist, entsteht bei der Familie Hoffnung auf die Veränderbarkeit ihrer problematischen Situation. Ihr Anteil an der Beziehungsarbeit besteht in dieser Phase in der Bereitschaft, die Therapeutinnen in ihrer Wohnung und damit ihrer Lebenswelt willkommen zu heißen und mit ihnen im Rahmen eines zeitlich begrenzten Unterstützungssystems zu kooperieren.

In der dritten Phase (*the middle or work phase*) stehen die in der zweiten Phase thematisierten Erwartungen, Hoffnungen und Aufträge auf dem Prüfstand der Realisierbarkeit. Können die Auftraggeberinnen ihre Ambivalenz hinsichtlich der professionellen Unterstützung mindern? Können die Therapeutinnen sie akzeptieren und produktiv nutzen? Können die inneren Ressourcen des Familiensystems, also Interesse an Veränderung, wechselseitige Akzeptanz und Solidarität, Fürsorglichkeit und Begrenzung, erschlossen und mit äußeren Ressourcen wie sozialer Anerkennung in Nachbarschaft und Schule, materieller Unterstützung und einem eigenen Erwerbseinkommen verknüpft werden? In dieser Phase benötigen die Sozialarbeiterinnen eine Vielzahl familientherapeutischer Methoden, die vom Genogramm als Methode

des Einstiegs in das System über die ressourcenorientierte „Diagnose“ und die systemischen Fragen bis zu „maßgeschneiderten Hausaufgaben“ reichen. Von besonderer Bedeutung ist es nach meiner Erfahrung, gezielt mit Teilsystemen der Familie zu arbeiten. Dazu gehört die Entscheidung, mit welchem Teilsystem man sich zu welcher Zeit an welchem Ort trifft, und die Beachtung der dadurch noch schwerer zu realisierenden Allparteilichkeit. Das Ziel der Arbeitsphase ist die Erfüllung des sich vom Unterstützungssystem selbst gestellten und im Hilfeplan festgelegten Auftrages bzw. seiner Anpassung an die sich während der intensiven Arbeit ergebenden Veränderungen. Die Wege der Auftragsbefreiung sind nicht immer geradlinig. In der Arbeit mit der Familie Beierle benutzen die Kolleginnen die Metapher des „Umweges“, um deutlich zu machen, dass ein primäres Ziel oft nicht direkt angegangen werden kann, sondern sich vielleicht ganz von selbst über andere Entwicklungen ergibt.

In der vierten und abschließenden Phase (*ending and transition*) geht es einerseits um eine Stabilisierung der erreichten Veränderungen und andererseits um einen formellen, auch ritualisierten Abschied. Die erreichten Veränderungen sind eventuell weniger gravierend, als bei der ersten Auftragsformulierung erhofft. Dann ist es wichtig, das erreichte Ergebnis nicht zu entwerten, sondern ressourcenorientiert als Zwischenstation auf dem Wege lebenslanger Entwicklung und Veränderung zu benennen. Diese Zwischenstation kann ein „Rastplatz“ sein, an dem man sich ausruht und sich über das bisher Erreichte freut. Von hier aus lassen sich vielleicht, „wenn die Zeit reif ist“, mithilfe eines neuen Unterstützungssystems mit neuen oder denselben Therapeutinnen „weitere Wege erkunden und begehen“. Auch eine erfolgreich abgeschlossene Familientherapie sollte mit der Botschaft enden, dass es kein Ausdruck von Schwäche und Erfolglosigkeit ist, sondern im Gegensatz ein Ausdruck von Stärke, sich im Falle einer neuen Krise wieder um Unterstützung zu bemühen. Eine solche Krise ist allein

schon deshalb möglich, weil es in jedem Familienleben zu unvorhersehbaren Belastungen kommen kann.

Oft ist es hilfreich, das Ende über mehrere Etappen zu erreichen, z. B. nach einer neunmonatigen Intensivtherapie ein erstes Abschlussgespräch zu führen und dann in längeren Abständen – etwa nach drei und sechs Monaten – noch zwei weitere festzulegen.

Bei der Ausgestaltung des Abschlussrituals gilt es also vor allem, den Selbstwert der Familie zu unterstreichen und Übergangshilfen anzubieten, welche die Familie auch nach dem offiziellen Therapieende weiterhin begleiten. Ich halte ein solches Ritual für sehr wichtig.

Die Heilsamkeit und die Nützlichkeit von Ritualen in Übergangssituationen haben Imber-Black et al. überzeugend dargestellt (Imber-Black et al. 1993 u. [3.2.2.5](#)).

Welche Kriterien lassen sich festlegen, um zwischen der Indikation für eine *sozialpädagogische Familienhilfe* (SPFH) und der für eine *aufsuchende Familientherapie* (AFT) zu unterscheiden?

Die SPFH operiert mit einer größeren Vielzahl von Settings, Aufgaben und Handlungsbereichen. Gespräche – mit der ganzen Familie, den Eltern, Kindern, einzelnen Familienmitgliedern, Teilen der Familie und Nachbarn –, Hausaufgabenhilfe, Begleitung zu Ämtern und die Hilfe bei der Stellung des Antrags auf Sozialhilfe, die Initiierung von sozialen Kontakten außerhalb der Familie, die Hilfe bei der Organisation des Haushaltes und der Erstellung eines Überblicks über die finanzielle Situation – all das und noch einiges mehr ist in ihrem Rahmen möglich. Die wöchentliche Kontaktzeit ist erheblich länger, und auch die Gesamtdauer kann über die der AFT weit hinausgehen. Die Familienhelferin kann in viel stärkerem Maße die Familie praktisch-unterstützend in ihrem Alltag begleiten: Eine gemeinsame Kochaktion mit der Mutter bzw. dem Vater, ein Ausflug mit der ganzen Familie, ein abendliches Babysitting, um den Eltern einen gemeinsamen Abend außer Haus zu ermöglichen, oder ein Discobesuch mit der bald volljährigen Tochter gehören zu ihrem Handlungsspektrum. Das mindert natürlich nicht die Notwendigkeit

reflektierender Gespräche, aber auch diese sind eher in den Alltag eingebaut als von ihm unterschieden. Insofern bietet sich die SPFH vor allem für Familien mit einer Vielzahl ineinander verzahnter Probleme und Problemlagen an, die ein hohes Maß an Flexibilität und viele zeitliche Spielräume erfordern. Auch eine unstrukturierte, zur Seite des Chaos tendierende Haushaltssituation legt diese Handlungsform nahe. Familien, in denen Gespräche eher selten sind, können von der SPFH besonders profitieren, weil sie die Möglichkeit haben, sich über alltägliche Handlungssituationen an das Sprechen und Reflektieren „heranzupirschen“.

Die AFT beansprucht in stärkerem Maße einen abgegrenzten, aus dem Alltag abgehobenen Raum für die Kontakte zwischen der Familie und dem therapeutischen Team. Das setzt schon für die Terminvereinbarung und ihre Einhaltung durch die Familienmitglieder einen strukturierten Familienalltag voraus. Die Zeitbegrenzung verringert die Handlungsspielräume und erfordert familiäre Ressourcen zur konstruktiven Selbstorganisation und Selbstthematization. Die Familie sollte in der Lage sein, den Zeitraum zwischen den therapeutischen Kontakten für die Veränderung ihrer Beziehungsmuster zu nutzen und sich dabei der Unsicherheit von „Experimenten“ (als solche können die „Hausaufgaben“ definiert werden) ohne Anwesenheit der Therapeutinnen auszusetzen. Allerdings möchte ich dem Vorurteil widersprechen, dass Familientherapie nur für sprachlich elaborierte Familien hilfreich sei. Es gehört gerade zu den grundlegenden Fähigkeiten von Familientherapeutinnen, sich wie ethnologische Feldforscherinnen auf die „Sprachspiele“ (Wittgenstein 1972) der Familie einzulassen, ihre Sprache sprechen zu lernen und auch über komplexe Fragen im Rahmen ihres Sprachhorizontes zu kommunizieren. Wird Familientherapie mit einer solchen Haltung betrieben, wird man erstaunt sein, wie viel Reflexionsfähigkeit und Sprachbildung auch in Familien möglich ist, deren Sprache in der linguistischen Sozialisationstheorie der Siebzigerjahre als „restricted code“ bezeichnet wurde (Bernstein 1970, Bernstein et al. 1970).

Wichtig scheint mir, darauf hinzuweisen, dass bei einer familientherapeutischen Jugendhilfemaßnahme die Kindeswohlgefährdung weniger dramatisch und die Haushaltsorganisation geordneter erscheint. Es ist auch möglich, *sozialpädagogische Familienhilfe* mit *aufsuchender Familientherapie* zu kombinieren. Das bietet sich an, wenn die Familienhelferin keine familien- bzw. systemtherapeutische Ausbildung hat, aber der Bedarf an kontinuierlichen und thematisch miteinander verbundenen Familien- und Elternpaargesprächen als sehr groß eingeschätzt wird. Das erfordert eine enge Kooperation zwischen Familienhelferin und Familientherapeutinnen, die sich darin ausdrücken kann, dass die Familienhelferin ab und zu an den therapeutischen Gesprächen teilnimmt. Das dann gebildete Unterstützungssystem besteht aus der Familie, der *Case-Managerin* im ASD, dem familientherapeutischen Team und der Familienhelferin.

5.5.3 Soziale Gruppenarbeit

Gruppe lässt sich als zeitüberdauerndes, überschaubares, in immer wiederkehrenden sozialen Situationen eine eigene Identität entwickelndes und aufrechterhaltendes soziales Netzwerk definieren. Auch für diesen Handlungsbereich kann sich die Soziale Arbeit auf außerhalb von ihr entwickelte Methoden stützen, ohne dabei ihr eigenes Profil aufzugeben.

Im Gegensatz zur Familiengruppe handelt es sich bei den folgenden Überlegungen immer um *artifizielle*, also künstliche, zeitlich begrenzte, nur über besondere Zugangswege erreichbare und mit einem professionellen Auftrag im Rahmen der Sozialen Arbeit versehene Gruppen.

5.5.3.1 Verschiedene Gruppenformen in der Sozialen Arbeit

Im Kontext der Sozialen Arbeit lassen sich ganz allgemein wachstums- und arbeitsorientierte Gruppen unterscheiden. Ausgehend davon, unterscheidet ich produkt- und themenorientierte, prozess- und selbsterfahrungsorientierte, alltagstagsstrukturierende und freizeitgestaltende Gruppenformen.

- *Produkt- und themenorientierte Gruppen* geben sich einen klaren Auftrag zur Erstellung eines Arbeitsergebnisses. Beispiele sind Projektgruppen im Rahmen des Studiums oder eines Betriebes; Gruppen zur Formulierung von Erklärungen, Stellungnahmen, Anträgen oder Seminararbeiten; studentische Gruppen, die von einem Tutor betreut werden, um den Stoff einer Vorlesung parallel zu dieser aufzuarbeiten; Bürgerinneninitiativen, die eine bestimmte politische Entscheidung verhindern, verändern oder herbeiführen wollen; oder Gruppen, die das Konfliktmanagement in prekären sozialen Situationen (z. B. Skins in der U-Bahn) üben und in einen gesellschaftspolitischen Kontext stellen. Für diesen Gruppentypus sind Arbeitstechniken wichtig, die den ergebnisorientierten Prozess strukturieren, systematisieren, nachvollziehbar machen und der Beliebigkeit vorbeugen.

Ein in diesem Zusammenhang hilfreiches Verfahren ist die „themenzentrierte Interaktion“ (TZI) von Ruth Cohn. Ihr Ziel war es, die Trennung zwischen Inhalts- und Beziehungsebene in Interaktionsprozessen wieder aufzuheben. Um eine störungsfreie Beziehung als Kontext einer an inhaltlichen Zielsetzungen orientierten Arbeit in der Gruppe zu erreichen, hat Cohn mehrere Regeln für einen gelingenden Gruppenprozess formuliert, auf deren Einhaltung die Teilnehmerinnen und – falls vorhanden – die Gruppenleiterin zu achten haben (Cohn 1975):

- „Sei dein eigener Chairman“, d. h., übernimm Verantwortung für die Folgen deines Handelns in der Gruppe.

- „Sprich in der Ichform statt ‚man‘ oder ‚wir‘“, d. h., mit allem was du sagst, sagst du den anderen Gruppenteilnehmerinnen etwas über dich.
- „Störungen haben Vorrang“, d. h., Störungen der Aufmerksamkeit durch innere Fantasiereisen, emotionale Blockierungen und Verwirrungen sind wichtige Informationen für alle und sollen mitgeteilt werden.
- „Achte auf deine Körpersignale“, d. h., traue dem Körper als Kommentator deiner Befindlichkeit.

Neben diesen personenorientierten kommunikativen Regeln lassen sich eine Vielzahl von in anderen Bereichen entwickelten Arbeitstechniken verwenden, z. B. Moderationstechniken, Metaplan oder Mind-Maps. Das TZI-Verfahren eignet sich besonders gut für die Gruppenarbeit in der Jugend- und Erwachsenenbildung. Es ermöglicht die Beachtung der aktuellen psychischen persönlichen Befindlichkeit, um das inhaltliche Ziel der Gruppenarbeit zu erreichen.

- *Prozess- und selbsterfahrungsorientierte Gruppen* haben die Aufgabe, die Gruppe als Kontext für eine gelingende Kommunikation der Teilnehmerinnen und eine darin mögliche Selbstthematisierung zu nutzen. Da wir uns außer in unserer Primärgruppe ständig auch in anderen sozialen Gruppen bewegen, benötigen wir kommunikative Kompetenzen, um uns in diesen sozialen Situationen als Menschen mit einem eigenen Wert und persönlichen Fähigkeiten zu präsentieren. Wir benötigen auch metakommunikative Kompetenzen, um aus misslungenen Situationen zu lernen und neue so anzugehen, dass ein erfolgreiches Verhalten wahrscheinlicher wird. Unter einer systemischen Perspektive sind persönliche Probleme einerseits als Ausdruck blockierter und konfliktreicher Gruppenprozesse zu verstehen, andererseits als Folge derzeit geringer persönlicher Ressourcen, sich in Gruppenprozesse aktiv einzumischen. Prozess- und selbsterfahrungsorientierte Gruppen haben die Aufgabe, Erfahrungen zu vermitteln, wie

Gruppenprozesse wieder in Fluss gebracht, die eigenen Einflussmöglichkeiten gestärkt und positive, selbstwertsteigernde Rückmeldungen „gesendet“ bzw. wahrgenommen werden. Hierfür sind unter dem Stichwort *Gruppendynamik* eine Vielzahl von Settings, Übungen und Methoden entwickelt worden. Antons beschreibt sie in der Zuordnung zu verschiedenen Gruppenfunktionen: das Anwärmen in der Anfangsphase, Wahrnehmung/Beobachtung, Kommunikation und Führungsstile, Feedback, Kooperation und Wettbewerb, Entscheidungen, Normen, Vorurteile und Abwehr, Analyse des Gruppenprozesses, Beratungstechnik und Back-Home (Abschied von der Gruppe und Erfahrungstransfer in den Alltag) (Antons 1992).

- *Die alltagsstrukturierenden Gruppen* lassen sich auch als milieu- bzw. sozialtherapeutische Gruppen kennzeichnen. Es gibt sie als komplementäre, teilstationäre und stationäre Varianten. Eine komplementäre Variante sind niedrighschwellige tagesstrukturierende Gruppenangebote in kommunalen gemeindepsychiatrischen Zentren; hier treffen sich psychiatrische Patientinnen zum Kochen, Essen, zur Freizeitgestaltung, zur Erledigung von Auftragsarbeiten und zu Gesprächen. Diese Gruppen haben meistens einen offenen Charakter, d. h., ihre Teilnehmerinnen wechseln von Tag zu Tag und auch im Tagesverlauf. Das ist wegen der Niedrighschwelligkeit auch so gewollt. Eine in letzter Zeit immer wichtiger gewordene teilstationäre Maßnahme in der Jugendhilfe sind die Tagesgruppen für sozial auffällige und familiär zu wenig geförderte Kinder und Jugendliche. Hier handelt es sich um eine geschlossene Gruppe, die sich nach der Schule in eigenen Räumlichkeiten unter einer sozialpädagogischen Leitung trifft und bis zum späten Nachmittag zusammenbleibt. In ihrem Rahmen werden die unterschiedlichsten Aktivitäten zur Entwicklung sozialer Kompetenzen durchgeführt. Eine vollstationäre Gruppe ist die

als therapeutische Gemeinschaft organisierte Station eines psychiatrischen Krankenhauses (Dörner u. Plog 1992), eine nichtpsychiatrische Wohngemeinschaft für ehemalige psychiatrische Patientinnen – z. B. „Soteria“ (Aebi et al. 1993) oder eine Gemeinschaft im Rahmen des betreuten Jugend- und Paarwohnens.

- *Freizeitgestaltende Gruppen* mit begrenzter Dauer (z. B. einmal pro Woche zwei Stunden) sind besonders in der Jugendarbeit von Bedeutung. Hier treffen sich Kinder und Jugendliche, um unter Anleitung Mopeds und Fahrräder zu reparieren, zu basteln, Sport zu treiben, Musik zu machen oder samstags abends eine Disco zu veranstalten. Es ist sicher von Vorteil, wenn solche Gruppen von einer kontinuierlich sichernden, zu weiteren Veranstaltungen einladenden und auch Beratungen durchführenden Einrichtung wie einem Jugendzentrum, Kinderhaus oder Stadtteilzentrum angeboten werden. Gerade in einer gesellschaftlichen Situation, in der viele Jugendliche in ihren Familien und der Erwachsenenwelt außer Konsumangeboten kaum soziale Orientierung, psychischen Halt und emotionale Geborgenheit erfahren, können solche Einrichtungen über ein breites Angebotsspektrum zu einer sinnvollen, den gesamten Alltag übergreifenden Freizeitstrukturierung beitragen. In diesem Sinne sind solche Gruppenangebote auch präventive Angebote gegen Verwahrlosung und Gewalt.

Quer zu dieser Systematisierung von Gruppen stehen die Kategorien *offen vs. geschlossen, zeitlich begrenzt vs. unbefristet, homogen vs. inhomogen, Selbsthilfegruppen vs. professionell geleitete Gruppen*.

- *Offene Angebote* enthalten keine Verpflichtung zu einer steten Anwesenheit während der Gruppenzeit; ihr Vorteil besteht in der Niedrigschwelligkeit. *Geschlossene Gruppen* beginnen und enden – von Ausnahmen abgesehen – mit den gleichen Teilnehmerinnen; ihr Vorteil ist der Vertrauen bildende Rahmen

durch die kontinuierlichen Kontakte. Dadurch können auch Themen, die „unter die Haut gehen“, in die Gruppe eingebracht werden.

- Eine *zeitliche Begrenzung* (z. B. ein Jahr) oder eine bestimmte Altersklasse (z. B. zwölf- bis 14-jährige Jugendliche) beinhaltet die Botschaft, dass die Zeit der Gruppe beschränkt ist und deshalb intensiv genutzt werden sollte. Die *unbefristete Gruppe* (z. B. in der psychiatrischen Tagesstätte) wird dagegen als soziale Begleiterin im Leben definiert, die einen heimatlichen, d. h. vertrauten und sicheren Ort anbietet, den man sich nicht durch besondere Leistungen erwerben muss.
- *Homogene Gruppen* werden durch Menschen gebildet, die sich in einer gleichen bzw. ähnlichen Lebens- und Problemlage befinden: Opfer sexueller Gewalt in der Familie, allein erziehende Mütter und Väter, Paare in Übergangskrisen, Jugendliche aus sozialen Brennpunkten mit Integrationsproblemen, werdende Mütter oder Mütter, die nach einer langen Erziehungszeit wieder in das Berufsleben zurückkehren möchten. Auch geschlechtsspezifische Gruppen, die sich aus Jungen oder Männern, Mädchen oder Frauen zusammensetzen, fallen unter diese Kategorie. Ihr Vorteil ist ein ähnlicher Erfahrungshintergrund der Teilnehmerinnen, der die gegenseitige Empathie fördert und die Vereinzelung im persönlichen Schicksal relativiert. Die Erkenntnis, dass andere ganz ähnliche Erfahrungen gemacht haben, ist für viele Gruppenteilnehmerinnen ein wesentlicher Gewinn; darüber hinaus lassen sich aus den Berichten über die Bewältigungsstrategien der anderen und ihre Ergebnisse auch Folgerungen für die eigenen Problemlösungsversuche ableiten.
- *Selbsthilfegruppen* sind themenspezifische Gruppen. Sie verzichten auf eine professionelle Leitung und ihre Einbindung in einen fest gefügten institutionellen Kontext. Die Teilnehmerinnen definieren sich selbst als Expertinnen für ihr Thema; gruppenexterne professionelle Expertinnen werden nur

für bestimmte Fragestellungen zu den Gruppensitzungen eingeladen. Das Konzept der Selbsthilfegruppen ist basisdemokratisch, setzt auf die Eigenverantwortung und das durch den gemeinsamen Erfahrungshintergrund entstandene Interesse an dem Thema. Selbsthilfegruppen gibt es für die unterschiedlichsten Themen: psychosoziale Unterstützung bei bestimmten Krankheiten, Behinderungen und persönlichen Beeinträchtigungen, Krabbel- und Spielgruppen, Angehörigengruppen im sozialpsychiatrischen Feld, Frauen- und Männergruppen zur Stärkung der eigenen Geschlechtsidentität und viele mehr. *Professionell geleitete Gruppen* können im Gegensatz zu Selbsthilfegruppen auf die oft selbstverständlichen Ressourcen von psychosozialen Einrichtungen zurückgreifen; das beginnt schon bei der Raumfrage. Durch die formelle Leitung wird das Autoritätsthema in der Gruppendynamik aktiviert, zugleich entsteht auch ein kontinuierlicher und damit Sicherheit gebender Rahmen für die Arbeit an schwer wiegenden Problemen.

5.5.3.2 Die Gruppe als interaktives und kommunikatives System

Ich erinnere hier an die im zweiten Kapitel getroffene Unterscheidung zwischen Interaktion (dem Kontakt zwischen Menschen), Kommunikation (den dadurch entstehenden Bedeutungen) und der systemischen Organisation dieser Kommunikation. Sie gilt auch für die als System definierte Gruppe. Sie lässt sich auf drei zirkulär miteinander verbundenen Ebenen betrachten. Auf der ersten Ebene interagieren Personen, die dabei auf diachrone und synchrone Beziehungserfahrungen in anderen sozialen Kontexten zurückgreifen. Hier bietet das Psychodrama eine Strukturierung der Gruppensitzung und eine Vielzahl von Methoden an, um die Begegnung der Gruppenmitglieder zu fördern und zu reflektieren (Ritscher 1998). Auf der zweiten Ebenen werden durch diese Interaktionen Bedeutungen geschaffen, die dem Handeln Sinn und Richtung geben. Auf der dritten Ebene organisiert die Gruppe sich nach bestimmten Regeln, Beziehungsmustern und Rollen; darüber hinaus etabliert sich die Gruppendynamik – die Entwicklung der Gruppe und ihrer internen Beziehungen. Auf dieser dritten Ebene wird die Gruppe zu einem eigenständigen sozialen System. Gruppe und Gruppenmitglieder können nicht mehr unabhängig voneinander betrachtet werden. Jede Äußerung eines Gruppenmitglieds ist eine Äußerung in der und für die Gruppe; in jedem Kontakt zwischen zwei Gruppenmitgliedern ist die ganze Gruppe enthalten, und die Handlungen der einen beeinflussen nicht nur die anderen, sondern durch deren direkte und indirekte Rückmeldungen auch sie selbst. Die Erzählungen über biografisch weit zurückliegende Erfahrungen werden durch die Gruppenregeln erlaubt, behindert, gefördert, gefordert und enthalten Botschaften für die ganze Gruppe und all ihre Mitglieder. Die Äußerungen eines Gruppenmitgliedes sind bedeutsam für alle anderen. Sie stoßen bei ihnen eigene psychische Prozesse an. Aus den Äußerungen eines Gruppenmitglieds lassen sich Hinweise ableiten, welche Themen die Gruppe gerade als Ganzes beschäftigen. Spricht ein Gruppenmitglied über seine sexuellen Erfahrungen und

lassen die anderen dies zu, kann man davon ausgehen, dass dies auch ein Thema der ganzen Gruppe und damit aller Gruppenmitglieder ist. Im Psychodrama kann deshalb auf ein *protagonistinnenzentriertes Rollenspiel*, in dem ein Gruppenmitglied seine Auseinandersetzung mit diesem Thema darstellt, ein gleichgerichtetes *Gruppenpsychodrama* folgen (Ritscher 1998, S. 285 ff.).

Die grundlegende Idee der Gruppe und Gruppenarbeit findet sich kurz und prägnant bei Shulman: „... that group has the potential to serve as a mutual aid system for it's members“ (Shulman 1992, S. 273). Der Gruppenprozess lässt sich als Entwicklungsprozess beschreiben, in dem unterschiedliche Positionen, Rollen und Überzeugungen durch ihre wechselseitige Kommunikation zu einem gemeinsamen System verschmelzen und neue Entwicklungen der Gruppe und jedes einzelnen Mitglieds zulassen. So wird am Ende der Gruppenarbeit jedes Mitglied ein anderes sein als zu Beginn, d. h., seine anfänglichen Positionen, Rollen und Erwartungen werden durch neue Facetten angereichert und in eine neue Gestalt transformiert. Ein zu Beginn ängstliches, eher am Rande stehendes, sich als Sündenbock anbietendes Gruppenmitglied kann durch die Rückmeldungen der anderen erfahren, dass seine Beiträge wertgeschätzt werden und ihm als Person gerade wegen seiner Zurückhaltung Sympathie entgegengebracht wird. Durch diese zunehmende Sicherheit kann es sich vom Rand in eine mehr zentrale Gruppenposition bewegen, und aus der ängstlichen Zurückhaltung kann eine ruhig-überlegte werden.

Die Gruppe als ein System wechselseitiger Hilfe lässt sich durch acht weitere Funktionen genauer beschreiben.

- „*Sharing data*“: Die Gruppenmitglieder können sich ihre unterschiedlichen und ähnlichen Erfahrungen hinsichtlich des Themas, mit dem sich die Gruppe gerade auseinander setzt, wechselseitig mitteilen. Das trägt zu einem Klima der Empathie und des Vertrauens bei, in dem man eigene Lebenserfahrungen weitergibt und Rückmeldung dazu für sich selbst nutzen kann.

Es entsteht ein sich gegenseitig bestärkender und Veränderungen anregender Dialog, der zur Entwicklung einer produktiven Gruppendynamik beiträgt und für jedes Gruppenmitglied kognitiv nützliche und emotional stützende Informationen enthält. Die Gruppenleiterin hat in diesem Zusammenhang die Aufgabe, durch ressourcenorientierte Interventionen diese Perspektive gegen aggressiv-destruktive, entwertende, defizitorientierte Beiträge aus der Gruppe zu stärken.

- „*Discussing a taboo area*“: Indem kulturell und persönlich tabuisierte Themen in der Gruppenkommunikation öffentlich werden, können sie ihr Verunsicherungspotenzial ganz oder teilweise verlieren und als entwicklungsfördernde Themen einen neuen Wert für die Dynamik und alle Mitglieder der Gruppe enthalten. Thematisiert ein Gruppenmitglied gegen eigene Ängste Erfahrungen sexueller Gewalt, können sich auch andere mit diesem sie belastenden, aber bisher ausgegrenzten Thema konfrontieren und vielleicht die befreiende Wirkung der „Entäußerung“ innerer psychischer Lasten erleben.
- „*The all-in-the-same-boat-phenomenon*“: Die im Gruppendialog hergestellte Erfahrung von Gemeinsamkeiten zwischen sich und den anderen kann die eigene Belastung auf mehrere Schultern verteilen. Das Sprechen darüber fällt leichter, die anderen erscheinen als vertrauenswürdige Zuhörerinnen der eigenen Geschichte, und ihre Rückmeldungen können – wenn sie kooperativ und nicht konkurrierend gestaltet sind – die eigene Auseinandersetzung und Bewältigung fördern. „When, as a group member, someone discovers, that he or she is not alone in feeling overwhelmed by a problem, or being worried about his or her sexual adequacy, or wondering who he or she is and where he or she comes from ... that person is often better able to mobilize himself or herself to deal with the problem productively. Discovering, that feelings are shared by other

members of the group can often be the beginning of freeing the client from their power" (Shulman 1992, S. 277).

- „*Developing a universal perspective*“: Ähnliche Erlebnisse der anderen Gruppenmitglieder verschieben die Perspektive von der individuumzentrierten zur systemischen Sicht. Probleme verlieren den Status selbst gemachter persönlicher Störungen. Sie können als Ausdruck von Systemprozessen verstanden werden, zu denen andere Personen und gesellschaftliche Verhältnisse ihren Beitrag leisten. Damit wird nicht die Selbstverantwortung für das eigene Handeln relativiert, sondern der Wahrnehmungshorizont durch den Blick auf die Verantwortung der anderen für ihren Anteil am Gesamtgeschehen erweitert. Manchmal entsteht durch diese Horizonserweiterung sogar ein Normalisierungseffekt – das, was ich bisher als persönliche Störung definiert habe, entpuppt sich als ein allen anderen bekanntes und deshalb „normales“ Phänomen.
- „*Mutual support*“: Die Gruppe etabliert einen nonverbalen und verbalen Kontext gegenseitiger Unterstützung bei der Auseinandersetzung mit wichtigen, oft belastenden Fragen. Die Unterstützung umfasst empathische Fragen, Kommentare, Ratschläge und Angebote zu einem gemeinsamen Bewältigungshandeln. Letzteres kann von dem Angebot an ein gehbehindertes Gruppenmitglied, es mit dem Auto zur Gruppensitzung abzuholen, der Hilfe bei der Abfassung eines Bewerbungsschreibens bis zur Begleitung an einen bislang gescheuten Platz, z. B. das Grab der Eltern, reichen. Shulman weist darauf hin, dass die Gruppe durch die Kommunikation der vielen allein schon atmosphärisch eine qualitativ andere Unterstützung bietet als der Zweierkontakt.
- „*Individual problem solving*“: Die Gruppe dient nicht als Selbstzweck, sondern als Kontext für Erfahrungen des persönlichen Wachstums, die für die Bewältigung schwieriger Situationen in anderen sozialen Kontexten genutzt werden

können. Die systemische Sicht führt nicht zur Verdunstung der Subjektivität, sondern zur Aufhebung der Trennung zwischen dem einen und dem anderen. Persönliches Wachstum ist in diesem Sinne immer ein sozialer und kommunikativer Prozess; die Lösung eines persönlichen Problems ist sein Ergebnis, also keine individuelle Heldentat.

- „*Rehearsal*“: In der Gruppe ist das Probehandeln möglich und erwünscht. Problematische Situationen, z. B. das gefürchtete Gespräch mit einem Lehrer, lassen sich im psychodramatischen Rollenspiel vorwegnehmen. Dabei können Verhaltensstrategien und Verhaltensweisen im Hinblick auf das gewünschte Ziel entwickelt und im virtuellen Rahmen ausprobiert werden (Ritscher 1998, S. 281 ff.).
- „*The Strength-in-numbers-phenomenon*“: In der Gruppensolidarität wachsen Mut und Risikobereitschaft. Das kann sich sowohl auf die Thematisierung schwieriger und tabuisierter Themen beziehen wie auch auf das gemeinsame, solidarische Handeln. Letzteres ist vor allem für die Gemeinwesenorientierung der sozialen Gruppenarbeit wichtig. Shulman berichtet von einer Gruppe sexuell misshandelter Frauen, die einen öffentlichen „Take-back-the-night“-Marsch organisierte, um der öffentlichen Tabuisierung männlicher Gewalt entgegenzuwirken. Diese solidarische Aktion der Frauen erforderte eine stete gegenseitige Ermutigung, die von der Gruppe getragen wurde (Shulman 1992, S. 583 ff.).

5.5.3 Positionen in der Gruppe

Im Wechselspiel zwischen progressiven und regressiven, konkurrierenden und kooperativen Tendenzen entstehen die Positionen in der Gruppe. Die progressive Tendenz steht unter dem Zeichen der verantwortlichen Auseinandersetzung mit aktuellen Anforderungen; die regressive Tendenz fördert eine Haltung des passiven Versorgtwerdens und die Verantwortungsübergabe für das Gelingen der Kommunikation an andere. In der Konkurrenzorientierung entstehen Machtkämpfe um dominante und untergeordnete hierarchische Positionen. In der Linie der Kooperation geht es um die gegenseitige Unterstützung bei der Bewältigung von Aufgaben und die Orientierung an der Idee einer Gleichrangigkeit aller Gruppenmitglieder. Gruppenmitglieder in der *Alpha-Position* übernehmen eine Führungsrolle, repräsentieren das Identitätsgefühl der Gruppe und stärken deren Mut und Optimismus. In der *Beta-Position* versammeln sich die „Fachleute“ für die Erreichung der angestrebten Ziele mit hilfreichen Ideen und technischen Fertigkeiten. In der *Gamma-Position* passt man sich an die kommunikativen Inputs der Alphas und Gammas an, bringt vor allem das ein, was zu deren Vorgaben passt, stärkt ihre Position und gewinnt die eigene Stärke aus der Identifikation mit ihnen. Die *Omega-Position* verbleibt für diejenigen, die wenig Halt in der Gruppe finden, eher beobachtend und erleidend am Rande des Gruppengeschehens verharren und sich für die Rolle des Sündenbocks bzw. schwarzen Schafes geradezu anbieten.

Diese an Raul Schindlers „Modell der soziodynamischen Rangstruktur“ (nach Heigl-Evers 1972, S. 62 ff.) angelehnte Beschreibung erfordert eine Relativierung. Im Sinne eines dialektischen Systemprozesses kann jedes Gruppenmitglied bei unterschiedlichen Themen, zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen sozialen Räumen jede dieser Positionen übernehmen.

Der Platz der Gruppenleiterin ist jenseits dieser vier Positionen angesiedelt. Sie hat die Funktion einer Moderatorin, die durch ihre

fachliche Kompetenz das In-Beziehung-Setzen der Gruppenmitglieder zueinander stärkt, auf konstruktive Formen der Auseinandersetzungen achtet, der Gruppe immer wieder ihren Arbeitsauftrag in Erinnerung ruft und entsprechende Behinderungen ressourcen- und lösungsorientiert benennt. In diesem Sinne muss sie darauf achten, dass die Gruppenmitglieder nicht in einer bestimmten Position fixiert werden. In Gruppen, die keinen primär therapeutisch-selbsterfahrungsorientierten Auftrag haben, fällt ihr darüber hinaus die Aufgabe zu, die in jeder Position mögliche Extrembildung – bei der Alpha-Position sind das diktatorische Bestrebungen, in der Beta-Position ist es das von Satir beschriebene „computing“ (2.4.3.2.2.2.3), in der Gamma-Position die Anpassung an die Vorgaben der anderen und in der Omega-Position die Rolle des Sündenbocks – schon in ihren Ansätzen wahrzunehmen, als Behinderung eines gemeinsamen Gruppenerfolges zu benennen und auf Alternativen hinzuweisen. Dies entspricht der demokratischen Idee einer Umkehrung von Hierarchien durch den Wechsel zwischen „implikativen“ und „kontextuellen Kräften“ (2.4.3.2.3.5). Als systemisch geschulte Beobachterin wird sie auch darum bemüht sein, die eingangs benannten Ebenen miteinander zu verbinden und ein Auseinanderfallen der Gruppe in einzelne Individuen zu verhindern. Die damit verbundene Autorität sollte nicht zu einer Fixierung in der Autoritätsposition führen. Das kann für psychoanalytische Therapiegruppen hilfreich sein, in denen mit den Übertragungs-Gegenübertragungs-Prozessen gearbeitet wird (Heigl-Evers 1972). Im sozialarbeiterischen und systemischen Kontext hingegen führt das zu unproduktiven Verstörungen. Die Fallbeispiele von Shulman zeigen, wie der sozialpädagogische Gruppenleiter eine von den Gruppenmitgliedern geachtete besondere Kompetenz und die Idee der strukturellen demokratischen Gleichrangigkeit miteinander verknüpfen kann.

5.5.3.4 Phasen des Gruppenprozesses

Klaus Antons hat fünf Phasen des Gruppenprozesses benannt:

Orientierung in der Gruppe (Phase 1), Positionskämpfe und Rollenfindung (Phase 2), Vertrautheit, Intimität und Entwicklung einer Gruppenidentität (Phase 3), innere Differenzierung durch Arbeitsteilung (Phase 4) und die durch das bevorstehende Ende erforderliche Trennung/Ablösung (Phase 5). Mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Formulierungen findet man dieses Grundmuster bei allen Phasenmodellen des Gruppenprozesses (vgl. Garland, Jones u. Kolodny 1969; Lowy 1969). Diese Phasen lassen sich in Beziehung setzen zu den für die Gruppenleiterin und Gruppenmitglieder unterschiedlichen Perspektiven der Wahrnehmung und des Handelns (Antons 1992, S. 310 f.).

Shulman legt besonderen Wert auf die Anfangs- bzw. Orientierungsphase und die für die Gruppenleiterin hier anstehenden Aufgaben:

- „1. To introduce group members to each other.
2. To make a brief, simple opening statement that tries to clarify the agency's or institution's stake in providing the group service, as well as the potential issues and concerns that group members feel urgently about.
3. To obtain feedback from the group members about their sense of the fit (the contract) between their ideas of their needs and the agency's view of the service.
4. To clarify the job of the group worker ...
5. To deal directly with any specific obstacles, that may be involved in this particular group's effort to function effectively ...
6. To begin to encourage intermember interaction ...
7. To begin to develop a supporting culture in the group in which members can feel safe.
8. To help group members develop a tentative agenda for future work.
9. To clarify the mutual expectations of the agency and group members ...

10. To gain some consensus on the part of group members as to the specific next steps; for example, what are the central themes or issues with which they wish to begin the following week's discussion?
11. To start to encourage honest feedback and evaluation of the effectiveness of the group" (Shulman 1992, S. 317).

Das Psychodrama scheint mir für alle bisher beschriebenen Funktionen und Möglichkeiten ein Verfahren, das innerhalb der Sozialen Arbeit mit therapeutischem oder sozialpädagogischem Schwerpunkt, mit einer Orientierung an den Zielen der Gemeinwesenarbeit oder der Reflexion gesellschaftlicher Themen in der Bildungsarbeit eingesetzt werden kann (siehe Ritscher 1998, S. 281 ff.); Farmer hat das systemische Psychodrama als Verfahren in der Sozialpsychiatrie dargestellt (Farmer 1998); und die von Moreno entwickelte Soziometrie als Verfahren zur Analyse von Gruppenkonstellationen und ihrer eventuellen Veränderung (siehe Ritscher 1998, S. 275 ff.) ist für die soziale Gruppenarbeit unverzichtbar.

5.5.4 Gemeinwesenarbeit

von Werner Müller

Eine quartiersbezogene, ganzheitlich orientierte Sozialarbeit ist ebenso alt wie die fürsorgliche Einzelhilfe, hat sich allerdings weitaus weniger schnell entwickeln können als diese. Zuwendung zu Einzelnen und Familien in Not passte im 19. Jahrhundert besser in die Vorstellung bürgerlichen sozialen Engagements als der Aufbau solidarischer Unterstützungsstrukturen. Gerade deshalb verdienen die frühen Vorläufer aus der „Settlement-Bewegung“ eine besondere Erwähnung. Unter dem Begriff *Community Work* (*Gemeinwesenarbeit*) wurden die von ihnen vorgedachten Konzepte in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts als dritte Methode der Sozialarbeit zugeordnet.

In Deutschland taucht der Begriff „Gemeinwesenarbeit“ (GWA), von Ausnahmen abgesehen, erst in den Sechzigerjahren auf. Als Import aus den USA und den Niederlanden hatte GWA zunächst aus verschiedenen Gründen Akzeptanzschwierigkeiten.²¹

Die seit der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre in Deutschland aufblühende GWA-Bewegung wurde vor allem durch bestimmte Personengruppen und Aktivistinnen getragen, die relativ unabhängig von Hierarchien agieren konnten: Ordenspriester oder Vikare auf kirchlicher Seite, die „Sozialpolitischen Aktionskreise“ (SPAK)²² und schließlich Sozialarbeiterinnen, meist im Auftrag von freien Trägern. Hier wurde ein Leitprinzip der GWA sichtbar, das in dem Konzept der „katalytischen Sozialarbeit“ (Karas u. Hinte 1978) im Mittelpunkt steht: Wer in lokalen Interessenkonflikten sich für einen Machtausgleich bzw. eine Machtverschiebung zugunsten der Schwächeren engagiert, der sollte in dem Handlungsfeld selbst kein „Machtführer“ sein, d. h. keine Verfügung über Geld, Gebäude und keine Amtsmacht haben. In der niederländischen GWA wurde aus ähnlicher Überlegung heraus eine entsprechende Konsequenz gezogen und für die Gemeinwesenarbeiterinnen anstelle lokaler

Anstellungsträger eine übergreifende Stiftung als Trägerorganisation geschaffen. Es ist deutlich, dass die Gemeinwesenarbeit schon immer eine gesellschaftskritische Position bezog, die durch die 68er Protestbewegung in Deutschland, anderen europäischen Ländern und den USA noch weiter geschärft wurde.

Alinsky²³ kam mit nichts als seinem Sachverstand für Aktivierungsprozesse in die Projekte, bei denen es galt, Bürgermacht zu organisieren. Während er in einem Buchtitel von der *Stunde der Radikalen sprach*, hatte sein akademischer Kollege Specht, Professor für Sozialarbeit an der *Berkley University*, die Protesttechniken des gewaltfreien Kampfes um soziale Rechte gegen revolutionäre Strategien abgegrenzt. Gegen diese ab Ende der Sechzigerjahre in Teilen der so genannten Kritischen Sozialarbeit verbreiteten Konzepte wendete er sich mit dem Gegenkonzept der „disruptiven Strategien“ (siehe C. W. Müller 1988). Als Agitatoren und Propagandisten eines revolutionären Bewusstseins, so Specht, sollten und dürften Sozialarbeiterinnen sich nicht jenen Bürgerinnen und Bürgern anbieten oder aufdrängen, die sie bei der Selbstorganisation ihrer Interessen unterstützen wollen. Gefordert ist also das *Empowerment* der Benachteiligten, d. h. die Fähigkeit, eigene Interessen gegen die etablierten Machtstrukturen zu artikulieren und solidarisch zu vertreten. Dafür benötigen die Gemeinwesenarbeiterinnen politisches (nicht parteipolitisches) Engagement, kommunalpolitisches Sachverstand, die Fähigkeit, Kommunikations- und Machtstrukturen vor Ort einzuschätzen, Kompetenzen für die Öffentlichkeitsarbeit, Methoden des Trainings und der Begleitung von Aktionsgruppen.

Die von Brager und Specht 1973 vorgelegte Definition von GWA für die Soziale Arbeit veranschaulicht die ganze Komplexität des Arbeitsansatzes (Brager u. Specht 1973, S. 27 f.):

Gemeinwesenarbeit ist eine Interventionsmethode, um Individuen, Gruppen und Organisationen in einer geplanten Aktion zur Beeinflussung sozialer Probleme zu engagieren. Sie ist auf die Bereicherung, Entwicklung und Veränderung sozialer Institutionen gerichtet. Sie beinhaltet zwei miteinander verbundene

Hauptprozesse: Planen (d. h., Problembereiche zu identifizieren, Ursachen zu diagnostizieren und Lösungen zu formulieren) und Organisieren (d. h., die Mitwirkenden zu trainieren und die für eine erfolgreiche Aktion erforderliche Strategie zu entwickeln).

Die Komplexität von GWA wird ferner deutlich, wenn man die Problemfelder betrachtet, die damals und heute Anlass für die Gemeinwesenaktivierung und -entwicklung sind:

- die Ballung von ausgegrenzten Personengruppen in „sozialen Brennpunkten“ wie Notunterkünften für wohnungslose Allein stehende und (oft unvollständige) Familien, die angeblich nur vorübergehend sein soll, aber oft auf Dauer und ohne Perspektive des Entkommens angelegt ist;
- das Schicksal der Restbevölkerung in heruntergewirtschafteten, einer Sanierung bedürftigen Stadtquartieren, die sich mit neuen Verwertungsinteressen und Planungskonzepten konfrontiert sieht und Einflusslosigkeit erfährt;
- die Ansiedlung von tausenden einander fremden Menschen ohne vertraute und gegenseitige Unterstützung vermittelnde Nachbarschaftsbeziehungen in neuen Wohngebieten.

Stets stellten und stellen sich die gleichen Fragen: Wie kann Vereinzelung aufgehoben, Nachbarschaft entwickelt bzw. eine Interessengemeinschaft mit geeigneten Kommunikations- und Handlungsstrukturen aufgebaut werden? Welche Verfahrensweisen können die Betroffenen anwenden, um Selbsthilfe zu organisieren bzw. ihre Anliegen den Machträgern im Gemeinwesen nachhaltig zu verdeutlichen?

Daneben ist gegen Ende der Siebzigerjahre ein weiteres Problemfeld sichtbar geworden: die Differenzierung sozialer Dienste und Einrichtungen beim Ausbau des Sozialstaats mit ihrer zunehmenden Unüberschaubarkeit und Bürgerferne. Damit war die Frage aufgeworfen, wie in der sozialen Infrastruktur gleiche Versorgungschancen und – sobald Einrichtungen vorhanden sind – deren Bürgernähe im Sinne von Akzeptanz und Eignung für die

Betroffenen herzustellen ist; und noch weiter gehend die Frage, wie Bürgerinnen und Bürger sich Einrichtungen der sozialen Infrastruktur als Teil ihrer Lebenswelt aneignen bzw. selbst entwickeln können.

Bei der Suche nach geeigneten Antworten auf diese weitere Herausforderung haben sich verschiedene Überlegungen und Konzepte getroffen:

- aus den Bürgerinitiativen und der Selbsthilfebewegung der Siebziger- und Achtzigerjahre die Kritik an bürgerferner Verwaltung bis hin zu der Forderung, den Menschen die Steuergelder für eigene Initiativen zurückzugeben;
- aus der modernen Verwaltungswissenschaft die Vorstellung von Dezentralisierung und Gemeindenähe aller Verwaltung, die sich vom Leitbild der Hoheitsverwaltung verabschiedet und sich stattdessen als Dienstleisterin in einem demokratischen Gemeinwesen versteht;
- aus der Sozialarbeit die Idee von „Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip“ aller Sozialarbeit, deren „zentraler Aspekt die Aktivierung der Menschen in ihrer Lebenswelt“ ist und die „die Herstellung von Handlungszusammenhängen“ betreibt, „innerhalb deren die Menschen eine solidarische und genußreiche Lebenspraxis und politisch Handeln lernen“ (siehe Oelschlägel 1994, S. 201 ff.).²⁴

Während die Idee von GWA *als Arbeitsprinzip* noch auf der Tradition der kritischen Sozialarbeit im Westdeutschland der Sechziger- und Siebzigerjahre gründet, ist parallel dazu in den USA die klassische Dreieitigkeit sozialarbeiterischer Methoden unter Bezug auf die Systemtheorie zur *Unitary Theory of Social Work* integriert worden. Einer ihrer wichtigsten Vertreter wurde der schon genannte Harry Specht (siehe Specht u. Vickery 1980). Eine gemeinsame systemtheoretische Grundlage für sozialarbeiterische Praxis sollte das Dilemma der Aufsplitterung beenden. Dieses besteht darin, dass, je nach Arbeitsauftrag und methodischem Ansatz der Fachkräfte, soziale Probleme von vornherein getrennt aus der Perspektive von

Einzelhilfe, Gruppenarbeit oder Gemeinwesenarbeit betrachtet und bearbeitet werden; die Nutzer und Nutzerinnen sozialer Dienstleistungen müssen sich dann der Jacke anpassen, die der jeweilige Dienst für sie bereithält.

Systemtheoretisch orientierte Fachkräfte versuchen dagegen in einer Arbeitsfeldanalyse generell und dann auch speziell, mit den betroffenen Menschen zu klären, auf welcher Systemebene (Mikro-, Meso-, Exo- oder Makrosystem) Lösungen für ihre Anliegen zu suchen und zu schaffen sind.

Systemebene	Handlungsfelder
Makrosysteme	(kommunale) Politik in den Bereichen Soziales, Wohnen, Bildung, Freizeit u. Ä.
Mesosysteme	<i>Beispiele:</i> lokale Systeme/Gemeinwesen: Wohngebiet, Ortsteil funktionale Systeme: Schule, Krankenhaus, Kirchengemeinde, Soziale Dienste, Presse kategoriale Systeme: Bevölkerungsgruppen wie Behinderte, Einwanderer o. Ä. mit ihren Organisationen
Mikrosysteme	informelle oder formelle Kleingruppen, Einzelne und ihre Primärsysteme (Familie, Nachbarn etc.)

Abb. 22: Handlungsfelder unter systemischer Sozialarbeitsperspektive

Die klassischen Arbeitsformen Sozialer Arbeit – Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit – sind in [Abbildung 22](#) zwar noch erkennbar; aber es hängt von der Reichweite der Problem- bzw. Interessenlage der Betroffenen ab, wie weit die problemlösende Aktion ins Meso- oder Makrosystem hinaufgreift. Hier spricht die Sozialarbeitstheorie von *Strategien*: Sie können personbezogen, quartiersbezogen, organisationsbezogen, medial bzw. politikbezogen sein und werden unterschiedlich miteinander kombiniert.

Harry Specht pflegte in seiner Supervision für deutsche Sozialarbeiterinnen zur Abklärung des Aktionsraumes vier Begriffe von Pincus und Minahan zu verwenden: „Klientsystem,

Dienstleistungssystem, Zielsystem und Aktionssystem". In der traditionellen Einzelhilfe sind Klientensystem und Zielsystem identisch, und das Dienstleistungssystem ist gleichzeitig das Aktionssystem. Im systemischen Ansatz hilft die Fachkraft, andere Positionen als Aktionssysteme mit ins Spiel zu bringen, und damit hört das Klientensystem auf, das einzige Zielsystem zu sein. Die soziale Fachkraft als primär engagiertes Dienstleistungssystem verliert ihre zentrale Rolle zugunsten von neu einbezogenen Aktionssystemen.

Ein Beispiel: Anwohner beschwerten sich beim Sozialamt über das oft unbeaufsichtigte Kind einer Allein erziehenden. Es habe eine ruhestörende „Bande“ von Minderjährigen organisiert und störe den nachbarlichen Frieden. Für die Sozialarbeiterin (Dienstleistungssystem) wird nun allenfalls kurzfristig die Mutter und/oder das Kind Zielsystem. Darüber hinaus führt sie nach einigen Recherchen die Mutter mit anderen, gleich betroffenen Eltern zusammen; diese erkennen in der unzulänglichen Spielplatzsituation des Wohnumfeldes eine Ursache für die häufigen Beschwerden über ihre Kinder seitens anderer Anwohner. Die Eltern als Aktionssystem bedrängen nun die Wohnungsgesellschaft (als neues Zielsystem), die Verhältnisse kinderfreundlicher zu gestalten. Treten dann noch die Beschwerde führenden Anwohner in ein Aktionsbündnis mit den betroffenen Eltern gegenüber der Wohnungsgesellschaft ein, so ist nicht nur für die „auffälligen Kinder“ etwas erreicht, sondern zugleich noch ein Mehr an sozialem Frieden im Wohnumfeld.

Die Rolle der Sozialarbeiterin hat sich dabei darauf beschränkt:

- eine individuelle Schwierigkeit als soziales Problem zu erkennen,
- den Blick der Betroffenen vom Einzelfall weg auf die Umfeldsituation zu erweitern sowie
- die Ressourcen einer Aktionsgruppe in Hinblick auf Selbstorganisations- und Verhandlungstechniken entwickeln zu helfen.²⁵

Um beim Beispiel des Freizeitumfeldes für Kinder zu bleiben, könnte die Fachkraft auch erkennen, dass sich hier exemplarisch ein Problem

des ganzen Stadtteils gezeigt hat; dann läge es in ihrer und ihrer Kolleginnen Zuständigkeit, sich in ihrer sozialplanerischen Mitverantwortung für das Konzept einer *kinderfreundlichen Stadt* zu engagieren. Aus dem Dienstleistungssystem Sozialer Dienst würde ein Aktionssystem, und die Zielebene läge im kommunalpolitischen System. Mielenz hat hierfür 1981 den Begriff der „Einmischung“ geprägt, der insbesondere von der Theorie der Jugendhilfe aufgenommen und zum Berufsverständnis Sozialer Arbeit hinzugefügt worden ist (Mielenz 1981, S. 57 ff.).

Ein solcher multiperspektivischer Ansatz setzt Teamarbeit voraus und zielt auf eine für die Betroffenenbeteiligung offene Kommunalpolitik. Damit führt die Systemtheorie zu den frühen Ansätzen der Settlement-Bewegung und der Nachbarschaftsheime zurück. Nicht auf verschiedene Standorte und unterschiedliche Träger verteilte spezialisierte Dienste, sondern in Sozialzentren zusammengefasste bürgernahe Teams können auf die Lebenswelt der Menschen bezogene Dienstleistungen erbringen und sich mit bürgerschaftlichem Engagement verbünden. Diese Einsicht ist seit den Achtzigerjahren in verschiedenen deutschen Stadtteilprojekten gewonnen und zumindest für die Jugendhilfe mit den „Strukturmaximen lebensweltorientierter Jugendhilfe“ im 8. Jugendbericht recht konkret formuliert worden (BMJFFG 1990).

In Großbritannien hat diese Sichtweise sich fast ein Jahrzehnt früher im so genannten Barclay-Report von 1982 niedergeschlagen, der eine generelle Wende von nachgehender und einzelfallorientierter zu einer präventiven und gemeinwesenorientierten Sozialarbeit vorschlug (Barclay 1982). Dies stieß eine intensive Experimentierphase an, bis dann 1990/1993 die konservative Thatcher-Regierung den Entwicklungsprozess stoppte. Für die britischen Konservativen beinhaltete das Konzept solidarischer Aktivierung von Bürgerinnen zum Engagement für ihr Lebensumfeld ein geheimes Element der Manipulation durch die *Labour Party*. So steuerten sie dagegen und versuchten mit den 1993 in Kraft getretenen Reformen, die Soziale Arbeit auf eine

Konsumentensouveränität auszurichten. Sie habe durch Case-Management die individuelle Kundenzufriedenheit herzustellen – so die neoliberalistische Argumentation. Deren Bezugspunkt hatte Margret Thatcher schon 1987 formuliert: „Es gibt nicht so etwas wie Gesellschaft, es gibt nur individuelle Männer und Frauen.“²⁶

Gleichwohl ist weder in Großbritannien noch in USA oder auf dem europäischen Kontinent die Perspektive lebensweltlicher proaktiver Sozialer Arbeit auf der Strecke geblieben.

Ein Zitat aus einer neusten Veröffentlichung mag dies belegen:

„Wenn Teilhabe aller den Kern demokratischer Gesellschaften bildet und Soziale Arbeit einen Auftrag darin hat, die Zivilgesellschaft zu fördern, dann schließt dies undemokratische Ansätze aus. Die neuen Ansätze erfordern den Abschied von stellvertretenden und bevormundenden Handlungsmustern, überkommenen Versorgungsangeboten und hierarchischen Trägerstrukturen. Ins Zentrum rücken vielmehr die Potenziale und Bedürfnisse von Menschen ... Anders als in der Sozialarbeit fürsorgerischer Tradition sind nicht nur bedürftige Einzelne und Zielgruppen die Adressatinnen. Reine Fallorientierung ebenso wie die reine Zielgruppenorientierung weichen einem entwicklungsorientierten feldspezifischen Ansatz. Es geht um die Förderung und Realisierung von Projekten und Unternehmen der Selbsthilfe und Selbstorganisation in den Gemeinwesen. Die Funktion der Sozialarbeit besteht dann ... in Aktivierung, Moderation, Vernetzung, Ressourcenbeschaffung, Projektentwicklung, Prozessbegleitung, Koordination, Politikberatung, Sozialem Management etc.“ (Elsen 2001, S. 40).

Dieser Perspektivenwechsel gelingt in der Praxis, wenn

- Träger keine Einheitslösungen für alle Quartiere ihrer Gemeinde anstreben,
- kleinen Teams Zeit zum Entwickeln von Konzepten mit den jeweiligen Bevölkerungsgruppen gegeben wird,

- Projektbegleitung in Form externer Beratung ermöglicht wird
- und der Austausch mit anderen Teams ein Teil des Arbeitsauftrages ist.

Ein Schema zur Gegenüberstellung von traditioneller Einzelfallarbeit und Gemeinwesenarbeit und der für die Implementierung der Gemeinwesenarbeit notwendigen Schritte mag dies noch verdeutlichen:²⁷

<i>Merkmale des traditionellen Ansatzes Sozialer Arbeit</i>	<i>Merkmale des gemeinwesen-orientierten Ansatzes</i>	<i>für den Wandel erforderliche Veränderungsprozesse</i>
<i>reaktiv</i> Fachkräfte reagieren auf Hilfeanforderungen, wenn die Situation sich so verschlechtert hat, dass primäre Netzwerke versagen.	<i>präventiv/proaktiv</i> Fachkräfte intervenieren, ehe Hilfe nachgefragt wird und ehe die Situation sich so verschlechtert hat, dass die primären Netzwerke überfordert sind.	<ol style="list-style-type: none"> 1. Ersatz reaktiver durch proaktive Interventionen 2. Verringerung von abgegrenzter Einzelfallzuständigkeit 3. enge Interaktion mit dem lokalen Gemeinwesen
<i>Dienste in räumlicher Distanz zu den Klienten</i> Professionelle Praxis wird durch bürokratische und institutionelle Normen reguliert, ist oft durch spezialisierte Programme vordefiniert und wird durch hohe Fallzahlen ausgelastet bzw. überlastet.	<i>Dienste innerhalb des jeweiligen Gemeinwesens</i> Professionelle Praxis wird definiert durch die Alltagsbedingungen und die Umweltsituation ihrer Nutzerinnen und deren sozialen Umfeld.	<ol style="list-style-type: none"> 1. Variabilität und Flexibilität beim Entwurf, der Umsetzung und Evaluierung lokaler Programme 2. ganzheitliche Beachtung individueller Bedürfnisse statt ihrer Aufteilung durch einzelne Programme 3. Beachtung der Bedeutung informeller Netzwerke 4. Vergemeinschaftung der professionellen Verantwortung
<i>professionelle Alleinverantwortung</i> Die Fachkraft ist vollständig und ausschließlich für die Lösung der Probleme ihrer Klienten verantwortlich.	<i>gemeinsame Verantwortung von Bürgerinnen und Professionellen</i> Die Fachkraft teilt die Verantwortung mit Bürgerinnen und primären Helferinnen.	Fachkräfte ersetzen, zumindest teilweise, ihre direkten Verantwortlichkeiten durch Aktivitäten zur Unterstützung anderer, die an ihrer Stelle Verantwortung übernehmen.
<i>Orientierung auf einzelne Klienten</i> Das einzige Zielsystem der Intervention ist die einzelne Klientin. Die Situationseinschätzung richtet sich hauptsächlich auf ihre internen Probleme und das Ausmaß an Problembelastung.	<i>Orientierung auf soziale Netzwerke</i> Das Interventionsziel ist das soziale Netzwerk, inklusive das der Klientin. Die Situationserfassung richtet sich auf die Verantwortlichkeiten und Ressourcen.	Die Fachkraft benötigt Kompetenzen, um einzuschätzen, welches Maß an Verantwortung die Angehörigen des Primärsystems zu übernehmen bereit sind; ferner um sie zu unterstützen sowie die Unterstützung weiterer Hilfesysteme zu mobilisieren.

Abb. 23: Fallorientierte und gemeinwesenorientierte Sozialarbeit im Vergleich

Auch scheint mir die Möglichkeit wichtig, für die Projektentwicklung zeitweilige Unterstützung anfordern zu können. Zu denken ist dabei an:

- Sozialplanerinnen, die bei Arbeitsfeldanalysen und Umfragen behilflich sind,

- oder gesonderte Moderatorinnen für die Durchführung von schwierigen Prozessen der Aushandlung zwischen unterschiedlichen Ämtern, Wohlfahrtsorganisationen und/oder Bürgerinitiativen; sie müssten sich wie der oben genannte „katalytische Gemeinwesenarbeiter“ (Karas u. Hinte 1978) als von Interessen unabhängige Instanz verstehen. Kontinuierliche gemeinwesenorientierte Sozialarbeit, kommunale Planung und die Politik der „runden Tische“ können sich in diesem Sinne ergänzen.

Wie im folgenden [Abschnitt 5.5.5](#) noch erörtert wird, ist solch ein Veränderungsprozess sozialer Dienstleistungsstrukturen langwierig, denn sie sind tief in überkommenen Gewohnheiten und Einstellungen sowie Ausbildungssystemen, Verwaltungsregeln, Einkommenstabellen, Zuständigkeitsabgrenzungen und Machtpositionen verankert.

Es gibt aber auch eine Chance für proaktive Systembedingungen:

- Da ist einmal die Zunahme von sozialen Problemen durch Auflösung traditioneller Orientierungsmuster und Strukturen gesellschaftlichen Zusammenhalts; daraus folgt, dass eine personenzentrierte und oft genug nachgehende Sozialarbeit nicht ausreicht und nicht finanzierbar ist – denn man kann nicht weite Teile der Bevölkerung klientifizieren.
- Zum Zweiten zeigt sich in einer Vielzahl von bürgerschaftlichen Initiativen ein neues Potenzial zur Bewältigung jener Problematik. Dies muss u. a. von der Sozialen Arbeit auf geeignete Weise noch mehr hervorgehoben, ermutigt und unterstützt werden.

Hierfür sind die Erfahrungen aus allen Erscheinungsformen heutiger Gemeinwesenarbeit von Bedeutung: generationenübergreifende Stadtteilprojekte, Nachbarschaftsförderung, Agenda-21-Initiativen und ähnliche Vorhaben bürgerschaftlicher lokaler Planung, Einsatz von Firmen für ihr lokales soziales Umfeld (*Cooperate Volunteering*)

sowie die im folgenden Abschnitt ausführlicher dargestellte Entwicklung lebensfeldbezogener und präventiv arbeitender Sozialer Dienste.

5.5.5 Arbeit in sozialen Organisationen

von Werner Müller

Systemisch orientierte Soziale Arbeit sieht auch die organisierten Dienstleistungssysteme als Zielsysteme professioneller Intervention. Soziale Fachkräfte sind nicht nur verantwortlich für die Qualität ihrer Arbeit mit Einzelnen, entwicklungsorientierten Gruppen und Aktionsgruppen im Gemeinwesen; sie haben auch Mitverantwortung für die Qualität der Gehäuse und Strukturen, in denen sie tätig sind. Sozialpädagogische Handlungstheorien, darauf bezogene Aus- und Fortbildung und die tägliche Praxis von Sozialadministration haben dafür Zielkriterien und Verfahren bereitzustellen.

Es hat nun aber Tradition, dass Sozialarbeiterinnen (mehr als Sozialarbeiter) mit dem Rücken zu ihrer Organisationsumwelt stehen, den Blick fest auf ihre Klientinnen gerichtet – wie diese an restriktiven und unverständlichen Verwaltungsentscheidungen sowie einschränkenden Bedingungen des Sozialstaats und seiner Ordnungsmächte leidend.

Für diese überwiegend klientbezogene und der Sozialadministration wie der politischen Ebene abgewandte Haltung gibt es gerade in Deutschland mehrere Gründe:

- Seit der Einführung des Elberfelder Fürsorgesystems im 19. Jahrhundert wird (wie auch in anderen Ländern) die praktische Sozialarbeit von Frauen, deren Verwaltung jedoch von Männern geleistet.
- Durch die Trennung von Verwaltungslaufbahn und Sozialarbeit mit je eigener Ausbildung stehen zwei gegensätzliche berufliche Orientierungen gegeneinander; einerseits die Orientierung auf den regelgerechten Verwaltungsvollzug und andererseits die auf den angenommenen Hilfebedarf der Klienten.²⁸
- Dazu kommt als Verschärfung dieser Trennung die spezifisch deutsche Verrechtlichung und Bürokratisierung der öffentlichen

Verwaltung; dieser haben sich spätestens nach dem Ersten Weltkrieg auch die Organisationen der freien Wohlfahrtspflege angepasst, die seitdem in viel höherem Maße als Freie Träger im angloamerikanischen Sozialsystem auf öffentliche Zuschüsse angewiesen sind.

Solche Traditionen können tief greifende Auswirkungen auf die berufliche Identität haben: Künzel-Schön ist anhand einer Umfrage unter Berufskolleginnen zum dem Schluss gekommen, dass Sozialarbeiterinnen sich in administrativen Tätigkeiten nicht wieder finden.

Sie führt aus:

„Das kann zu einer Identitätskrise führen, die so gelöst wird, daß der sozialpädagogische Anteil des Berufs akzeptiert, der administrativ-kontrollierende abgewehrt wird: Die Sozialarbeiterinnen nehmen Informationen nicht zur Kenntnis, die sie als Vertreterinnen der Bürokratie ausweisen, und der ungeliebte Anteil des Berufsbildes wird abgespalten und in andere (ähnliche) Berufe projiziert, wie die Verwaltung, die Polizei“ (Künzel-Schön 1991, S. 3).

Diese Beschreibung gilt auch für große Teile der in der Tradition der so genannten kritischen Sozialarbeit stehenden Gemeinwesenarbeit. Indem sich Fachkräfte an der Organisation von Protestaktionen und Basisinitiativen beteiligten, konnten sie sich von den bürokratischen Systemen absetzen, obwohl sie oft deren Teil waren.

Zweierlei Entwicklungen haben in den Siebzigerjahren solche Distanzierungstendenzen bekräftigt. Das war zum einen die neomarxistische Kritik am Sozialstaat als *Oppressions- und Disziplinierungsagentur*, wonach Sozialarbeit „die Gesellschaft vor den möglichen Auswirkungen abweichenden Verhaltens (schützt), indem sie dieses administriert und fragmentiert“ und „die systembedingten Ungerechtigkeiten durch materiellen und ideellen Trost“ verschleiert (siehe Hollstein u. Meinhold 1973). Wer mochte sich demzufolge um

eine Reform von organisatorischen Bedingungen bemühen, wenn sie damit in Gefahr geriet, zu einem geschmeidigeren Funktionieren des Unterdrückungsapparats beizutragen?²⁹

Eine zweite Entwicklung hat sich allerdings als länger anhaltend erwiesen und letztlich zum Konzept einer ganzheitlich orientierten und auf Organisationsveränderung zielenden Sozialarbeit geführt. Gemeint ist der Neubeginn einer (1933 in Deutschland abgebrochenen) empirischen Forschung zu den Strukturen, Arbeitsprozessen und Wirkungen organisierter Sozialer Arbeit. Sozialarbeitsforschung begann oft in Verbindung mit der kritischen Sozialarbeit. So haben ihre ersten Produkte noch zur Distanzierung der Sozialarbeiterinnen gegenüber Organisationen und Verwaltungen beigetragen, skandalisierten diese Studien doch Probleme institutionellen Zwanges und der „Pathologisierung der Adressaten“; Missstände in der ambulanten Fürsorge, den mehr oder weniger geschlossenen Anstalten der so genannten Jugendfürsorge, der Nichtsesshaftenhilfe und der Psychiatrie wurden dokumentiert und untersucht.³⁰ Nach – und zum Teil auch schon während – einer Phase der Anklage setzte aber schon in den Siebzigerjahren eine umfangreiche Beschäftigung mit den strukturellen Gegebenheiten formeller sozialer Unterstützungssysteme ein, die auf Reformen in den genannten Feldern zielte und Modellversuche anstieß.

Reformkonzepte für soziale Dienstleistungssysteme gehören seitdem unter wechselnden Schwerpunktsetzungen zum Alltag der in diesen Systemen Handelnden. Skizzenhaft dargestellt, ging und geht es dabei um folgende Vorhaben, wobei die Jahreszahlen nur grobe Anhaltspunkte geben:

- 1970–1980: Herstellung einer fachlichen Gesamtverantwortung der Sozialarbeiterinnen im Feld, z. B. durch Zusammenlegung von Innen- und Außendiensten, Verkürzung der Hierarchien und Dekonzentration der Dienste (siehe 8. Jugendbericht, BMJFFG 1990, S. 184–198; Bronke et al. 1989, S. 32 ff.). Mit *Dekonzentration* war schon eine Herausverlagerung von

Diensten aus den Zentralen in Wohngebietsnähe gemeint. Dazu gehörte ferner die Auflösung von Großanstalten und erste Herstellung von „Gemeindenähe“ wie z. B. in der Wohnungslosenhilfe und der psychiatrischen Versorgung.

- 1980–1995: Verbesserung der Koordination und Kooperation der Vielfalt von im Ausbau des Sozialstaates entstandenen Spezialdiensten und ihre Weiterentwicklung zu einem Unterstützungsnetzwerk; dieses versteht sich als Förderer für informelle Netzwerke und die im Rahmen der Selbsthilfeorganisationen entstandenen Bürger-Netzwerke.³¹ Unter dem Einfluss des 8. Jugendberichts und des neu gefassten Kinder- und Jugendhilferechts entstand auch eine zunehmende Profilierung der Jugendhilfe als lebensweltorientiertes, flexibles und möglichst präventives Leistungsangebot.
- 1993 bis heute: *Neue Steuerung* sozialer Dienste durch Ziel- und Leistungsvereinbarungen anhand von Produktbeschreibungen und Kostenkalkulationen, in Verbindung mit dezentraler Budgetverantwortung und zentralem betriebswirtschaftlichem *Controlling* (statt kameralistischer Überprüfung des Haushaltsvollzugs), dazu Maßnahmen zur Qualitätssicherung und -entwicklung.

Allerdings wird dabei mit dem Begriff der *Kundenorientierung* einer Orientierung auf individuelle Abnehmerinnen von Dienstleistungen Vorschub geleistet, die im Gegensatz zu den Konzepten sozialer Netzwerkförderung und des (doch gerade aus der Vereinzelung herausführenden, solidarischen) bürgerschaftlichen Engagements steht.³²

Auf die Details dieser Geschichte soll hier nicht eingegangen werden, zwei Eigenheiten sind jedoch im Zusammenhang mit der Frage nach sozialarbeiterischer Handlungskompetenz in Organisationsstrukturen interessant. Da gab es zum einen auch nach fast 20 Jahren Reformdiskussion neben ermutigenden

Neuerungsprojekten weiterhin jene traditionelle innere Absetzbewegung von Fachkräften gegenüber administrativen Strukturen.

Als Ergebnis einer empirischen Untersuchung der öffentlichen Erziehungshilfe in Nordrhein-Westfalen lesen wir: „Der erreichte Stand an Professionalisierung gerade auch der administrativen Routinen, die fachliche Standards in verwaltungsrationalen Abarbeitungen einführen sollte, muß eher skeptisch beurteilt werden“ (Otto et al. 1991, S. 138). Dabei war in ihrer Studie beachtenswert, dass durchaus vorhandene Gestaltungsmöglichkeiten in ihren Ämtern von den Mitarbeiterinnen oft nicht genutzt wurden.

Das Gegenstück dazu bildeten lang anhaltende Widerstände der Hierarchien. Verwaltungschefs – sie kamen und kommen häufig noch immer nicht aus der Sozialarbeitsprofession – waren misstrauisch gegenüber einem Umzug ihrer Fachkräfte aus den Rathäusern in die Vororte. Ein Berliner Bezirksbürgermeister begründete seine Ablehnung des dortigen Reformmodells mit den Worten: „Ich möchte jeden Morgen durchs Rathaus gehen können und meine Mitarbeiter an ihren Arbeitsplätzen sehen.“³³ Die Verfasser des Jugendberichts von 1990 mussten die Vorschläge zur Organisationsreform aus dem Jugendbericht von 1972 „mit Nachdruck“ wiederholen (BMJFFG 1990). Sicherlich hat sich in dem Reformwiderstand der Leitungen auch ein Misstrauen gegenüber einer sozialpädagogischen Profession ausgedrückt, von der man vermutete, sie habe sich unter dem Einfluss der *kritischen Sozialarbeit* auf den „langen Weg durch die Institutionen“ begeben. Außer an Vertrauen in die Fachlichkeit hat es jedoch oft auch an Verständnis dafür gefehlt, was eine Veränderung von bürokratischen Strukturen in bürgernahe und situationsgerechte Dienstleistungssysteme an fachlichen Kompetenzen erfordert, die in Aus- und Weiterbildung entwickelt und durch eine entsprechende Organisationskultur motivational gestützt werden müssen.

Es ist beachtlich, was für ein Kompetenzprofil sozialer Fachkräfte die Verfasser des 8. Jugendberichts 1990 zusammengestellt haben:

„Für ihre Aufgaben, Ressourcen für ihre Institutionen und Adressaten zu mobilisieren, auszuwählen, zu koordinieren und sachgerecht zu bewirtschaften ... brauchen sie fachlich-instrumentelle Kompetenzen, vor allem Kenntnisse der relevanten Gesetze, Verwaltungs- und Förderrichtlinien und die Souveränität, sie aus ihrer Sicht zu definieren.

Sie müssen sich in den Organisationsstrukturen und Ressourcen ihrer Einrichtung auskennen, die Infrastruktur des Feldes und die Netzwerke ihrer Klienten überblicken, informelle und formelle Wege wissen und Kontakte nutzen zu können ...

(Sie) müssen über Handlungsmuster verfügen, um Ziele und Inhalte, institutionelle und politische Rahmenbedingungen ihrer Arbeit und die Wertorientierungen, die ihnen zugrunde liegen, zu reflektieren und zu evaluieren. Sie müssen Kriterien haben, nach denen sie ihre Dienstleistungen auswählen, Ressourcen zuteilen und in der Lage sein, ihre Ziele zu artikulieren, sowie Wege und Strategien kennen, um sie politisch durchzusetzen“ (BMJJFG 1990, S. 184, 189).

Anforderungen wie diese verdeutlichen, was in den beiden sozialpädagogischen Theorieansätzen, dem kritisch-emanzipatorischen und dem systemischen, mit lebensfeldorientierter und multiperspektivischer Sozialer Arbeit gemeint ist. Diese bedarf einerseits der qualifizierten Ausbildung.³⁴ Sie bedarf andererseits lernender Organisationsstrukturen, in denen die Mitarbeiterinnen an der Evaluation ihrer Arbeit, Konzeptionsentwicklung und Gestaltung arbeitsfeldspezifischer Handlungsstrukturen, zugleich sich fortbildend und ihre Arbeit gestaltend, beteiligt sind. Was in dieser Hinsicht erreicht werden kann, haben Projektberichte und Fallstudien aus Selbstevaluationsprozessen eindrucksvoll gezeigt (siehe Heiner 1994a). Das neue Kinder- und Jugendhilferecht – auf Partnerschaft zwischen Klientinnen und sozialen Dienstleistungsorganisationen

angelegt – förderte in den ersten Umsetzungsschritten ebenfalls experimentelles Denken.

Die 1993/1994 einsetzende Propagierung einer an betriebswirtschaftlichen Kategorien orientierten *Neuen Steuerung* in Richtung auf eine *kundenorientierte* soziale Dienstleistungsstruktur hat meines Erachtens jedoch erneut Widerstand gegen organisatorischen Wandel unter sozialen Fachkräften provoziert. Viele fühlten sich nicht bei ihrer eigenen Fachlichkeit abgeholt, mit einem schematisch angewandten und oft auch ungeeigneten „Ökonomismus“ konfrontiert und vermuteten – mit gutem Grund –, am Ende diene die *Neue Steuerung* vor allem verdeckten Einsparungsabsichten.³⁵

Es ist inzwischen Allgemeingut unter Experten des Sozialmanagements, dass ein bloßer Transfer von Managementtheorien und -techniken aus der Profitwirtschaft auf Non-Profit-Betriebe nicht nur kontraindiziert ist, weil er die Grundprozesse der Herstellung von Vertrauen und Kooperation in sozialen Unterstützungs- und Lernprozessen missachtet. Ein solcher Techniktransfer vernachlässigt auch, dass Sozialarbeitstheorie seit den Siebzigerjahren eine eigene Begrifflichkeit und Konzepte von aufgabengerechten Organisationsstrukturen sowie Verfahren zu deren Umsetzung bereitgestellt hat. Damit muss man arbeiten, wenn Organisationsentwicklung nicht lange Um- oder sogar Irrwege gehen will. Eine Hinzunahme betriebswirtschaftlicher Konzepte ist damit aber nicht ausgeschlossen. Zu vermeiden ist jedoch, kurzfristig und vorübergehend fachfremde Organisationsberater von außen hereinzuholen, die nach Mitarbeiterinnenbefragungen Gutachten abliefern, aber keine Mitverantwortung für mittelfristige Lernprozesse in der Organisation tragen.

Hier kann auf das zurückgegriffen werden, was die angewandte Organisationswissenschaft schon seit den Sechzigerjahren an Erfahrungen hinsichtlich des Unterschiedes zwischen Organisationsbegutachtung und Organisationsentwicklung gelernt hat.³⁶ Dienstleistungsbetriebe sind nicht so umsteuerbar wie

Sachgüter erzeugende Betriebe mit ihren Maschinenparks; Lernprozesse müssen hier noch weitaus mehr als dort in den Köpfen, bei Emotionen und Haltungen sowie erworbenen Fertigkeiten stattfinden. Organisationsinterne, aus der Sozialarbeitsprofession kommende Moderatorinnen für Evaluationsprozesse und Konzeptionsentwicklung in kleinen Teams sowie Expertinnen für kleinräumige Sozialplanung sind den externen Beraterinnen vorzuziehen. Letztere lassen sich eher für ausgliederbare Sonderaufgaben einzusetzen, z. B. die Schulung oder Supervision der internen Organisationsentwickler. Inzwischen kann man auch auf facheigene Handbücher und Arbeitshilfen zurückgreifen, insbesondere in der Jugendhilfe (siehe Jordan u. Schone 1998; Merchel 1999).

Die im Zentrum einer modernen Sozialen Arbeit stehende Bürger- und Lebensweltorientierung bzw. Benutzerfreundlichkeit hat die Forschungsgruppe von Franz Xaver Kaufmann bereits am Ausgang der Siebzigerjahre mit dem Begriff der „Bürgernähe“ gefasst und in fünf „Dimensionen“ konkretisiert. Diese Dimensionen machen deutlich, was Fachkräfte vor Ort unternehmen bzw. bei ihrem Träger anregen können, damit ihre Dienste zu einem für die Menschen nützlichen Bestandteil ihrer Lebenswelt werden können. Diese Handlungsmöglichkeiten sind mithilfe der Formulierung von Pfeifer-Schaupp in Fragen umgewandelt worden. Mit ihnen beginnt das Einfache an Organisationsveränderung, das noch relativ leicht zu erreichen ist (vgl. Pfeifer-Schaupp 2001).

informative Dimension:

Was kann getan werden, damit potenzielle Nutzerinnen von dem sozialpädagogischen Angebot wissen? (Beispiele: Handzettel, Broschüre für Arztpraxen, Marktstand.)

zeitliche Dimension:

Wie müssen die Arbeits-/Öffnungszeiten gestaltet werden, damit sie zum Alltagsablauf potenzieller Nutzergruppen passen? (Beispiele: Mittags-/Abendöffnung, Wochenenddienst.)

kommunikative Dimension:

Welche Sprache muss verwendet werden, damit die Texte (schriftlich bzw. mündlich) möglichst verständlich für potenzielle und aktuelle Nutzerinnen des Dienstes sind?

sozialräumliche Dimension:

Wie können Standort und Räumlichkeiten größtmögliche Nutzerinnenfreundlichkeit aufweisen? (Beispiele: Nähe zu öffentlichen Verkehrsmitteln, Lage in zielgruppenspezifischem Baugebiet, barrierefrei, Spielecke für mitgebrachte Kinder.)

sachliche Dimension:

Wie können Angebote bestmöglich an den tatsächlichen Alltagssituationen sowie den Stärken und Defiziten der potenziellen Nutzerinnen ausgerichtet werden? (Beispiele: Miterleben der Fachkräfte, Alltagshilfen zur Verfügung stellen, „Laien Helfer“ integrieren, Nutzerbefragungen durchführen.)

Abb. 24: Bürgernähe, konkretisiert in fünf Dimensionen (nach Kaufmann 1979; Vertextung der fünf Dimensionen: W. M.)

5.5.6 Die Qualitätssicherung in der Sozialen Arbeit

Die Qualität Sozialer Arbeit kann durch eine gute Hochschulausbildung, ständige Fortbildungsangebote, Supervision, Intervention und Evaluationsmaßnahmen gesichert werden.

Schon in der Hochschulausbildung lässt sich die systemische Perspektive und die Aneignung systemischer Handlungskonzepte verankern (siehe Ritscher 1994). Fortbildungsangebote gibt es zuhauf; ein Blick auf den Veranstaltungskalender der entsprechenden Fachzeitschriften³⁷ macht dies deutlich.

5.5.6.1 Supervision

Als eigenständiger Handlungsbereich der Sozialen Arbeit enthält Supervision zwei Ebenen:

- Sozialarbeiterinnen treffen sich zur gemeinsamen Supervision hinsichtlich problematischer Situationen bei der Arbeit mit ihren Auftraggeberinnen, mit dem eigenen Team oder innerhalb ihres Anstellungsträgers.
- Sozialarbeiterinnen übernehmen die Rolle der Supervisorin für Kolleginnen im Feld der Sozialen Arbeit.

Die eigene Arbeit mithilfe einer außen stehenden Fachkollegin zu reflektieren und die Systemdynamik des Teams bezüglich der Bremsen für eine konstruktive, verantwortungsvolle, methodisch abgesicherte und zugleich intuitive Praxis zu beleuchten ist inzwischen professioneller Standard in allen Bereichen der Sozialen Arbeit.

Die Supervisorin dient als Mediatorin im System. Sie ist eine mit den Arbeitsfeldern vertraute Kollegin, die in diesem Kontext weder eine Mitarbeiterinnen- noch eine Vorgesetztenfunktion innehat.

Sie ist außerhalb des Unterstützungssystems angesiedelt. Ihre hilfreiche Funktion erhält sie analog zur Funktion der Beraterin/Therapeutin/Sozialarbeiterin durch die Position des neu hinzukommenden „dialektischen Dritten“. Durch sie wird ein neues System – das Supervisionssystem – geschaffen, in dem die Widersprüche und Ambivalenzen, blinden Flecke und starren Überfokussierungen, Harmonien und Dissonanzen, kurz: Beziehungsmuster und Dynamik des Unterstützungssystems verdeutlicht, verdichtet, verflüssigt und eventuell in eine neue Gestalt transformiert werden können.

Die Außenposition verhilft der Supervisorin zu einer immer wieder neu zu balancierenden Distanz gegenüber den anderen Mitgliedern des Supervisionssystems. Dadurch kann sie deren Wahrnehmungen und Beschreibungen noch einige Facetten hinzufügen.³⁸

5.5.6.2 Evaluation und Selbstevaluation

Evaluation sichert die Qualität der Sozialen Arbeit durch eine externe Prozessbegleitung und -auswertung.

Selbstevaluation ist ein an der *eigenen* Praxis ansetzendes Verfahren zur Qualitätssicherung. Über Supervision und Intervision hinausgehend, entscheidet sich eine Einrichtung, ein Team oder eine Organisation, die eigene Arbeit – Ziele, Abläufe, Management, Ergebnisse, Beratungsprozesse und die interne Gruppendynamik – auf den Prüfstand zu stellen. Selbstevaluation ist mit anderen Worten die selbstreflexive Variante der Praxisforschung. Entscheidend für ihr Gelingen ist die Bereitschaft der Professionellen, an diesem Projekt aktiv teilzunehmen. Es erfordert, dass sie ihre Arbeit transparent machen, sich kritischen Fragen stellen und plausible Veränderungsvorschläge übernehmen. Im günstigsten Fall beauftragen sich die Mitarbeiterinnen selbst mit der Evaluation. Auch wenn der Evaluationsauftrag von der Leitung oder von außen kommt, setzt er die Kooperationsbereitschaft der Mitarbeiterinnen voraus.

Heiner hat ein Modell zu den Dimensionen der Evaluation und Selbstevaluation entwickelt (Heiner 1994b, S. 138):

- Die *Fragestellung* markiert Perspektive und Fokus der Evaluation. Sie umfasst vier Bereiche: „Wünschbarkeit“ (ist die Zielsetzung der professionellen Arbeit angemessen?), „Wirklichkeit“ (inwieweit nähert sich das Ergebnis der Arbeit den vorher gesetzten Zielen an?), „Verträglichkeit“ (gibt es unerwünschte Nebeneffekte bei den Ergebnissen der Maßnahmen?) und „Wirtschaftlichkeit“ (ist der Zusammenhang zwischen Aufwand und Ertrag stimmig?).
- *Informationsquellen für die Evaluation* sind die „Adressaten/Nutzer/Nichtnutzer“, das „soziale Umfeld der Nutzerinnen/Nutzer“, die „Leistungserbringer/Anbieter“, das „berufliche Umfeld der Anbieter“, „vergleichbare Einrichtungen“ und die „Politik/Öffentlichkeit“.

- *Gegenstand der Untersuchung* kann sein: „Art und Umfang der Leistungen“, „fachliche Qualität der Leistungen“, „Veränderungen Klient – Umfeld“ und „Veränderungen Sozialarbeit – Umfeld“. Für die aktuelle Selbstevaluation eines Teams lassen sich diese Fragestellungen wiederum auf drei Ebenen konkretisieren.
 - *Es werden die Ziele der Einrichtung/Organisation und der Arbeit der einzelnen Mitarbeiterinnen und die dafür bereitzustellenden Mittel entwickelt und festgelegt* (Zeitbudget, finanzielles Budget, Personalstellen, Raumausstattung, Arbeitsmaterialien, Fortbildung usw.).
 - Es wird geprüft: Inwieweit wurden die *angestrebten Ziele realisiert*, z. B. Zufriedenheit der Auftraggeberinnen, weniger stationäre Unterbringungen, positive psychosoziale Entwicklungsverläufe, Wirtschaftlichkeit der durchgeführten Maßnahmen? Welche Mittel wurden dafür eingesetzt, und war der Aufwand angemessen?
 - Alternativ dazu kann die Frage verfolgt werden, *warum angestrebte Ziele nicht erreicht wurden*, z. B. eine Vollbelegung der Einrichtung, eine Einhaltung des festgelegten Budgets, Kooperationsvereinbarungen mit anderen Trägern, die Aneignung alltagspraktischer Kompetenzen, eine Minimierung der Therapieabbrüche. Welche Maßnahmen könnten hier Abhilfe schaffen?

Monzer nennt vier Aspekte der Selbstevaluation:

- *„Kontrolle:* „Es wird überprüft, ob gesetzte Standards oder Ziele erreicht wurden und/oder ob sie angemessen sind; bewertet wird die *Ergebnisqualität.*“
- *„Aufklärung:* Es wird versucht nachzuvollziehen, was tatsächlich in der Arbeit passiert ist; bewertet wird die *Prozessqualität.*“
- *„Qualifizierung:* Es wird überprüft, wie die derzeitigen Bedingungen umzuorganisieren sind, damit die Arbeit optimiert werden kann; bewertet wird die *Leistungsfähigkeit.*“

- „*Innovation*: Es wird überprüft, welche Nachfragen bei den potentiellen Nutzern vorhanden sind und welches Angebot diesen Bedürfnissen entspricht; bewertet wird die *Bedarfsgerechtigkeit*“ (Monzer 1996, S. 13; 1. Hervorh. W. R., 2. Hervorh. im Orig.).

Selbstevaluation unter systemischer Perspektive verbindet die Dimensionen von Person, Organisation und Umwelt (ebd., S. 31). Die Person kann in ihren verschiedenen Rollen und Funktionen, als Informationsträgerin, Beziehungsgestalterin und Sachmittelverwalterin thematisiert werden; die Organisation als System, Kontext der Zieldefinition und Mittel der Zielerreichung; die systemischen Umwelten treten als Auftraggeberin, konkurrierende Leistungsanbieterinnen, Finanziers und Erwartungsträgerinnen in das Blickfeld.

Auch für die Selbstevaluation bietet sich die Mitarbeit von externen Expertinnen an. Sie können durch ihre Möglichkeit der Beobachtung und Beschreibung von außen auf blinde Flecken und Schwachstellen bei der Planung und Durchführung der Evaluation hinweisen, Ratschläge geben, Methodenvorschläge unterbreiten, bestimmte Erhebungen selbst durchführen und diese auswerten (z. B. Fragebogen); als allparteiliche Dritte sind sie in der Lage, die systeminterne Kommunikation zu moderieren. Hier verwischt sich die ohnehin undeutliche Grenze zwischen Evaluation und Selbstevaluation. Das entspricht dem Ansatz der *Aktionsforschung*.³⁹

Im siebten Kapitel wird das Konzept der Selbstevaluation ohne externe Moderatorin unter dem Begriff „Kursgespräche“ dargestellt.

Armbruster beschreibt eine Kombination von Selbstevaluation und Evaluation im Feld der Sozialpsychiatrie (Armbruster 1998). In diesem Projekt ging es um die Verläufe der Entwicklung von Auftraggeberinnen eines Sozialpsychiatrischen Dienstes und die Qualität bzw. Effizienz der professionellen Unterstützungsangebote durch die Mitarbeiterinnen. Der besondere Charme dieser Untersuchung liegt in ihrem explizit systemischen Ansatz und dem zentralen Stellenwert von Supervision, Intervision und Fallarbeit. Über

„Qualitätszirkel“ wurde neben der Befragung beider Gruppen und der Dokumentationsauswertung die direkte Reflexion und Entwicklung der inhaltlichen Arbeit mit den Auftraggeberinnen gewährleistet. Das scheint mir manchmal in Forschungsprojekten, die sich mehr auf Organisationsstrukturen und kommunikative Prozesse innerhalb des Systems beziehen, zu kurz zu kommen.

Aber letztlich geht es doch um unsere konkrete Arbeit mit konkreten Menschen und ihre konstruktive Entwicklung. Die Organisation ist nur der notwendige Kontext zur Sicherstellung dieses gesellschaftlichen Auftrages.

5.6 Therapie, Beratung, Pädagogik und Sozialarbeit im Rahmen der systemischen Sozialen Arbeit

Im Rahmen einer systemischen Sozialen Arbeit wird die prinzipielle Unterscheidung von Therapie, Beratung, Pädagogik und Sozialer Arbeit hinfällig. Diese unterschiedlichen Formen der Hilfe bleiben ohne ein integrierendes systemisches Metamodell voneinander getrennt und sich gegenseitig fremd. Kooperation wird behindert, wenn diese verschiedenen Hilfeformen von hierarchisch abgestuften Professionen ausgeübt und in voneinander streng abgegrenzten organisatorischen Kontexten durchgeführt werden. Stattdessen entstehen im Kontext der systemischen Sozialen Arbeit miteinander vernetzte Teilbereiche einer ganzheitlichen psychosozialen Konzeption und der sie tragenden Institution/sozialen Organisation. Deren gegenseitige funktionale Zuordnung wird in Bezug zu dem Auftrag des professionellen Gesamtangebotes gesetzt und im Hilfeplan koordiniert. Der dadurch strukturierte Hilfeprozess wird von einer Sozialarbeiterin als Case-Managerin kritisch begleitet. An diesem Punkt wird nochmals die Bedeutung des Hilfeplans als Methode und zentraler Ort der Vernetzung und Kooperation in der Sozialen Arbeit deutlich.

Die durch die Einführung der systemischen Systeme entstehenden Veränderungen lassen sich in mehrfacher Hinsicht beschreiben.

- Die für andere Konzepte wichtige *Unterscheidung zwischen Therapie und Beratung* wird aufgehoben. Boscolo et al. (1988) sprechen deshalb von *Konsultation*, Anderson u. Goolishian (1992) von *Konversation*. Ich selbst habe an anderer Stelle (Ritscher 1998) den Begriff der *psychosozialen Arbeit* vorgeschlagen, um diesen Paradigmenwechsel zu unterstreichen, der die Sichtweise einer individuellen Separation von Problemen und den ihnen zugehörigen Maßnahmen durch

die einer systemischen Vernetzung ablöst. Dennoch sollte man inhaltlich an diesem Perspektivenwandel festhalten.

- *Therapie* entwickelt sich dann von einer herausgehobenen Hilfeform für besonders schwer wiegende psychosoziale Probleme – klassisch als „Krankheit“ bezeichnet – zu einer von mehreren Möglichkeiten des Zugangs zu den psychosozialen Wirklichkeiten unserer Auftraggeberinnen. Entscheidend ist, dass sie alle einen gleichberechtigten Status haben, konzeptionell aufeinander abgestimmt sind und die Auftraggeberinnen als selbstverantwortliche Expertinnen für ihren Alltag respektieren.
- *Therapie* markiert in diesem Zusammenhang einen Raum, in dem mit der intensiven Thematisierung von Problemen zugleich eine Außenperspektive für den Zugang zu ihnen eingeführt wird. Die Therapeutin hat dabei die Funktion eines allparteilichen Dritten. Die problematischen Themen und Beziehungen der beteiligten Mitglieder des Systems erhalten einen Platz im therapeutischen System, der durch das Spannungsverhältnis zwischen Nähe und Distanz gekennzeichnet ist. Das Problem wird im Dialog seiner Mitglieder rekonstruiert. Die dabei aktivierten Gefühle zeigen in den meisten Fällen eine enge „Partnerschaft“ zwischen den Mitgliedern des Mikrosystems und dem Problem. Diese Nähe kann durch die Methode der Externalisierung dargestellt werden: Das Problem wird dann quasi zu einer sprechenden Person (z. B. „Ich heiße Angst und bin das Familienproblem“) bzw. bedeutsamen Metapher (z. B. zu einem schweren „Beziehungskoffer“, den die Familie auf ihrer bisherigen „Beziehungsreise“ immer mit sich herumschleppt) im familiären Beziehungsspiel. Die Therapeutin kann durch ihre Fragen zugleich auch einen Prozess der Distanzierung der Familienmitglieder von ihrem Problem anregen. Dadurch werden sie zu Beobachterinnen des Problems und ihrer Beziehung zu ihm. Das Gleiche geschieht hinsichtlich der

personalen Verbindungen der Familienmitglieder untereinander, die in den Zeiten tief greifender Krisen zu einem großen Teil über das Problem vermittelt sind. Auch hier rekonstruieren die Familienmitglieder ihre Beziehungen und Beziehungsmuster, kommen sich nahe und gewinnen durch die entsprechenden Fragen der Therapeutin zugleich die distanzierende Position von Beobachterinnen ihrer selbst.

- Das *Ziel des Hilfeprozesses* verschiebt sich von einer langfristigen Aufarbeitung personaler Probleme bzw. Symptome zu einer Veränderung von Mustern des Beziehungskontextes, in den diese eingebettet sind. Hier bieten sich die beziehungsorientierten Fragetechniken der systemischen Therapie an.
- Der *Fokus des Hilfeprozesses* liegt auf den *Ressourcen für einen gelungenen Alltag* und den in der Zukunft realisierbaren Alternativen zu dem bisherigen, das Problem chronifizierenden Handeln. Wichtig ist also der Blick auf mögliche Entwicklungen durch entsprechende zukunftsorientierte Fragen, die einen Unterschied zur gegenwärtigen Problemkonstellation herstellen. Wenig hilfreich wäre eine Abwertung von Gegenwart und Geschichte als Fokus der therapeutischen Arbeit. Beides bleibt wichtig, allerdings geht es um die in ihnen entwickelten Ressourcen für eine bessere Zukunft, die bislang nicht erkannt, vernachlässigt oder mit einer negativen Bedeutung belegt waren. Gerade für den letzten Fall ist die Methode des Reframings ein entscheidendes Hilfsmittel.
- Im Kontext der systemischen Sozialen Arbeit lässt sich Systemtherapie – besonders für das Mikrosystem Familie und die mit ihm verknüpften Mesosysteme – als intensivierter *runder Tisch* beschreiben, an dem – je nach Erfordernis – alle teilnehmen, die über die aktuelle Problembeschreibung miteinander in Beziehung stehen. Hier entsteht ein Ort des Austausches über Belastungen und mögliche Bewältigungen,

an dem alle Beteiligten ihre Sichtweise einbringen können. Das hat den Vorteil, dass die Folgen möglicher Bewältigungsversuche für die Beziehungen in den Mikro- und Mesosystemen im Voraus bedacht werden können. Manche Problemlösungen mögen zwar für einzelne Familienmitglieder oder die Eltern, für Lehrerin, Sozialarbeiterin oder andere Professionelle erstrebenswert sein, stoßen aber bei anderen mit dem Problem befassten Personen bzw. Einrichtungen auf Widerstand, Unverständnis oder professionelle Bedenken. Am runden Tisch treffen sich alle Beteiligten, können ihre Initiativen aufeinander abstimmen und ihre Konsequenzen hypothetisch vorwegnehmen.

- *Erzieherische bzw. sozialpädagogische Maßnahmen* verknüpfen sich im Rahmen der systemischen Metatheorie mit Therapie/Beratung. Wenn sich – wie unter [5.7](#) dargestellt – die Erzieherinnen mit den Eltern ihrer Bezugskinder zusammensetzen und die Erziehungsziele bzw. die dafür notwendigen pädagogischen Schritte miteinander besprechen, werden sie zu „Erziehungsberaterinnen“. Im Dialog mit den Eltern versuchen sie, deren Erziehungsvorstellungen mit ihrem eigenen, pädagogisch begründeten Handeln auf einen Nenner zu bringen. Dass sie dabei auch versuchen, die Eltern für neue Erziehungsziele und einen anderen Erziehungsstil zu gewinnen, ist ihre selbstverständliche Aufgabe. Denn Heimunterbringung ist immer ein Ausdruck dafür, dass die familiäre Erziehungspraxis mehr belastende Probleme als hilfreiche Problemlösungen mit sich gebracht hat.

Als Teilnehmerinnen an dem familientherapeutischen Setting werden sie zugleich zu Mitgliedern des erweiterten therapeutischen Teams.

- Auch *sozialpädagogische Gruppenarbeit* verbindet sich durch die Anwendung von Methoden der Gruppendynamik und Gruppentherapie mit Therapie/Beratung. Eine Tagesgruppe lässt sich als Milieuthérapie beschreiben. Sie strebt durch die

sich einerseits zwischen den Kindern, andererseits zwischen Kindern und Erzieherinnen entstehenden Beziehungsprozesse stabile Einstellungs- und Verhaltensänderungen der Kinder an. Der entsprechende Leitbegriff heißt *soziales Lernen*. Durch Elterngespräche soll auch die Familie in diesen Veränderungsprozess einbezogen werden, weil er überhaupt nur mit ihrer Rückendeckung möglich wird. Bei diesen Elterngesprächen, die sich je nach Bedarf zu Familiengesprächen ausweiten lassen, können die Erzieherinnen auf die verbalen, darstellenden und settingstrukturierenden Methoden der systemischen Therapie (siehe 6.6.3) zurückgreifen. Die Verknüpfung von Gruppen- und Familienarbeit verdankt sich der durch das systemische Konzept geforderten Arbeit mit den sozialen Kontexten der als Problemträger bezeichneten Familienmitglieder⁴⁰.

- *Sozialarbeit* im klassischen Sinn ist vor allem durch die Hilfe bei Ausstattungsproblemen und die administrative Organisation von Unterstützungsmaßnahmen charakterisiert. Auch für diesen Teilbereich ist der systemische Ansatz von großem Nutzen. Hinsichtlich der Ausstattungsprobleme ermöglicht er einen Blick auf die gesellschaftlichen Kontexte, in denen soziale Probleme entstehen und zu bewältigen sind. Sie wurden im dritten Kapitel beschrieben. Für die Vernetzungsarbeit ist vor allem die Verzahnung der verschiedenen an der Problembeschreibung und Problemlösung beteiligten Systeme zu beachten. Diese Verzahnung lässt sich mithilfe des im dritten Kapitel beschriebenen ökosozialen Modells begreifen, das auch eine bedeutsame Hilfe für die Beschreibung der Problemkonstellation darstellt und Ansatzpunkte für die Intervention bietet. Darüber hinaus lassen sich die Folgen sozialarbeiterischer Hilfen für die primären Beziehungssysteme der Adressatinnen mithilfe systemischer Hypothesen antizipieren. Eine für Einzelpersonen scheinbar hilfreiche Unterstützung kann durch die angeregten Rückkoppelungsprozesse in den Beziehungssystemen zu einer

für diese Einzelpersonen negativen Dynamik führen. Eine die Familie zunächst entlastende Heimunterbringung kann die familiäre Loyalitätsdynamik verstärken und damit mittelfristig einen Erfolg dieser Maßnahme infrage stellen. Finanzielle Hilfen können die Bewältigungsstrategien der anspruchsberechtigten Menschen unterhöheln, wenn sie nicht an deren persönliche und lebensweltliche Entwicklungsmöglichkeiten angekoppelt sind. In dieser Hinsicht erscheint das baden-württembergische „Mutter-Kind-Modell“⁴¹ nur dann sinnvoll, wenn es neben materiellen Hilfen auch Therapie/Beratung anbietet und die beruflichen Perspektiven der allein erziehenden Mütter und Väter stärkt. Letzteres wiederum erfordert die Möglichkeit einer qualifizierten Ganztagesbetreuung ihrer Kinder, für die sich eine gemeinwesenorientierte Sozialarbeit einsetzen muss.

Systemische Soziale Arbeit lässt sich als der diese einzelnen Bereiche integrierende Rahmen definieren. Entscheidend für das kompetente professionelle Handeln in ihm ist eine Verankerung der Sozialarbeiterinnen in der systemischen Metatheorie, eine detaillierte Kenntnis systemischer Methoden und eine durch Training erworbene Sicherheit in ihrer Anwendung. Dabei folgen sie den Prinzipien der systemischen Sozialen Arbeit: Verständnis von Problemen als „eigen-sinnigen“ Beziehungsproblemen, Vernetzung und Kooperation der Dienste und ihrer Hilfeangebote, Arbeit an und in den Kontexten von Problemlagen, Orientierung an den Selbstorganisationskräften und Ressourcen ihrer Auftraggeberinnen.

5.7 Systemische Soziale Arbeit konkret: Die Vernetzung verschiedener Teilsysteme des Unterstützungssystems

Im ersten Kapitel wurde mithilfe des Fallbeispiels aus dem Lehrvideo der Esslinger Projektgruppe (Ritscher et al. 2002) demonstriert, was in diesem Kapitel theoretisch entwickelt und begründet wurde. Systemische Soziale Arbeit hat es immer mit Beziehungen auf den unterschiedlichsten Ebenen zu tun. Auf der Ebene der Handlungsbereiche werden Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit, Gemeinwesenarbeit, Arbeit in sozialen Organisationen und Supervision miteinander verknüpft. Im engeren Unterstützungssystem finden sich Auftraggeberinnen, professionelle und ehrenamtliche Helferinnen und die sie beauftragende soziale Organisation zusammen. Im erweiterten Unterstützungssystem werden durch das Case-Management der Sozialarbeiterin alle für Auftraggeberinnen und ihre Problembeschreibungen wichtigen Systeme miteinander verbunden. Im Verlauf des Hilfeprozesses werden unterschiedliche Hilfeformen, Maßnahmen und Settings in einen produktiven Zusammenhang gebracht. Mikrosysteme, Mesosysteme, Problembeschreibungen und Problemlösungsschritte werden im Unterstützungssystem integriert und alle dafür wichtigen Systeme aus der Lebenswelt der Auftraggeberinnen mit „in das Boot“ geholt.

Sozialarbeit folgt den Figuren des „Beziehungstanzes“ (Bateson 1982, S. 22), durch den sich soziale Wirklichkeiten gestalten.

Zu einer abschließenden Illustration dieser Vernetzungsperspektive der systemischen Sozialen Arbeit greife ich auf ein Beispiel aus der familienorient-systemischen Heimsozialarbeit zurück (siehe Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. 2000).

Das *Haus Leuchtturm* im SOS-Kinderdorf Ammersee ist als „heilpädagogische Kinderwohngruppe mit Sozialtherapie“ definiert (Taube 2000, S. 46). Hier leben im Rahmen einer

Jugendhilfemaßnahme nach § 34 KJHG sechs Kinder, getrennt von ihren Herkunftsfamilien. Der Aufenthalt ist auf zwei Jahre begrenzt, danach sollten Kinder, wie es das KJHG im § 34 nahe legt, wieder in ihre Herkunftsfamilie zurückkehren. Ist dies nicht möglich, wird eine andere Form der Fremdunterbringung, z. B. eine Pflegefamilie (§ 33 KJHG), gesucht.⁴² Die systemische Arbeit wird in einem hausinternen „Erziehungsplan“ festgelegt, der den Hilfeplan ergänzt. „Der Hilfeplan beschreibt das Grobraster, der Erziehungsplan die Feinziele und Maßnahmen sowie die Aufgabenverteilung“ (Spindler 2000, S. 79). Im Gruppenalltag leben die Kinder mit Erzieherinnen zusammen. Sie sind ihre primären Bezugspersonen im Heimkontext. Die Funktion der Eltern als primäre Bezugspersonen im gesamten Leben der Kinder wird dadurch nicht infrage gestellt. Das wird durch regelmäßige Heimfahrten an Wochenenden und in den Ferien sowie die verbindlichen, im zweiwöchigen Abstand stattfindenden familientherapeutischen Sitzungen markiert. Die Bereitschaft der ganzen Familie zur Teilnahme ist eine prinzipielle Bedingung für die Aufnahme in die Wohngruppe. An diesen familientherapeutischen Sitzungen nehmen das Kind, seine Eltern, Geschwister, eventuell weitere familiäre Subsysteme und die Bezugserzieherinnen des Kindes teil. Die Sitzung wird von der im *Haus Leuchtturm* hauptamtlich tätigen Familientherapeutin zusammen mit einem externen, auf Honorarbasis arbeitenden Familientherapeuten geleitet. Die Familientherapeutin führt gleichzeitig Einzeltherapiestunden mit den Kindern und Supervisionen mit den Gruppenerzieherinnen durch. Diese wiederum stehen in regelmäßigem Kontakt mit den Eltern ihres Bezugskindes. Die Eltern haben also die Möglichkeit, ihre Erziehungsvorstellungen in den Heimalltag einzubringen, die Erzieherinnen haben die Aufgabe, diese nicht zu ignorieren, sondern sich mit ihnen auseinander zu setzen. Die Eltern werden in ihrer Rolle respektiert, und statt einer (scheinbar) machtlosen Beobachterinnenrolle übernehmen sie einen partnerschaftlichen Status im Dialog zwischen Herkunftsfamilie und Heim. Das ist wegen der Loyalitätsbindungen zwischen Eltern und Kindern wichtig. „Die

pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben die Erfahrung gemacht, dass ein Kind wesentlich leichter zu motivieren ist, wenn es etwas tun soll, was die Eltern ausdrücklich wünschen. Versucht eine Mitarbeiterin hingegen, das Kind zu einem Verhalten zu erziehen, das den Eltern unwichtig ist oder ihrer Einstellung zuwiderläuft, muss sie scheitern“ (Taube 2000, S. 62). Laufen die Erziehungsvorstellungen von Eltern und Heim völlig auseinander, werden alle noch so gut gemeinten und theoretisch einsichtigen therapeutisch-pädagogischen Bemühungen vergeblich sein.

Außer an der psychologischen Einzeltherapie nehmen die Kinder noch an Psychomotorikgruppen teil. Bei den halbjährlichen Hilfeplangesprächen erweitert sich das Unterstützungssystem noch um die Sozialarbeiterin des die Kosten tragenden und den Hilfeplan verantwortenden Jugendamtes.

Das vom Heim organisierte Unterstützungssystem besteht aus der Herkunftsfamilie des Kindes, dem Kind selbst, seinen Erzieherinnen, Therapeut/Therapeutin und der durch den Bereichsleiter vertretenen sozialen Organisation. Die systemische Familientherapie ist im Hilfeprozess der zentrale Ort für die Verknüpfung von Heimalltag und Herkunftsfamilie. Gerade deshalb nehmen auch die Bezugserzieherinnen daran teil und erhalten für diesen Teil ihrer Arbeit eine systemische Zusatzausbildung. „Dass in die Familientherapiesitzungen die jeweiligen Bezugsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter einbezogen werden, betont den Gesamtsettingcharakter. Es soll vermieden werden, den pädagogischen Bereich auf der einen Seite und den therapeutischen auf der anderen gegeneinander auszuspielen und von wichtigen Informationen abzuschneiden ... Auch die Eltern sollen im Gesamtsystem davor geschützt werden, mit einer der beiden Gruppen eine Fraktion gegen die andere zu bilden“ (ebd., S. 55). Die Verbindung von hauptamtlicher und externer Position, weiblicher und männlicher Rolle im therapeutischen Team bietet große Vorteile für die Arbeit. Die hauptamtliche Familientherapeutin erlebt die Kinder im Alltag und in den Einzeltherapiestunden. Sie kann sich dadurch näher beim Kind und

den Erzieherinnen verorten. Der externe Kotherapeut bleibt dem Heim und seinem Alltag gegenüber distanzierter. Das ist eine gute Voraussetzung, um in Konfliktsituationen zwischen Heim und Eltern auch deren Perspektive einen akzeptierten Platz im therapeutischen Diskurs zu verschaffen. Als Frau kann die Familientherapeutin in einer bestimmten therapeutischen Situation ein partielles und zeitweiliges Bündnis mit der Mutter und – falls es sich um ein Mädchen handelt – auch mit dem in der Wohngruppe lebenden Kind eingehen. Der männliche Therapeut kann die entsprechende Beziehung dem Vater und den Jungen der Familie anbieten. Indem sie beide auch bei unterschiedlichen Standpunkten kooperieren, können sie als diesbezügliches Modell für die Eltern dienen. In den Familiensitzungen werden Familienthemen, der Alltag des Kindes im Heim, Erziehungsprobleme und allgemeine Lebensfragen mithilfe der unterschiedlichsten Methoden besprochen. Auch Konflikte zwischen Eltern und Erzieherinnen bzw. anderen Teilsystemen des Unterstützungssystem finden hier einen metakommunikativen Raum.

Die Arbeit im Haus Leuchtturm zeigt die Möglichkeiten einer konsequenten, aber nicht dogmatischen systemischen Perspektive in der Jugendhilfe. Sie zeigt auch, dass der systemische Ansatz über den familientherapeutischen hinausgeht, indem alle relevanten Systeme der Lebenswelt unserer Auftraggeberinnen in das Unterstützungssystem einbezogen werden. Es wird deutlich, dass die Familie als primäres Sozialisationssystem einen zentralen Platz in der Lebenswelt der allermeisten Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen einnimmt, auch dann, wenn sie alleine leben, außerhalb der Herkunftsfamilie wohnen oder die Familie sich im Trennungsprozess befindet. Einsichtig wird auch, dass Therapie, Beratung, Pädagogik und Sozialarbeit in dem theoretischen und praktischen Rahmen einer systemischen Sozialen Arbeit miteinander verbunden sind. All diese Formen sind Teil des Heimsettings und prinzipiell für alle Mitarbeiterinnen des Heimes offen, wenn sie sich über zusätzliche systemische Fortbildungen dafür qualifiziert haben.

5.8 Die vier Imperative der systemischen Sozialen Arbeit

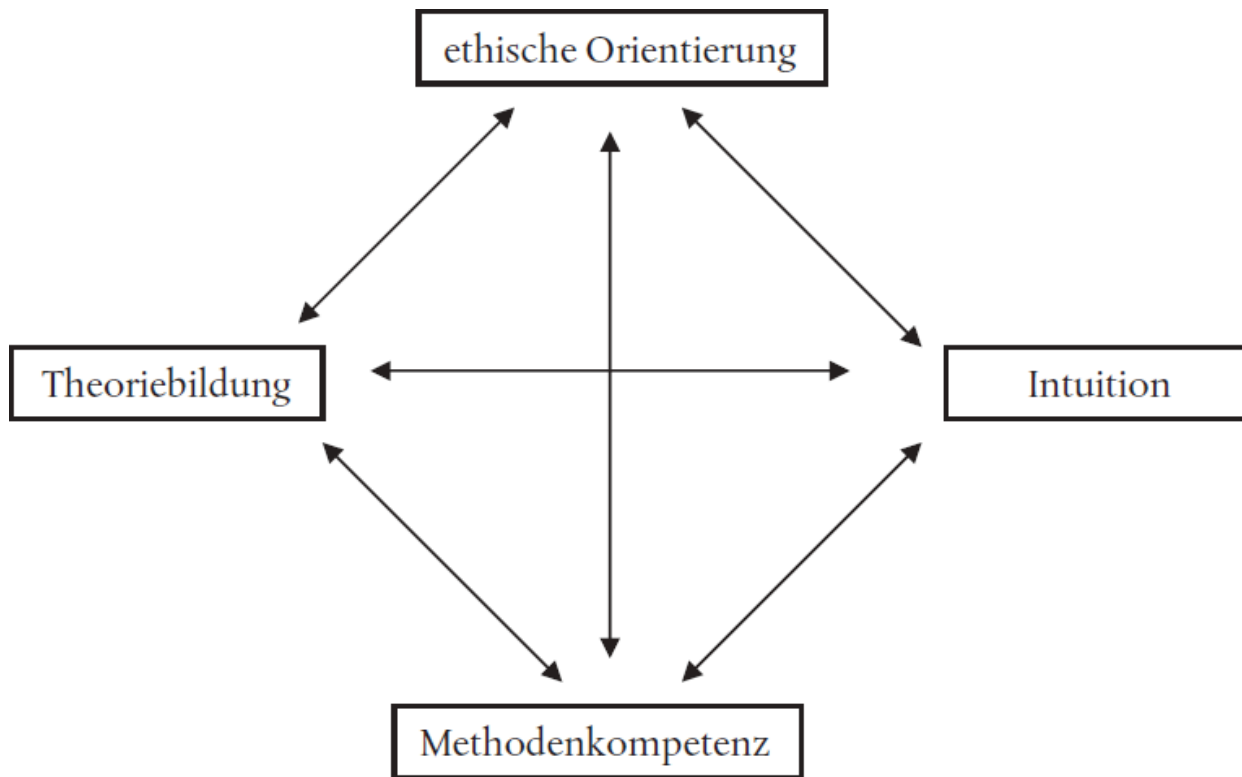


Abb. 25: Die vier Imperative der systemischen Sozialen Arbeit

Die vier Imperative setzen den Rahmen für eine professionelle systemische Praxis, in dem seitens der Sozialarbeiterinnen verantwortungsvoll, kreativ, solide und reflektiert gehandelt werden kann.

Ethik: Tu nur das, was du auch selber für dich annehmen könntest.

Mit dem ethischen Imperativ orientiert sich die Sozialarbeiterin an einer auf das eigene Selbst bezogenen Solidarität mit den anderen. Gewalt, Ausbeutung, Missachtung und Entwürdigung werden dadurch ausgeschlossen, Toleranz für die Werte der anderen gefordert und jede Adressatin der professionellen Arbeit als eigenverantwortliche

Auftraggeberin wertgeschätzt. Zwar ist Soziale Arbeit werteorientiert, aber sie vermeidet das engstirnige, die eigenen Werte als Dogmen setzende Moralisieren. Dieses entwertet das Denken und Handeln der anderen; Neugierde auf die Lebenserfahrungen der anderen hingegen werten es auf.

Toleranz ist im systemischen Diskurs durch die rekonstruktivistische Ablehnung der Vorstellungen von Objektivität und universellen Wahrheiten verankert. Das erfordert die Achtung des anderen, dessen Wahrheit genauso wirklich und lebensbestimmend ist wie die eigene – „Freiheit ist immer nur die Freiheit des Andersdenkenden“ (Luxemburg 1974, S. 186). Rekursiv lässt sich hinzufügen, wenn wir die Freiheit der anderen hinsichtlich ihres Denkens, Fühlens und Handelns missachten, werden sie uns die gleiche Missachtung entgegenbringen. Die Folge sind unproduktive und gewalttätige Machtkämpfe, wie sie uns z. B. in den Auseinandersetzungen verclinchter Paare oder in der Politik anschaulich demonstriert werden.

Die Ethik steht an erster Stelle, denn sie ermöglicht die erste und prinzipielle Begründung der Sozialen Arbeit.

Theorie: Reflektiere und begründe die Voraussetzungen deines Tuns, und bleibe ihnen gegenüber kritisch.

Theorie sichert das begründete praktische Handeln. Sie gibt der Hypothesenbildung und den darauf basierenden Interventionsideen im systemischen Interview eine Orientierung. Sie stellt zugleich einen Zusammenhang zwischen den gesellschaftlichen, biologischen, leiblichen, psychischen und kommunikativen Teilen der menschlichen Existenz her. Depression z. B. kann als ein die Person übergreifender Zusammenhang verstanden werden. In ihm verbinden sich das Leiden an ausstoßenden und nicht wertschätzenden kommunikativen Prozessen mit

- körperlich wahrnehmbaren Gefühlen der Leere und Apathie,

- der eigenen *erlernten Hilflosigkeit* und Opferrolle,
- Beziehungsbotschaften an die Kommunikationspartnerinnen,
- Körperempfindungen
- und neurophysiologischen Prozessen.

Aus diesem theoretisch geknüpften Zusammenhang lassen sich praktische systemische Konzepte ableiten, z. B. die Kombination von Gruppentherapie und systemischer Familientherapie im Kontext einer milieuthérapeutisch organisierten psychiatrischen Station.

Theorie ist nur hilfreich, wenn sie zu Fragen an und für die konkrete Praxis verhilft und in deren Handlungsabläufen wieder erkannt wird. Sie ist schädlich, wenn sie durch dogmatische Vorgaben bestimmte Antworten erzwingt und die Freiheit des Denkens beschränkt.

Methodenkompetenz: Nutze das erlernte und verfügbare Handwerkszeug, und erweitere es.

Systemische Sozialarbeit hat eine handwerkliche Seite. Diese ist bei der Methodenkompetenz von Bedeutung. Die Sozialarbeiterin erwirbt sie im Rahmen ihres Studiums (Ritscher 1994), des Berufsalltages und der ihn begleitenden Fortbildungen (Ritscher 1988). Aus- und Fortbildung haben die Aufgabe, durch Informationsvermittlung, die „Als-ob“-Situationen des Rollenspiels und Formen des Modelllernens (Lehrvideos und Live-Demonstrationen) erfahrungsorientierte Lernkontexte zu schaffen. In den Rollenspielen kann das eigene Gesprächsverhalten geübt werden. Videoaufzeichnungen dieser Übungssituationen, die Rückmeldungen der Seminarteilnehmerinnen, zusätzliche Informationen über die Methoden und ihren theoretischen Kontext sowie erneute Versuche im Rollenspiel schaffen eine Übungsspirale, in der sowohl das im Behaviorismus wichtige Versuch- und-Irrtum-Lernen als auch das von der Gestaltpsychologie betonte Einsichtslernen ihren Platz haben. Dabei werden *kognitiv-affektive Schemata* gebildet, die in den Handlungssituationen des Berufsalltags

aktiviert und auf die aktuellen Erfordernisse eines spezifischen Unterstützungssystems bezogen werden können.

Intuition: Achte auf das, was du schon spürst, aber *noch* nicht verbal benennen kannst.

Intuition ist das notwendige Korrektiv der systematisch-methodischen Praxis. Soziale Arbeit und Therapie sind auch Kunsthandwerk. Dieser Aspekt präsentiert sich vor allem in der Intuition. Ohne sie wären Theorie und Praxis starr, streng und kalt. Intuition bringt die Gefühle ins Spiel, ohne das Rationale zu missachten. Sie beruht auf dem unbewussten Teil des Beziehungsspiels, in dem die kreative, wenig organisierte und spontane Seite des Menschseins ihren Platz hat. Wie viel Raum dieser unbewusste Teil einfordert, haben Freud, Jung und Erickson deutlich gemacht. Intuition ist auch ein wichtiges Thema in der Gender-Debatte. Ihre Bedeutung für die professionelle Gestaltung hilfreicher Unterstützungssysteme und deren Prozess hat Hosemann betont. Zugleich hat sie die Frage aufgeworfen, ob Frauen hinsichtlich der Intuition weniger Vorbehalte haben als Männer und deshalb auch unbefangener mit ihr experimentieren (Hosemann 1987). Wenn wir die Polarität von Intuition und Rationalität in den Rahmen der Yin-Yang-Symbolik stellen, wird deutlich, dass es sich hier nicht um einfache biosoziale Zuordnungen handelt, sondern um beiden Geschlechtern zugängliche Seiten des ganzen Menschen.

Sie müssen nur entwickelt werden.

Anmerkungen

1 Burkhard Müller schlägt vor, das gängige *Konzept Doppelmandat von Hilfe und Kontrolle* durch die Trias „Angebot, Eingriff und gemeinsames Handeln“ zu ersetzen. Vieles, was Sozialarbeiterinnen tun, beinhaltet ein Angebot an die Adressatinnen, ist aber keine Hilfe, weil diese es aus unterschiedlichen Motiven heraus nicht annehmen. Für die Seite des sozialarbeiterischen Handelns im Unterstützungssystem ist deshalb der Begriff *Angebot* passender. Auch der Begriff *Kontrolle* ist zu ungenau, denn die meisten kommunikativen Situationen des Alltags enthalten Versuche, sie im Sinne des eigenen Selbstschutzes zu kontrollieren. *Eingriff* ist deshalb genauer auf die professionelle Situation der Sozialen Arbeit zugeschnitten. Er ist im Gegensatz zum *Angebot* immer mit der Ausübung von Macht verbunden. Die Adressatinnen Sozialer Arbeit werden in bestimmten Situationen mit Maßnahmen konfrontiert, die sie nicht wollen, etwa mit einem Beschluss zur Inobhutnahme eines Kindes gegen den Willen seiner Eltern. Dies ist mehr als Kontrolle, nämlich eine essenzielle Beschränkung des Elternrechtes. Andererseits gibt es Kontrolle ohne einen direkten Eingriff. „Kontrolle` hat nicht immer Eingriffscharakter, weil sie auch mit ‚informierter Zustimmung` erfolgen kann: Z. B. wenn sich ein psychisch kranker Mensch sozialpädagogischen Kontrollen unterwirft, weil er weiß, daß es Situationen gibt, in denen seine Fähigkeit zur Selbstkontrolle nicht ausreicht, um den härteren Kontrollen einer Anstalt zu entgehen; hier ist es unsinnig, Kontrolle als Gegenbegriff zu Hilfe zu gebrauchen“ (Müller 1993, S. 108). „Gemeinsames Handeln“ entsteht durch das wechselseitige Aushandeln der professionellen Maßnahmen durch Sozialarbeiterin und Adressatin. „Es hat mit Angebot die Freiwilligkeit gemeinsam, es hat mit Eingriff gemeinsam, daß es unmittelbar und nicht nur indirekt wirksam ist“ (ebd.).

2 Wenn ich im Folgenden den Begriff *Systemtherapie* verwende, sind damit alle ihre Spielarten, auch Familientherapie und Beratung, mitgedacht; bei der vor allem auf die Familie bezogenen systemtherapeutischen Arbeit verwende ich den Begriff *systemische*

Familietherapie; wenn das therapeutische Setting nur ein Teil von mehreren Praxisformen der systemischen Sozialen Arbeit ist, spreche ich von systemischer Sozialer Arbeit oder systemischer Arbeit; bezieht sich diese vor allem auf die Familie, verwende ich den Begriff *systemische Soziale Arbeit mit Familien* oder *systemische Familiensozialarbeit*.

3 Dieses Zitat stammt aus einem Grundsatzpapier der Hochschule für Sozialwesen Esslingen, das dort den Rahmen der Studienreform 1994–1997 festlegt.

4 Dietrich Dörner und sein Team haben Denk- bzw. Lösungsstrategien in Bezug auf komplexe soziale Situationen anhand von Computersimulationen erforscht. Versuchspersonen erhielten im Projekt „Lohhausen“ (Dörner et al. 1994) die Aufgabe, als Bürgermeisterin die Entwicklung ihrer Kommune, im Projekt „Tanaland“ (Dörner 1989) als „Entwicklungshelferin“ die menschenfreundliche Entwicklung einer ostafrikanischen Region durch politische, wirtschaftliche und kulturelle Entscheidungen zu gewährleisten. Die Ergebnisse waren desillusionierend: Die meisten Versuchspersonen scheiterten an der Aufgabe, die verschiedenen Variablen dieser komplexen Kontexte in einen zirkulären Zusammenhang zu bringen und die Folgen von sich gegenseitig beeinflussenden Einzelentscheidungen für die Entwicklung des Gesamtsystems zu berücksichtigen. Dörner untersuchte mithilfe seiner Kategorien eines vernetzten problemlösenden Denkens auch die Katastrophe von Tschernobyl (Dörner 1989) und zeigte dabei drastisch die Risiken des linearen, reduktiven Denkens.

5 „Nur wenn das, was ist, sich ändern lässt, ist das, was ist, nicht alles“ (Adorno 1970, S. 389).

6 „Bisher haben wir Handeln als die Bewältigung von Situationen begriffen. Der Begriff des kommunikativen Handelns schneidet aus der Situationsbewältigung vor allem zwei Aspekte heraus: den *teleologischen Aspekt* der Verwirklichung von Zwecken (oder der Durchführung eines Handlungsplans) und den *kommunikativen*

Aspekt der Auslegung der Situation und der Erzielung eines Einverständnisses“ (Habermas 1988, Bd. 2, S. 193).

7 Die symbolischen Formen bestehen aus der verbalen, nonverbalen, ikonischen und metaphorischen Sprache; symbolisch-materielle Formen sind Produkte des künstlerischen, handwerklichen, industriellen und medialen Schaffens.

8 „*Kultur* nenne ich den Wissensvorrat, über den die Kommunikationsteilnehmer sich, indem sie sich über etwas in der Welt verständigen, mit Interpretationen versorgen. *Gesellschaft* nenne ich die legitimen Ordnungen, über die die Kommunikationsteilnehmer ihre Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen regeln und damit Solidarität sichern. Unter *Persönlichkeit* verstehe ich die Kompetenzen, die ein Subjekt sprach- und handlungsfähig machen, also Instand setzen, an Verständigungsprozessen teilzunehmen und dabei die eigene Identität zu behaupten“ (Habermas 1988, Bd. 2, S. 209).

9 „Ob man mit Mead von Grundbegriffen der sozialen Interaktion oder mit Durkheim von Grundbegriffen der kollektiven Repräsentation ausgeht, in beiden Fällen wird die Gesellschaft aus der Teilnehmerperspektive handelnder Subjekte als Lebenswelt einer sozialen Gruppe konzipiert. Demgegenüber kann die Gesellschaft aus der Beobachterperspektive eines Unbeteiligten nur als ein System von Handlungen begriffen werden, wobei diesen Handlungen, je nach ihrem Beitrag zur Erhaltung des Systembestandes, ein funktionaler Stellenwert zukommt ... Das Konzept der Lebenswelt, das sich aus der begrifflichen Perspektive des verständigungsorientierten Handelns anbietet, hat nur eine begrenzte theoretische Reichweite. Ich möchte deshalb vorschlagen, *Gesellschaften gleichzeitig als System und Lebenswelt zu konzipieren* (Habermas 1988, Bd. 2, S. 179 f.; Hervorh.: W. R.).

10 Lüssi verwendet für „Beratung“, „Verhandlung“, „Intervention“, „Vertretung“, „Beschaffung“ und „Betreuung“ den Oberbegriff „Handlungsarten“ (Lüssi 1992, S. 392 ff.); ich bevorzuge den Begriff *Handlungsformen*, um ihre Funktion der Einrahmung spezieller

Methoden der Sozialarbeitspraxis zu betonen. Innerhalb der Handlungsformen werden dann die verschiedenen Methoden der systemischen Sozialen Arbeit verwendet.

11 Für die systemisch-familienorientierte Konzeption der stationären Jugendhilfe siehe Schindler et al. (1996), Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (2000); für die Angehörigenarbeit in der Sozialpsychiatrie siehe Keller u. Greve (1996); für tagesstrukturierende Maßnahmen und andere Angebote der Sozialpsychiatrie siehe Bock u. Weigand (1991).

12 Soziale Arbeit ist „der einzige Beruf ... der seine Verpflichtung zur Solidarität mit den sozial Schwachen und Benachteiligten nicht aufgeben kann, ohne seinen Berufsinhalt aufzugeben“ (Staub-Bernasconi 1995, S. 78).

13 Als Drogen bezeichne ich legale und illegale Suchtmittel, also Alkohol, Nikotin und Medikamente genauso wie Opiate, LSD, Kokain, Haschisch und die synthetischen Suchtstoffe.

14 *Subsidiarität* wird ganz allgemein als Vorrang nichtstaatlicher Unterstützungsleistungen gegenüber denen der öffentlichen Hand definiert. Dabei lassen sich grob zwei Linien unterscheiden, die beide juristisch fixiert sind. Die erste ist durch die wechselseitige Unterhaltsverpflichtung der Familienmitglieder gekennzeichnet; diese wird allerdings auf die vertikale Beziehung zwischen Eltern und Kindern eingeschränkt – wenn ihre Einkommensverhältnisse dies zulassen. In der zweiten Linie wird Subsidiarität als der Vorrang freier Träger vor den staatlichen Trägern der Wohlfahrtspflege verstanden. Dieser ist im BSHG und dem KJHG festgelegt. Wo freie Träger ein mit dem des staatlichen Trägers qualitativ vergleichbares Angebot machen und dies in die sozialpolitische Gesamtplanung passt, soll die öffentliche Hand zurückstehen. Will sie selbst als Anbieterin auftreten, muss dies plausibel begründet sein. Auch bei Planungsprozessen sind die freien Träger auf allen politischen Ebenen (vom Bund bis zur Kommune) zu beteiligen. Das Subsidiaritätsprinzip leitet sich aus dem liberalen Staatsrecht ab, das individuelle wie kollektive Freiheiten garantiert und regulierende staatliche Interventionen auf das

Notwendigste beschränkt. In der päpstlichen Enzyklika *Quadrogesimo Anno* von 1931 wurde diese Position auch von der katholischen Soziallehre zum Grundsatz staatlicher und kirchlicher Sozialpolitik erhoben (vgl. Münder 1987, S. 1147 ff.). Die katholische Soziallehre fand in der Bundesrepublik Deutschland ihre erneute Rückkoppelung an die staatliche Sozialpolitik im *Ahlener Programm* der CDU von 1947 und den von ihm beeinflussten sozialpolitischen Maßnahmen der Adenauer-Ära (vgl. Grottian et al. 1988).

15 Formal definiert, sind nicht ganze Familien, sondern Eltern, Jugendliche und junge Erwachsene die Auftraggeberinnen der Jugendhilfemaßnahmen

16 Herwig-Lempp hat diesen Begriff kritisiert: Er „behauptet Klarheit, wo keine besteht ... Sie (die Familien; W. R.) werden durch diese Klassifizierung über (vermeintliche oder wirkliche?) Defizite definiert und festgelegt“ (Herwig-Lempp 2001, S. 160).

17 „Because silences have a variety of different meanings, the worker’s responses must vary accordingly. An important aid is the worker’s own feelings during the silence“ (Shulman 1992, S. 120). Shulman ordnet das Verständnis für den Sinn des Schweigens den grundlegenden Fertigkeiten „for helping clients to manage their feelings“ (ebd., S. 121) zu.

18 Im Sinne der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie geht es hier um die orale Phase (Thema: das selbstverständliche Nehmen und Bekommen im Kontakt mit primären Bezugspersonen), die anale Phase (Thema: Autonomie, Selbstregulierung, Festhalten und Loslassen), die ödipale Phase (Thema: Geschlechtsidentität durch Identifizierung mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil), die Latenzphase (Thema: die Integration in die Gruppe der Gleichaltrigen durch gemeinsame Interessen) und die Pubertät (Thema: Geschlechtsidentität und Autonomisierung durch Ablösung von den Eltern). Die von Lacan begründete strukturalistische Psychoanalyse (siehe Lang 1973) definiert Regression als Rückgriff auf biografisch weit zurückliegende Fantasien und Verhaltensweisen innerhalb eines erwachsenen Lebenszusammenhanges.

19 Komplementär zu einer *Übertragung* seitens der Analysandin entwickelt die Analytikerin eine *Gegenübertragung*: Wird sie z. B. in der Übertragungsfantasie ihrer Patientin zur alles gewährenden und verstehenden Idealmutter, entsteht in ihrer eigenen Fantasie das Bild der Patientin als einer hilfsbedürftigen, zu bemutternden Tochter. Die Analytikerin lernt durch ihre eigene Lehranalyse, die Gegenübertragungsfantasien technisch zu nutzen, d. h., bei sich wahrzunehmen und zu deuten. Von ihnen kann sie auf die psychischen Prozesse ihrer Patientin schließen und deren Äußerungen im psychoanalytischen Dialog verstehen. Das ergibt die Grundlage für ihre Deutung dieser Äußerungen.

20 Diese Ergebnisse müssen auf lösungsorientierte kurzzeit- und systemtherapeutische Konzepte eingeschränkt werden (vgl. de Shazer 1989, Kim Berg 1992). In diesen spielt die am Anfang hergestellte Zielvereinbarung und Auftragserteilung eine wichtige Rolle in der Therapie- und Veränderungsmotivation. In der völlig anders angelegten psychoanalytischen Langzeittherapie werden Veränderungen in einer viel längeren Zeitspanne erwartet und akzeptiert.

21 Die US-amerikanischen Begriffe hießen: *community planning for social welfare, community organisation, community development*. Geschichtlich bezogen sie sich entweder auf die Koordination und Planung quartiersbezogener (Selbst-)Hilfen in städtischen Armutsgebieten respektive auf die Entwicklung ländlicher Kooperationsstrukturen. Der niederländische Begriff hieß übersetzt *gesellschaftliche Aufbauarbeit* und bezog sich auf die Entwicklung von Gemeinwesen in den dem Meer abgerungenen Poldergebieten. Daneben hatte es schon lange, angestoßen durch die „Settlement-Bewegung“, die „Nachbarschaftsheime“ gegeben.

Zum Überblick über die Geschichte der GWA vgl. die Lexikonbeiträge von C. W. Müller (1996, S. 232 f.) und Oelschlägel (1994, S. 198 ff.). Ausführliche Informationen finden sich in C. W. Müller (1988, Bd. 1, S. 21–88, Bd. 2, S. 97–132); ausführlich zur ausländischen und deutschen Geschichte der *Settlement-Bewegung*

und der *Nachbarschaftsheime* als Vorläufer sozialarbeiterischer GWA siehe Oestreich (1965).

22 Unter dem Kürzel SPAK hatten sich in der Zeit der Studentenbewegung die kritischen sozialen Arbeitskreise zusammengefunden und auch nach dieser Zeit noch im SPAK-Verlag München eine Vielzahl von Texten bzw. Erfahrungsberichten zur kritischen Sozialarbeit veröffentlicht.

23 Alinskys wichtigste Schriften sind vom evangelischen Burckhardthaus-Verlag 1973 und 1974 der deutschen GWA zugänglich gemacht worden. Eine Kurzdarstellung seiner Arbeit findet sich bei C. W. Müller (1988, Bd. 2, S. 114–117).

24 Oelschlägel war mit Boulet und Kraus einer der drei Autoren, die 1980 erstmals das Konzept von GWA in Aufarbeitung ihrer kritischen Sozialarbeit formuliert haben (vgl. Boulet et al. 1980).

25 Solche Überlegungen zu einer systemischen Strategie hat der Verfasser (W. M.) selbst in Praxisberatungen mit Harry Specht kennen gelernt. Erläutert sind die „vier grundlegenden Systeme“ in Pincus u. Minahan (1980).

26 Das Thatcher-Zitat von 1987 aus dem *New Statesman* zitiert C. Jones in seiner Analyse der britischen Sozialarbeit unter der Herausforderung der konservativen Ideologie (Jones 1992, S. 50).

27 Das Schema findet sich bei Hadley et al. (1987, S. 8; Übersetzung: Werner Müller).

28 Die Bedeutung dieser Faktoren lässt sich z. B. in Großbritannien erkennen, wo es beide Eigenheiten nicht in diesem Ausmaß gibt und es selbstverständlich ist, dass bis hinauf in die Spitze der kommunalen Sozialverwaltungen (*Director of Social Services*) Leitungspositionen von sozialen Fachkräften besetzt sind, in deren Ausbildung aber Sozialadministration und Sozialarbeit zumeist gleichberechtigte Inhalte darstellen.

29 Eine knappe, jedoch anschauliche Darstellung der Phase „kritischer Sozialarbeit“ aus der Sicht eines Beteiligten findet sich bei C.W. Müller (1988, Bd. 2, S. 133–165).

30 Der Begriff der „Pathologisierung“ stammt von Peters (Peters 1973). Eine der ersten kritischen empirischen Studien zur ambulanten Sozialarbeit war die von Kunstreich (Kunstreich 1975); zu weiteren institutionellen Analysen dieser Richtung vgl. zusammenfassend Thiersch (Thiersch u. Rauschenbach 1984, S. 1005 f.).

31 In diesem Zeitraum waren es insbesondere die sozialpsychiatrischen Dienste, aber auch einzelne Teams der Erziehungs- und Lebensberatung, die das Netzwerkkonzept (vgl. Röhrle u. Stark 1995; Keupp u. Röhrle 1987; Keupp 1987, 1988b; [Abschn. 5.2.3](#)) aufgriffen. In der Jugendhilfediskussion zeigte sich die Wirkung alltagsorientierter und systemischer Theorieansätze im 8. Jugendbericht (BMJFFG 1990, S. 85–90, S. 170 ff.); siehe auch Jordan und Schone (1992).

32 Ausgangspunkt der Diskussion um die „Neue Steuerung“ waren insbesondere die Nummern 5, 6, 8, 9 der Veröffentlichungen der *Kommunalen Gemeinschaft für Verwaltungsvereinfachung* (KGST) in den Jahren 1993 und 1994, an die sich in vielen sozialen Fachzeitschriften (*Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge*, *Sozialmagazin*, *Sozialmanagement*, *Blätter der Wohlfahrtspflege*) eine lebhafte Diskussion angeschlossen hat. Zur früh einsetzenden Kritik am Begriff der Kundenorientierung siehe B. Müller (1996), Reis (1997). Eine Zusammenfassung der „Aspekte Neuer Steuerung“ und ihrer Kritik findet sich bei Jordan u. Reismann (1998, Kap. II, B u. C).

33 Das Bürgermeisterzitat wurde dem Verfasser von einem am gescheiterten Berliner Modellversuch beteiligten Organisationsberater berichtet. Bronke et al. überschrieben ihre Analyse der Fehlschläge von Modellversuchen: *Enthierarchisierung gefordert und nicht durchgesetzt* (Bronke et al. 1989, S. 32 ff.).

34 Wie sie insbesondere mit dem Studienmodell süddeutscher Fachhochschulen, d.h. einem vierjährigem Diplomstudium mit integrierten Praxissemestern, einer generalistischen Ausprägung und einem sich entwickelnden *Zentralfach Sozialarbeitswissenschaft*, bis in

die Neunzigerjahre hinein in bemerkenswertem Umfang erreicht worden ist.

35 Flösser (1994) unterscheidet auf S. 147 und in Anmerkung 45 m. E. zu Recht zwischen einer sinnvollen Ökonomisierung der Sozialen Arbeit – bei der auch betriebswirtschaftliche Konzepte ihre Bedeutung haben – und einem Ökonomismus, mit dem „allen getroffenen Entscheidungen ein ökonomischer Sinn beigelegt wird“. Zu dem Ausmaß, in dem der Sozialstaat bereits um 1990 aus Finanzierungsgründen infrage gestellt wurde, vgl. zusammenfassend Bader (1999, S. 19 ff.).

36 Vgl. das Stichwort Organisationsentwicklung in den Fachlexika der Sozialen Arbeit bzw. der Organisationsbetriebslehre.

37 *Familiendynamik* (Klett-Cotta), *Zeitschrift für systemische Therapie* (modernes lernen), *Kontext* (Vandenhoeck und Ruprecht).

38 Zur detaillierten Beschreibung des von mir erarbeiteten Supervisionskonzeptes für Soziale Arbeit und Therapie siehe Ritscher (1998).

39 *Aktionsforschung* hat sich schon immer zur Aufgabe gemacht, die beforschten Menschen zu Subjekten der Forschung zu machen, d. h. an Fragestellungen, Planung, Durchführung und Auswertung zu beteiligen und die Ergebnisse für sie selbst nutzbar zu machen (siehe Moser 1975; Zinnecker et al. 1975).

40 Zu Beginn der familientherapeutischen Entwicklung wurden sie *als familiäre Symptomträger* oder *familiäre Indexpatienten* bezeichnet.

41 Das vom baden-württembergischen Sozialministerium finanzierte und von den kommunalen Jugendämtern durchgeführte „Mutter-Kind-Modell“ verbindet eine über die Sozialhilfe hinausgehende finanzielle Unterstützung (das „Landeserziehungsgeld“) mit sozialpädagogischer Gruppenarbeit und individueller Beratung der Mütter. Das Modell ist auf die ersten drei Lebensjahre des Kindes begrenzt (siehe Eggen u. Vogel 1994). In den letzten Jahren sind auch berufsfördernde Maßnahmen wichtig geworden.

42 „Die Zielsetzung ‚Rückführung in die Familie‘ erscheint uns aus familientherapeutischer Sicht als zu einseitig und absolut. Das geschilderte Fallbeispiel zeigt deutlich, wie sehr sich die im Hilfeplan vereinbarten Ziele im Verlauf eines intensiven therapeutischen Prozesses verändern und Lösungen in den Blick rücken, die der aktuellen Situation der Familie mehr entsprechen als diejenigen, die zur Zeit der Aufnahme in die stationäre Einrichtung und des Beginns der therapeutischen Arbeit vereinbart worden waren (Spindler 2000, S. 102).

6

Systemische Handlungsrichtlinien und Methoden für die Soziale Arbeit

6.1 Methodisches Handeln in der systemischen Arbeit

Mit diesem Kapitel sind wir an dem zweiten Punkt der Verknüpfung von Systemtherapie und Sozialer Arbeit angelangt. Geschah dies im fünften Kapitel schwerpunktmäßig über die systemische Metatheorie, werden nun Methoden der Systemtherapie beschrieben, die in der *systemischen* Sozialen Arbeit zur Anwendung kommen. Die Bedingung dafür ist, dass Setting, Timing, Sprache und Lösungsperspektiven auf die Lebenswelt, die Problemlagen und Ressourcen der Adressatinnen der Sozialen Arbeit zugeschnitten sind. Wie dies geschehen kann, lässt sich den Praxisbeispielen des ersten und siebten Kapitels entnehmen

Unter 5.6 wurde die für den systemischen Ansatz stimmige Aufhebung der eindeutigen Grenzen zwischen Therapie, Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Beratung begründet. Konsequenterweise werden nun die Bezeichnungen Therapeutin, Beraterin, Sozialarbeiterin, Helferin in der gleichen Bedeutung verwendet. Meistens ist die Rede von der *Sozialarbeiterin*, weil es ja um die Verwendung systemischer Methoden in der Sozialen Arbeit geht.

Der Bezugspunkt für die Darstellung von Methoden liegt sehr einseitig bei den Sozialarbeiterinnen; die Antworten der Adressatinnen auf die Verwendung der Methoden bleiben unberücksichtigt.¹ Unsere Perspektive ist also der methodische *Input* in das Hilfesystem seitens der Professionellen. Deren Adressatinnen können gar nicht anders, als darauf zu reagieren, denn: „Man kann nicht nicht kommunizieren“ (Watzlawick et al. 1972, S. 53). Allerdings erfolgt die Antwort nicht immer im Einklang mit den Absichten der Sozialarbeiterin. Es bleibt immer eine prinzipielle Nichtdeterminierbarkeit des Verhaltens der anderen – auch die ausgefeiltesten Methoden ermöglichen keine *instruktive Interaktion*. Diese Feststellung ist Teil des systemischen Menschenbildes. Wenn sie ernst genommen wird, kann eine systemische Sozialarbeiterin nicht dem modernen Mythos verfallen, dass alles machbar sei.

Im systemischen Handlungsmodell relativiert sich die klassische Unterscheidung zwischen Diagnose und Intervention. Das metatheoretische Prinzip der Zirkularität führt zu der Folgerung, dass die lineare Annahme, man könne schrittweise zunächst Informationen über die Problemlage (klassisch: Symptomatik) einholen, dann eine Ursachenklärung (klassisch: Ätiologie) vornehmen und anschließend das weitere Vorgehen (klassisch: Behandlung/Therapie) planen bzw. durchführen, durch die Annahme eines prinzipiell un abgeschlossenen spiralförmigen Prozesses ersetzt werden muss. In ihm sind systematische Informationsgewinnung (klassisch: Diagnose) und die professionellen Beiträge der HelferIn zu diesem Veränderungsprozess – auch Intervention genannt – sich wechselseitig voranbringend miteinander verknüpft. Im Sinne der systemischen Metatheorie lässt sich der Begriff „Diagnose“ auch durch den der *hypothetischen Beschreibung des Systems* (verkürzt: Beschreibung) ersetzen. Diese ist immer nur eine Interpunktion im Hilfeprozess und kein abgeschlossenes Untersuchungsergebnis; es ist hypothetisierendes Handeln im Prozess des Unterstützungssystems. Damit wird der Unterschied zwischen dem systemischen Modell und der klassischen Organmedizin auch begrifflich betont. Als Minimallösung zur Betonung dieses Unterschiedes kann das Wort „Diagnose“ in Anführungszeichen gesetzt werden; das überführt eine „harte“ Begrifflichkeit in eine „weiche“. Ein ähnliches Problem entsteht mit der Verwendung des Begriffs der Intervention. Das lat. *intervenire* („dazwischengehen“) könnte suggerieren, die Sozialarbeiterin habe die Macht, in ein System „einzudringen“ und es von innen her zu verändern. Die Idee des Unterstützungssystems, innerhalb dessen Veränderungen von den Auftraggeberinnen und der Sozialarbeiterin gemeinsam angeregt werden, wäre damit verdunstet. Es gibt aber die Möglichkeit einer Umdeutung, wenn wir Intervention im Sinne Bubers (siehe 2.1) als ein „in das Zwischen gehen“ verstehen, also das Handeln in den Beziehungen des Unterstützungssystems.

Der Beschreibung dienende Informationen sind die Konsequenz einer sondierenden Frage der Sozialarbeiterin an das System, z. B.:

„Wie regeln Sie die Beteiligung der Familienmitglieder an der Haushaltsarbeit?“ Sie führt bei den Befragten zu einer für Veränderungen notwendigen kognitiv-affektiven Fokussierung auf wichtige Beziehungsthemen und -muster; in diesem Fall vielleicht zu der Frage, wieweit die Haushaltsarbeit und andere Beiträge zur Haushaltssicherung (z. B. Erwerbsarbeit) gerecht verteilt sind.

Die Antwort der Adressatinnen ist das Ergebnis eines reflexiven Aktes. In ihm beziehen sich die Betroffenen auf sich selbst. Das ist der Anfangspunkt für die Entwicklung eigener Fragen, neuer Ideen und Sichtweisen hinsichtlich des Problems und seines Beziehungskontextes. In diesem Sinne führt eine „diagnostische“ Frage nicht nur zu einer „diagnostischen“ Antwort, sondern stößt erste Veränderungsprozesse bei den Adressatinnen an; aus der Perspektive der Sozialarbeiterin ist sie deshalb auch als Intervention zu bewerten.

Umgekehrt enthält die Antwort der Adressatinnen auf eine „Intervention“ auch für die hypothetische Beschreibung nützliche Informationen. Zum Beispiel lässt eine Antwort auf die primär als Intervention gedachte hypothetische Frage: „Was würden Sie morgen früh als Erstes tun, wenn Sie aufwachen und merken, dass sich ihr Problem verabschiedet hat?“, eine Hypothese zu, inwieweit die Adressatin dieser Frage den Blick noch auf Situationen jenseits der Problemdefinition richten kann.

Fazit: Jede Methode hat eine „diagnostische“ bzw. beschreibende *und* eine „intervenierende“ Funktion. Diagnose ist als „Interpunktion“ eines weiterführenden Prozesses und nicht als abschließende Wahrheitsaussage zu verstehen, Intervention als methodische Anregung und nicht als technische Manipulation des Systems.

6.2 Systemische Handlungsrichtlinien

Handlungsrichtlinien sind Orientierungshilfen für die praktische Arbeit. Erkenntnistheoretisch lassen sie sich als Perspektiven für die Beschreibung der Problemsysteme und der auf sie gemünzten professionellen Problemlösungsangebote verstehen. Als Schlüsselqualifikationen der systemischen Sozialen Arbeit können sie im Rahmen der Ausbildung durch Rollenspiele geübt, angeeignet und individuell ausgestaltet werden.

Eine der einflussreichsten Gruppen für die Entwicklung der Familientherapie war das erste *Mailänder Team* (Selvini Palazzoli, Boscolo, Cecchin und Prata). Sie entwickelten drei auf der Systemtheorie basierende Handlungsrichtlinien – Hypothesisieren, Zirkularität und Neutralität (Selvini Palazzoli et al. 1981), die im Folgenden dargestellt und um vier weitere – Kontextualisierung, Ressourcen- und Lösungsorientierung, Gender-Sensitivität und die Frage nach der Opfer-Täter-Beziehung bei Akten der Gewalt – ergänzt werden.

6.2.1 Hypothesisieren

Die systemische Erkenntnistheorie verwirft Aussagen mit Wahrheitsanspruch. Wir sind als erkennende Subjekte nur noch Fragende, die mithilfe von benannten und reflektierten Vorannahmen – wissenschaftstheoretisch gesprochen: Hypothesen – in einen Kreislauf von Fragen und Antworten eintreten. Die von uns hergestellten Bilder *von der* Realität bleiben immer vorläufige Antworten auf unsere Fragen an sie. Die Bilder revidieren oder bestätigen unsere Vorannahmen und führen zu neuen Fragen. Vorannahmen über die Wirklichkeit sind zunächst „Vorurteile“, ohne sie ist Erkenntnis nicht möglich. Als Hypothesen werden sie in bewusste Vorannahmen verwandelt, die dadurch benennbar, kritisierbar und veränderbar werden. In der Hypothesenbildung verschränken sich theoretische Konzepte (z. B. das Konzept der Loyalität), Alltagswissen (z. B. „Die Eltern sind die ersten und wichtigsten Bezugspersonen für ihre Kinder“) und die unterschiedliche Wahrnehmung sozialer Situationen (z. B. zwischen Eltern und Kindern) zu vorläufigen *Ist-Sätzen* über diese sozialen Situationen. Sie enthalten Verhaltensbeobachtungen, Rekonstruktionen von in der Situation gesprochenen Worten, Aussagen über den Kontext des Verhaltens und der sprachlichen Äußerungen und Rückschlüsse auf intrapersonale Gedanken und Gefühle der beobachteten Personen. Diese Umwandlung von „Vorurteilen“ in Hypothesen und die dadurch mögliche Transparenz, Nachprüfbarkeit und Kritisierbarkeit der Aussagen unterscheidet das wissenschaftlich fundierte professionelle Handeln der Sozialarbeiterinnen vom Alltagshandeln ihrer Adressatinnen. Die Hypothesenbildung vollzieht sich in der professionellen Handlungssituation in einem Spektrum zwischen Intuition und absichtsvoller Rationalität, d. h., Hypothesen können auch als plötzliche und vorbewusste Eingebungen entstehen. Wichtig ist dann ihre bewusste und theoretisch gesicherte Formulierung in den eigens dafür hergestellten *Erkenntnisnischen* des Interviewprozesses, u. a. in den Pausen. Hier können die das Interview durchführenden

Sozialarbeiterinnen und ihre das Interview beobachtenden Teamkolleginnen den eher intuitiven Hypothesenbildungsprozess während des Gespräches aus der diffusen Sphäre des Vorbewussten in den Raum der bewussten Sprache überführen und weiterentwickeln.

Damit wird ein weiterer Aspekt der systemischen Hypothesenbildung deutlich: Sie ist als ein diskursiver Prozess angelegt, in dem durch die Multiperspektivität mehrerer beteiligter Professioneller eine vielseitige und prozesshafte Beschreibung der sozialen Realität entsteht.² Im Diskurs werden durch die verschiedenen Sichtweisen unterschiedliche Beschreibungen möglich, die als Ausgangspunkt einer weiterführenden Erkenntnis dienen. Jedes Mitglied der Diskursgemeinschaft – in unserem Fall des Teams – entdeckt in den Beiträgen der Kolleginnen große oder kleine Unterschiede zur eigenen Beschreibung. Selbst wenn am Ende der Pause keine Einigung auf eine gemeinsame hypothetische Beschreibung („Diagnose“) stattfindet, können doch alle Teammitglieder durch den Vergleich ihrer Sichtweise mit denen der anderen neue Information für sich entdecken. Damit entsteht ein Unterschied zur Ausgangsbeschreibung, der den Hypothesenbildungsprozess für jedes Teammitglied und damit für das gesamte Team vorantreibt: „Informationen bestehen aus Unterschieden, die einen Unterschied machen“ (Bateson 1982, S. 123).

6.2.2 Zirkularität

Abgeleitet vom systemischen Konstrukt der Vernetzung, werden alle kommunikativen Prozesse innerhalb eines Systems sowie zwischen dem System und seinen äußeren Umwelten als zirkuläre Rückkoppelungsprozesse aufgefasst. Jedes Element des Systems ist mit allen anderen verbunden, jede von einem Element ausgehende oder von ihm empfangene Botschaft hat eine verändernde Konsequenz für den Sender der Botschaft und über ihn hinaus für alle anderen Mitglieder des Systems. Die lineare Struktur von Ursache und Wirkung, einem zeitlich vorauslaufenden Ereignis und seiner nachfolgenden Konsequenz wird in das *Sowohl-als-auch* überführt. An jedem Ereignis sind alle Mitglieder des Systems direkt oder indirekt beteiligt und aufgefordert, für ihren Beitrag die Verantwortung zu übernehmen. Alle Teilnehmerinnen der im Kontext eines Systems stattfindenden sozialen Situationen sind gemeinsam Handelnde. Dennoch sind sie mit unterschiedlichen Intensitäten, Machtmöglichkeiten, Freiheitsspielräumen und Absichten beteiligt. Deshalb gibt es unterschiedliche Verantwortlichkeiten für den gemeinsamen Systemprozess.

Diese Sichtweise ermöglicht die Verschiebung von der Frage nach der individuellen Verursachung und Schuld für soziale Ereignisse zur Beschreibung der durch die Beiträge aller Systemmitglieder entstehenden Systemdynamik. Mit der Berücksichtigung von unterschiedlichen Machtmöglichkeiten der Beteiligten kann auch die Gleichsetzung von Opfer und Täterin durch von personaler und struktureller Gewalt gekennzeichnete Situationen vermieden werden.

Ein Beispiel zum Konzept der Zirkularität:

Die Kritik des Vaters am Sohn bringt diesen zum Weinen und ruft die Mutter auf den Plan; sie kritisiert den Vater wegen seiner harten Haltung, was diesen zum Rückzug aus der Verantwortung für den Sohn animiert, womit die Nähe zwischen Mutter und Sohn verstärkt wird; das wiederum bestärkt die Tochter in ihrer Vermutung, dass sie nur das fünfte Rad am Familienwagen ist, und animiert sie zu unverschämten Bemerkungen über die Mutter, die den Vater

veranlassen, Partei für die Mutter zu ergreifen und die Tochter zurechtzuweisen. Sein erneuter Einstieg ins Familienspiel wird von der Mutter dankbar, vom Sohn als Bedrohung wahrgenommen, der daraufhin seiner Schwester ein Bündnisangebot gegen die Eltern macht; usw. usw.

Professionelle Interventionen müssen immer die durch sie initiierten Rückkoppelungsschleifen beachten. Dies ist z. B. bei Einzelsettings wichtig, wenn Ideen, Lösungsvorschläge, Kommentare der Sozialarbeiterin durch die Auftraggeberin in die Familie zurückgetragen werden. Sie rufen notwendigerweise Reaktionen der nicht direkt am Unterstützungssystem beteiligten Mitglieder hervor, die auf die Adressatin gerichtet sind und über sie in das Unterstützungssystem zurückwirken.

6.2.3 Allparteilichkeit, Neutralität, Respekt und Interesse

Die jeweils unterschiedlichen Realitätsrekonstruktionen der einzelnen Familienmitglieder erfordern eine *allparteiliche* Haltung der Sozialarbeiterin, die alle Sichtweisen innerhalb der Familie als Teil der Probleminduktion und Problemlösung ernst nimmt. Im Sinne des Postulates vom gerechten Austausch müssen alle die Chance haben, ihre Sichtweise, ihre Erfahrungen, ihre Lösungsvorschläge zu thematisieren. Indem die Sozialarbeiterin nacheinander mit jedem Mitglied der Familie ein Bündnis schließt, verbündet sie sich nacheinander mit jedem *und letztlich mit keinem*. Das Konzept der *Allparteilichkeit* betont die Parteinahme und Empathie der Beraterin für *alle* Auftraggeberinnen und damit das professionelle Interesse an einer gelungenen Beziehung, die jenseits aller notwendigen professionellen Distanz auch den Raum für eine interpersonale Begegnung eröffnet.

Das Konzept der *Neutralität* hingegen verweist gerade auf die Notwendigkeit dieser Distanz.³ *Neutralität* ermöglicht in diesem Sinn ein Abrücken von den Auftraggeberinnen und den analysierend-emotionsarmen Blick aus der Ferne. Aber gerade der Standort am Rand des Beobachtungssystems erweitert das Wahrnehmungsfeld. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich nun auf bisher unbeachtete Muster, verdeckte Konflikte, tabuisierte Themen, eskalationsfördernde verbale und körpersprachliche Botschaften. Der ganz einfache, für die Bildung sozialer Gruppen und die bezogene Individuation notwendige Wunsch nach Wertschätzung durch die anderen kann in professionellen Situationen auch ein Hemmschuh sein, wenn man um der Harmonie willen die von den Auftraggeberinnen kommunizierten Tabus unreflektiert beachtet, Sprechverbote befolgt, Geheimnisse im Dunkel belässt, unsoziales Verhalten nicht als solches bezeichnet und kritisiert. Je „näher“ wir uns unseren Auftraggeberinnen fühlen, desto schwieriger werden solche professionell manchmal notwendigen Interventionen. Mit der Distanz wächst dagegen der diesbezügliche Handlungsspielraum.

Cecchin hat das Konzept der Neutralität um die Neugier der Professionellen auf die Lebenswelt der Auftraggeberinnen, ihre Kompetenzen für problemerzeugende und problemlösende Muster, Verhaltensweisen und Zielsetzungen erweitert (Cecchin 1988). Dazu gehört auch die Neugierde der Professionellen auf ihre eigenen Möglichkeiten: Wie hätten sie sich an der Stelle ihrer Auftraggeberinnen in vergleichbaren Situationen verhalten, welche Bewältigungsformen hätten sie gewählt, wie erfolgreich wären sie gewesen? Auch die Neugierde auf die in der Gesprächssituation mit den Adressatinnen entstehenden eigenen Gedanken und Gefühle sind Teil dieses Konzeptes.

Ich schlage vor, *Allparteilichkeit* und *Neutralität* als zwei notwendige und gleichberechtigte Konzepte zu verstehen, die unterschiedliche, aber zusammengehörige Schwerpunkte des professionellen Handelns benennen. Erst in der Dialektik von Allparteilichkeit und Neutralität, empathischer Nähe und analytischer Distanz, randständiger und zentraler Position im Unterstützungssystem entfaltet sich die ganze Kraft beider Konzepte.

Interesse und *Respekt* sind die sie verbindenden Begriffe.

Interesse lässt sich vom lat. *interesse* ableiten („dabei, dazwischen, inmitten sein“). *Interesse* benennt also eine durch die Aufmerksamkeit für die anderen und sich selbst gekennzeichnete Begegnung, in der die Frage entstehen kann: „Was wünschst du dir von mir, um dich als wertvollen Menschen erfahren zu können?“, bzw.: „Was wünsche ich mir von mir selbst, um dies zu erreichen?“ *Respekt* lässt sich aus dem lat. *respicere* („zurückblicken“) ableiten. *Respekt* meint also, die bisherigen Leistungen eines Menschen im Lebensalltag und in den aus ihm herausgehobenen besonderen Lebensereignissen zu würdigen, indem man seine Aufmerksamkeit auf den Kontext und damit auch auf den Möglichkeitsspielraum des betreffenden Menschen lenkt. Dann wird der *Eigensinn* vieler bislang als defizitär oder pathologisch gewerteter Handlungen verstehbar, und es eröffnet sich das Feld der Kompetenzen und Ressourcen: „Wie haben Sie das überhaupt geschafft?“

Eine respektvolle Haltung gegenüber den Menschen kann mit einer *Respektlosigkeit* gegenüber ihren bisherigen Leitideen, Überzeugungen und Verhaltensweisen verknüpft werden (Cecchin, Lane u. Ray 1993): Was im Entstehungskontext einmal sinnvoll war, kann in späteren Lebensphasen der Alltagsbewältigung entgegenstehen, was in dem einen Beziehungskontext eine hilfreiche Überlebensstrategie sein mag, kann in einem anderen Kontext die Beziehung blockieren und soziale Anerkennung behindern. Zum Beispiel ist das fürsorgliche Verhalten der Eltern gegenüber kleinen Kindern angemessen und wird von ihnen mit Freude angenommen; die gleiche Fürsorglichkeit wird von den pubertierenden Kindern abgelehnt und führt zu vielen Missverständnissen. Eine respektlose Infragestellung der diesem Verhalten zugrunde liegenden Idee einer allumfassenden und immer währenden elterlichen Fürsorge kann hier für beide Seiten befreiend wirken.

6.2.4 Kontextualisierung

Mithilfe des ökosozialen Modells lassen sich Beziehungen zwischen dem System und seinen Kontexten erfassen und beschreiben.

Die Familie ist der wichtigste Erfahrungs- und Handlungskontext des kleinen Kindes. In ihr lernt es Verhaltensregeln, Rollenbilder, Wertvorstellungen, die das eigene Verhalten leiten, begründen und sinnvoll machen. Kommt es in die Kindertagesstätte, entsteht durch das Mesosystem ein neuer Kontext für die Familie, dessen Regeln und Werte Einfluss auf das Verhalten des Kindes und die damit verbundenen Bedeutungszuschreibungen in der Familie nehmen. Umgekehrt wird auch die Familie eines neuen Kita-Kindes zu einem Kontext der Kindertagesstätte: Familiär gelernte Verhaltensweisen, Konflikt- und Konfliktlösungsstrategien des Kindes nehmen Einfluss auf die Interaktionen der anderen Kinder und rufen eventuell die Erzieherinnen auf den Plan, die dieses Verhalten vielleicht als „aggressiv“, „unsozial“, „clownhaft“ bezeichnen und auf die Familie des Kindes zurückführen. Für die Erzieherin ist also die Familie der Kontext des kindlichen Verhaltens in der Kita. Für die Mutter hingegen ist die Kita der Kontext für die häusliche Kommunikation; z. B. wenn sie abends nach einem Elterngespräch Streit mit ihrem Mann darüber bekommt, ob die Erzieherin ihr Kind richtig einschätzt.

Was als System und was als Kontext gesehen wird, hängt von Standort und Perspektive der Beobachterin ab.

Wird einem Ereignis ein bestimmter Kontext zugeordnet, damit sein Sinn und seine Funktion verstanden werden kann, findet eine kognitiv-affektive Handlung statt, die ich als *Kontextualisierung* bezeichne. Ich unterscheide fünf Kontexte und damit auch fünf Formen der Kontextualisierung: epistemisch – auf Wahrnehmung und Erkenntnis bezogen, sozial – auf die äußeren Umwelten bezogen, biosozial – auf den Leib des Menschen und seine geographische Einbettung bezogen, psychisch – auf die inneren Prozesse des Subjekts bezogen, und raum-zeitlich – auf den Prozesscharakter und den Ort von Handlungen bezogen (vgl. Ritscher 1998, S. 238 ff.).

Kontextualisierung ist ein wesentlicher Bestandteil der systemischen Arbeit. Mit ihrer Hilfe werden Bedeutungen geklärt, unterschiedliche Bedeutungszuschreibungen der Familienmitglieder herausgearbeitet, um dem Verhalten des einen einen Sinn zu geben, der dem anderen bisher verschlossen war. Das fördert Toleranz und Akzeptanz innerhalb des Systems. Kontextualisierung heißt auch, dass die sozialen Einflüsse, unter denen Menschen handeln, diesen bewusst werden. Das ermöglicht es, Symptome als Ausdruck eines Spannungsverhältnisses zwischen dem Einzelnen bzw. seiner Familie und größeren Systemen zu verstehen und individuumzentrierte Ursachenzuschreibungen aufzulösen. Wenn z. B. die Angst eines Kindes im Kontext der drohenden Arbeitslosigkeit des Vaters oder der Mutter verständlich wird, hat das Folgen für die weitere Interventionsplanung.

6.2.5 Ressourcenorientierung

Leider ist der Begriff der Ressourcenorientierung inzwischen abgenutzt. Mit ihm wird viel herumjongliert, ohne dass er systematisch reflektiert und tatsächlich zu einer Leitlinie von „Diagnostik“ und Intervention gemacht würde. Ich möchte im Folgenden das weite Feld der Ressourcen aufzeigen, das sich dem systemischen Blick eröffnet:

- *Mikrosystemisch (die familiäre Binnenkultur):*
 - Verwandtschaftsbeziehungen und „Wahlverwandtschaften“;
 - an gemeinsamen Interessen orientierte familiäre Subsysteme;
 - hilfreiche Familien- bzw. Paargeschichten, familiäre Leitideen und Traditionsbildungen;
 - bisher erfolgreiche Lösungsversuche bzw. -strategien in schwierigen Lebens- bzw. Konfliktsituationen;
 - die Rekonstruktion glücklicher bzw. zufrieden stellender Beziehungssituationen der Vergangenheit;
 - besondere Kompetenzen eines Familienmitglieds;
 - Gefühle der Verbundenheit, Liebe, des Vertrauens, der Intimität;
 - Loyalitätsbindungen im Kontext einer ausbalancierten bzw. ausbalancierbaren familiären Gerechtigkeitsbilanz;
 - eine positiv konnotierte Familienidentität und Familienselbstwertzuschreibung;
 - ausreichender Wohnraum.
- *Mesosystemisch (die Verknüpfung der Familie mit anderen wichtigen sozialen Systemen):*
 - Freundschafts- und Nachbarschaftsbeziehungen;
 - Einbindung eines Familienmitglieds in außerfamiliäre Systeme (z. B. Schule, Kita, Betrieb);
 - sozialkulturelle Infrastrukturangebote wie Volkshochschule, Spielplätze, Jugendhäuser usw.;
 - Maßnahmen der Jugendhilfe;

- aufsuchende oder ambulante Familientherapie in Rahmen von Erziehungs-, Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen usw.;
 - ein entwicklungsförderliches Wohnumfeld.
- *Exosystemisch (die Interaktion der Familie und ihrer sozialen Umwelten mit politischen bzw. ökonomischen Organisationen und deren Entscheidungen):*
 - Hilfen des Sozialamtes nach dem BSHG;
 - Jugendhilfeangebote des Jugendamtes nach dem KJHG;
 - Einrichtungen der freien Träger im Rahmen einer kommunalpolitischen Gesamtplanung;
 - das Kommunalparlament und seine Ausschüsse als gewählte Entscheidungsgremien für die Entwicklung der sozialen Infrastruktur.
- *Makrosystemisch (die Einbettung von Mikro-, Meso- und Exosystemen in soziokulturelle Prozesse, Werte, Normen, Ideale, Rechtsbestimmungen):*
 - individualisierte und flexibilisierte Rollenbilder, -aufgaben, -beziehungen für Frau und Mann, Mutter und Vater, Mädchen und Junge, Kind und Jugendliche;
 - demokratisierte Zugangswege zu Bildungs- und Ausbildungsprozessen in den Bereichen sekundärer und tertiärer Sozialisation;
 - neue Sichtweisen bezüglich Personalführung, Gruppenbeziehungen am Arbeitsplatz und Arbeitszeitgestaltung;
 - Technisierung der Haushalte, die mehr Freiräume bei der Familienversorgung ermöglichen und den Hausfrauen/Hausmännern die Aufnahme einer Teilzeiterwerbsarbeit erleichtern;
 - Schutzrechte für besonders zu unterstützende gesellschaftliche Gruppen (körperlich oder geistig beeinträchtigte Menschen, von Scheidung betroffene Kinder);

- Gleichstellungsrechte für Frauen;
- betriebliche Mitbestimmungsrechte der Arbeitnehmerinnen;
- das Sozialgesetzbuch und seine Fortschreibung in politischen Entscheidungssystemen.

In der praktischen Arbeit werden immer nur einige dieser Ressourcen in das Blickfeld der Sozialarbeiterin geraten. Aber die Idee der Ressourcenorientierung wird der systemischen Sozialarbeiterin immer den Zugang zu einigen von ihnen eröffnen.

6.2.6 Auftrags- und Lösungsorientierung

Die Auftragorientierung der Sozialen Arbeit und die sich daraus möglicherweise ergebenden Dilemmata wurden unter [5.4.2](#) ausführlich dargestellt. Als Handlungsrichtlinie erfordert Auftragsorientierung von der Sozialarbeiterin die Klärung, ob ihr Gegenüber sich als Adressatin oder Auftraggeberin der Sozialen Arbeit definiert, ob diese Definition erhalten bleiben soll oder nicht und inwieweit Aufträge, auf die man sich in einer anderen Phase des Hilfeprozesses geeinigt hatte, noch gültig sein sollen. Eventuell müssen sie durch neue ersetzt oder differenziert werden. Die Beendigung des Hilfeprozesses wäre in diesem Sinne ein letzter Auftrag, der nach erfolgreicher oder erfolgloser Zusammenarbeit in das Zentrum des bisherigen Unterstützungssystems tritt und die Beteiligten motivieren kann, ein Abschlussritual zu finden und zu zelebrieren.

Die Lösungsorientierung ist eng mit der Auftragsorientierung verbunden. Üblicherweise wird die Soziale Arbeit mit dem Auftrag begonnen, eine Problemlösung herbeizuführen. Möglicherweise wird aber das dogmatische Festhalten an einem klar definierten Problemlösungsauftrag in bestimmten Kontexten selbst ein Problem. Zum Beispiel dann, wenn die Probleme fremddefiniert sind und die Adressatinnen der Sozialen Arbeit diese Zuschreibungen nur aus Angst oder wegen des sozialen Konformitätsdrucks übernehmen. Im Kontext der von Lüssi beschriebenen Handlungsform „Begleitung“ (vgl. [6.3](#)) ist möglicherweise gar kein fest umrissenes Problem zu lösen, sondern der Lebensweg auf den bisherigen Bahnen und mit den bisherigen Möglichkeiten zu begleiten. Hier auf eine Problemlösung und einen entsprechenden Auftrag zu drängen wäre kontraindiziert und würde einem wichtigen Aspekt der Sozialen Arbeit widersprechen – sich an dem Bedarf ihrer Adressatinnen zu orientieren.

Im Bundestagswahlkampf 1998 gab es den Ausspruch des SPD-Kandidaten für das Amt des Wirtschaftsministers: „Ich kenne keine Probleme, sondern nur Problemlösungen.“ Hier zeigt sich die Gefahr

einer technizistischen Pervertierung des lösungsorientierten Optimismus. Wenn wir dem Wahn verfallen, dass es für jedes Problem eine effektive Methode der schnellen Lösung gibt, können Probleme nicht mehr in ihrem *Eigen-Sinn* – als Ausdruck der Entwicklungskrise eines spezifischen Systems – verstanden werden. Die in ihr wirkenden entwicklungsfördernden Kräfte werden dann nicht mehr genügend gewürdigt. Die Frage, ob eine Krise auch ihre Zeit braucht – „wie alles Tun unter dem Himmel“⁴ –, und das geduldige Warten auf die in der Eigendynamik des Systems entstehenden Selbstheilungskräfte sind nicht mehr erwünscht. Sie stören den Optimismus der schnellen Lösung. Und doch braucht jeder Mensch die Zeit für *seine Lösung, manchmal auch – von außen gesehen – viele Umwege*.

Sozialarbeiterinnen und Therapeutinnen sind eher die Moderatorinnen dieses Prozesses als die Macher. Dennoch fällt ihnen auch in dieser Rolle die Aufgabe zu, durch gezielte Fragen, auf die Lebens- und Problemsituation abgestimmte Aufgaben und die Einführung neuer Perspektiven den Auftraggeberinnen Hilfen zur Entdeckung der eigenen Ressourcen und Kompetenzen anzubieten. Dabei sollen sie deren Umwege und Abwehrstrategien achten, ohne sie als letztgültige Bewältigungsversuche zu akzeptieren; sie sollen hartnäckig auf andere Lösungswege hinweisen und sich auch von einem augenblicklich geringen Veränderungsinteresse nicht entmutigen lassen. Die Leitlinie dabei heißt: Nur der Weg, den die Auftraggeberinnen selber gehen wollen, kann erfolgreich sein. Professionelle Hilfen sind nützlich als Wegweiser an den Wegkreuzungen. Natürlich werden diese in jedem Unterstützungssystem andere sein, weil Auftraggeberinnen und Sozialarbeiterinnen ein ganz spezifisches, zu ihren Persönlichkeiten passendes Beziehungsmuster entwickeln.⁵

Die lösungsorientierte Therapie (de Shazer 1989; Kim Berg 1992) hat einige hilfreiche Methoden und Handlungsperspektiven entwickelt, mit denen immer wieder auf mögliche Problemlösungswege hingewiesen werden kann. Am bekanntesten

sind die Fragen nach den Ausnahmen: „Wann und in welcher Situation tritt ihr Problem nicht auf?“, „Was würde passieren, wenn Sie morgen früh aufwachen, und das Problem wäre verschwunden?“, „Wie könnten Sie ihr Problem auf Urlaub schicken und es ab und zu, wenn es Ihnen passt, wieder zu einem Kurzbesuch einladen?“ Solche Fragen zielen auf die konstruktive Alltagsbewältigung jenseits der Probleme und rücken die dabei gezeigten Kompetenzen und Ressourcen in den Vordergrund. Diese sind der Ausgangspunkt für die Problemlösung.

Eine Perspektive der lösungsorientierten Therapie ist für die systemische Arbeit unverzichtbar geworden: das Spiel mit den lebensbejahenden Möglichkeiten der Zukunft, die dadurch in den Raum der Gegenwart hereingeholt werden, die Hoffnung auf Veränderung stärken und dafür auch konkrete Wege aufzeigen.

6.2.7 Gender-Sensitivität

Für die Beachtung der *Gender-Sensitivität* im Beratungsalltag hat eine Gruppe von Familientherapeutinnen am New Yorker Ackermann-Institut neun Richtlinien formuliert (Walters et al. 1991). Sie gehen davon aus, dass die Gender-Abhängigkeit aller sozialen Realitäten in der Therapie konstruktiv genutzt werden kann. Das setzt voraus, dass sie als erkenntnisleitende Perspektive akzeptiert wird und die Therapeutinnen ihre Interventionen hinsichtlich verdeckter sexistischer Bedeutungen überprüfen. Ich habe die entsprechenden therapeutischen Richtlinien an anderer Stelle beschrieben (Ritscher 1999); manche wurden bei der Gesellschaftsanalyse im dritten Kapitel thematisiert.

- Walters et al. zitieren Untersuchungen, denen zufolge Frauen in Beziehungen eher gefühlsmäßige Bindungen als Autonomie betonen. Wenn Sozialarbeiterinnen das im Kontext einer die Autonomie zum Fetisch erhebenden individualisierenden Gesellschaft als Schwäche interpretieren, werden die darin enthaltenen Beziehungsqualitäten von Frauen ignoriert oder gar diffamiert. Dann werden Ressourcen ausgeblendet, die für eine Veränderung der Beziehung notwendig sind und zu einem therapeutischen Erfolg beitragen könnten.
- Gerade in den ersten Lebensjahren der Kinder ist ihre Betreuung mit extremen Belastungen verbunden. Das hängt auch mit dem heutigen Erziehungsideal zusammen, das ein hohes Maß an Kindbezogenheit der Eltern im allgemeinen Familienleben und der Mutter im konkreten Erziehungsalltag einfordert. Im weiteren Verlauf der Kindheit und Jugend wird die konkrete physische Belastung geringer, allerdings werden erhebliche Zeitressourcen der Mutter erforderlich, um die vielzähligen Schul- und Freizeitaktivitäten der Kinder durch Fahrdienste, unterstützende Gespräche, Begleitung oder konkrete Hilfen bei Hausaufgaben zu ermöglichen. Wenn die Doppelbelastung der Mütter (Erziehung + Haushalt) in eine Dreifachbelastung (Erziehung + Haushalt + Erwerbsarbeit)

übergeht, sind neue Überlastungsbedingungen geschaffen. Alle empirischen Untersuchungen bestätigen, dass bei Haushalten mit Doppelleinkommen die Frauen einen signifikant höheren Anteil der Haushaltsarbeit übernehmen (siehe Schmidt-Denter 1988). In der Konsequenz diese Erkenntnisse achte ich darauf, auch die Haushaltsarbeit als Beruf zu definieren. Ich frage z. B. die Eltern in Paar- oder Familiengesprächen: „Sind Sie außerhalb oder innerhalb des Haushaltes berufstätig oder beides?“ Dadurch wird die Haushaltstätigkeit der Mütter der Erwerbstätigkeit ihrer Männer gleichgestellt und bei einer Doppeltätigkeit der Frau deren Belastung ohne weitere Worte betont.

- Wenn die Mütter von ihren Männern, aber auch von Fachkräften kritisiert werden, dass sie zu enge Beziehungen zu ihren Kindern eingehen, sind sie Gefangene der Sündenbockposition. Legionen von Professionellen im psychosozialen und medizinisch-psychiatrischen Feld haben eine zentrale Ressource von Frauen, nämlich Nähe herzustellen und damit Kindern gesicherte Beziehungen zu garantieren, zu einer Negativvariante umdefiniert. Unter dem Etikett der „bindenden“, „überfürsorglichen“ oder gar „schizophrenogenen“ Mutter wurden sie für die Entwicklungsstörungen ihrer Kinder verantwortlich gemacht. Zugleich wurden sie in eine Double-bind-Position hineinmanövriert. Denn in den klassischen gesellschaftlichen Rollendefinitionen ist eine Mutter nur dann eine gute Mutter, wenn sie Nähe herstellt. Treten Probleme auf, wird die geforderte Nähe in eine pathologische Symbiose umdefiniert. Dann wird die Mutter dafür bestraft, dass sie den Erwartungen der Gesellschaft und ihrer soziokulturellen Rollendefinition entsprochen hat. Warum können die betroffenen Mütter überhaupt in eine solche Position hineinmanövriert werden? Weil die therapeutischen Praktiker und Theoretiker die klassischen Familienrollenbilder unreflektiert reproduzieren: Der Mann bleibt außerhalb der

Mutter-Kind-Dyade; die Mutter trägt die ganze Last der Nähe, weil das Bild der hilfreichen Triade (Mutter – Kind – Vater) eher eine exotische denn eine normale Vorstellung ist. Sehr enge Beziehungen zwischen Mutter und Kindern können äußerst hilfreich und unterstützend für die Kinder sein, wenn der Vater sich ebenfalls in diese Beziehung einschaltet, an bestimmten Punkten die Nähe übernimmt und damit seiner Frau die Möglichkeit einer situativen Distanzierung bietet. Der Eintritt des Dritten in die Mutter-Kind-Dyade kann durch entsprechende „Hausaufgaben“ am Ende eines systemischen Gespräches in Gang gebracht werden.

Leyendecker hat gezeigt, dass durch die Umsetzung dieser Richtlinien bei der Arbeit mit Frauen *und* Männern ein wertschätzender und erfolgreicher therapeutischer Diskurs gelingen kann (Leyendecker 1999).

6.2.8 Die Frage nach der „Opfer-Täterin-Beziehung“ bei Akten der Gewalt

Misshandlung lässt sich definieren als situative Gewaltanwendung gegen eine von vornherein unterlegene Person, die in einen Kontext „struktureller Gewalt“ (Galtung 1970) eingebettet ist. Das Opfer hat schon zu Beginn der Gewaltsituation kaum eine Möglichkeit zur effektiven Gegenwehr und ist der Gewalthandlung des Täters ausgeliefert.

Misshandlung bietet auf der theoretischen Ebene die Möglichkeit, das systemische Postulat „Es gibt in zirkulären Beziehungen keine Täter und Opfer, sondern nur Handelnde“ als unzulässige, die Kontextabhängigkeit von Handlungen und Handlungsmöglichkeiten nicht berücksichtigende Generalisierung zurückzuweisen. Eine solch generelle Formulierung ist ethisch und therapeutisch problematisch und berücksichtigt zu wenig das Thema unterschiedlicher Machtverteilungen in Beziehungen.

In der Misshandlung eines Menschen bricht die kommunikative Struktur der *Gegenseitigkeit* (Stierlin 1972) zusammen. Hier hat die eine Seite mithilfe ihrer Macht die Wechselseitigkeit der Kommunikation *einseitig* aufgekündigt.

Die zirkuläre Idee, *alle sind Handelnde*, ist im Akt der Misshandlung zerbrochen und, ausgehend von der linearen Idee des „Rechtes der Stärkeren“, auf eine *lineare* Täter-Opfer-Beziehung reduziert worden.

Die Einführung dieser Perspektive verhindert die vor allem bei sexuellen Gewalttaten immer noch häufige Umdefinition der Opfer zu heimlichen Mittäterinnen, durch welche sich der Täter (manchmal auch die Täterin) selbst, aber auch Teile der Öffentlichkeit, der Presse, der Polizei und Justiz projektiv entlasten. Wir wissen, dass durch diese Entlastungsstrategien der Täter und ihrer heimlichen Verbündeten die im Akt der Gewalt traumatisierten Opfer einer „sekundären Traumatisierung“ unterworfen werden.

Manchmal verstecken sich die heimlichen Verbündeten der Täter hinter den familiären Loyalitäten, um den nicht offenkundigen bzw.

erfolgreichen Widerstand des Opfers als heimliches Einverständnis zu deuten. Hier verbünden sich eine scheinbar neutrale Haltung und das für sich genommen sinnvolle Konzept der „unsichtbaren Bindungen“ (Boszormenyi-Nagy u. Spark 1981) mit einer jahrtausendealten Vormacht der Männer gegenüber Frauen und Kindern und erweisen sich gerade deshalb als parteilich. Andererseits muss im Rahmen von Familiensystemen immer die Frage der Loyalitätsbindung des Opfers an den Täter bedacht werden, um *voreilige* Interventionen zu verhindern (siehe Wegner 1997). Denn es geht in erster Linie um das psychische Überleben der Opfer und nicht um die Selbstbestätigung der Fachkräfte, dass sie an diesem Punkt sensibel und ethisch korrekt handeln.

Die Frage der Gewalt zeigt auch, dass die zirkuläre Struktur der Kommunikation letztlich an eine kooperative, den anderen Menschen als eigenständiges Subjekt respektierende Grundhaltung aller Beteiligten gebunden ist. Den mit größerer Macht ausgestatteten Kommunikationspartnerinnen fällt dabei eine besondere Verantwortung zu, Macht nicht in Gewaltakte umschlagen zu lassen.

In diesem Sinne heißt die Handlungsrichtlinie für das systemische Arbeiten: Opfer sind zunächst einmal Opfer, Täter sind Täter, und ihre Beziehung der „negativen Gegenseitigkeit“ (Stierlin 1972) ist die Folge der ethisch nicht zu akzeptierenden Gewalt des Täters. Ziel der systemischen Arbeit sind erstens Hilfestellungen dafür, dass ein Opfer die Opferrolle und der Täter die Täterrolle aufgeben kann, und zweitens die sukzessive Heilung des Traumas – wohl wissend, dass in den meisten Fällen schmerzhaft psychische Narben zurückbleiben.

Die therapeutisch leitenden Fragen heißen in diesem Zusammenhang:

- Wie können sich die Opfer vor den Tätern und die Täter vor sich selbst schützen, bzw. wie können sie geschützt werden?
- Welche Akte der Solidarität benötigen die Opfer seitens der Sozialarbeiterin, und welche Loyalitätsbindungen der Opfer an die Täter müssen berücksichtigt werden?

- Wie kann eine die Gewalt ermöglichende ungleiche Machtverteilung in einem sozialen System verändert werden?
- An welchem Punkt der systemischen Arbeit ist es angezeigt, Täter und Opfer zusammenzubringen; ist dies in dem betroffenen System und hinsichtlich der Brutalität der Tat überhaupt wünschenswert bzw. vertretbar?
- Welche Handlungen der Entschuldigung und Kompensation ist seitens des Täters möglich, und welche möchte das Opfer überhaupt annehmen?
- Welche biografischen und mehrgenerationen-familiären Informationen über den Täter lassen seine Tat (im hermeneutischen Sinne) verstehbar werden – bei einer gleichzeitig klaren Botschaft der Nichtakzeptanz der Tat? Diese Kombination eröffnet vielleicht auch dem Täter eine Perspektive von Veränderung und psychischem Wachstum.

6.3 Handlungsformen der systemischen Sozialen Arbeit

Lüssi hat eine Systematik der Methoden Sozialer Arbeit vorgestellt, in der er „Beratung“, „Verhandlung“, „Intervention“, „Vertretung“, „Beschaffung“ und „Betreuung“ unterscheidet (Lüssi 1992, S. 392 ff.). Mithilfe dieser Kategorien lassen sich die Methoden der Systemtherapie in den Kontext der Sozialen Arbeit einfädeln. Lüssi verwendet den Methodenbegriff sehr weiträumig. Was er als Methoden bezeichnet, lässt sich meines Erachtens besser in den Begriff der Formen des methodischen Handelns fassen. Unter Methoden verstehe ich im Unterschied dazu einzelne im Rahmen dieser Handlungsformen systematisch und reflektiert zu nutzende Konzepte, z. B. das Genogramm, systemische Fragen oder das Familien- bzw. Systembrett. Ich werde im Folgenden den sechs von Lüssi benannten Handlungsformen der Sozialen Arbeit Methoden zuordnen, die entweder im Kontext der Systemtherapie entwickelt worden sind oder sich als originäre Konzepte der Sozialen Arbeit problemlos mit dem systemischen Metamodell vereinbaren lassen. Ihre Zuordnung zu einzelnen Handlungsformen bedeutet, dass sie in deren Kontext besonders hilfreich sind; das schließt die Verwendung in anderen Handlungsformen nicht aus.

- *Beratung*: der an der Problembenennung, Problemlösung und Reflexion orientierte Dialog zwischen den Beraterinnen und Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit. Ihr oberstes Ziel heißt *Hilfe zur Selbsthilfe* durch eine konsequente Nutzung der vorhandenen und die Gestaltung neuer innerer und äußerer Ressourcen des Beratungssystems. Beratung umfasst die Auftragsklärung, die Beschreibung des Systems der Auftraggeberinnen aus der Sicht der Beraterinnen und die Arbeit an den im Auftrag benannten Zielen der Veränderung. Alle im Verlauf der nun 50-jährigen familien- und systemtherapeutischen Geschichte entwickelten Methoden sind

hier von Nutzen. Ich beschreibe sie im Folgenden als verbale, darstellende und settingstrukturierende Methoden. Für den langfristig günstigen Verlauf eines Hilfeprozesses ist die Gestaltung des Erstgespräches von besonderer Bedeutung. Deshalb stelle ich unter [6.6.3.7.1](#) ein Konzept des systemischen Erstinterviews vor.

- *Verhandlung*: Hier geht es um die in der Sozialen Arbeit wichtige Vernetzung der unterschiedlichen Teilsysteme des Hilfesystems, um gemeinsame Vereinbarungen im Interesse der Auftraggeberinnen und der beauftragenden Institution/Einrichtung zu treffen. Hier bewähren sich zusätzlich zu den Beratungsmethoden der im fünften Kapitel beschriebene *Hilfeplan*, die *Helferinnenkonferenzen*, der *runde Tisch* (siehe Schweitzer 1987) und das *Soziotop* (Rothe 1994) als Grundlage für eine gemeinsame Beschreibung des Problemsystems.
- *Intervention*: Lüssi benutzt diesen Begriff in einem sehr eingeschränkten, auf den Aspekt der Kontrolle bezogenen Sinn. Er meint gesetzlich vorgeschriebene Ordnungsmaßnahmen unter Einbezug von Zwang, z. B. Inobhutnahmen und Sorgerechtsentzug, Zwangseinweisungen in psychiatrische Kliniken und die Kürzung bzw. Verweigerung von materiellen Hilfen aufgrund mangelnder Kooperation. In diesem Zusammenhang hat es wenig Sinn, von „Auftraggeberinnen“ zu sprechen. Der Auftrag kommt hier eindeutig vom Gesetzgeber und damit der an der Einhaltung bestimmter Verhaltensstandards interessierten Gesellschaft. Systemisch ist dieser Bereich in der letzten Zeit unter dem Begriff *Arbeit in Zwangskontexten* entdeckt worden (Conen 1996a, b).
- *Vertretung*: Hier geht es um die „Anwaltsfunktion“ der Sozialen Arbeit. Die Sozialarbeiterin muss in diesem Kontext das Netz der psychosozialen Hilfen im Gemeinwesen kennen und in der Lage sein, für die Belange ihrer Auftraggeberinnen in formellen und informellen Kontexten zu werben.

- *Beschaffung*: Damit sind alle Formen der Erschließung materieller bzw. finanzieller Ressourcen für die Adressatinnen/Auftraggeberinnen der Sozialen Arbeit gemeint.
- *Betreuung*: Lüssi meint damit die im Betreuungsgesetz der BRD von 1990 geregelte „Beistandschaft“. Auch die langfristige Begleitung ohne Veränderungsanspruch lässt sich dieser Hilfeform zuordnen. Um einen sozialen Kontext zu gestalten, der trotz aller Einschränkungen noch genügend Ressourcen für ein lebenswertes Leben zur Verfügung stellt, müssen die Sozialarbeiterinnen Vernetzungsarbeit, die Erschließung von Ressourcen im Gemeinwesen und das Einzelgespräch miteinander verknüpfen. Im Einzelgespräch kann die positive Wertschätzung mit der Ermunterung zu kleinen Handlungsschritten verbunden werden. Hilfreich ist hier neben dem *Soziotop* und dem *ökologischen Systembild* die *Ressourcen- und Machtquellenkarte* (Staub-Bernasconi 1994, S. 80).

6.4 Ein Orientierungsschema für das Handeln in Familien und anderen sozialen Systemen

Im Folgenden stelle ich ein Orientierungsraster vor, das der Sozialarbeiterin Perspektiven für die beschreibungs- und interventionsbezogene Verwendung systemischer Methoden anbietet. Die Wahl der Einzelkomponenten – Kontext, Ressourcen, Entwicklungsprozess und kognitiv-affektive Landkarte des Systems, organisierende Beziehungsmuster und die Person der Sozialarbeiterin als Teil des Unterstützungssystems – lässt sich durch ihre Bedeutung für die Beschreibung sozialer Systeme begründen; das wurde im zweiten Kapitel herausgearbeitet.

1. Perspektive: Kontexte des systemischen Interviews, vor allem des Erstinterviews

A) Kontextabklärung

- Raum-zeitlicher Kontext: Warum findet das Gespräch gerade jetzt und gerade in dieser Einrichtung statt?
- Überweisungskontext: Wer außerhalb des als problematisch bezeichneten Systems hat ein Interesse an diesem Gespräch, und welche Erwartungen verknüpft er/sie (z. B. der Hausarzt) damit; wer bezeichnet das System als problematisch, warum, mit welchen Worten?
- Vorerfahrungskontext: Welche Erfahrungen wurden schon vorher mit Sozialarbeit, Beratung, Therapie, medizinisch-psychiatrischen Behandlungen gemacht?
- Erwartungskontext: Welche Erwartungen verknüpfen die Mitglieder des Problemsystems mit diesem Gespräch?
- Räumlich-organisatorisch-institutioneller Kontext dieses Gesprächs: Wo findet das Gespräch statt?

- Kontexte der aktuellen Situation: Was war vorher; gibt es Ausnahmesituationen, in denen das Problem nicht auftritt?
- Erstkontakt oder Folgegespräch: Wie viele Gespräche haben schon stattgefunden, wie viele wurden vereinbart?

B) Möglichkeiten für ein Arbeitsbündnis (besonders beim Erstgespräch)

- Motivation der einzelnen Adressatinnen und des gesamten Systems: Sind sie schon Auftraggeberinnen, könnten sie es werden?
- Offenheit/Vertrauen vs. Misstrauen/Angst: Was kann ich hier sagen, was halte ich besser zurück?
- Allparteilichkeit, Interesse und Respekt der Sozialarbeiterin: Ist sie für alle parteilich, an dem System interessiert, und zeigt sie Respekt für die bisherigen Bewältigungsprozesse?

2. Perspektive: Ressourcen der Familie innerhalb der Familie und des familiären Umfeldes

C) Soziale Netzwerke als Ressourcen

- Verwandtschaftsbeziehungen: Welche familiären Subsysteme werden als hilfreich oder hindernd wahrgenommen?
- Freundschaftsbeziehungen: „wahlverwandtschaftlichen“ Beziehungen bieten Unterstützung? Welche
- Nachbarschaftsbeziehungen: Sind sie kontrollierend, unterstützend, distanziert?
- Beziehungen zu psychosozialen Einrichtungen im Gemeinwesen: Welche gibt es, und werden sie als hilfreich erlebt?

D) Ressourcen des als problematisch bezeichneten Systems

- Selbsthilfepotenziale: Welche Coping-Strategien sind feststellbar; gibt es ein ressourcenaufsuchendes und aktivierendes Verhalten; welche Kompetenzen der Alltagsbewältigung lassen sich benennen und positiv herausstellen?
- Auseinandersetzungs- und Konsensfähigkeit: Sind Konflikte erlaubt, und welche Konfliktlösungsmuster werden gezeigt?
- Gemeinsame Interessen, Themen, Handlungsmöglichkeiten: Gibt es die Möglichkeit, sich entsprechend gemeinsamer Interessen in Subsystemen zusammenzufinden, ohne dass dadurch ein Bündnis gegen andere Mitglieder und Subsysteme des Systems entsteht?
- Finanzielle Situation: Welche Mittel stehen für den Lebensunterhalt zu Verfügung; wie werden sie beschafft; sind sie ausreichend; welche Konsumbedürfnisse gibt es; könnte der Haushalt wirtschaftlicher organisiert werden; gibt es Schulden oder andere finanzielle Verpflichtungen (z. B. gegenüber Verwandten)?
- Wohnsituation: Ist die Wohnfläche und die Haushaltseinrichtung ausreichend; sind genügend Zimmer für die gegenseitige Abgrenzung der Systemmitglieder vorhanden; ist das Wohnumfeld kinder-, familien- und kommunikationsfreundlich; wie ist das Wohnumfeld in das Gemeinwesen eingebunden?

3. Perspektive: Entwicklungsprozess und kognitiv-affektive Landkarte des Systems als „diagnostische“ Bezugspunkte

E) Phasen des Lebenszyklus

- Person: Welche Anforderungen an die Person und ihr primäres Bezugssystem sind durch die aktuellen Lebensphase verstehbar?
- Paar: Welche Übergangskrisen wurden erfolgreich bewältigt; wie und mit welchen Hilfen war es möglich?
- Familie: Welche Belastungen sind phasenspezifisch (auch im Hinblick auf den Lebenszyklus der einzelnen Mitglieder, z. B. bei Kindern in der Pubertät); welche Ressourcen gibt es für das Elternpaar, sich in der Kindererziehung gegenseitig zu unterstützen und dabei arbeitsteilig auch eigene Schwerpunkte zu setzen; kann das Elternpaar sich auch als Paar definieren, und gibt es Ressourcen für die Nachkinderzeit?

F) Die kognitiv-affektive Landkarte des Systems

- Zentrale Ideen/Ideologien und Regeln: Wie definiert die Familie ihre Identität; nach welchen Regeln organisiert sie ihren Alltag?
- Geschichten/Mythen: Welche – auch mehrgenerationalen – Begründungen gibt es für welche Erwartungen, Regeln, Verhaltensweisen, Zielsetzungen?
- Delegationen und Aufträge: Wer hat von wem für wen welche Aufträge übernommen; sind sie alters- und ressourcenangemessen, eindeutig oder widersprüchlich; können sie auch zurückgegeben werden, wenn sie dem eigenen Lebensentwurf und den Anforderungen des persönlichen Lebenszyklus zuwiderlaufen?
- Integration/Nichtintegration der Herkunftsfamilien in die aktuelle Familie: Lassen sich die Rollen- und Beziehungsbilder, die wichtigen Lebensthemen und Verpflichtungen, die in der jeweiligen Herkunftsfamilie gelernt wurden, integrieren; sind gemeinsame Weiterentwicklungen, z. B. auch Distanzierungen von der Herkunftsfamilie, möglich; können entsprechende

Konflikte für die persönliche und systemische Entwicklung genutzt werden?

4. Perspektive: Familiäre Muster – Die langfristige und kontinuierliche Verbindung der in der Familie handelnden Personen durch Strukturen und Prozesse

G) Die innere Organisation der Familie

(teilweise Simon 1988 entnommen)

- Kommunikationsstil: bestätigend vs. disqualifizierend;
- zirkulärer Austausch von Botschaften: direkt vs. indirekt; dyadisch vs. triadisch;
- Beziehungsdefinitionen: eindeutig vs. uneindeutig;
- interindividuelle, generationale, subsystemische, äußere Grenzen: öffnend vs. schließend;
- Kohäsion: zentrifugale vs. zentripetale Tendenzen (z. B. große vs. geringe Loyalitätsbindungen);
- Konflikte und Bündnisse: offen vs. verdeckt;
- Konfliktverhalten: eskalierend vs. deeskalierend;
- Regeln/Metaregeln (= Regeln zur Veränderung von Regeln): flexibel vs. rigide;
- Rollen: komplex vs. undifferenziert; vielfältig (multipel) vs. reduktiv;
- Rollenambiguitätstoleranz: maximal vs. minimal;
- Positionen: übergeordnet vs. untergeordnet;
- Belastung: minimal vs. maximal;
- Belastungsverteilung: gleichmäßig vs. ungleichmäßig;
- Orientierung an ... (vielen möglichen) ... Zielen: eigenen vs. fremden;
- Beziehungsmuster: komplementär vs. symmetrisch vs. reziprok;
- Ausdruck von Emotionen: ausdrückend (expressiv) vs. unterdrückend (repressiv);

- Anpassungsmodus: verändernd vs. erhaltend;
- Zeitorientierung: Vergangenheit vs. Gegenwart vs. Zukunft.

5. Perspektive: Die Person der Sozialarbeiterin als Teil des Unterstützungssystems

H) Die Bedeutung der Selbstwahrnehmung der Sozialarbeiterin im Kontext des Unterstützungssystems

- Allparteilichkeit und Neutralität: Habe ich Schwierigkeiten, diese den Adressatinnen/Auftraggeberinnen gegenüber aufrechtzuerhalten; wenn ja, wann und wo? Wem gegenüber fällt mir der Kontakt besonders leicht bzw. besonders schwer; wann und wo? Wie verhalte ich mich gegenüber Einladungen, Teilnehmerin im Familienspiel zu werden?
- Interesse: Interessiert mich die Familie, das definierte Problem, der implizite und explizite Auftrag? Interessiert mich ein Thema besonders? Bei welchem schwindet meine Aufmerksamkeit bzw. mein Interesse?
- Respekt: Kann ich die Personen und ihre bisherige Lebens- und Alltagsbewältigung würdigen?
- Kinästhetische Wahrnehmungen: Welche Empfindungen/Gefühle nehme ich bei mir zu welchem Zeitpunkt wahr; wie äußern sie sich körperlich?
- Machtfrage: Nehme ich bei mir Rettungs- oder Kontrollfantasien wahr? Welchen Status strebe ich im Unterstützungssystem an, bin ich Helferin, Verfolgerin, Anklägerin, Moderatorin, allwissende Spezialistin?
- Beziehungsmuster: Welche Kommunikationsmuster entstehen zwischen mir und den Auftraggeberinnen/Adressatinnen; welche Regeln und Positionsverteilungen werden herausgebildet; entsteht eine förderliche oder behindernde Resonanz?

- Wer stützt oder destabilisiert mich: Kolleginnen/Kollegen, Chef/Chefin, die Leitideen der Organisation/Institution, die Adressatinnen/Auftraggeberinnen meiner Arbeit?

6.5 Ein Überblick über die Methoden der systemischen Arbeit

I. Verbale Methoden

- Fragen (zusammenfassend Tomm 1994; von Schlippe u. Schweitzer 1996; Ritscher 1998);
 - a) Typus: linear, zirkulär (Penn 1983; Rothermel u. Feierfeil 1990; Palmowski u. Thöne 1995; Simon u. Rech-Simon 1999);
 - b) Status: Fragen zur Wirklichkeitskonstruktion, Fragen zur Möglichkeitskonstruktion (von Schlippe u. Schweitzer 1996);
 - c) Absicht der Sozialarbeiterin/Therapeutin/Beraterin bezüglich der Adressatin: Informationsgewinn, Reflexion, Veränderung;
 - d) Absicht der Sozialarbeiterin/Therapeutin/Beraterin bezüglich ihrer selbst: Informationsgewinn für das Joining (Minuchin u. Fishman 1983), Hypothesenbildung/Beschreibung und Intervention;
- positive Konnotation (Boscolo et al. 1988), Reframing und Relabeling (von Schlippe et al. 1995);
- Kommentierungen (Selvini Palazzoli et al. 1978);
- paradoxe Interventionen und Symptomverschreibung (Watzlawick et al. 1972; Loredano u. Vella 1993; Weeks u. L'Abate 1985) ;
- Aufgaben (Minuchin u. Fishman 1983), Ordeals (Haley 1989), Rituale (Imber-Black et al. 1995);
- Metaphern (Schmidt 1985; Trenkle 1985), Geschichten (Peseschkian 1979; Rosen 1990; Gordon 1990).

II. Darstellende Methoden

(zusammenfassend Müssig 1991)

- Primärperspektive Zeit: Genogramm (McGoldrick u. Gerson 1990), Zeitstrahl;
- Primärperspektive Beziehungen im Raum: Rollenspiel (Ritscher 1998), Skulptur (Schweitzer u. Weber 1982; von Schlippe et al. 1992–1994; Ritscher 1998), Familien- bzw. Systembrett (Ludewig et al. 1983), Wohnungsgrundriss (Hubschmid 1983);
- Primärperspektive Struktur: systemisches Soziogramm, Familienlandkarte und Triangulationsmodelle (Minuchin 1977), Ich-Du-Wir (Müssig 1991), Familie in Kreisen (Müssig 1991);
- Primärperspektive Körpersprache: Skulptur (Satir 1973, 1986a, 1987, 1989), bewusstes Einsetzen der Körpersprache als Kontext der verbalen Sprache (Molcho 1983);
- Primärperspektive nonverbale Symbole (Metaphern, ikonische Symbole, Klangsymbole): Familiensceno (Dold 1989), Familie in Tieren (Brem-Gräser 1986), musikalische Darstellung von Familienbeziehungen (Vorel 1990), Handpuppen;
- Primärperspektive Subsystem-System-Umwelt-Relationen: ökosoziales Systembild, Soziotop (Rothe 1994), Eco-Map (Visualisierung einzelner Bereiche der sozialen Umwelt eines Systems; Heiner 1994b; Heiner et al. 1994).

III. Methoden zur Strukturierung des Settings

- Primärperspektive Interviewstruktur: das Phasenmodell des systemischen Interviews – ritualisierte zeitliche und thematische Strukturierung des Interviews, Nutzung der Pausen, Vor- und Nachbereitung mittels Videoaufzeichnungen und anderer Formen der Dokumentation (Tomm 1994), Abschlusskommentare und Hausaufgaben (Haley 1977);

- Primärperspektive Team: Teamarbeit u. a. mithilfe des Einwegspiegels (Selvini Palazzoli et al. 1978), Einbezug der Familie in die Teambesprechung im Reflecting Team (Andersen 1990; Merl et al. 1988; Peifer-Schaupp 1995), Splitting (von Schlippe u. Schweitzer 1996);
- Primärperspektive Adressatinnen/Auftraggeberinnen: Spiele zur Einbindung der Kinder in das Setting der Familientherapie (Andolfi 1982), Reflecting Team zur Einbindung der Familie in die therapeutische Metakommunikation (Andersen 1990; Merl u. a. 1988), Joining – Anschluss der Therapeutin an das Familiensystem (Minuchin 1977);
- Primärperspektive Vernetzung von System, Subsystem und Kontext: Arbeit mit einem oder mehreren Subsystemen des Problemsystems (Mikrosystem Familie: Elternpaar, Paar, Geschwister, alle Frauen/Männer der Familie, Kernfamilie plus Großeltern, familiäre Interessengemeinschaften) (Minuchin u. Fishman 1983), Arbeit mit Mesosystemen (z. B. Sozialarbeiterin + Familie + Schule), Hilfeplangespräche (Pfeifer-Schaupp 1995), Helferinnenkonferenz und Familie-Helferinnen-Konferenz (runde Tische) (Schweitzer 1987), runde Tische im Gemeinwesen;
- Primärperspektive Raum: Einrichtung des Beratungszimmers, Festlegung bzw. Veränderung der Sitzordnung (Minuchin u. Fishman 1983), Kommoder Gehstruktur;
- Primärperspektive Zeit: Anzahl, Frequenz, „single session therapy“ (Talmon nach v. Schlippe u. Schweitzer 1996), verlängerte „single session therapy“ (= von Mal zu Mal vereinbarte Interviews), verlängertes Erstgespräch (Schmidt 1985), Gesprächspakete (z. B. 3, 5 oder 10 Sitzungen), stetiger/unstetiger Abstand der Sitzungen (Normalabstand 4 Wochen, aber je nach Situation variierbar), Briefe zwischen den Gesprächsterminen (White 1985);
- Primärperspektive Benennung/Bedeutungszuschreibung: Therapie vs. Gespräch vs. Beratung vs. Interview;

- Primärperspektive Setting: kontinuierliches oder wechselndes systemisches Einzel-, Paar- oder Familiensetting (Weiss 1988; Boscolo u. Bertrando 1997), Erstgespräch (Stierlin et al. 1977; Haley 1977).

IV. Methoden der Qualitätssicherung im Rahmen von Supervision, Intervision und Selbstevaluation

- Supervision: systemische Fragen, Genogramm, Skulptur, Familienbrett, Rollenspiel (Ritscher 1998), Sitzungsstruktur durch das Dreiphasenmodell (von Schlippe u. Schweitzer 1996);
- Intervision: Sitzungsstruktur und Funktionsverteilung durch das Vierphasenmodell (von Schlippe u. Schweitzer 1996);
- Selbstevaluation und Evaluation (im Rahmen eines Projektes oder als permanente Begleitung professioneller Arbeit): Materialauswertung (z. B. Inhaltsanalysen), strukturierte Beobachtungen, Fragebogen, Interviews, Zeitstudien, Protokollierungen, Laufzettelverfahren, Einschätzungsskalen, Qualitätszirkel (Monzer 1996; Armbruster 1998; Menzler-Fröhlich in diesem Buch, Kap. 7).

6.6 Beschreibung der Bereiche und einzelnen Methoden

6.6.1 Verbale Methoden

Bei den verbalen Methoden steht das gesprochene Wort im Vordergrund, dessen nonverbale Kommentierung verbleibt als wichtiger bedeutungsgebender Kontext im Hintergrund. Die zentrale verbale Methode im systemischen Handlungsmodell ist das auf Beziehungen gerichtete Fragen.

6.6.1.1 Systemische Fragen

In den systemischen Fragen werden die schon beschriebenen Grundprinzipien und Handlungsrichtlinien des systemischen Handlungsmodells umgesetzt. Im Frage-und-Antwort-Spiel des Interviews bleibt bei den Adressatinnen die Freiheit der Antwort, auch die der unerwarteten und unerwünschten. Fragen passen zur Handlungsrichtlinie des Hypothesisierens: Durch sie werden keine Feststellungen getroffen; stattdessen enthalten sie die Beziehungsbotschaft, dass die Fragende offen ist für das Unbestimmbare und die Veränderung der ihnen zugrunde liegenden Hypothesen. Fragen drücken Interesse aus und richten sich auf die Kontexte der präsentierten Information. Die Fragende gibt auch zu verstehen, dass sie sich in diesem Moment nicht als Wissende versteht; dadurch wird den befragten Menschen der Status von Expertinnen für ihre Lebens- und Alltagsbewältigung zuerkannt.

Systemische Fragen können nach drei Gesichtspunkten systematisiert werden: Typus der Fragen; Wirklichkeitsstatus, auf den die Fragen abzielen; und die Absichten, unter denen diese Fragen gestellt werden.

6.6.1.1.1 Typus der Fragen

Hier lassen sich lineare (Tomm 1994 nennt sie „lineale“) und zirkuläre Fragen unterscheiden. Bei dieser Zuordnung geht es nicht um die Absicht der Fragerin, sondern um die Festlegung auf eine bestimmte Sicht der Wirklichkeit, auf deren Basis die Frage formuliert wird.

- *Lineare Fragen* gehen von klaren und eindeutigen Zuordnungen aus: wenn – dann, vorher – nachher, entweder – oder, oben – unten, gut – schlecht, ja – nein. Es gibt entweder das eine oder das andere. Max kann nicht gleichzeitig Karl sein und eine Mutter nicht gleichzeitig der Vater; man ist entweder 27 oder 30 Jahre alt und entweder Mann oder Frau. Linearen Fragen liegt eine *digitale* Sicht der Wirklichkeit zugrunde, sie zielen auf *harte* Daten und eindeutige Informationen.
- *Zirkuläre Fragen* zielen auf komplexe und mehrdeutige Informationen. Sie basieren auf einer *analogen* Sicht der Wirklichkeit, die jedes Ereignis als mehrdeutigen Knoten in einem Netzwerk von Beziehungen und Bedeutungen versteht. Es geht nicht um eindeutige Aussagen über Ursache und Schuld, den definierbaren Anfang und die klar feststellbare Folge. Aus dem Entweder-oder wird ein Sowohl-als-auch, und das Tun des einen wird zum Tun des einen *und* des anderen. Mithilfe zirkulärer Fragen lassen sich die Beziehungsnetzwerke und die zwischen den Interaktionspartnerinnen stattfindenden kommunikativen Rückkoppelungsprozesse rekonstruieren. Sie zielen primär auf Beziehungsmuster und die Wege des kommunikativen Austausches ab. Im Vordergrund stehen Formen der Kommunikation, nicht ihre Inhalte. Diese sind im Kontext des zirkulären Fragens vor allem als Vermittlerinnen von Beziehungsprozessen, also erst in zweiter Linie, wichtig. Das entscheidende formale Muster der zirkulären Frage besteht darin, dass immer eine Person über eine andere bzw. die Beziehungen zwischen anderen Personen befragt wird *und nicht über sich selbst*. Das erste *Mailänder Team* hat diesen

Fragetypus in die Familientherapie eingeführt. „Stets wird ein Mitglied der Familie befragt, das nicht direkt in die Beziehung involviert ist, z. B. die Tochter über die Beziehung von Vater und Mutter. Den Dritten jeweils in Gegenwart der anderen auszufragen – die Mailänder nennen das auch ‚gossiping in the presence‘, also ‚Klatschen in Gegenwart des Betroffenen‘ ... Weniger die Inhalte, sondern die Art und Qualität der Beziehungen werden erfragt. Die Fragen beziehen sich auf Vergangenheit, Gegenwart und – besonders wichtig – auf die Zukunft ... ‚Die Wahrheit liegt in Unterschieden‘ – in keinem anderen technischen Element wird diese Batesonsche Erkenntnis von den Mailändern so konsequent und kreativ angewandt“ (Roth 1983, S. 266 f.).

Wird eine Person über eine andere und damit über die Beziehung zwischen ihr und der anderen Person befragt, handelt es sich um eine *dyadische zirkuläre Frage*, z. B. der Sohn wird gefragt: „Was antwortet Vater, wenn du ihn um Hilfe bei den Hausaufgaben bittest?“

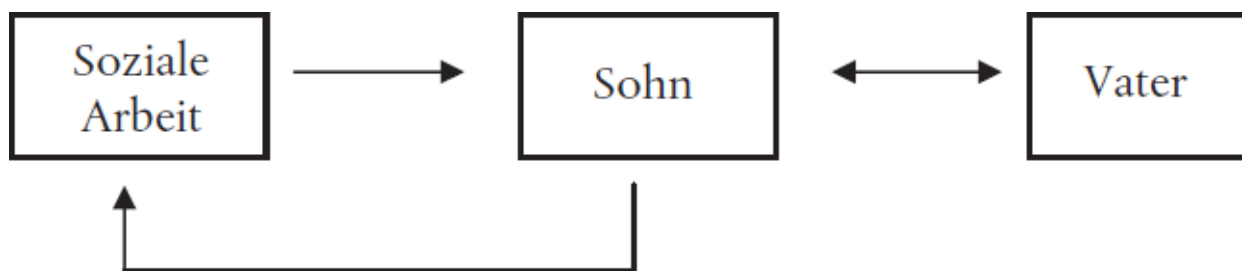


Abb. 26: Die Struktur der dyadischen zirkulären Frage

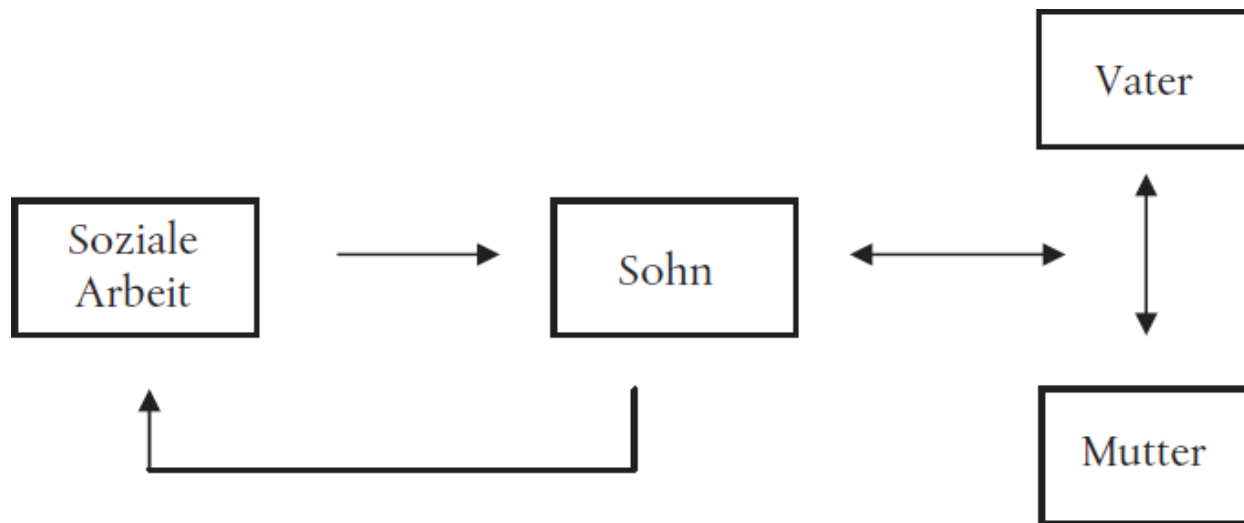


Abb. 27: Die Struktur der triadischen zirkulären Frage

Fragen, in denen es um die Beziehung zwischen zwei anderen Personen geht, werden als *triadische zirkuläre Fragen* bezeichnet, z. B. wird der Sohn gefragt: „Was tut Mutter, wenn Vater sie anschreit?“

Eine *tetradische zirkuläre Frage* verbindet vier Personen miteinander – die befragte und gleichzeitig beschreibende Person und drei andere, über deren Beziehung gesprochen wird. Z. B. wird der Sohn gefragt: „Was tut Mutter, wenn Vater deine Schwester anschreit?“

Schon durch die Begriffe *Dyade*, *Triade* und *Tetrade* wird deutlich, dass die Befragten ein Teil des Systems sind, innerhalb dessen sie ihre Aussagen über die andere(n) Person(en) machen. In ihren Antworten geben sie zugleich eine indirekte Auskunft über ihre Beziehung zu den anderen, über die sie sprechen.

Zirkuläre Fragen haben im Prozess des Interviews mehrere Funktionen. Zum einen werden den Beteiligten die zirkulären Beziehungsverknüpfungen innerhalb eines Systems verdeutlicht. („Wenn Karl den ganzen Tag im Bett bleibt und Mutter darüber den Schlaf verliert, was tut dann der Vater?“). Zum Zweiten wird die Übernahme der Perspektive der anderen angeregt („Was denkt deine Mutter, wenn dein Vater dich anschreit?“). Zum Dritten wird die Außenperspektive als Ergänzung zur Innenperspektive eingeführt

(„Was bedeutet es für Ihre Frau, wenn der Beruf Ihr einziges Hobby ist?“). Und es können starke Affekte gepuffert werden, indem zwischen die eigene Reaktion auf Selbstwahrnehmungen oder Fremdzuschreibungen die Beschreibung einer Dritten geschaltet ist („Wie wütend ist Vater, wenn dein Bruder regelmäßig zu spät nach Hause kommt?“, könnte man z. B. die Tochter fragen, bevor man sich an den Vater wendet).

Tomm (1994) hat die zirkulären Fragen zwei großen Bereichen zugewiesen. Man fragt nach:

- *Unterschieden* zwischen Personen („Wer hat den größeren Einfluss auf die Kinder, Vater oder Mutter?“), zwischen Beziehungen („Welche Unterschiede gibt es in der Beziehung zwischen Ihnen beiden und der Ihrer Eltern?“), zwischen Wahrnehmungen/Ideen/Überzeugungen („Welche Idee ist in Ihrer Familie wichtiger, im Beruf erfolgreich zu sein oder ganz viel Zeit mit den Kindern zu verbringen?“), zwischen Handlungen/Ereignissen („War das neue Haus eher ein Wunsch von Ihnen oder Ihrem Mann?“) und zwischen den einzelnen Zeitebenen (Wird es Karl zwei Monate nach der Einschulung besser gehen als letztes Jahr im Kindergarten?“).
- Zum anderen fragt man nach den *Kontexten*, also nach der Beziehung zwischen Bedeutungen und Handlungen („Wem ist das sonntägliche Mittagessen bei den Großeltern wichtiger, der Mutter, dem Vater oder den Kindern?“), Bedeutungen und Symbolen („Großvater war ein berühmter Politiker; soll ihr Sohn in seine Fußstapfen treten?“), Bedeutungen und institutionellen Strukturen („Wer ist in der Familie für was zuständig?“).

6.6.1.1.2 Der Wirklichkeitsstatus, auf den sich die Fragen richten

Von Schlippe und Schweitzer unterscheiden Fragen zur Wirklichkeits- und Möglichkeitskonstruktion.

- *Fragen zur Wirklichkeitskonstruktion:* „Fragen zur Wirklichkeitskonstruktion oder Gegenwartsfragen dienen dazu, aktuelle Beziehungsmuster deutlich zu machen. Sie befassen sich im wesentlichen mit zwei großen Bereichen: dem Kontext des Arbeitsauftrages und dem Kontext des präsentierten Problems beziehungsweise den verschiedenen Perspektiven, die zusammengenommen dieses erst konstituieren“ (von Schlippe u. Schweitzer 1996, S. 145). Im Bereich des Arbeitsauftrages fragt man nach dem *Überweisungs- und Erwartungskontext*; im Bereich des Problems nach den Einzelbestandteilen des „Problempaketes“ (ebd., S. 146), den Beschreibungen und dem Beziehungstanz um das Problem, den Erklärungen für das Problem und den Bedeutungen, die es für die Beziehungen hat.
- *Fragen zur Möglichkeitskonstruktion:* In diesen Bereich fallen alle Fragen, die zukünftig denkbare, bisher noch nicht realisierte bzw. noch nicht wahrgenommene Möglichkeiten der Beziehungswirklichkeit ansprechen. Die Autoren unterscheiden „lösungsorientierte Fragen (Verbesserungsfragen)“, „problemorientierte Fragen (Verschlimmerungsfragen)“ und deren Kombination (ebd., S. 147). Lösungsorientierte Fragen beziehen sich auf Ausnahmen (Situationen, in denen das Problem nicht auftritt), Ressourcen und das zukünftige Leben ohne das Problem; hier hat die Wunderfrage („Was wäre, wenn das Problem sich wie durch ein Wunder im Nichts aufgelöst hätte?“) ihren Platz. Verschlimmerungsfragen sind auf eine mögliche Intensivierung der Problemerkfahrung gerichtet. Weil sie handlungsorientiert sind („Was können Sie tun, um noch mehr zu essen?“), werden die Eigenbeiträge zum Problem erfragt; dadurch wird indirekt deutlich, was man unterlassen sollte, wenn man sein Problem loswerden möchte. In der Kombination von lösungs- und problemorientierten Fragen geht

es um Fragen nach dem Nutzen des Problems (und die Möglichkeit, es deshalb noch ein wenig zu behalten), Fragen nach der Zukunft mit und ohne Problem, Fragen nach einem möglichen Rückfall (im Interesse einer *Rückfallprophylaxe*) und „Als-ob-Fragen“. Durch diese eröffnet sich die Möglichkeit, mit unterschiedlichen Wirklichkeiten in der Fantasie zu spielen; daraus ergeben sich Informationen für ein lösungsorientiertes Handeln in der Gegenwart.⁶

6.6.1.1.3 Die Absicht der Fragenden

Tomm hat diese Zuordnung gewählt: Er unterscheidet *lineale (lineare)*, *zirkuläre*, *reflexive* und *strategische* Fragen (Tomm 1988a, b, 1989, 1994). Wenn Fragen nach ihrer Absicht bestimmt werden, können sie trotz eines gleichen Wortlautes auch einer anderen Kategorie zugewiesen werden. Wichtig ist, dass alle vier Fragetypen ihren Platz und ihre Berechtigung im Interview haben, also auch die oft geschmähten linearen oder strategischen Fragen.

- *Lineale bzw. lineare Fragen* dienen der Informationsgewinnung. „Der Therapeut verhält sich wie ein Detektiv, der versucht, ein kompliziertes Rätsel zu entwirren. Die grundlegenden Fragen lauten: ‚Wer tat was? Wo, wann und warum?‘“ (Tomm 1989, S. 29). Mithilfe der linearen Fragen wird nach *harten* Daten geforscht: nach Namen und Benennungen, dem Alter der handelnden Personen und ihren formalen Rollen, Orten und Zeiten der fraglichen Situationen usw. Es überrascht nicht, dass lineare Fragen vor allem im Erstinterview eine wichtige Rolle spielen, z. B.: „Was führt Sie zu mir?“ Sie spielen auch für die Kausalattributionen der Befragten eine Rolle: „Warum, *glauben Sie*, hat Ihre erste Frau Sie damals verlassen?“ Allerdings wird hier die *harte* Realitätssicht schon durch die Formulierung „glauben Sie“ aufgeweicht.
- *Zirkuläre Fragen* dienen der Beschreibung des Beziehungsgeflechtes, in dem sich die Befragten bewegen; mit ihrer Hilfe lässt sich die Rückbezüglichkeit des Handelns rekonstruieren und den Handelnden nahe bringen. „Hier befindet sich der Therapeut eher in der Rolle eines Forschers, einer Person, die genaue Untersuchungen anstellt, oder eines Wissenschaftlers, der darauf aus ist, eine Entdeckung zu machen. Die bestimmenden Vorannahmen sind interaktionell und systemisch“ (ebd., S. 30). Zirkuläre Fragen sollen Informationen über die Verknüpfung der Elemente des Handlungssystems (Personen, Ideen, Dinge) liefern und das Muster dieser Verknüpfung ergeben. Eine Frage dieses Typs

könnte lauten: „Wer merkt in der Familie zuerst, wenn Mutter traurig ist, wer tröstet sie dann zuerst?“

- *Reflexive Fragen* sind auf Veränderung durch Einsicht gerichtet. Sie sollen Denk- und innere Suchprozesse anregen, neue Fragen aufwerfen und bisherige Überzeugungen infrage stellen: „Wenn da zwischen Ihnen beiden noch eine unerledigte Sache stünde, wer würde sich am schnellsten dafür entschuldigen?“ (ebd., S. 32). „Die Absicht, die hinter diesen Fragen steckt, soll im folgenden als überwiegend *fördernde (faciliative)* gekennzeichnet werden ... Daher verhält sich der Therapeut hier eher wie ein Berater oder Trainer, der die Familienmitglieder darin bestärkt, ihre eigenen Möglichkeiten zur Problemlösung zu nutzen“ (ebd.; Hervorh. im Orig.). Tomm unterscheidet innerhalb dieser Kategorie:
 - „zukunftsorientierte Fragen“ („Woran würden Sie es merken, wenn Ihr Problem über Nacht verschwunden wäre?“);
 - „Fragen aus der Beobachterperspektive“ („Wenn Sie Ihren Mann so ansehen, haben Sie eine Vermutung, was er gerade denkt?“);
 - „Fragen zur unerwarteten Kontextveränderung“ („Wie hat sich die unerwartete Schwangerschaft auf Ihre Beziehung ausgewirkt?“);
 - „eingebettete Suggestionsfragen“ („Was würde Ihre Frau denn machen, wenn Sie einfach einmal bei ihr blieben oder sogar in den Arm nehmen würden, statt sich wie sonst bei ihren Wutanfällen zurückzuziehen und sie allein sitzen zu lassen?“);
 - „Fragen zum normativen Vergleich“ („Glauben Sie, daß Sie mit Ihren Meinungsverschiedenheiten offener umgehen als andere Familien?“);
 - „Fragen zur Klärung von Unterscheidungen“ („Denkt Vater, daß Psychose eine Krankheit ist oder die Folge einer Vielzahl von Kränkungen im Leben?“);

- „Fragen, die Hypothesen einleiten“ („Nehmen wir einmal an, Susanne würde eines Morgens die dunklen Gedanken Ihrer Mutter bemerken, wäre das für sie ein Grund, an diesem Tag nicht in die Schule zu gehen?“);
 - „Fragen, die einen Prozeß unterbrechen“ („Was wäre für Sie anders, wenn auf meinem Stuhl statt eines Mannes eine Frau sitzen würde?“).
- *Strategische Fragen* werden verwendet, um Veränderungsperspektiven und -ziele, welche die Sozialarbeiterin für ihre Auftraggeberinnen als wünschenswert erachtet, in den Horizont des Unterstützungssystems einzuführen. „Der Therapeut wendet diese Fragen an, um den Klienten oder die Familie auf bestimmte Weise zu beeinflussen; sie beziehen sich auf lineale Annahmen über die Art des therapeutischen Prozesses. Die Absicht, mit der sie gestellt werden, ist daher überwiegend *korrektiv (corrective)*“ (ebd., S. 31; Hervorh. im Orig.). Hier ist die schon erwähnte Kombination von Respekt für die Menschen und Respektlosigkeit gegenüber den Gewohnheiten und automatisierten Handlungsabläufen besonders wichtig. Die Befragten müssen dabei auch die Freiheit zur ganz unerwünschten Antwort behalten. Eine Frage dieses Typs wäre etwa: „Warum erzählen Sie nicht Ihrem Mann anstelle der Kinder von Ihren Sorgen?“ Oder: „Wie lange, glauben Sie, wird es noch gehen, bis Ihnen Ihr Körper mal wieder ein Stoppsignal gibt?“

Tomm beschreibt vor allem die Absicht der Therapeutin, bestimmte Effekte bei der Klientin zu erzielen. Fragen beinhalten aber auch eine generelle Absicht der systemischen Therapeutin, Informationen zu erhalten, um im Wechselspiel von Hypothesenbildung, Beschreibung und Intervention den Veränderungsprozess des Unterstützungssystems professionell mitzugestalten. Die Informationsabsicht ist Teil der von Cecchin (1988) beschriebenen Neugierde und des Interesses – beide Konzepte wurden zu Beginn

dieses Kapitels als den systemischen Handlungsrichtlinien zugehörig dargestellt.

Eine besonders wirkungsvolle Art des Fragens sind die *Skalierungsfragen* (sie werden im Lehrvideo an mehreren Stellen, z. B. in der zweiten und vierten Szene, demonstriert; siehe Ritscher et al. 2002). Die Befragten werden gebeten, eine bestimmte Merkmalsausprägung auf einer Skala zwischen 1 (minimaler Wert) und 5 oder 10 (maximaler Wert) einzuschätzen. Skalierungsfragen können linear sein, z. B.: „Würden Sie bitte Ihren Wunsch, abends auszugehen und dabei Ihren 15-jährigen Sohn allein zu lassen, auf einer Skala zwischen 1 und 10 einschätzen? Wobei 1 hieße, Sie haben gar keine Lust darauf, 10 bedeutete, dass Sie darauf brennen, einen Abend außerhalb der Wohnung zu verbringen.“ Die zirkuläre Version lautete: „Würden Sie bitte auf einer Skala zwischen 1 und 10 die Reaktion Ihres Sohnes auf einen nicht angekündigten Abend außerhalb der Wohnung einschätzen? Wobei 1 hieße, dass ihm das gleichgültig ist, 10, dass er voller Angst oder Unruhe wäre.“

6.6.1.2 Positive Konnotation, Reframing und Relabeling

Positive Konnotation umschreibt das Gesamtkonzept der Benennung eines positiven „Bedeutungshofes“ (Pörksen 1989, S. 22) für ein Beziehungsereignis. Im Feld von Sozialer Arbeit und Therapie bezieht sich dieser Begriff auf alle Formen der positiven Bewertung eines bisher als problematisch, auffällig, krank bezeichneten Verhaltens. Diese „Umwertung“ wird als Methode verwendet.

Die Idee der positiven Konnotation ist schon in dem von der *Palo-Alto-Gruppe* entwickelten und von Ericksons Hypnotherapie beeinflussten *Konzept der Symptomverschreibung* bzw. *paradoxen Intervention* enthalten.⁷ Hier wird die in Therapie befindliche Person aufgefordert, nicht mehr gegen das bisher als problematisch bezeichnete Verhalten zu kämpfen, sondern es in einem anderen Kontext gerade zu zeigen. Dieser Kontext definiert das bisher negativ bewertete Verhalten in ein nützliches Verhalten um. Die paradoxe Intervention ist im weiteren Verlauf wegen ihrer rein strategischen Absicht kritisch diskutiert worden. Unter einer rekonstruktivistischen Perspektive kann man als Therapeutin zwar eine paradoxe Absicht haben, ob sie aber von der Adressatin der Intervention umgesetzt wird, ist weniger eine Frage der ausgefeilten Technik als der Passung zwischen der Aufgabe und der kognitiv-affektiven Landkarte dieser Person bzw. des Familiensystems.

Die erste *Miländer Gruppe* verstärkte die im Konzept der paradoxen Intervention enthaltene Idee der Nützlichkeit des bisher als krank und damit negativ bewerteten Symptoms: Die Symptomträgerin schützt mit ihrem Symptom andere Familienmitglieder und erhält die Balance des Systems. Es entstand das Konzept der positiven Konnotation: Das bisher als problematisch definierte Verhalten erhält einen positiven „Bedeutungshof“ (siehe [2.4.3.2.2.1](#)). Der „Symptomträgerin“ wird offen der Respekt für ihre Leistung des Systemerhaltes bekundet.

Der zehnjährige Ernesto macht seiner Familie große Sorgen, weil er sich nach dem Tod des Großvaters als dessen Statthalter in der Familie positionierte. Er verhielt sich „wie ein Achtzigjähriger“ und

redete „wie ein Buch aus dem vorigen Jahrhundert“ (Selvini Palazzoli et al. 1978, S. 82). Im Rahmen der Standardpsychiatrie wurde das als Psychose im Kindesalter (Hebephrenie) diagnostiziert. Im Abschlusskommentar wird sein Verhalten positiv konnotiert und gewürdigt; zugleich wird vorgeschlagen, es die nächsten fünf Wochen aufrechtzuerhalten.⁸ Zum Abschluss der ersten Sitzung gibt das therapeutische Team folgenden Kommentar:

„Am Ende dieser Sitzung wollen wir uns an dich wenden, Ernesto, um dir zu sagen, daß du etwas Gutes tust. Wir haben verstanden, daß du im Großvater sozusagen den Hauptpfeiler deiner Familie gesehen hast ... der stützte und ein gewisses Gleichgewicht herstellte ... Nachdem der Großvater fehlte, hast du Angst bekommen, daß sich etwas ändern könnte. Deshalb legtest du dir die Rolle des Großvaters zu, vielleicht aus Angst, daß das Gleichgewicht gestört werden könnte ... Im Augenblick ist es gut, wenn du diese Rolle, die du dir spontan zugelegt hast, weitermachst. Du darfst bis zur nächsten Sitzung, die am 21. Januar (in fünf Wochen; W. R.) sein wird, nichts verändern“ (Selvini Palazzoli et al. 1978, S. 84).

Entscheidend bei einer gelungenen positiven Konnotation ist, dass die Sozialarbeiterin diese positive Sichtweise selbst teilt und ihr nonverbales Verhalten dazu passt, ganz im Sinne der von Rogers geforderten *Echtheit*. Wird die positive Konnotation nur als Technik, d. h. unabhängig von der aktuellen kognitiv-affektiven Befindlichkeit der Sozialarbeiterin, eingesetzt, bleibt sie im günstigsten Fall ohne positiven Effekt; im ungünstigen Fall wird sie zu einem berechtigten Misstrauen der Adressatinnen gegenüber dem Unterstützungssystem und zu einem unnötigen Widerstand führen.

Ich möchte die positive Konnotation von der heute inflationär gebrauchten Forderung nach *positivem Denken* abgrenzen. Dieses steht immer in der Gefahr, Probleme, Defizite und Konflikte zu ignorieren oder schönzureden. Positive Konnotation hingegen fokussiert auf die Ressourcen der Menschen, sich in schwierigen

Lebens- und Problemlagen entsprechend ihren eigenen Möglichkeiten zu behaupten, auch wenn die dabei gezeigten Verhaltensweisen und Handlungspläne von den sozialen anderen nicht verstanden oder abgewertet werden.

Mit dem Konzept von *Reframing* und *Relabeling* wird dieser Weg konsequent weiterbeschritten. Nun wird weniger in einer strategischen als in einer reflexiven Absicht der positive *Sinn* des Symptoms betont. Es hat seine *Funktion* für die Systembalance, aber jetzt wird die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung des Symptoms bzw. des entsprechenden Verhaltens als Ressource für das persönliche und systemische Wachstum gerichtet.⁹

Durch das Reframing wird der „Bedeutungshof“ eines Ereignisses, einer Handlung, eines Wortes, eines Symptoms geändert. Die negative Bedeutungszuschreibung wird in eine positive überführt, indem der Sinn neu bestimmt wird. Dadurch entsteht ein neuer „Bezugsrahmen“ (von Schlippe et al. 1995). Streit wird nicht mehr in dem Bedeutungshof *destruktive Aggression* verortet, sondern mit Lebensenergie, Vitalität und Offenheit assoziiert. Dadurch entsteht ein neuer Bezugsrahmen, der Streit als erlaubt, erwünscht und entwicklungsfördernd definiert. Damit diese neue Bedeutung in der Streitpraxis auch realisiert wird, müssen innerhalb des Reframings bestimmte Bedingungen festgelegt werden, z. B. die Anerkennung des Prinzips der Gewaltfreiheit. Das erfordert Regeln für die Streitsituation, die gewalttätige Eskalationen vermeiden.¹⁰

Ein anderes Beispiel: Die lähmende Angst eines Kindes lässt sich nun als Symbol seiner Angst um die Beziehung der Eltern verstehen; das Kind wird dann gewürdigt, weil diese Angst seine Sorge um den Bestand der elterlichen Beziehung zeigt und es die Eltern damit indirekt auffordert, sich mehr um ihr Kind als um ihre Konflikte zu kümmern.

Mit dem Relabeling wird dieser Weg konsequent weitergegangen, indem das Symptom bzw. das Problem eine andere Benennung erhält und damit der neu geschaffene Bedeutungsunterschied nochmals unterstrichen wird. Eine Depression lässt sich vielleicht als „noch

unabgeschlossener Trauerprozess“ benennen, ein Aufenthalt in der Psychiatrie als „Auszeit vom Alltagsleben“, ein Paarkonflikt als „Folge einer Reise, für die jede/jeder der beiden aus der Herkunftsfamilie einen Rucksack mit ganz verschiedenen Inhalten“ (Beziehungsregeln, Rollenbildern, Ordnungsvorstellungen usw.) mitgebracht hat.

Die positive Konnotation betont den Sinn jedes Verhaltens im Kontext seines relevanten Beziehungssystems: Sie definiert es nicht als Defizit, sondern als Anknüpfungspunkt für eine konstruktive persönliche und systemische Entwicklung. Mit dieser auf die Zukunft gerichtete *und* an die Vergangenheit anknüpfende Perspektive kann positive Hoffnung auf Veränderung und Mut für die dazu notwendigen Schritte entstehen.

6.6.1.3 Kommentierungen

Kommentierungen erhielten ihren hohen methodischen Stellenwert durch das von der ersten *Mailänder Gruppe* entwickelte *Fünfphasenmodell des systemischen Interviews* (siehe 6.6.3.1). In dessen vierter Phase erhält der Kommentar am Ende der Sitzung den Status eines Rituals, durch das die Sozialarbeiterin ihre Sichtweisen, Hypothesen, Beschreibungen und Anregungen in das System einbringen kann. Weil der Kommentar in diesem Zusammenhang den Abschluss der Sitzung markiert, entzieht er sich einer Diskussion, in der die darin enthaltenen Gedanken „zerredet“ und ihre kognitiv-affektive Dichte wieder aufgelöst werden können.

Außer den Abschlusskommentaren gibt es auch Kommentierungen in Form von eingestreuten Ideen, Randbemerkungen und humorvollen Paraphrasierungen. Dann sind sie kleine „Fußnoten“ zu den Äußerungen der Adressatinnen im Fluss des Gespräches, die ihre Wirkung als halbbewusster Nachklang des Gesagten entfalten.

Als Abschlussintervention könnten die Kommentierungen auch den *settingstrukturierenden Methoden* zugeordnet werden, ansonsten sind sie Teil der verbalen Methoden.

6.6.1.4 Aufgaben, Ordeals und Rituale

6.6.1.4.1 Aufgaben

Aufgaben sind in der Verhaltens- und der Hypnotherapie schon vor ihrer Etablierung in der Familientherapie verwendet worden.

Aufgaben können während der Sitzungen gegeben werden. Die sich im Gespräch langweilenden Kinder werden z. B. gebeten, ihre Familie in Tiere zu verzaubern und diese zu malen. Die Erwachsenen werden vielleicht aufgefordert, während der Pause einen Spaziergang zu machen und sich über ein bestimmtes Thema zu verständigen. Ein sehr offensiv agierendes Familienmitglied kann gebeten werden, eine Beobachterposition hinter der Scheibe einzunehmen und den aus der Außenperspektive beobachteten Prozess in einer anschließenden Familienrunde zu beschreiben. Oder der ganzen Familie wird der Vorschlag gemacht, in einer gemeinsamen Zeichnung den Grundriss ihres Hauses anzufertigen.

In den meisten Fällen allerdings werden die Aufgaben in Form von „Hausaufgaben“ am Ende einer Sitzung gestellt.

In diesem Fall haben sie die Funktion:

- die Ergebnisse einer familientherapeutischen Sitzung in den Familienalltag einzuführen;
- zu sondieren, inwiefern die in der Sitzung thematisierten Veränderungs- und Lösungsmöglichkeiten vom System in seine Lebenswelt übernommen werden;
- durch die Fokussierung auf ein Thema der Sitzung die Familientherapie als einen Bezugspunkt im familiären Alltag zu verankern, um die Kontinuität zwischen der aktuellen Sitzung und der darauf folgenden zu sichern.

Schon die Formulierungen machen deutlich, dass „Hausaufgaben“ oft unter einer strategischen Absicht gestellt werden. Im Rahmen der *Palo-Alto-Gruppe* waren sie am Ende der Sitzung identisch mit der Symptomverschreibung. In der strukturellen Familientherapie dienen sie der Etablierung von Generationengrenzen, funktionsfähigen Subsystemen und einer familiären Verantwortungshierarchie in der Zeit zwischen den Sitzungen. Im Rahmen einer eher reflexive und zirkuläre Intentionen vertretenden rekonstruktivistisch-systemischen Therapie haben sie überwiegend einen sondierenden und experimentellen Charakter. Sie sind in diesem Sinne keine Aufgaben, sondern Vorschläge der Therapeutin.

„Diagnostisch“ zeigt der Umgang mit der „Hausaufgabe“¹¹, inwieweit die Verbindung von Sozialarbeiterin und Adressatin im Rahmen des Unterstützungssystems gelungen ist. Er zeigt auch an, ob sich die Fachfrau mit ihren Hypothesen und Interventionen in die kognitiv-affektive Landkarte der Familie und ihrer Mitglieder integrieren konnte, ohne sich darin eindeutig kalkulierbar zu verorten.

Als „Intervention“ soll das *Experiment* dem System einen neuen Handlungsspielraum eröffnen, ohne dass damit die Handlungsergebnisse vorweggenommen würden. So bleiben die Auftraggeberinnen auch offiziell immer in der Rolle der Spezialistinnen für ihren Alltag.

Der *Vorschlag für das Experiment* wird im Rahmen der vierten Phase des Interviews präsentiert und erhält den Status eines Rituals. Thema und Prozedurvorschlag müssen sich im Prozess des Gespräches entwickeln, d. h., sie müssen zu der kognitiv-affektiven Familienlandkarte, der konkreten Alltagssituation und den Ressourcen der Familien passen. Um diese Grundforderung zu realisieren, sollte die Sozialarbeiterin vor der formalen Präsentation ihres Vorschlages durch hypothetische Fragen erforschen, ob es eine Bereitschaft von allen Mitgliedern des Systems für dessen Übernahme gibt und was die möglichen Folgen für die Familiendynamik sein könnten.

Eine Weigerung der Familie, den Vorschlag zu übernehmen, ist eine wertvolle Information für die Sozialarbeiterin und keinerlei Anlass, sich gekränkt oder unfähig zu fühlen. Sie zeigt, dass die notwendige *Passung* zwischen dem Experiment und der Familiensituation nicht vorhanden war. Das kann thematisiert werden und ergibt eine Vielzahl neuer Einsichten, die den Entwicklungsprozess des Therapiebw. Unterstützungssystems voranbringen.

Die erste *Mailänder Gruppe* hat viele bekannt gewordene und in unterschiedlichen Kontexten verwendbare „Hausaufgaben“ erfunden (Selvini Palazzoli 1982) Eine davon hieß *Gerade und ungerade Tage*. Eltern, die im gleichen thematischen Kontext – z. B. bei der Kindererziehung – um die permanente Vorrangstellung kämpfen, erhalten die Aufgabe, sich in der verantwortlichen und damit auch dominierenden Position von Tag zu Tag, Woche zu Woche oder im Zweiwochenrhythmus abzuwechseln. Die Entlassung aus der Verantwortung ist verbunden mit der Aufgabe, verstärkt auf die Wechselbeziehung zwischen dem Handeln der/des anderen und den eigenen Reaktionen zu achten: Welche Gedanken bemerke ich, welche

Handlungsimpulse spüre ich, wenn mein Partner/meine Partnerin die Erfordernisse des Alltags nach seiner/ihrer Weise regelt?

Bei der Aufgabenstellung ist eine Kombination von Kreativität, Bezug zu den Möglichkeiten der Adressatinnen und ein genaues Ankoppeln an die durch sie neu kontextualisierte Beziehungssituation erforderlich.¹²

Das gilt in noch stärkerem Maße für das „Ordeal“.

6.6.1.4.2 Ordeals

„Ordeals“ (Haley 1989) sind eine besondere Form der Aufgabe. Das macht schon die Übersetzung als „Mutprobe“, „Feuertaufe“, „schwere Prüfung“, „Nervenprobe“ deutlich. Ein Ordeal lässt sich in diesem Sinne als eine besonders schwere, fast zeremonielle Aufgabe bzw. Prüfung definieren – metaphorisch gesprochen, ein Nadelöhr, durch das man hindurch muss, um wieder Handlungsfreiheit zu gewinnen.

Haley nennt drei Bedingungen für die Verschreibung von Ordeals:

- „Das Ordeal muss schlimmer ... (sein) als das Problem. Vor allem muß das Ordeal eine Qual hervorrufen, die genauso groß oder größer als die ist, die von den Symptomen verursacht wird“ (ebd., S. 17).
- „Außerdem ist es am besten, wenn das Ordeal für den Menschen gut ist. Jedem fällt es schwer, das zu tun, was gut für einen ist, und das trifft besonders auf die Leute zu, die sich um Therapie bemühen. Es ist zum Beispiel gut für Leute, sich Bewegung zu verschaffen, den Verstand zu schulen, eine gesunde Diät einzuhalten und anderen Aktivitäten zur Selbstverbesserung nachzugehen. Es kann auch zu solchen Ordeals gehören, für andere ein Opfer zu bringen“ (ebd., S. 18).
- Das Ordeal muss „im Bereich der Möglichkeiten des Betreffenden“ liegen, sodass „er keine berechtigten Einwände haben kann“ (ebd.).

Haley bezieht sich mit seinen Vorschlägen auf die von Erickson entwickelte hypnotherapeutische Ordeal-Technik. Er zitiert ein Beispiel aus dessen Praxis:

„Zu mir (Erickson; W. R.) kam einmal ein 65jähriger Mann, der vor 15 Jahren an einer geringfügigen Schlafstörung gelitten hatte und dem sein Arzt Natriumarmittel verschrieben hatte. Vor 3 Monaten war seine Frau gestorben, und er lebte nun allein mit seinem unverheirateten Sohn. Ganz regelmäßig hatte dieser Mann 15 Kapseln täglich eingenommen, das bedeutete eine Dosis von fast 3 g Natriumarmittel täglich. Er ging abends um 8 Uhr ins Bett, wälzte sich bis Mitternacht hin und her und nahm dann seine 15 Kapseln, drei Gramm, ein paar Glas Wasser, legte sich hin und schlief für etwa 1½ bis 2 Stunden. Dann wurde er wieder wach, wälzte sich hin und her, bis es Zeit zum Aufstehen war. Seit seine Frau gestorben war, wirkten die 15 Kapseln

nicht mehr. Er war zu seinem Hausarzt gegangen und hatte um ein Rezept für 18 Kapseln gebeten. Der Hausarzt bekam es mit der Angst zu tun und entschuldigte sich, daß er es überhaupt zugelassen hatte, daß aus ihm ein Barbituratabhängiger geworden war. Er schickte ihn zu mir.

Ich fragte den alten Mann, ob er wirklich seine Schlaflosigkeit überwinden wolle, ob er wirklich seine Drogenabhängigkeit loswerden wolle. Er sagte ja und war sehr aufrichtig und ehrlich. Ich sagte ihm, er könne es leicht bewerkstelligen. Als ich seine Geschichte aufgeschrieben hatte, hatte ich erfahren, daß er in einem großen Haus mit Holzfußboden lebte. Das Kochen und Abwaschen besorgte meist er, während sein Sohn die Hausarbeit machte – insbesondere das Wachsen der Fußböden, was der alte Mann haßte ... Ich erklärte also dem alten Mann, ich könne ihn heilen, und es würde ihn höchstens acht Stunden Schlaf kosten, und das wäre alles – ein sehr niedriger Preis ...

Ich erklärte ihm, daß er am nächsten Abend um 8 Uhr, statt schlafen zu gehen, die Bohnerwachsdose und einige Tücher holen solle. ‚Das kostet Sie ja nur 1½ Stunden Schlaf oder höchstens 2, und Sie fangen an mit dem Polieren dieser Fußböden. Sie werden das hassen, und Sie werden mich hassen; während die Stunden sich hinschleppen, werden Sie nicht sehr nette Gedanken für mich haben. Aber polieren Sie die ganze Nacht diese Fußböden, und gehen Sie am nächsten Morgen um 8 zur Arbeit. Hören Sie um 7 Uhr mit dem Polieren auf, dann haben Sie eine ganze Stunde Zeit für das Aufstehen. Am nächsten Abend um 8 bleiben Sie wieder auf und polieren den Fußboden. Sie sollten wirklich den ganzen Fußboden wieder polieren, und es wird Ihnen nicht gefallen. Aber Sie werden höchstens zwei Stunden Schlaf verlieren. Am nächsten Abend machen Sie dasselbe und in der vierten Nacht noch einmal dasselbe.‘

In der ersten Nacht polierte er den Fußboden, in der zweiten Nacht und in der dritten Nacht. In der vierten Nacht sagte er sich: ‚Ich habe es satt, mich an die Anordnungen dieses verrückten Psychiaters zu halten, aber es ist wohl besser, wenn ich es mache.‘ Er hatte sechs Stunden Schlaf verloren; er musste noch zwei weitere verlieren, bevor ich ihn richtig geheilt hatte. Er sagte zu sich selbst: ‚Ich glaube, ich lege mich ins Bett und ruhe für eine halbe Stunde meine Augen aus.‘ Am nächsten Morgen um 7 Uhr wachte er auf. Am folgenden Abend befand er sich in einem

Zwiespalt. Sollte er schlafen gehen, obwohl er mir noch zwei Stunden Schlaf schuldete? Er entschied sich für einen Kompromiss: Er würde sich zum Schlafen fertig machen und das Bohnerwachs und die Tücher um 8 Uhr herausnehmen. Wenn er um 8 h 15 noch die Uhr lesen könne, würde er aufstehen und die ganze Nacht den Fußboden bohnen.

Ein Jahr später erzählte er mir, er habe seitdem jede Nacht geschlafen. Ja er sagte sogar: Wissen Sie, ich wage es überhaupt nicht, an Schlaflosigkeit zu leiden. Ich sehe auf die Uhr und sage mir: Wenn ich in 15 Minuten noch wach bin, muss ich die ganze Nacht den Fußboden bohnen, und das meine ich ernst.' Wissen Sie, der alte Mann war bereit, alles zu tun, um nicht den Fußboden bohnen zu müssen – sogar schlafen" (Haley 1989, S. 15 f.).

Diese Lehrgeschichte macht nochmals einige wichtige Aspekte eines Ordeals deutlich: Es unterbricht den erfolglosen Kampf gegen ein Problem und den bislang erfolglosen Problemlösungsversuch, der selbst zum Problem in Form einer eingeschliffenen, ritualisierten Gewohnheit geworden ist. Es enthält eine nützliche, aber ungeliebte Aufgabe, die ein deutliches Gegengewicht zum bisherigen Verhalten darstellt. Die Aufgabe wird zu negativen Affekten gegenüber dem Therapeuten führen. Diese sind verständlich und seitens des Therapeuten akzeptiert; deshalb Schuldgefühle zu entwickeln ist unnötig. Aus diesem Grund sagt Erickson sie voraus und normalisiert sie durch Inhalt und Form seiner Formulierung. Ein Ordeal setzt auch die intensive Bereitschaft zur Kooperation voraus – in diesem Fall muss der Klient acht Stunden Schlaf „einsparen“, und er bemüht sich sehr darum. Das Ordeal setzt direkt in der Lebenswelt und bei den Möglichkeiten der Auftraggeberinnen an und gibt diesen einen positiven Sinn. Und in unserem Fall kann vermutet werden, dass mit dem Polieren des Fußbodens auch ein Stück Trauer-, d. h. Erinnerungs- und Bewältigungsarbeit verbunden ist. Ich vermute, dass der alte Herr hier eine Arbeit übernimmt, die früher von seiner Frau ausgeführt wurde. Nun ist er allein und muss diese neue Situation kognitiv und affektiv bewältigen. Die *Maßschneiderung* des Ordeals zeigt sich z. B. daran, dass die „Nachtschicht“ um sieben Uhr morgens beendet wird, genau zu der Uhrzeit, zu der er sonst nach einer qualvollen Nacht aufsteht; und er hat dafür – wie es Erickson ausdrückte – nur zwei Stunden Schlaf geopfert. Das Tagewerk kann dann wie bisher beginnen; hier bleibt eine Sicherheit gebende Kontinuität. Deutlich wird auch das paradoxe Element des

Ordeals: Eine Auflehnung gegen die Aufgabe ist durchaus nützlich, wenn sie mit dem Interesse an Kooperation und Veränderung verbunden bleibt. In diesem Fall führt die Auflehnung genau den gewünschten Effekt herbei: Der Klient schläft völlig übermüdet ein und durch.

Es bleibt anzumerken, dass jedes Ordeal ethisch verantwortbar sein muss; das garantiert am besten eine neutrale, respektvolle, interessierte und warmherzige Haltung der Therapeutin, die in der Arbeit Ericksons immer präsent war (siehe Zeig 1985).

6.6.1.4.3 Rituale

Die wichtige Funktion von Ritualen und ihr Sinn für soziale Systeme wurde schon unter [3.2.2.5](#) beschrieben. Ihre Bedeutung für alltägliche und besondere Situationen der Kommunikation verschaffte ihnen einen wichtigen Platz in der Familientherapie. Meines Wissens hat Selvini Palazzoli als Erste die systematische Verschreibung von Ritualen in die Familientherapie eingeführt – bei der Arbeit mit sich anorektisch zeigenden Mädchen und jungen Frauen (Selvini Palazzoli 1982). Die erste *Mailänder Gruppe* hatte in der Folge eine Vielzahl von therapeutischen Ritualen entwickelt und beschrieben (siehe Selvini Palazzoli et al. 1978). Sie sahen ihren Wert darin, dass die bisherigen Normen des Familienspiels unterbrochen und auf einem nichtsprachlich-symbolischen Wege neue Normen eingeführt werden. Die Dichte der nichtsprachlichen Symbolik wird intuitiv verstanden und kognitiv-affektiv verankert. Entscheidend ist dabei eine leitende Metapher und bildliche Symbolik des Rituals, die alle Elemente der rituellen Handlung integriert und als Anker dient, auf den in der Folge immer wieder Bezug genommen werden kann.

Die Mailänder verschrieben z. B. ein Beerdigungsritual für den vier Tage nach seiner Geburt gestorbenen Bruder eines kleinen Mädchens, weil dieses nach seinem Tod aufgehört hatte zu essen. „Die Familie wurde gebeten, den Tod des Säuglings auf eine Weise anzuerkennen, die das Mädchen auch verstehen konnte. Sie begruben einige der Kleider ihres Bruders und sprachen darüber, was mit ihm geschehen war“ (Imber-Black et al. 1995, S. 17).

So wird ohne Worte, aber durch eine symbolisch-zeremonielle Handlung des toten Kindes und Bruders gedacht und Abschied von ihm genommen. Das leitende Symbol ist in diesem Fall ein Grab, das als Bild in der Vorstellung präsent bleibt, die dazugehörige Metapher heißt „Be-Hausung“: Das Grab als Haus des Toten markiert den Unterschied zur Wohnung der Lebenden, aber es hat auch eine Bedeutung als „schützende Hülle“ für den toten Bruder.

Therapeutische Rituale beziehen sich sowohl auf den Alltag als auch auf den Unterschied zu ihm markierende besondere Zeiten und Räume sowie Übergangssituationen im Prozess des Lebens. Quer zu diesen drei Bezugspunkten liegen fünf Themen, die jedes Ritual enthalten kann: Mitgliedschaft, Heilung, Identität, Meinungs austausch und das die

Besonderheit der Situation und seine „höheren Weihen“ ausdrückende Zelebrieren der Handlung (siehe Imber-Black et al. 1995, S. 77).

Hier einige Beispiele:

- *Stichwort Alltag:* Das Alltagsritual der Abendmahlzeit im Familienkreis betont das Thema der Mitgliedschaft, eventuell auch das des Meinungsaustausches, wenn dies der anerkannte Rahmen für Gespräche über die Tagesereignisse oder alle Familienmitglieder betreffende Informationen ist.
- *Stichwort Zeit:* Das Zubettgehritual markiert den Übergang vom Tag zur Nacht, den Eintritt in die Welt der Träume, die Sicherheit des häuslichen und familiären Rahmens für die täglich zu bewältigenden Anforderungen. Mitgliedschaft und Identität sind hier die wichtigen Themen, aber auch Heilung, wenn z. B. im Tagesverlauf erlittene psychische oder körperliche Verletzungen in den Hintergrund treten und durch die tröstende Gutenachtgeschichte aufgefangen werden. Die Silvesterfeier markiert den Übergang von der Vergangenheit in die Zukunft im Kontext einer die Zeit übergreifenden persönlichen und sozialen Identität. Das alte Jahr wird bilanziert, Wünsche und Erwartungen für das neue werden im Kreis der Familie öffentlich gemacht und damit in den Horizont des Möglichen eingeholt. Die entsprechenden Themen sind Mitgliedschaft und Identität, eventuell auch Heilung, wenn die Gesundheit im Vordergrund von Bilanz und Erwartungen steht, oder der Meinungsaustausch, wenn über die politischen Aussichten für das kommende Jahr gestritten wird.
- *Stichwort: Übergänge:* Die Taufe kann als ein typisches Übergangs- und Initiationsritual unserer Kultur verstanden werden. Nachdem das Kind durch die Geburt in sein eigenes Leben und das der Familie eingetreten ist, wird es nun zum Mitglied der religiösen und weltlichen Gemeinschaft. Die Taufzeremonie verbindet das Kind und seine Familie mit der göttlichen Fürsorge und Weisheit und gibt dem persönlichen Leben einen höheren Sinn. Zugleich markiert sie den Eintritt in den engeren gesellschaftlichen Kontext: Verwandte, Freunde, Nachbarn sind zugegen. Die Paten symbolisieren den Beistand, den das Kind auch jenseits der engsten Familie in seinem sozialen Umfeld erwarten kann – es ist nicht zur Einsamkeit verdammt, und so lässt sich auf ein gelingendes Leben hoffen. Hier

sind alle Themen vereint: Mitgliedschaft, Identität, Meinungsaustausch, Heilung und das Zelebrieren eines höheren Sinns.

In der heutigen Gesellschaft verlieren familiäre Rituale an Bedeutung, weil die Individualisierungstendenz der postmodernen Kultur die Bindung an den sozialen Kontext zwar nicht weniger wichtig, aber diffuser wahrnehmbar werden lässt. Wir befinden uns hier in einer paradoxen Situation: Individualisierung behindert Ritualisierung, hätte sie aber gerade besonders nötig, um den sozialen Bezug immer wieder herzustellen und bewusst zu machen.

An diesem Punkt kommt die Soziale Arbeit ins Spiel. Immer mehr Familien scheitern an ihrer Aufgabe, sich als Alltagskommunikation, Reproduktion und die Sozialisation der Kinder sicherndes System zu etablieren, dessen Strukturen und Regeln für alle Mitglieder deutlich, eindeutig und verbindlich sind. Rituale könnten hier eine wesentliche Strukturierungshilfe sein. Auch Rituale für die Übergänge des Lebenszyklus verlieren an Bedeutung. Wo nimmt die Familie noch persönlich von einem sterbenden Familienmitglied Abschied? Welche Familie akzeptiert noch bewusst das von einem sterbenden Mitglied ausgehende geistige Vermächtnis als Beitrag zur Familientradition, die dem persönlichen Leben eine Orientierung gibt? Auch hier können Sozialarbeiterinnen und Therapeutinnen durch Vorschläge für entsprechende Rituale Orientierungshilfen anbieten.

Zubettgehrituale können vielleicht das brüchige existenzielle Vertrauen von Kindern stärken, Familienfeiern ein Gefühl der Einbettung in das soziale Leben vermitteln, Initiationsriten den verunsichernden Übergang in eine neue Lebensphase unterstützen und dafür Leitsymbole prägen. Im Rahmen der Sozialen Arbeit sind auch Rituale der Heilung von großer Bedeutung: Sollte man nicht lieber die Entlassung aus der psychiatrischen Klinik als Grund zum Feiern nehmen, anstatt schon an den nächsten Rückfall zu denken? Und sollte man nicht lieber die für eine lange Zeit fragliche und nun doch erreichte Versetzung in die nächsthöhere Klasse feiern, anstatt der vielen Misserfolge des vergangenen Schuljahres zu gedenken?

6.6.1.5 Metaphern, Bilder und Geschichten

Die systemische Therapie konnte in diesem Bereich von mehreren Meistern der Psychotherapie lernen. Freud und Jung haben die „Bildersprache der Seele“ in den kulturellen Diskurs der Moderne eingeführt. Freuds Arbeiten zur Bildersprache des Traumes eröffnen den verstehenden Zugang zu den Gedanken hinter den Bildern (Freud 1973). Jungs Archetypen zeigen uns eine Vielzahl von Bildern, in denen der Mensch den über seine persönliche Existenz hinausgehenden Sinn des Lebens und Handelns entdecken kann (Jung et al. 1979). Die Sozialarbeiterin kann in einer Familie, die in einer Übergangskrise feststeckt, den Baum als Symbol des Wachsens, der Verbindung zwischen Himmel und Erde, Geist und Materie, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sowie der komplexen Beziehungsmuster („Verästelung“) einführen. Am Beispiel des Baumes wird damit Entwicklung deutlich. Diese kann durch die Erstellung des Familienstammbaumes konkretisiert werden. Nun verbinden sich über die Generationen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Mit der Zukunft entstehen neue Möglichkeiten, der ressourcenorientierte Blick auf die Vergangenheit führt uns zu den Wurzeln. Sie geben Halt in den Stürmen des Lebens.

Mit den Stürmen des Lebens sind wir schon bei der Metapher angelangt. Durch sie können fixierte Bedeutungen verflüssigt und neu bestimmt werden. Eine „psychische Krankheit“ als „Lebenssturm“ zu bezeichnen, entpathologisiert das diesbezügliche Verhalten und stellt es in den Kontext der schweren Aufgaben, die jeder Lebenslauf mit sich bringt. Aber Stürme gehen auch vorbei, und Bäume können sich im Sturm biegen, ohne zu brechen. Die metaphorische Sprache eröffnet eine Perspektive der Veränderung und Bewältigung von Problemlagen, die Mut macht und auf Ressourcen verweist, die das Leben bis zu diesem Zeitpunkt vorgebracht haben.

Den Blick für die Bedeutung von Metaphern, vor allem aber für die der heilenden Geschichten verdankt die systemische Familientherapie Erickson und dem persisch-deutschen Psychotherapeuten Peseschkian. Erickson kleidete seine Informationen, Erklärungen und Orientierungshilfen oft in die Form von Geschichten, die er seinen in unterschiedlich tiefen Trancezuständen befindlichen Patientinnen erzählte. Rosen hat sie zwölf Perspektiven der Psychotherapie zugeordnet, die gleichermaßen für alle Spielarten der psychosozialen Arbeit gelten: Motivierung; Vertrauen in das eigene Unbewusste; indirekte Suggestion; die Bewältigung von

Einschränkungen des Alltags; Reframing; durch Erfahrung lernen; das eigene Leben in die Hand nehmen; Aufmerksamkeit für die Wunder des Lebens; Unterschiede wahrnehmen und akzeptieren; Verlust und Wiedergewinnung des Realitätsbezuges; Veränderung und Zukunftsorientierung; Werte und die notwendige Selbstdisziplin für die Verwirklichung von Zielen (Rosen 1990).

Ericksons Geschichten sind eher alltagssprachlich, ihre Botschaft ist leicht verständlich und doch tiefsinnig. Rosen hat eine Vielzahl von ihnen dokumentiert (ebd.).

Außer den für eine bestimmte Familie bzw. Adressatin erfundenen Geschichten lassen sich auch Märchen, Mythen und Fabeln verwenden, deren zentrales Thema eine Ähnlichkeit mit dem der Familie aufweist. Peseschkian verwendet dazu orientalische Märchen. Ihre Botschaften über ein gelungenes Leben stehen im Widerspruch zu den Ansprüchen unserer Kultur. Sie betonen Fantasie, Intuition, Gelassenheit, Humor statt traurigen Ernst, weniger das Handeln als die Muße, mehr die Geselligkeit als den individualistischen Rückzug auf die eigene Person, mehr die Freude am Genuss als das Streben nach Höchstleistung. Sie verdeutlichen andere Aspekte der menschlichen Existenz, die zum persönlichen Wachstum genauso erforderlich sind wie Vernunft, Arbeit, Disziplin und Leistung – die Werte des westlichen Kulturkreises. Sie regen eigene Denk-, Fantasie- und Suchprozesse an, weisen auf alternative Lebensentwürfe hin, ohne zu pädagogisieren und zu moralisieren.

Auch Märchen unseres Kulturkreises können diese Aufgabe übernehmen, allerdings haben sie häufig den Nachteil eines dichotomen Wirklichkeitsverständnisses: Die Menschen sind entweder gut oder böse, dumm oder schlau, faul oder fleißig. Die Geschichten des Orients betonen dagegen das menschenfreundlichere Sowohl-als-auch; sie vermeiden das Idealbild des Wahren, Schönen und Guten, für dessen Durchsetzung schon viele Scheiterhaufen im christlichen Abendland brannten.

„Wieder einmal gab ein angesehener Scheich ein großes Fest. Alle Würdenträger des Ortes waren eingeladen. Nur der Mullah nicht. Trotzdem sah man ihn unter den Gästen, bei denen er sich wohl fühlte wie ein Fisch im Wasser. Etwas schockiert nahm ihn ein Freund zur Seite: ‚Wie kommt es, daß du hier bist? Du bist doch gar nicht eingeladen.‘ Voller Nachsicht antwortete der Mullah: ‚Wenn schon der

Gastgeber seine Pflicht nicht kennt und mich nicht einlädt, warum sollte ich dann meine Pflichten versäumen, ein höflicher Gast zu sein?“ (Peseschkian 1979, S. 140).

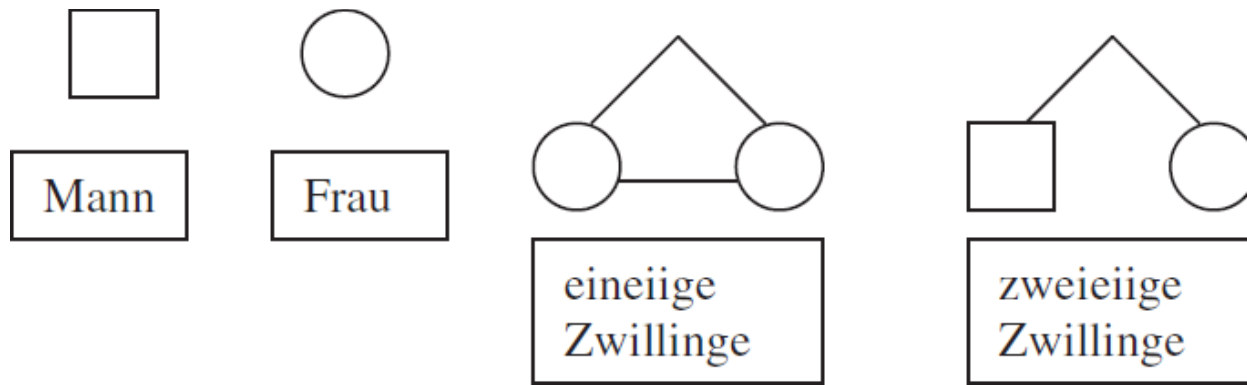
6.6.2 Darstellende Methoden

Bei den darstellenden Methoden tritt das Wort zugunsten anderer Symbole in den Hintergrund. Es ist vor allem die Visualisierung ermöglichende Sprache der Bilder und Töne, die hier im Vordergrund steht. Mit den darstellenden Methoden betreten wir den Bereich der *analogen Kommunikation*. Da geht es um die Verdichtung von Bedeutungen in Bildern und Tönen und damit um eine Mehrdeutigkeit, die erst durch den parallelen oder nachträglichen Gebrauch der Worte wieder eingerahmt und reduziert wird. Die Kombination von verbalen und darstellenden Methoden bietet sich in den Settings der Familiensozialarbeit besonders an. Die dadurch entstehende Kommunikation und Wahrnehmung spielt sich auf der visuellen und der auditiven Ebene ab (vgl. [2.4.3.2.2.2.4](#)). Das intensiviert die Aufmerksamkeit, den affektiven Zugang und die Erinnerungsbereitschaft für Bilder, Gedanken und Erfahrungen zu den im Gespräch gerade vorherrschenden Themen.

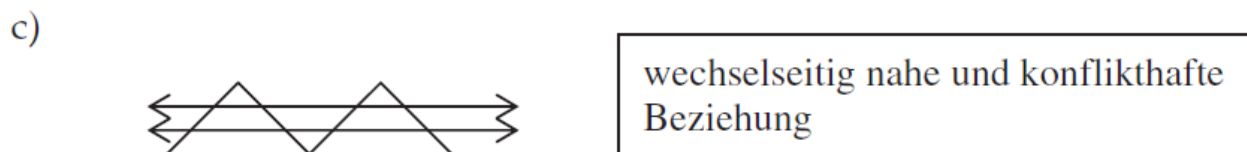
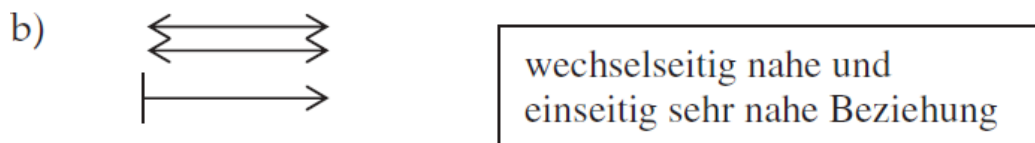
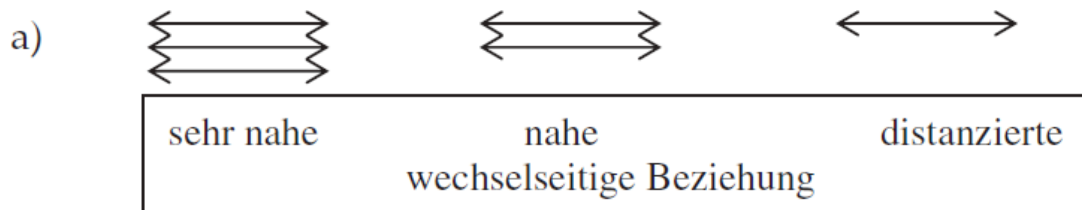
Ich habe die darstellenden Methoden bestimmten Primärperspektiven zugeordnet. Das ist nur eine grobe Differenzierung, weil sich bei vielen dieser Methoden mehrere Perspektiven überkreuzen.

6.6.2.1 Primärperspektive Zeit

Hier geht es um den diachronen Aspekt der Wirklichkeit und die formale Darstellung der Entwicklung von Familiensystemen.



- Als Ergänzung können Symbole für die eingeschätzte Qualität der Beziehungen innerhalb des Systems verwendet werden, z. B.:



Die Bezeichnungen „wechselseitig nahe“ und „einseitig sehr nahe Beziehung“ gelten für eine Beziehung zwischen zwei Personen, die die Beziehung unterschiedlich sehen, definieren und werten, etwa: Person A erlebt sie als nahe, Person B als sehr nahe, hat also ein intensiveres Beziehungsgefühl oder einen intensiveren Beziehungswunsch.

Eine detaillierte Liste der Symbole für das Genogramm und zur Einschätzung der Beziehungsqualitäten findet sich in McGoldrick u. Gerson (1990) und Ritscher (1996, S.51 ff.).

Das Genogramm dient als „diagnostische“ Methode, um Informationen zur mehrgenerationalen Familienkonstellation und ihnen zugehörige

Themen schematisch zu ordnen sowie visuell verdichtet darzustellen. Das so entstandene Muster dient als Orientierung für die Hypothesenbildung und für Überlegungen zu weiteren Handlungsschritten („Intervention“). Einmal angefertigt, kann es im Verlauf des weiteren Hilfeprozesses ergänzt werden und als prozessbegleitende Methode den Zuwachs an Informationen und Hypothesen dokumentieren. Deshalb sollte immer der Zeitpunkt der Genogrammerstellung im Genogramm notiert werden.

Ursprünglich diente das Genogramm nur für die Rekonstruktion der verwandtschaftlichen Beziehungen. In der heutigen Kultur werden aber selbst gewählte Freundschaftsbeziehungen als Ressourcen für einen gelungenen Alltag immer wichtiger, sodass solche „Wahlverwandtschaften“ ebenfalls im Genogramm vertreten sein sollten (siehe [Abb. 28](#)).

Auch familienunterstützende professionelle Systeme, z. B. der ASD, eine Beratungsstelle oder eine Therapeutin in freier Praxis, können in Form einer Raute für die Einrichtung und des in die Raute eingezeichneten Symbols für die Person im Genogramm berücksichtigt werden (siehe [Abb. 28](#)). Durch die Symbole für die Einschätzung der Beziehungsqualität wird der Grad der Vernetzung zwischen Familie und professionell unterstützender Umweltsysteme hypothetisch markiert (siehe hierzu Imber-Black 1990; Ritscher 1998).

Im Beispiel der [Abbildung 28](#) ist die Mutter sehr eng mit einer Freundin verbunden. Dass es sich nicht um ihre Schwester handelt, wird durch das Fehlen der Abstammungslinie erkennbar. Die Raute kann z. B. den ASD, der innere Kreis die mit der Familie befasste Sozialarbeiterin symbolisieren. Sie steht in einer nahen Beziehung zur Mutter und einer distanzierten Beziehung zur Tochter, der Adressatin der Jugendhilfemaßnahme. Die Tochter ist mit einem jungen Mann – einem eineiigen Zwilling – liiert. In dessen Herkunftsfamilie lebt auch eine Pflegetochter (PK).

Das Genogramm dient neben der „diagnostischen“ Absicht als Methode der Intervention. Es kann mit der Familie zusammen während einer oder mehrerer Sitzungen erstellt werden und eine Atmosphäre der kooperativen Kommunikation in der Familie fördern. Oder es kann als Hausaufgabe vorgeschlagen werden, um die Familie bzw. das Paar bis zur nächsten Sitzung auf die mehrgenerationale Perspektive ihres Problems zu fokussieren (zur Praxis der Genogrammanalyse siehe Ritscher 2001b).

6.6.2.1.2 Der Zeitstrahl

Der Zeitstrahl dient als „Ordner“ für die harten biografischen Daten einer Person. Die Pfeilspitzen am oberen und unteren Ende machen deutlich, dass die benannte Chronologie in beide Zeitrichtungen erweitert werden kann. Der systemische Bezug des Zeitstrahls ergibt sich durch die auf andere Personen verweisenden Daten. Es können auch die Zeitstrahlen für zwei miteinander verbundene Personen parallel zueinander gezeichnet werden; das unterstreicht die systemische Perspektive der Verwendung des Zeitstrahls. Auch diese Methode kann schwerpunktmäßig für die Informationsgewinnung („Diagnostik“) oder weitere Handlungsschritte („Intervention“) dienen.

Abbildung 29 zeigt den Zeitstrahl für eine Frau, in diesem Fallbeispiel Karin genannt, die zu einer systemischen Konsultation kam. Sie hatte sich über einen langen Zeitraum aus der Religionsgemeinschaft der *Zeugen Jehovas* entfernt und war deshalb in schwere und chronische Konflikte mit ihrer Mutter – einer überzeugten „Zeugin Jehovas“ geraten. Nach einem von der Mutter gewünschten Gespräch mit dem „Ältesten“ ihrer Gemeinde, von dem sich die Mutter einen Wiedereintritt der Tochter erhofft hatte, war der Kontakt zwischen beiden abgebrochen. Denn in diesem Gespräch kam es statt zu der von der Mutter erhofften Wiederannäherung zu einem endgültigen Bruch zwischen Karin und den *Zeugen Jehovas*. In dem *Zeitstrahl* sind die in dem Gespräch gewonnenen biografischen Daten von Karin und ihrer Familie in einer Zeitstruktur angeordnet. Die Daten werden dadurch übersichtlich, was die weiteren Beschreibungen, Hypothesenbildungen und Interventionen erleichtert.

Hochzeit der Eltern	1963	12.8.1963: Geburt von Karin
Scheidung der Eltern Mutter in München	1965	Karin lebt bei der Tante
Aufnahme des Kontakts der Mutter zu Zeugen Jehovas	1967	die Mutter holt Karin nach München
	1968	vorerst letzter Kontakt zum Vater
öffentliches Bekenntnis der Mutter zu Zeugen Jehovas → Konflikte innerhalb der Familie	1970	
	1971	Umzug nach Leinfelden (sie wohnen im selben Haus wie die Tante – Besuche finden meist heimlich statt)
	1974	Umzug nach Stuttgart
	1975	Besuch der Hauptschule bis 1980
Taufe von Karin zur Zeugin Jehovas	1977	Predigen Isolation kaum Kontakt zur Tante
Vater heiratet wieder (erster Kontakt Karin/Vater seit 1968)	1980	Hauptschulabschluss Beginn einer Lehre als Drogistin → Abbruch nach drei Monaten Job beim <i>Deutschen Jugendherbergswerk</i> (DJH)
Mutter wirft Karin aus der Wohnung wegen ihres Wunsches nach Austritt aus den Zeugen Jehovas	1981	Einzug beim DJH Aufnahme des Kontaktes zur Tante Bernd kennen gelernt
Dez.: Entlassung aus dem Krankenhaus erstes Weihnachtsfest für Karin	1982	Schwangerschaftsabbruch in Holland Suizidversuch von Karin
	1983	Umzug nach Cannstatt
	1984	Ralf kennen gelernt
sporadische Kontakte Mutter/Karin	1985	10.3.1985: Geburt des ersten Sohnes (Kenny) Eintritt von Karin in die evangelische Kirche
an sich gutes Verhältnis Streit über Zeugen Jehovas	1986	9.5.1986: Hochzeit Ralf/Karin 20.6.1986: Geburt des zweiten Sohnes (Thomas)
	1987	9.5.1987: Kirchliche Trauung Karin/Ralf
	1990	20.01.90: Geburt des dritten Sohnes
weiterhin gutes Verhältnis Karin/Mutter Streit nur wegen Zeugen Jehovas	1992	
ab und zu Konflikte Ralf/Mutter, wenn sie versucht, Einfluss auf Enkel zu nehmen	1994	
	1996	
	1997	Gespräch Karin/Ältester (Zeugen Jehovas) seitdem kein Kontakt mehr zur Mutter

Abb. 29: Der Zeitstrahl

6.6.2.1.3 Exkurs: Symbole für Beziehungsqualitäten zur Erweiterung von Genogramm und Soziogramm

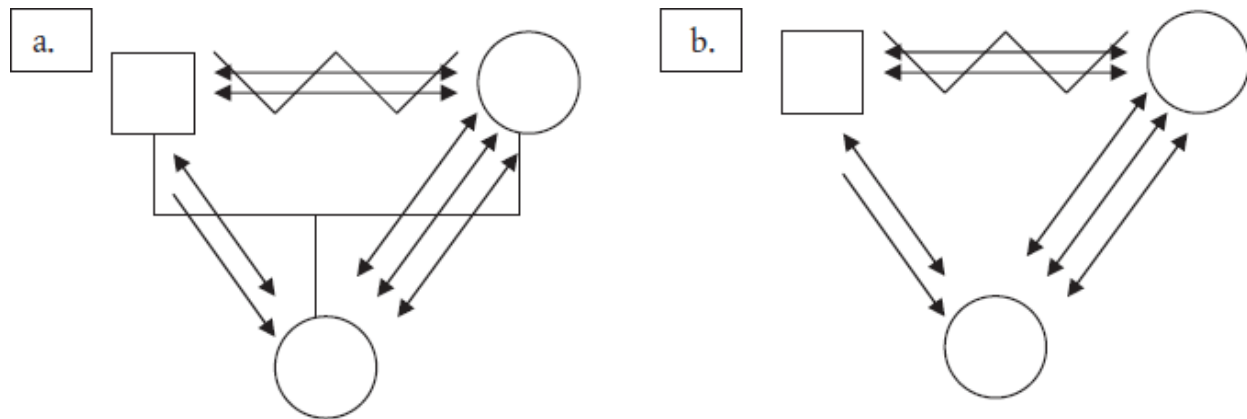


Abb. 30: Beispiel für das um Symbole für Beziehungsqualitäten erweiterte Genogramm (a) und Soziogramm (b)

Die formale Darstellung von Beziehungskonstellationen lässt sich durch Symbole für die Beziehungsqualitäten erweitern. Unter Beziehungsqualität verstehe ich die Intensität der Verbundenheit zwischen den Familienmitgliedern, offene und verdeckte Konflikte und die Qualität des Informationsaustausches durch die Art der inneren Grenzen des Systems. Auch hier wird die Übersichtlichkeit der Systembeschreibung durch eine erhebliche „Reduktion von Komplexität“ (Luhmann 1971, S. 15 f.) erkaufte. Diese muss bei der darauf folgenden Hypothesenbildung wieder mitgedacht werden, um das Feld der Beobachtung auszuweiten und die Bedeutungsvielfalt von Beziehungswirklichkeiten wieder ins Spiel zu bringen. (Eine detaillierte Liste für Beziehungsqualitäten und ihre Anwendung für Genogramm und Soziogramm findet sich in Ritscher 1998, S. 51 ff.)

In [Abbildung 30](#) wird unter (a) ein Beispiel für das um die Zeichen für Beziehungsqualitäten erweiterte Genogramm dargestellt. Die Elternbeziehung wird als konfliktreich und wechselseitig nahe eingeschätzt; die Beziehung Vater – Tochter als einseitig distanziert von der Tochter und nahe vom Vater aus gesehen; die Mutter-Tochter-Beziehung als wechselseitig sehr nahe. Im erweiterten Soziogramm (b) werden die drei

Personen und ihre Beziehungen jetzt nicht unter der mehrgenerationalen Perspektive, sondern in ihrer augenblicklichen Beziehungskonstellation dargestellt. Das Soziogramm ist nützlich, wenn sich der Fokus auf die Hier-und-jetzt-Situation eines Systems richtet.

6.6.2 Primärperspektive Beziehungen im Raum

Mit einer Methode aus diesem Bereich entscheiden wir uns für die Darstellung der Intensität des Informationsaustausches und der psychischen Bezogenheit im System mithilfe der Metapher des Raumes. Nähe oder Distanz, Randständigkeit oder zentrale Position im System, an der Spitze der Systemhierarchie oder am unteren Ende stehend – all dies sind metaphorische Transformationen von Beziehungsqualitäten mittels des Konzeptes *Sozialer Raum*.

6.6.2.2.1 Skulptur

Die schon zu Beginn der Familientherapie verwendete und auf das Psychodrama von Moreno zurückgehende Skulptur (vgl. Schweitzer u. Weber 1982) zeigt dies beispielhaft. Hier werden Personen oder auch Gegenstände (Stühle, Tische, die Tür des Arbeitsraumes usw.) benutzt, um mithilfe

- ihrer Position im Raum;
- ihrer Nähe oder Entfernung zu anderen Personen;
- ihrer gegenseitigen Zuordnung;
- ihrer Größe (z. B. wenn sie auf einem Tisch positioniert werden) oder Kleinheit (z. B. in kauender Stellung);
- ihrer Körpersprache (z. B. durch eine freundliche Mimik oder eine geballte Faust in Richtung einer anderen Person)

das Beziehungsgeflecht eines Systems im Kontext der Raummetapher darzustellen.



Abb. 31: Eine Skulptur (im Kontext einer Seminargruppe)

Die Skulptur wird in der Regel von einem Mitglied des Systems (der „Bildhauerin“) gestellt, das bei dem anstehenden Thema am wenigsten involviert ist. Die Skulptur kann aber auch von der Sozialarbeiterin gestellt

werden, um die Mitglieder des Systems durch die Außensicht der „Fachfrau“ herauszufordern (für die Praxis der Skulpturarbeit siehe von Schlippe, Molter u. Böhmen 1992–1994).

Skulpturarbeit kann auch in der Aneinanderreihung von vielen Kleinskulpturen bestehen, welche die verbalen Aussagen seitens der Therapeutin oder der Mitglieder des als problematisch definierten Systems darstellend kommentiert. Diese Variante ist vor allem von Satir entwickelt worden (siehe Satir 1986a, 1987).

Die Skulptur kann „verflüssigt“ werden, indem man ihre Mitglieder auffordert, sich ihrem Impuls nachgebend eine Position im Raum zu suchen, die ihrer augenblicklichen persönlichen Befindlichkeit am besten entspricht, und, wenn sie diese gefunden haben, auch die anderen Aspekte ihres stummen Verhaltens zu verändern. Die „Bildhauerin“ kann sich anschließend selbst in das Bild hineinstellen oder sucht sich vorher ein Double, das sie zuerst in die Skulptur „einbaut“ und mit dem sie anschließend den Platz tauscht, sodass nun das Double die Position der „Bildhauerin“ und Beobachterin von außen übernimmt.

Es können auch sprachliche Elemente eingeführt werden, indem einzelnen Mitgliedern durch die „Bildhauerin“ oder die Leiterin der Sitzung bestimmte Schlüsselworte bzw. -sätze zugeordnet werden, die sie immer wieder „in den Raum werfen“ sollen.

Wichtig ist die anschließende Auswertungsrunde (*Rollen-Feedback*, siehe Ritscher 1998, S. 289), bei der die verbale Sprache wieder in den Vordergrund tritt und jede Teilnehmerin an der Skulptur darüber spricht, was sie während dieses Prozesses bei sich selbst an Gedanken, Gefühlen, Impulsen wahrgenommen hat.

Die Skulptur kann in Therapie- und Supervisionsitzungen, Begegnungen mit der Familie in ihrer Wohnung, in Ausbildungs- und Trainingsseminaren gleichermaßen hilfreich sein. Und in Einzelgesprächen können die nicht anwesenden anderen Mitglieder des Systems durch Stühle repräsentiert werden (Ritscher 1988, 1996).

6.6.2.2.2 Das Familien- bzw. Systembrett

Das von einer Gruppe um Kurt Ludewig entwickelte Familienbrett (Ludewig et al. 1983) bietet die Möglichkeit, Beziehungskonstellationen nach den Dimensionen

- Nähe – Distanz,
- zentral – marginal,
- Unterordnung – Überordnung

darzustellen. Hier werden nicht Personen im Raum zu einem Bild zusammengefügt, sondern Holzklötze auf einem Brett. Deshalb fehlt das in der Skulptur enthaltene Element der Körpersprache. Das wiederum erleichtert es vielen Auftraggeberinnen, ihre inneren Bilder von Beziehungskonstellationen auf dem Brett zu stellen und zu reflektieren. Denn die Sprache des Körpers bewusst sprechen zu lassen verlangt eine Öffnung für die und Geborgenheit in der Situation, die nicht zwangsläufig in jeder professionellen Unterstützungssituation gegeben ist. An diesem Punkt ist das Familienbrett gegenüber der Skulptur im Vorteil.

Das Familienbrett wurde zunächst für die Darstellung von familiären Konstellationen entwickelt. Heute, im Zuge der Weiterentwicklung der Familien- zur Systemtherapie, wird es auch für die visuelle Darstellung anderer Systeme verwendet. Es kann deshalb auch als Systembrett bezeichnet werden. Ich verwende im Folgenden beide Bezeichnungen synonym.

Das Brett hat eine Umrandung, welche die Grenze des inneren Systems darstellt. Das Feld zwischen Grenzlinie und Kante des Holzbrettes zeigt den Überschneidungsbereich zwischen den Personen und Elementen des inneren Systems und solchen, die für dieses noch wichtig, aber dennoch randständig sind. Die Figuren haben ein Gesicht, damit Blickrichtungen als Ausdruck der Bezogenheit vs. Beziehungslosigkeit dargestellt werden können. Die Klötze sind verschieden groß, um die Dimension Unterordnung vs. Überordnung auszudrücken. Es gibt runde und eckige Klötze, um die Metapher rund = weiblich und eckig = männlich als psychische Einschätzung den Mitgliedern des Systems zuordnen zu können (siehe Ritscher 1998, S. 135 ff.).¹³

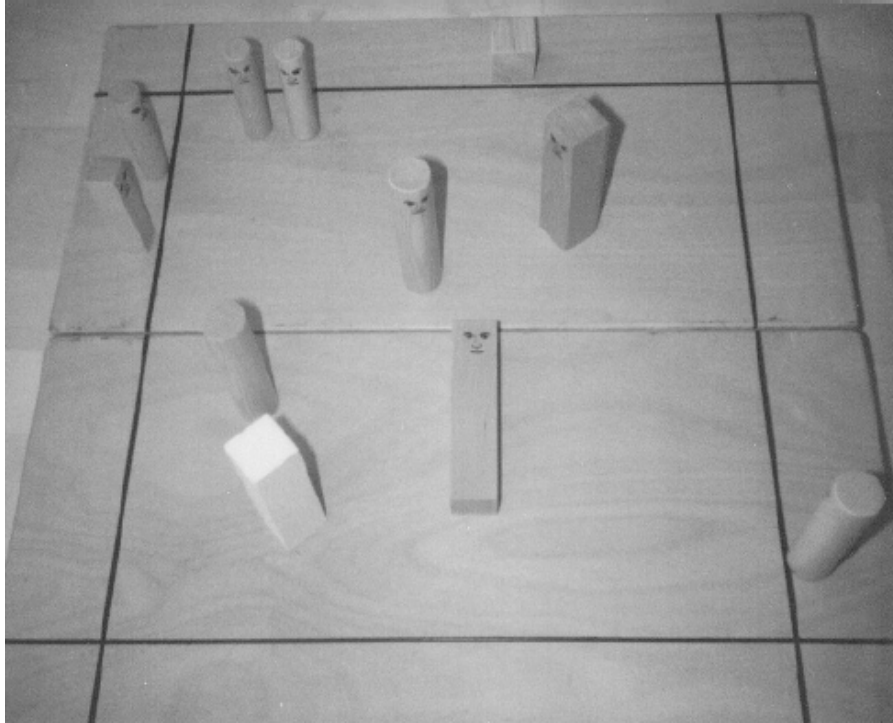


Abb. 32: Darstellung eines aus Familie, familiärer Umwelt und professionellen Helferinnen bestehendes Unterstützungssystem auf dem Familien- bzw. Systembrett

Abbildung 32 zeigt die Aufstellung einer Familienkonstellation im Rahmen einer Supervision (siehe Ritscher 1998, S. 135 ff.). Karl, der Indexklient, lebt mit seiner Stiefmutter allein und wird von einer Sozialarbeiterin (Beraterin) des sozialpsychiatrischen Dienstes betreut. Der Vater, obwohl verstorben, spielt noch eine große Rolle für beide und wird deshalb auch in die Aufstellung einbezogen. Das Gleiche gilt für die leibliche Mutter von Karl. Nach dem Tod des Vaters lebte lange Zeit ein italienischer Bekannter mit im Haus, der jetzt nach Italien zurückgekehrt ist, was der Stiefmutter sehr zusetzt. Sie selbst hat noch sporadischen Kontakt mit zwei Nichten, Karl mit seiner verheirateten Schwester. Neben der Sozialarbeiterin gibt es als professionellen Helfer noch den Hausarzt. **Abbildung 32** zeigt die zweite Runde der Aufstellung. In der ersten hatte die Sozialarbeiterin die Konstellation des gesamten Unterstützungssystems aus ihrer Sicht dargestellt. In der zweiten Runde geht es um die Frage: „Was würde sich verändern, wenn die Mutter sterben würde?“ Nach Einschätzung der Sozialarbeiterin fällt Karl dann in Richtung des Vaters, und die Stiefmutter rückt von ihren Verwandten weg näher zum Vater. Der Tod würde also das

Kernsystem Karl – Vater – Stiefmutter – Mutter im Kopf von Karl noch verstärken und ihn systemisch und psychodynamisch destabilisieren. Die Konsequenz hieße: stationäre Unterbringung, gegen die er sich mit einer Verstärkung seiner psychotischen Verhaltensweisen wehren würde.

In diesem Beispiel wurde das Familien- bzw. Systembrett in der Supervision genutzt. Es ist meine Überzeugung, dass alle systemischen Methoden in allen Kontexten des systemischen Handelns (Beratung, Therapie, Sozialarbeit, Supervision) verwendet werden können. Damit werden auch die bislang starren Grenzen zwischen diesen Bereichen durchlässig. Das Familienbrett kann im Rahmen einer Interviews als visuelle Strukturierungshilfe für die Gesprächsführung seitens der HelferIn, als Methode für das Sammeln von Informationen und der Erweiterung des Informationsstandes und als Erkenntnishilfe für die Auftraggeberinnen hinsichtlich ihrer systemischen Verflechtungen genutzt werden.

Das Familienbrett lässt sich vortrefflich mit den systemischen Fragen kombinieren. Gerade Auftraggeberinnen, die mit der verbalen Darstellung ihrer Gedanken und Gefühle Schwierigkeiten haben, bekommen hier eine Möglichkeit, sich durch eine darstellende Methode dennoch ausdrücken zu können; und doch muss auf Fragen seitens der Sozialarbeiterin nicht verzichtet werden. Wie dies geschehen kann, ist in dem Lehrvideo *Die Beierle-Saga* dargestellt; hier kommen die Sozialarbeiterin und Manuel mithilfe des Familienbretts tiefer in das Gespräch, als wenn nur Fragen gestellt würden (siehe Ritscher et al. 2002).

6.6.2.3 Primärperspektive Struktur

Hier wird das Augenmerk auf die Beziehungsmuster, Beziehungsqualitäten und Beziehungsthemen des aktuellen Systems gelegt.

6.6.2.3.1 Das systemische Soziogramm

Im Soziogramm wird die aktuelle Beziehungskonstellation innerhalb eines Systems mittels der Einschätzung der Beziehungsqualitäten dargestellt. Vorbild hierfür ist das von Moreno entwickelte Soziogramm (Moreno 1974; Ritscher 1998). Es ermöglicht unter der *Hier-und-jetzt-Perspektive* die grafische Darstellung und Ordnung von Informationen über die Beziehungen im System und kann deshalb besonders gut für die Beschreibung und Hypothesenbildung („Diagnose“) eingesetzt werden. Moreno hat das Soziogramm als Beschreibung des Ist-Zustandes mit dem Psychodrama als Verfahren zur Veränderung problematischer Gruppenbeziehungen verknüpft. Es kann in die systemische Arbeit integriert werden und mithilfe der Rollenspielformen zur Veränderung von Beziehungen im System beitragen (siehe Ritscher 1998, S. 275 ff., 50 ff.).

6.6.2.3.2 Die Familienlandkarte

Im Folgenden werden die sechs wichtigsten Elemente von S. Minuchins Theorie der Organisation und Dynamik von Familien dargestellt (vgl. S. Minuchin 1977; S. Minuchin, Rosman u. Baker 1989; S. Minuchin u. Fishman 1983; P. Minuchin, Colapinto u. S. Minuchin 1998/2000). Sie bilden den Kontext der von ihm entworfenen Methode der *Familienlandkarten*.

- Jedes funktional kommunizierende System benötigt eine *Hierarchie*. „Autoritätsmuster, die eindeutig und flexibel sind, funktionieren im Allgemeinen gut“ (P. Minuchin, Colapinto u. S. Minuchin 2000, S. 35). Für Familien gilt, dass Elternrollen eine hierarchische Position beinhalten. Dabei geht es in erster Linie nicht um Macht, sondern um die Verantwortungsübernahme der älteren, lebenserfahreneren und mit mehr Ressourcen ausgestatteten Eltern, die ihre Kinder behutsam und freundlich in das soziale Leben einführen sollten. Dazu benötigen sie auch Macht, um Entscheidungen eventuell gegen die Kinder durchsetzen zu können. Diese Führungsstruktur muss in den Situationen des Alltags etabliert werden, wenn es um die Einhaltung verbindlicher Zeiten, soziales Verhalten bei den Mahlzeiten oder die Übernahme bestimmter Verpflichtungen im Haushalt geht. Mit dem Älterwerden der Kinder wird diese hierarchische Struktur zunehmend aufgeweicht – auch das ist ein Zeichen von Funktionalität. Minuchin führt viele soziale Auffälligkeiten von Kindern und Jugendlichen darauf zurück, dass Eltern die ihrer Rolle zugehörige Führungsaufgabe nicht übernehmen. Stattdessen definieren sie sich als Freundin bzw. Freund ihrer Kinder oder sind wegen eigener Verstrickungen nicht in der Lage, die für eine Konfrontation mit den Kindern nötige psychische Präsenz herzustellen.
- Jedes *System* erhält sich durch die Interaktion seiner *Subsysteme*. Es gibt nach Geschlecht, Generation, Funktion und Interessen unterscheidbare Subsysteme. Bestimmte Subsysteme existieren permanent, z. B. das der Eltern, das der Eltern als erwachsenes Paar, das Subsystem der Großeltern oder der Geschwister. Andere treten nur zu bestimmten Zeiten oder in bestimmten Räumen in Erscheinung bzw. ändern ihre personelle Zusammensetzung; das ist z. B. bei den durch gemeinsame Interessen definierten Subsystemen

der Fall. Subsysteme wie auch Systeme etablieren durch *Grenzen* eine Unterscheidungsbeziehung zu ihren Umwelten. Minuchin hat drei Typen von Grenzen beschrieben: starre – die Grenzen sind kaum durchlässig, diffuse – es gibt keine deutlichen Grenzen, und funktionale.

Anhand der funktionalen Grenze werden auch ihre Gegenpole bestimmbar. Eine funktionale Grenze lässt einerseits den Austausch bestimmter Informationen zu, der Austausch anderer Informationen hingegen wird blockiert.

Ein Beispiel: Ist die Beziehung zwischen dem Eltern- und dem Kindersubsystem funktional-durchlässig, werden die Kinder im Sinne der Metapher der notwendigen „offenen Türen“ ihren Eltern über den Schulalltag und auch schlechte Schulnoten berichten; denn sie haben keine Angst vor negativen Überreaktionen. Die Eltern werden im Gegenzug Geschichten über ihre Schulfreundschaften, schlechte Noten und die Beziehungen zu beliebten und unbeliebten Lehrerinnen erzählen; so stellen sie eine beide Generationen gefühlsmäßig verbindende Beziehung her. Andererseits werden Eltern die Einzelheiten ihrer sexuellen Beziehung im Sinne der Metapher von den notwendigen „geschlossenen Türen“ nicht im Beisein der Kinder erörtern. Auch die zu Jugendlichen oder jungen Erwachsenen herangereiften Kinder werden für sich entscheiden, ob sie mit den Eltern über ihre ersten sexuellen Erfahrungen sprechen wollen oder ob sie diese Form der Intimität eher mit Peers suchen wollen.

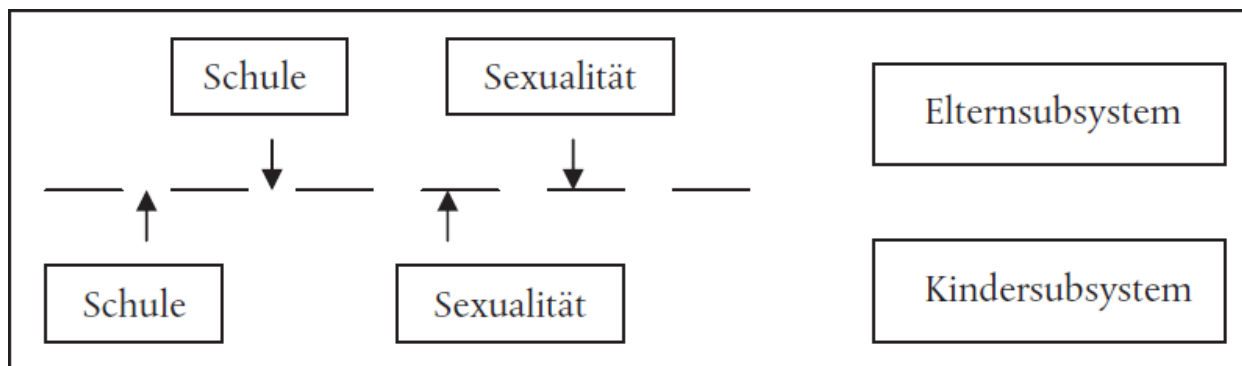


Abb. 33: Durchlässige intergenerationale Grenze in der Familie

Eine hinsichtlich der Sexualität diffuse Grenze bringt die Gefahr von Inzest und sexueller Gewalt mit sich und ist in diesem Sinn

dysfunktional; dadurch werden Kinder traumatisiert, und das gesamte Familiensystem wird in die Krise getrieben. Eine starre Grenze hinsichtlich der für die gegenseitige Bindung hilfreichen Themen fördert zentrifugale Kräfte und ist ebenfalls dysfunktional.

- Die einzelnen Elemente eines Systems (Subsysteme) sind wechselseitig voneinander abhängig und durch *Muster* miteinander verknüpft. An anderer Stelle verwendet Minuchin statt Muster auch den Begriff *Struktur*. Muster bzw. Strukturen entstehen durch immer wiederkehrende gleiche bzw. ähnliche Verhaltensweisen, mit denen sich die Mitglieder des Systems zueinander in Beziehung setzen. Sie enthalten Grenzbildungen, Koalitionen, verschiedene Intensitäten der Beziehung und chronifizierte offenen oder verdeckte Konflikte. In seinen Forschungen mit psychosomatischen Familien, speziell mit Familien, in dem ein Kind sich anorektisch zeigt, hat Minuchin vier grundlegende Beziehungsmuster identifiziert: Verstrickung, Konfliktvermeidung, Überfürsorglichkeit und Starrheit (S. Minuchin, Rosman u. Baker 1989).
- Innerhalb dieser Muster gibt es unterschiedliche *Intensitäten der Beziehung*: überengagierte, funktionale und distanzierte. Die überengagierte Beziehung – ich persönlich nenne sie, um eine negative Konnotation zu vermeiden, „sehr nahe Beziehung“ – findet sich vor allem im Kontext des verstrickten Musters. In diesem geht es jedem Familienmitglied nur dann gut, wenn es jedem anderen gut geht, und dafür haben alle zu sorgen. Distanzierte Beziehungen finden wir vor allem bei einer zentrifugalen Beziehungsdynamik oder innerhalb eines komplementären Musters, wenn ein Elternteil eine sehr enge und der andere eine sehr distanzierte Beziehung zu den Kindern lebt. Funktional wäre wiederum eine Mittelposition zwischen beiden Polen. Einerseits erlaubt sie den Kindern von den Erwachsenen nicht kontrollierte Freiräume, in denen sie vielleicht auch schmerzhaft, aber eben doch eigene Erfahrungen machen können und ihnen auch die Mühe der eigenen Bewältigung schwieriger Situationen nicht erspart bleibt. Andererseits muss ein fürsorgliches Interesse seitens der Eltern diese Nischen einrahmen; sie werden dann helfend eingreifen, wenn Kinder schwierige Situationen aus eigener Kraft nicht oder nur unter größeren

Gefährdungen bewältigen können. Das schließt Nähe, die auch körpersprachlich gezeigt werden kann, mit ein.

- Neben den Beziehungsintensitäten und Grenzbildungen markiert Minuchin in seinen Familienlandkarten und Triangulationsmodellen auch unterschiedliche Koalitionen (gegen ein anderes Mitglied des Systems gerichtete Bündnisse), verdeckte bzw. offene Konflikte und Konfliktumleitungen (S. Minuchin 1977, S. 70 ff.) (Abb. 31).
- Die Familie beschreibt Minuchin als ein „Holon“, d. h. eine Ganzheit, in der die einzelnen Subsysteme durch ihre Interaktionen das Ganze hervorbringen. Als System hat sie die Funktion, sich zu erhalten; als Bündnis sichert sie die für eine funktionale Sozialisation der Kinder notwendige Kontinuität und Nähe. In diesem Sinne ist sie die „Matrix“ von Identitätsentwicklung, Wachstum und Heilung (siehe S. Minuchin 1977, S. 65, 141).

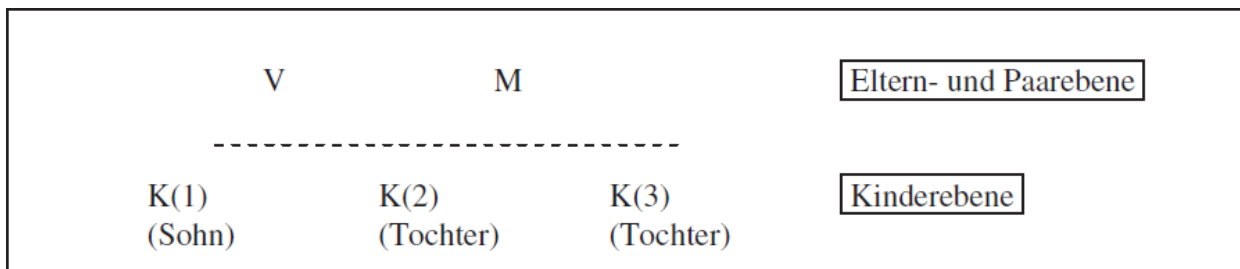
Die Familienlandkarten sind vor allem als „diagnostische“ Methoden zu verwenden und müssen als hypothetische Momentaufnahmen einer Familienkonstellation zu einer bestimmten Zeit, in einem bestimmten sozialen Raum und hinsichtlich eines bestimmten Themas verstanden werden. Nur wenn diese erkenntnistheoretische Einschränkung ernst genommen wird, ist es zu verantworten, mit diesen komplexitätsreduzierenden Mustern zu arbeiten. Wird sie außer Acht gelassen, entsteht eine pathologisierende und chronifizierende Diagnose, die den Charakter einer „sich selbst erfüllenden Prophezeiung“ annehmen kann.

Familienlandkarten stellen Beziehungsmuster unter dem Blickwinkel der Grenzen und Generationenebenen (Eltern und Kinder oder auch Eltern, Kinder und Großeltern) dar. Sie können über die Zeit hinweg stabil bleiben – müssen es aber nicht. Je chronifizierter, unflexibler und starrer ein Familiensystem organisiert ist, desto wahrscheinlicher ist es, dass zeitlich unterschiedliche Momentaufnahmen immer wieder die gleiche Struktur rekonstruieren. Es geht um die Grenzziehung zwischen den generationalen Subsystemen und innerhalb der einzelnen Subsysteme. Die Grenzen können diffus, durchlässig oder starr sein. Im Sinne Minuchins ist die durchlässige Grenze „funktional“, die beiden anderen Arten werden als „dysfunktional“ bewertet, d. h., sie verhindern mehr oder weniger eine kulturell akzeptable Sozialisation der Kinder und eine befriedigende

Paarbeziehung der Eltern. Die einzelnen Familienmitglieder können entsprechend ihren Alters- und Familienrollen generational angemessen („funktional“) oder unangemessen („dysfunktional“) platziert sein. Im Falle einer „dysfunktionalen“ Platzierung werden Kinder in eine Elternfunktion für ihre Geschwister und/oder ihre Eltern („Parentifizierung“, Boszormenyi-Nagy 1975) bzw. eine Partner-/Partnerinfunktion für Vater und/oder Mutter (familiäre „Strukturverschiebung“, Lidz et al. 1972) gedrängt.

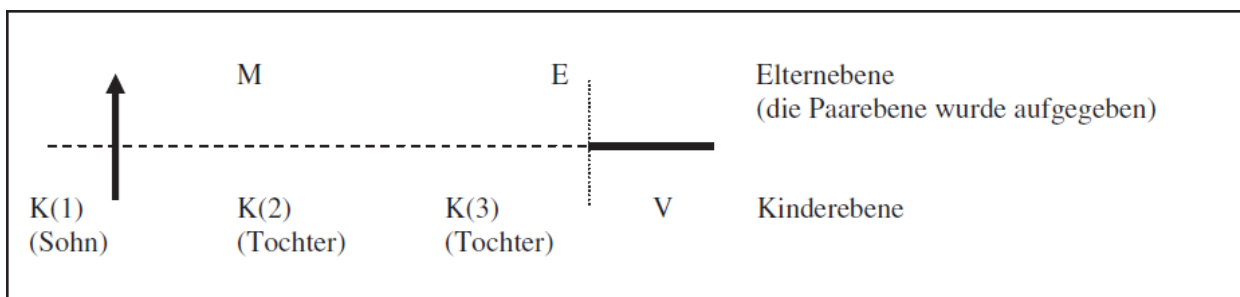
Als Beispiele verwende ich die Landkarte einer funktionalen und einer dysfunktionalen Familienkonstellation.

- „Funktionale“ Familienstruktur:



Hypothesen zur aktuellen Familienstruktur: Vater (V) und Mutter (M) sind auf der Eltern- und Paarebene verortet; es gibt eine angemessene Generationengrenze zwischen dem Eltern- und dem Kindersubsystem; insofern lässt sich eine auf einem angemessenen Informationsaustausch beruhende Kooperation und Abgrenzung zwischen den beiden Generationenebenen vermuten.

- Mutter-Exekutive mit generationaler Aufwärtsbewegung des Sohnes:



Hypothesen zur aktuellen Familienstruktur: Eine versorgende Mutter (M) mit angemessenen Beziehungen zu ihren beiden Töchtern (K2 und K3); ihr Sohn (K1) befindet sich in der Tendenz, auf die Eltern- bzw. Paarebene zu wechseln und hier den von der Mutter/Partnerin entfremdeten

Vater/Partner zu ersetzen; damit gerät er eventuell in eine Konkurrenzbeziehung zu seinen beiden Schwestern. Der Vater (V) agiert auf der Kinderebene. Zwischen ihm und seinen Töchtern gibt es eine diffuse, d. h. sehr durchlässige Grenze. Insofern weist dieses System eine erhöhte „Inzestvulnerabilität“ (Trepper u. Barret 1991) auf, d. h., dieses System ist strukturell gefährdet hinsichtlich der Verletzung des Inzesttabus.

6.6.2.3.3 Ich – Du – Wir und Familie in Kreisen

Müssig hat zwei Methoden entwickelt, bei der die Familienmitglieder aufgefordert werden, ihre Familie mithilfe von Symbolen zu zeichnen (Müssig 1991). Sie lassen die Strukturen des Systems erkennbar werden und ermöglichen thematische Hypothesen anhand der von den Familienmitgliedern verwendeten ikonischen Symbole. Darüber hinaus bieten sie einen Freiraum für kreative Gestaltungen; sie sind als Aufgabe während der Sitzung und als „Hausaufgabe“ zu verwenden.

- Bei *Ich – Du – Wir* wählen sich die Familienmitglieder Symbole für diese drei Wörter, die zugleich drei Teilsysteme des Gesamtfamiliensystems darstellen. Sie können ein DIN-A3-Zeichenblatt dafür verwenden. Allein schon die Positionierung auf dem Blatt (z. B.: Wird ganze Blatt oder nur ein Teil davon genutzt?) und die Wahl der Symbole lässt Hypothesen über die Selbstwert- und Identitätszuschreibung der Familienmitglieder hinsichtlich ihrer Person und der ganzen Familie zu. Wenn z. B. der Sohn die Mutter als Maus, den Vater als Löwen und sich selbst als kleines Vögelchen malt, dient dies als Beitrag zur Hypothesenbildung bezüglich der Machtverhältnisse in der Familie. Diese Bilder können als Ausgangspunkt für ein Gespräch mit der Familie zum Thema „Welchen Platz findet jedes Familienmitglied in diesem System?“ genutzt werden.
- *Familie in Kreisen* folgt dem gleichen Muster, nur dass hier das Symbol selbst, ein Kreis, für jedes Familienmitglied vorgegeben wird. Hier können kleine oder große, dick abgegrenzte oder gepunktete, eingedellte (beschädigte) oder ganze Kreise verwendet werden. Sie können in der Mitte des Blattes, ganz außen, weit voneinander entfernt oder ganz nahe gezeichnet werden. Auch das lässt Hypothesen zu und dient als Material für Familiengespräche zu den Themen Selbstwert, Grenzen, Identität und Beziehungsintensität.

6.6.2.4 Primärperspektive Körpersprache

Satir hat immer die Körpersprache als Aspekt des familientherapeutischen Handelns betont. Ihre vier Kommunikationstypen (siehe [2.4.3.2.2.2.3](#)) zeigen dies genauso deutlich wie Videoaufzeichnungen mit von ihr geleiteten Therapiesitzungen (Satir 1986a, 1987).

Sie hat deshalb auch in ihrer Skulpturarbeit besonderen Wert auf die Körpersprache und die eigenen Körperempfindungen (Kinästhesien) der bei ihr Unterstützung suchenden Menschen gelegt. Dass dieser Bereich von Grinder und Bandler als drittes wichtiges Repräsentationssystem in die Kommunikations- und Wahrnehmungstheorie eingeführt wurde, geht sicherlich zu einem großen Teil auf sie zurück (vgl. [2.4.3.2.2.2.4](#) und Bandler, Grinder u. Satir 1978). Satir entwickelte auch Übungen, durch die Beziehungskonstellationen dargestellt wurden, ihre Rückwirkung auf die Körperempfindung der Beteiligten thematisiert und daraus die Frage abgeleitet wurde, ob man sich in einem solchen Beziehungsnetz wohl fühlt oder nicht. Sie gab z. B. den Mitgliedern eines „verstrickten“ Systems Seile, mit denen sie sich verbinden, verwickeln und gleichzeitig versuchen sollten, ihre Bewegungsfähigkeit zu behalten (was oft nicht gelang, Satir 1989, S. 194 ff.). Daraus ergeben sich Gespräche über „Verwicklungen“ und Möglichkeiten der „Entwicklung“, die allen Beteiligten Freiräume bei gleichzeitiger Bezogenheit ermöglichen könnten.

6.6.2.5 Primärperspektive nonverbale Symbole

Symbolische Formen jenseits der definierenden und den Bedeutungsspielraum möglichst einschränkenden Wörter des öffentlichen Sprachgebrauchs eröffnen einen Freiraum für kreative metaphorische Wortspiele, fantasievolle Bilder und den die Gefühle ohne große Umwege erreichenden Klang der Musik. Aus dem hier zur Verfügung stehenden und von jeder Sozialarbeiterin nach den eigenen Möglichkeiten kreativ zu erweiternden Methodenspektrum wähle ich als Beispiel *Familien in Tieren* aus (Brem-Gräser 1986). Diese Methode entstammt der traditionellen Kinderdiagnostik und -therapie; sie lässt sich auch in Familien- bzw. systemischen Einzeloder Paarsettings nutzen. Die Mitglieder des betreffenden Systems werden aufgefordert, ihre Familie symbolhaft in Tiere zu verwandeln und diese auf einem Zeichenpapier in Beziehung zueinander zu bringen. Die Aufforderung hierzu lässt sich je nach Alter und kreativer Freude der Beteiligten variieren.

Kindern kann man diese Aufgabe mit folgenden Worten anbieten: „Stell dir vor, du wärst ein großer und mächtiger Zauberer/eine große und mächtige Zauberin und könntest mit deinem Zauberstab und einem Zauberspruch deine ganze Familie in Tiere deiner Wahl verwandeln – Mutter, Vater, Geschwister, auch Omas, Opas, Tanten und Onkel, wenn sie dir wichtig sind. Nimm ein Blatt Papier, denk dir, wenn du magst, einen Zauberspruch aus, stell dir die Tiere vor und zeichne sie, dass sie eine Tierfamilie sind. Zum Schluss verzauberst du dich auch. Das Zaubern ist toll, weil hinterher kannst du alle wieder in Menschen zurückverzaubern.“ Für Erwachsene wird man diese Aufgabe etwas weniger blumenreich formulieren, z. B.: „Welches Tier würden Sie jedem Mitglied Ihrer Familie zuordnen?“

Die gewählten Tiere bieten viele Hypothesen darüber, wie die Familienmitglieder sich selbst und die anderen hinsichtlich Identität, Selbstwert, Entwicklungsperspektiven, Begabungen und Interessen einschätzen. Das wiederum ergibt viele Anknüpfungspunkte für entsprechende Gespräche und eventuelle weitere Aufgaben, Rituale usw.

6.6.2.6 Primärperspektive Subsystem-System-Umwelt-Beziehungen

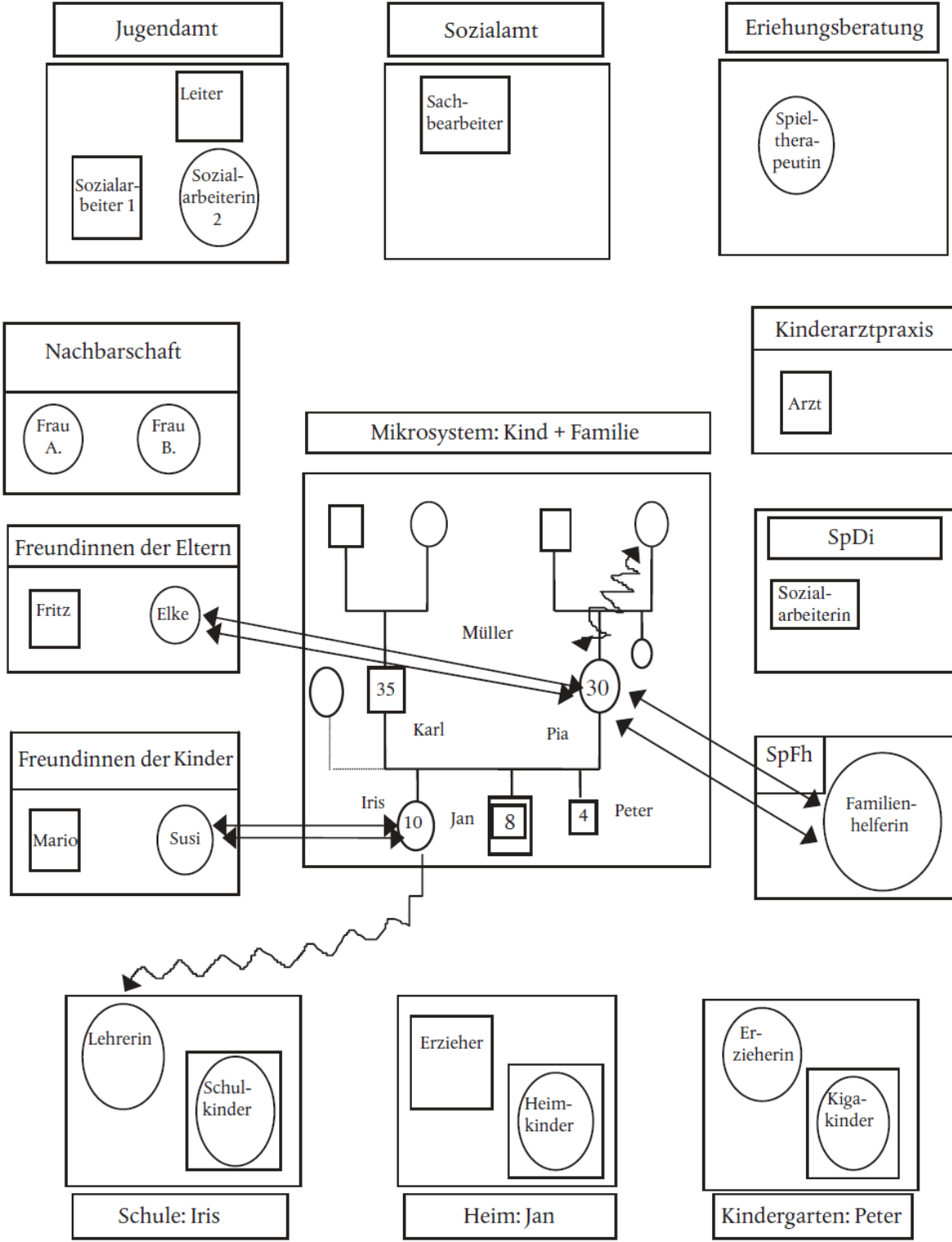
Bei dieser Perspektive geht es um den ökologischen Aspekt des systemischen Ansatzes: Ein System steht mit seiner Umwelt, die wiederum aus Systemen besteht, in einem kommunikativen und materiellen Austausch. Es ist zugleich Umwelt und integrierender Rahmen für seine Teilsysteme. Im Sinne des ökologischen Paradigmas ist es erforderlich, dass dieser Subsystem-System-Umwelt-Austausch zu einer Balance zwischen diesen drei Bereichen führt und ihre innere Stabilität aufgrund ihrer gemeinsamen Entwicklung und Veränderung (Koevolution) ermöglicht.

Um die Komplexität dieser Austauschbeziehungen zu erfassen, ist ihre Visualisierung im *ökosozialen Systembild* sehr hilfreich. Seine theoretische Basis ist das ökosoziale Modell der Systemebenen (siehe 3.1).

In seiner ersten Variante wird das Mikrosystem Familie mit einzelnen formellen und informellen Unterstützungssystemen seines Umfeldes in Beziehung gesetzt (*Abbildung 34*). Es wird in erster Linie die Bildung von Mesosystemen beleuchtet, an denen das Mikrosystem Familie beteiligt ist. Exosysteme wie das Jugend- oder Sozialamt kommen in diesem Modell dann ins Spiel, wenn sie über ihre Repräsentantinnen einen konkreten längerfristigen Kontakt mit dem Mikrosystem Familie und den mit ihm gebildeten Mesosystemen herstellen. Diese Repräsentantinnen treten dann aus dem anonymen Kontext eines Exosystems heraus und bilden selbst ein Mesosystem, in dem sie, die Familie und eventuell noch andere für die Familie wichtige Systeme vertreten sind. Durch den Gebrauch der Symbole für die Einschätzung der Beziehungsqualitäten wird ein weiterer Aspekt der Systemvernetzung eingeführt.

Eine zweite Variante des ökosozialen Systembildes umfasst alle vier Ebenen des Modells von Bronfenbrenner. Es stellt ihre Verknüpfung dar und ermöglicht es, die personalen und normativen Systeme der sozialen Umwelt bis hin zum Makrosystem mit der Familie in Beziehung zu setzen.¹⁴

Exo- und Mesosysteme



Mikro- und Mesosysteme

Abbildung 34: Das ökosoziale Systembild

Beide Varianten dienen vor allem der „Diagnose“ und der Suche nach Ansatzpunkten für positive Veränderungen innerhalb des Familiensystems durch Veränderung seiner Umweltbezüge. Sie ermöglichen es, „größere Systeme“ (Imber-Black 1990) als Einflussfaktoren für den innerfamiliären Prozess (z. B. Gesetze auf der makrosystemischen Ebene) visuell zu verdichten und so auf einen Blick darzustellen.

6.6.3 Methoden zur Strukturierung des Settings

Wenn wir die These von der Unmöglichkeit instruktiver Interaktion in einem demokratisch organisierten Kontext ernst nehmen, liegen die Beeinflussungsmöglichkeiten der Sozialarbeiterin weniger im Bereich der direkten personalen Beziehung zwischen ihr und den Auftraggeberinnen, sondern mehr in der Etablierung eines ihre gemeinsame soziale Situation strukturierenden Rahmens. Er soll Bedingungen schaffen, mit der die Gewinnung von neuen Informationen, Perspektiven, Einsichten, Handlungsoptionen und Handlungsschritten durch die Auftraggeberinnen realisiert werden können.

Setting bezeichnet die raum-zeitlich strukturierte kommunikative Situation, in der sich Hilfesuchende und professionelle Helferinnen zusammenfinden.

Die Anordnung Couch/Sessel im Arbeitszimmer einer Analytikerin wird durch die psychoanalytische Grundregel „Sage alles, was dir in den Kopf kommt, auch das scheinbar unwichtige und bedrohliche“ begründet; diese Aufforderung lässt sich von der Analysandin leichter realisieren, wenn die Analytikerin sich nicht in ihrem Blickfeld befindet und das Liegen Entspannung statt Anspannung fördert.

Die systemtherapeutische Grundregel „Sage nur das, was du sagen möchtest, und übernimm die Verantwortung für deine Beiträge zur Beziehungsdynamik“ erfordert dagegen Blickkontakt und legt den Stuhlkreis nahe; die psychodramatische Grundregel „Setze deine Gedanken und Gefühle in Szene“ benötigt eine freie Spielfläche, einen großen Raum und Requisiten.

Das Setting setzt sich aus folgenden Komponenten zusammen:¹⁵

- Einrichtung und Größe des Raumes;
- Zuordnung der Stühle, z. B. kreisförmig, gegenüberstehend, im Dreieck, Viereck, Fünfeck angeordnet, eine freie Fläche oder ein die Grenze betonender Tisch zwischen ihnen;
- Art der Sitzgelegenheiten: Stühle, Sessel oder Sitzkissen;
- Anzahl und formale Beziehungsdefinition der Auftraggeberinnen: Einzelperson, ein Paar, eine Familie oder eine nur für den Hilfeprozess sich zusammenfindende („artifizielle“) Gruppe;
- Anzahl der professionellen Helferinnen: Einzelperson oder Team;

- Teilnehmende Beobachterinnen im Raum oder hinter dem Einwegspiegel;
- Formen der Dokumentation: Video, Tonband, Protokoll;
- besonderer organisatorischer Rahmen des Kontaktes (eine Beratungsstelle oder das Gebäude des Jugendamt) vs. Alltagskontext (Kindergarten, Schule, Wohnung, Straße, Spielplatz);
- grundlegende Regeln.

Die *Methoden zur Strukturierung des Settings* habe ich mehreren Primärperspektiven zugeordnet. Allerdings wird durch ihre Verwendung keine kausale lineare Beziehung zwischen den Interventionen der Sozialarbeiterin (Input) und den Handlungen der Auftraggeberinnen (Output) hergestellt; es werden Einzelmerkmale einer Unterstützungssituation beschrieben, die zur Veränderung einladen.

6.6.3.1 Primärperspektive Interviewstruktur: Das Fünfphasenmodell des systemischen Interviews

Das von der ursprünglichen *Mailänder Gruppe* entworfene Phasenmodell des systemischen Interviews strukturiert den Prozess, den das Unterstützungssystem während einer Sitzung durchläuft (vgl. Tomm 1984, 1994).

- 1. Phase: Sie beginnt mit der Anmeldung der zu diesem Zeitpunkt noch potenziellen Auftraggeberinnen. Die dabei erhaltenen Informationen dienen dem Team als Grundlage für die Bildung von ersten Hypothesen über die Familie und ihre kommunikative Bindung an das benannte Problem. Ohne eine fundierte Theorie über das System Familie, seine Kontexte, Organisationsmuster und Dynamik hätte die Hypothesenbildung gerade in dieser Anfangsphase wenig Grundlage. Dazu gehört auch eine professionelle, theoriegeleitete Fragehaltung seitens des Teammitglieds, das die Anmeldung entgegennimmt. So wird schon das Anmeldungsgespräch am Telefon zu einem ersten systemischen Interview. Die hier gestellten Fragen müssen sich gezielt auf Informationen richten, die für die anfängliche Hypothesenbildung wichtig sind: Daten für die Erstellung eines ersten Genogramms, Hinweise auf die Zusammensetzung der aktuellen Familie („Wer wohnt unter dem gemeinsamen Dach, wer direkt daneben?“), eine kurze Problembeschreibung und Informationen zum Überweisungskontext.
- 2. Phase: Die Familie und möglichst zwei Mitglieder des Hypothesen bildenden Teams führen ein Gespräch mithilfe der bisher beschriebenen Methoden und Richtlinien. Hinter dem Einwegspiegel wird es von anderen Teamkolleginnen verfolgt.
- 3. Phase: Nach ca. einer Stunde wird das Gespräch durch eine Pause unterbrochen. Die Teammitglieder besprechen den bisherigen Verlauf und passen die ersten Hypothesen den neu gewonnen Informationen an. Auf deren Grundlage entwerfen sie einen Abschlusskommentar und eventuell eine „Hausaufgabe“. Die Familie kann die Pause frei nutzen. Möglicherweise sprechen sie miteinander über das bisherige Interview, andere Themen, oder die Mitglieder separieren sich voneinander.

- 4. Phase: Die Teammitglieder kehren in den Therapieraum zurück und konfrontieren die Familie mit dem erarbeiteten Kommentar und der „Hausaufgabe“, wenn ein neuer Termin vereinbart wurde.
- 5. Phase: Das Team bespricht, wie die Familie auf Kommentar und Aufgabe reagiert hat, und bildet Hypothesen darüber, wie die Familie damit bis zum nächsten Gespräch umgehen wird und welche Folgen dies hinsichtlich des Problems haben könnte.

Die Phasen zwei bis fünf werden auf Video aufgezeichnet.

Dieses erste Konzept wurde in der Folgezeit in mehrfacher Hinsicht flexibilisiert:

- Die Pause wurde zu einer zentralen Methode. Sie ermöglicht den Interviewerinnen die Übernahme der distanzierenden Außenperspektive, die ihnen im Gespräch verloren ging, weil hier die Perspektive der Identifikation und des kurzfristigen „Eintauchens in die familiäre Konstellation“ betont wird. Sie wird dadurch zur Instanz der Metakommunikation schon während des Gespräches. Supervision, Teamgespräch und Selbstevaluation sind dagegen Instanzen der Metakommunikation nach dessen Beendigung. Die Pause wird deshalb als Interpunktion im Prozess genutzt, wenn die vor oder hinter der Scheibe befindlichen Teammitglieder die Notwendigkeit einer Metakommunikation feststellen. Das wird der Fall sein, wenn sie den Verlust der Neutralität und Allparteilichkeit feststellen, sich selbst oder die Kolleginnen verwirrt, müde, demotiviert und ideenlos erleben, bei den Familienmitgliedern die Emotionen hochkochen und ihre Verhaltensweisen rätselhaft, bizarr, destruktiv und widerständig werden. Die Familie oder ein Teilsystem kann für die Pause eine Aufgabe erhalten, z. B. erhält in der *Beierle-Saga* Frau Berger die Aufgabe, Manuel das zu sagen, was sie in Anwesenheit des Vaters nicht ansprechen kann.

Durch das Reflecting Team kann die Familie in die Pausenbesprechung mit einbezogen werden.

- Die vierte Phase (Abschlusskommentar und „Hausaufgaben“) ist kein notwendiges Element mehr, sondern wird von den Erfordernissen der Situation abhängig gemacht. Der bisherige Gesprächsprozess hat vielleicht so viele neue Informationen, Perspektiven und

Handlungsmöglichkeiten erbracht, dass ein Kommentar den Abschluss eher entdichtet als sinnvoll verdichtet.

- Die bislang hinter dem Einwegspiegel sitzenden Teammitglieder können das Gespräch im Therapieraum außerhalb des Stuhlkreises verfolgen und damit direkt in das Gespräch eingreifen.
- Im professionellen Alltag ist es eher unwahrscheinlich, dass für jede Sitzung ein Viererteam zur Verfügung steht. Die Beobachterinnen hinter der Scheibe oder im Raum müssen dann durch Video oder Tonband ersetzt werden. Den Pausendialog muss die Sozialarbeiterin dann mit sich selbst führen. Ein Hilfsmittel, damit aus ihrem inneren Monolog dennoch ein Dialog werden kann, ist die Verwendung von Stühlen. Sie kann sich auf einem Stuhl mit der Rolle einer vertrauten Kollegin identifizieren, als diese sprechen und sich dann auf den anderen Stuhl setzen, auf dem sie selbst hört und spricht.
- Diese Interviewstruktur kann auch außerhalb einer Therapieeinrichtung verwendet werden. Dann findet das Gespräch vielleicht im Wohnzimmer der Familie statt, die technischen Möglichkeiten sind beschränkt, und zur Pause müssen die Sozialarbeiterinnen den Raum verlassen, während die Familie dann wieder ihr Wohnzimmer in Besitz nehmen kann.

6.6.3.2 Primärperspektive Team

Teamarbeit ist ein zentraler Bestandteil der systemischen Arbeit. Schon die Gründungsväter und -mütter der Familientherapie theoretisierten und praktizierten überwiegend in Gruppen, weil ihnen der kommunikative Aspekt der Arbeit ein besonderes Anliegen war und die Gruppe als kreativitätsfördernder Kontext verstanden wurde. In den dialogischen Situationen des Teams entstehen unterschiedliche Wahrnehmungen, hypothetische Beschreibungen, Erklärungen und Interventionsideen aufgrund unterschiedlicher Vorannahmen, Perspektiven und Identifikationen. Die eine Kollegin kann sich besser auf die Mutter einstellen, der Kollege vielleicht auf den Vater. Vom Platz neben dem Sohn aus sind dessen Köpersignale vielleicht deutlicher wahrzunehmen, aber dafür ist der Kontakt zu anderen Familienmitgliedern weniger intensiv. Eine Kollegin achtet möglicherweise stärker auf die Gender-Perspektive, eine andere interessiert sich besonders für die materielle Situation der Familie, wieder eine andere misst der Geschwisterbeziehung eine besondere Bedeutung zu und richtet deshalb ihren Beobachtungsfokus auf dieses familiäre Teilsystem. Diese Unterschiede führen zu verschiedensten neuen Informationen, Beschreibungen, Erklärungen und Interventionsideen jenseits der alten – es entsteht ein dialektischer Wachstumsprozess der Erkenntnis und des Unterstützungssystems.

Das Team kann bei der Methode des *Spittings* genutzt werden, um die Auftraggeberinnen mit unterschiedlichen Meinungen, Ratschlägen oder Kommentaren zu konfrontieren. Kollege X unterstützt z. B. die Idee der Mutter, dass die schlechten Schulergebnisse ein Anlass zur Besorgnis seien, Kollege Y kann sich mit der Meinung des Vaters anfreunden, dass sich dieses Problem „verwachsen“. Oder die Kollegen überbringen der Familie nach der Pause unterschiedliche Stellungnahmen der Beobachterinnen hinter der Scheibe: Kollegin A findet, dass die Familie sich noch mehr um die Schulleistungen des Kindes kümmern soll, Kollege B schlägt stattdessen vor, dass sich der Vater mit dem Sohn abends zum Fahrradfahren verabredet. So können unterschiedliche Ideen und Lösungswege „gesät“ und von unterschiedlichen, darauf besonders ansprechbaren Teilsystemen aufgegriffen werden. Die beiden das Interview leitenden Teammitglieder können auch vor der Familie kontrovers diskutieren, dadurch indirekt unterschiedliche Informations- und Lösungsangebote vorschlagen und zugleich die Botschaft vermitteln, dass Meinungsunterschiede konstruktiv

gelöst werden können. Dadurch wird die *Idee von der nur einen Wahrheit* unterlaufen. Das lässt sich vor allem bei streitfreudigen Familien nutzen, in denen dichotomisch um Wahrheit und Macht gekämpft wird. Für die Beachtung der Gender-Perspektive ist es hilfreich, wenn das Team aus Frauen und Männern besteht.

Durch das „Reflecting Team“ (Andersen 1990) wird das Team um die Auftraggeberinnen erweitert. Dieses Konzept macht die Familie zu einem gleichberechtigten Mitglied der therapeutischen Situation. Die Profis besprechen ihre Beobachtungen und Interventionsideen in der Pause nicht mehr unter ihresgleichen, sondern die Familie sitzt hinter dem Einwegspiegel, beobachtet und hört zu. Sie kann nach der Pause direkt Stellung nehmen, den Hypothesen der Profis widersprechen, sie akzeptieren, ausweiten und deren Konsequenzen zum Thema machen. Das stärkt den Selbstwert der Familie und ihre Selbstorganisationsmuster; wenig plausible Hypothesen können schneller aufgegeben bzw. verändert werden. Eine schädliche Eigendynamik des Unterstützungssystems lässt sich dadurch unterbrechen, eine positive hingegen verstärken. Ohne den Einwegspiegel ist diese Umdrehung der Verhältnisse noch einfacher zu lösen, da sich alle Mitglieder des Unterstützungssystems im selben Raum befinden. Das Reflecting Team hat auch einen ethischen Effekt: Die Fachkräfte werden gezwungen, ihre Überlegungen hinsichtlich der Familie respektvoll und verstehbar zu formulieren. Dieser Respekt ist ein wesentlicher Garant für die wechselseitige Ankoppelung von Familie und Sozialarbeiterin. So wird vermieden, dass jene zum Opfer professioneller Manipulationsstrategien wird.

6.6.3 Primärperspektive Adressatinnen/Auftraggeberinnen

Hier richtet sich die Aufmerksamkeit auf die beim Gespräch anwesenden Mitglieder der Familie.

- Kindern wird angeboten, in die *Spielecke* zu gehen, aber zugleich „die Ohren zu spitzen, damit sie alles, was sie wichtig finden, auch mitbekommen“. Oder sie erhalten eine Aufgabe, die ihnen Spaß macht und sie anregt, einen nichtsprachlich-symbolischen Kommentar zur Familien- und augenblicklichen Gesprächssituation zu gestalten. Hier bieten sich darstellende Methoden wie *Familien in Tieren*, eine gemeinsame Zeichnung oder ein Handpuppenspiel an. So bleiben sie in der gemeinsamen Situation und überlassen dennoch den Erwachsenen das Feld der Verantwortung und Initiative.
- Durch das Reflecting Team wird der Rückkoppelungsprozess zwischen Familie und Team gestärkt und die Familie als Kooperationspartnerin und nicht als zu „behandelndes“ Objekt definiert. Damit wird dem Konzept des *Empowerments* (siehe 5.2.6) Rechnung getragen.
- Das *Joining*, der „Anschluss“ der Therapeutin an das Familiensystem, ermöglicht den steten Wechsel zwischen einer die Identifikation fördernden Nähe und einer der nüchternen Beobachtung dienlichen Distanz zu den Mitgliedern der Familie. In diesem Wechselspiel passt sich die Therapeutin an den familiären Kommunikationsstil an, indem sie die Sprachformen der Familie adaptiert oder auf von ihr angebotene Themen eingeht; andererseits sperrt sie sich gegen Einladungen, den Regeln des Familienspiels reflexionslos zu folgen.

„Um sich einem Familiensystem anzuschließen, muß der Therapeut die Organisation und den Stil der Familie akzeptieren und sich ganz zu eigen machen. Er muß die transaktionellen Muster der Familie und die Stärke dieser Muster an sich selbst erfahren. Das heißt, er sollte den gleichen Schmerz empfinden können wie das Familienmitglied, das ausgeschlossen oder als Sündenbock verfolgt wird, und die gleiche Freude wie derjenige, der geliebt wird, auf den man angewiesen ist oder der in anderer Weise in der Familie seine Bestätigung findet ... Im Zusammentreffen der Familie mit dem Therapeuten liegen die Faktoren, die ihm die Familie bekannt machen. Dieser Prozeß kann nicht einseitig sein: In dem Maße, in dem der Therapeut sich anpaßt, um sich der Familie anzuschließen,

muß sich auch die Familie anpassen, um sich ihm anzuschließen“
(Minuchin 1977, S. 156 f.).

Die Sozialarbeiterin folgt z. B. den Regeln des Joinings, wenn sie einen Streit unterbricht; sie missachtet dabei bewusst die im Familienalltag geltende unbewusste Absprache, dass alle Mitspielerinnen sich in diesen einmischen; dadurch übernimmt sie vielleicht kurzfristig eine bislang nicht besetzte Führungsposition im System.

6.6.3.4 Primärperspektive Vernetzung von System, Subsystem und Kontext

Diese Perspektive verdanken wir vor allem Minuchin. Er sah in der Grenzbildung und Interaktion zwischen den Subsystemen einen wesentlichen Faktor der familiären Dynamik und setzte ihn auch in entsprechende Methoden um, so in seinen Methoden zur „Restrukturierung“ eines problematischen Familiensystems (siehe Minuchin u. Fishman 1983). Sie ermöglichen den strukturierenden, komplexitätsreduzierenden Blick auf die Subsysteme, ihre Grenzbildungen, Bündnisse, Ausgrenzungen und Beziehungsrichtungen. Diese Perspektive wird genutzt, wenn das Team für einen bestimmten Zeitraum nur mit einem Subsystem arbeitet und die anderen Familienmitglieder – auch durch die Veränderung der Sitzordnung – in die Position der aufmerksamen, aber schweigenden Beobachterinnen versetzt sind. Die Eltern werden z. B. gebeten, sich in einer Ecke des Raumes zu platzieren und von hier aus das Gespräch zwischen der Sozialarbeiterin und ihrem „Sorgenkind“ zu verfolgen. Alles, was dann zwischen diesen beiden zur Sprache kommt, erhält den Status von indirekten Botschaften an die Eltern. Vielleicht können sie durch dieses Arrangement zum ersten Mal hören, wie belastet sich das Kind durch den verborgenen Auftrag fühlt, die Eltern zusammenzuhalten oder für die Sicherheit eines suizidalen Elternteils zu sorgen. Das in die Beobachterinnenposition versetzte Subsystem kann auch gebeten werden, hinter der Scheibe bei den außerhalb des Raumes agierenden Teammitgliedern Platz zu nehmen und mit diesen zusammen dem Gespräch zu folgen. Das bietet sich bei hochgradig verclinchten und verstrickten Systemen und Subsystemen an, z. B. wenn innerhalb des Elternsubsystems jeder Beitrag des einen durch eine Attacke, einen Kommentar, ein Hilfeangebot der anderen unterbrochen wird. Diese Perspektive tritt ebenfalls in den Vordergrund, wenn das Team überlegt, wer zur nächsten Sitzung eingeladen wird: die ganze Familie oder nur die Eltern, nur das Geschwistersubsystem, nur die Frauen oder Männer der Familie, Großeltern und Eltern usw. Auch während einer Sitzung ist eine solche Trennung möglich, z. B. wenn der Fokus sich auf ein Thema verschiebt, das in Anwesenheit der anderen nicht besprochen werden sollte. Die Sexualität der Eltern ist ein Thema, das die Intimität ihres Subsystems betrifft; die Kinder dann aus dem Raum zu schicken stärkt die intergenerationalen Grenzen. Aber es gibt auch Themen der Kinder, welche

die Erwachsenen nichts angehen. Durch die in dieser Situation arrangierte Ausgrenzung der Eltern kann das Kindersubsystem gestärkt und damit ebenfalls die Notwendigkeit einer angemessenen intergenerationalen Grenzziehung betont werden.

Die Vernetzung zwischen System und äußeren Kontexten („größeren Systemen“, Imber-Black 1990) ist immer die Domäne der Sozialen Arbeit gewesen und verweist auf ihre schon immer vorhandene, aber selten systemtheoretisch begründete systemische Orientierung.

Besonders eindrücklich entfaltet diese Perspektive ihre Wirkung bei:

- Hilfeplangesprächen nach dem KJHG (siehe 6.4.2.1 u. Ritscher et al. 2002);
- den von Schweitzer (1987) beschriebenen Helferinnenkonferenzen zur Kooperation und Abstimmung zwischen den einzelnen Mesosystemen, die zur Unterstützung eines familiären Mikrosystems gebildet wurden (z. B. Sozialarbeiterin des ASD + Kind + Familie, sozialpädagogische Familienhelferin + Kind + Familie, Lehrerin + Kind + Familie, Kinderarzt + Kind + Familie, Kindertherapeutin + Kind + Familie);
- den „runden Tischen“ im Stadtteil, die eine wichtige Methode der Gemeinwesenarbeit darstellen; hier finden sich verschiedene Initiativen, psychosoziale Einrichtungen, freie und öffentliche Träger, Vertreterinnen der Kommunalpolitik usw. zusammen, um ein bestimmtes Projekt (etwa ein Stadtteilstoff) zu realisieren, ein Konzept zum Ausbau der psychosozialen Infrastruktur zu erstellen oder Maßnahmen zur Verbesserung der Wohnqualität zu diskutieren.

6.6.3.5 Primärperspektive Raum

Diese Perspektive wurde besonders von Minuchin, Papp (vgl. etwa Minuchin 1977; Minuchin u. Fishman 1983; Papp 1989) und den Vertreterinnen des systemischen Psychodramas betont (vgl. etwa Ritscher 1998; Farmer 1998).

Die Familie ermöglicht der Sozialarbeiterin schon durch die erste, selbst gewählte Sitzordnung nach Betreten des Raumes Hypothesen über familiäre Beziehungsmuster, Bündnisse und Grenzen. Wer sitzt neben wem, wer zeigt sich wem durch Blickrichtung und Körperhaltung zu- bzw. abgewandt, wer setzt sich als Erste, bzw. wer hat Schwierigkeiten, seinen Platz zu finden? Es gibt Familienmitglieder, die trotz guter Beheizung des Raumes ihren Wintermantel nicht ausziehen und damit ein deutliches Zeichen ihrer Vorsichtshaltung und Fluchtbereitschaft geben. Andere schließen noch pfeifend ihr Auto vor der Beratungsstelle ab, und ihre Gesichtszüge verändern sich grundlegend, wenn sie die Klingel betätigen: Die Sorgenfalten werden tiefer, Augen und Mundwinkel signalisieren eine depressive Stimmung, und der Rücken beugt sich nun unter der Last der Probleme. Die hier präsente Idee heißt: Zur Therapie geht man nicht fröhlich; ich darf dort nur erscheinen, wenn ich Probleme habe, die mich schwer bedrücken. Allein das Betreten des entsprechenden Raumes löst im Sinne der Hypnotherapie eine „Problemtrance“ aus. Hier bietet sich als Intervention das Angebot an, auch dann zur Beratung zu kommen, wenn man über die schönen Seiten des Lebens berichten möchte; oder die Versicherung, dass mit der Lösung des Problems die Therapie nicht sofort beendet sein muss.

Papp, die ihre Karriere als Schauspielerin begann, arbeitete mit Familienchoreografien. Sie inszenierte in ihren familientherapeutischen Sitzungen ein Familien-Theater. Ein Mitglied präsentiert in der Mitte des Raumes mit allen ihm zur Verfügung stehenden körperlichen Ausdrucksmitteln sein Thema, und die anderen Familienmitglieder erhalten die Funktion des Chores im antiken griechischen Drama: Sie kommentieren das Gesehene und Gehörte aus der Distanz und stellen es damit in den Sinnzusammenhang des familiären „Holons“.

Das entspricht auch den Inszenierungen familienbezogener psychodramatischer Rollenspiele, bei denen der ganze Raum als Bühne und Auditorium genutzt wird.

Die Nutzung des ganzen Raumes bringt Bewegung in das Unterstützungs- und damit in das Familiensystem. Aufmerksamkeit, Offenheit und Spannung hinsichtlich der Themen werden erhöht; gleichzeitig können sich Anspannungen und Verkrampfungen lösen: Es entsteht eine kreativitätsfördernde Spiel- und Arbeitsatmosphäre.

Auch ein Wechsel von der Komm- zur Gehstruktur nutzt die Perspektive des Raumes. Empfängt die Sozialarbeiterin die Adressatinnen Sozialer Arbeit in ihrem Dienstzimmer, wird es ihr leichter fallen, bei aller Empathie die für das Joining auch nötige Distanz zu bewahren. Allerdings kann sich dadurch für die Adressatinnen die Zugangsschwelle erhöhen. Diese mag bei einem Hausbesuch niedriger sein, denn hier genießt die Familie einen „Heimvorteil“. Für manche Familien erhöht sich dagegen gerade durch den Hausbesuch die Barriere gegenüber dem Unterstützungsangebot der Sozialarbeiterin, weil ihre Anwesenheit in der Familienwohnung auch als Kontrolle verstanden werden kann. Hier sind sensible *Von-Fall-zu-Fall-Entscheidungen* über die angemessene Interventionsform notwendig.

6.6.3.6 Primärperspektive Zeit

Für viele Familien bietet ein Hilfeprozess auch die Möglichkeit, sich selbst zeitlich besser zu organisieren. Der durch eine sozialpädagogische Familienhilfe in den Familienalltag eingeführte Rhythmus – z. B. Kontakte an jedem Montag, Mittwoch und Freitag – bringt eine bislang vielleicht vermisste Kontinuität und Verlässlichkeit in das Familienspiel. Die bei einer aufsuchenden Familientherapie im ein- oder zweiwöchigen Abstand stattfindende Familiensitzung wird als immer wiederkehrender Zeitpunkt der familiären Selbstreflexion institutionalisiert. Im Alltag auftretende Probleme haben nun einen Ort und eine Zeit für ihre Thematisierung. Der Vierwochenabstand zwischen zwei ambulanten Familientherapiesitzungen definiert die *Zwischenzeit* als Phase der Integration neuer Informationen sowie des Ausprobierens neuer Regeln und Verhaltensweisen im Familienalltag. Sie führt einen neuen Sinn in den Alltag ein: Jenseits der notwendigen Routine gibt es auch einen Platz für Neues und Unerwartetes.

Das *verlängerte Erstgespräch* erweitert den Zeitrahmen für die Sozialarbeiterin und reduziert den Druck, in möglichst kurzer Zeit über alle notwendigen Informationen zu verfügen und „erfolgreich“ zu handeln. Der Kunstgriff hierfür ist einfach: Es werden Folgesitzungen nach dem ersten Kontakt vereinbart, die weiterhin den wichtigsten Funktionen des Erstgespräches dienen: Problembeschreibung, Auftragsklärung, Gewinnung biografischer Informationen und Bildung erster Hypothesen über die systemischen Muster. Manchmal werden dadurch Veränderungen initiiert, die eine Beendigung der Therapie vor ihrem offiziellen Beginn ermöglichen.

Im Rahmen der Systemtherapie ist das Modell der Kurzzeittherapie von erheblicher Bedeutung. Ein sich über mehrere Jahre hinweg erstreckender psychoanalytischer Prozess enthält das Ziel der Persönlichkeitsentwicklung und „Nachreifung“ des Ich (Ammon 1973). Kurzzeittherapie hat eine andere Zielsetzung. Hier geht es um die Stärkung der Kompetenzen zur Bewältigung des täglichen Beziehungslebens und der soziokulturellen Integrationsanforderungen. Das Konzept der Kurzzeittherapie geht von einer durchschnittlichen Zahl von 20 Sitzungen aus, die zeitlich unterschiedlich organisiert sein können:

- Variante 1: wenige Sitzungen in einem längeren Zeitraum;
- Variante 2: mehrere Sitzungen über eine kurze Zeitspanne hinweg;

- Variante 3: eine mittlere Zeitlinie zwischen 6 Monaten und 1½ Jahren;
- Variante 4: Man beginnt mit mehreren Sitzungen in kurzen Zeitabständen und verlängert dann linear den Abstand zwischen den nächsten Sitzungen.

Der therapeutische Prozess wird auf zentrale Aspekte der Alltagsbewältigung konzentriert. Hier sind die systemischen Fragen und die „Hausaufgaben“ zur Intensivierung des Prozesses besonders wichtig. Die Idee der Kurzzeittherapie kommt z. B. in der für die Jugendhilfe immer wichtiger werdenden aufsuchenden Familientherapie zur Geltung (siehe [5.5.2.2.3](#)).

Allerdings scheint mir eine Einschränkung wichtig: Ich halte es für falsch, aus dem Konzept der Kurzzeittherapie ein Dogma zu machen. Auch langfristige Hilfeprozesse haben ihre Berechtigung. Kurzzeittherapien setzen ein gewisses Maß von vorgängiger Strukturierung und Strukturierungsbereitschaft der Familie voraus. Eher chaotische, unübersichtliche und vor allem auch sozial deprivierte Familien brauchen in den meisten Fällen eine längere Zeitstrecke zur Veränderung. Dieser Perspektive wird in der sozialpädagogischen Familienhilfe Rechnung getragen, die mit höherem Stundenaufwand und einer längerfristiger Zeitorientierung arbeitet.

Die konsequenteste Kurzzeittherapie ist die „Single Session Therapy“ (Talmon nach von Schlippe u. Schweitzer 1996, S. 207 ff.). Deren Ziel ist es, die Auftraggeberinnen mit so viel produktiver Verstärkung und Ideen zu möglichen Handlungsschritten aus der ersten und einzigen Sitzung zu entlassen, dass die weiteren Schritte im Alltag sich aus der Eigendynamik des Systems und der angestoßenen Entwicklung ergeben. Hier benötigen Sozialarbeiterin und Familie ein großes Vertrauen in die zur Verfügung stehenden Ressourcen.

White hat noch eine weitere Anregung zur Nutzung der Zeit zwischen den Sitzungen eingebracht. Er schreibt Briefe mit manchmal paradoxen, manchmal linearen Kommentaren und Aufgaben, die neue Anregungen und Aufforderungen für die Bewältigung des aktuell definierten Problems erteilen (White 1985).

Wenn eine Mutter allein mit ihrem Kind in die Erziehungsberatungsstelle kommt und sich über ihren Mann beklagt, der nur wenig Interesse an den

Erziehungsaufgaben habe, die Familientherapeutin aber dennoch seine Anwesenheit wünscht, kann sie ihn durch einen Brief (in Kopie an die Mutter und je nach Alter auch an das Kind) gesondert einladen. Das sollte sie am Ende des Gesprächs mit Mutter und Tochter allerdings ankündigen. In diesem Brief kann sie den Vater um seine Unterstützung für sie, die Therapeutin, bei der Lösung einer die ganze Familie betreffenden Problematik bitten. Sie vermeidet dadurch den Umweg über die Mutter, die möglicherweise eine mündliche Einladung der Sozialarbeiterin so umformulieren würde, dass sie bei ihrem Mann als Ausladung wahrgenommen wird.

Briefe können auch dazu dienen, eine Fehleinschätzung der letzten Sitzung zu korrigieren oder eine in der letzten Sitzung vorgeschlagene Hausaufgabe zu präzisieren und die Wichtigkeit ihrer Ausführung zu betonen.

6.6.3.7 Primärperspektive: Setting

Sozialarbeit und Sozialpädagogik wird innerhalb der psychosozialen Landschaft ein eigener, von Beratung und Therapie unterschiedener Status zugewiesen. Diese Abgrenzungen sind im Rahmen eines systemischen Modells fragwürdig. Eine beziehungs- und kontextorientierte Arbeit, deren Ziel *Empowerment* und *Alltagsbewältigung* ist, braucht diese Abgrenzung nicht. Statt um *therapeuein* (griech. „heilen“) geht es um *Coping* – die Aneignung und das Ausprobieren von Bewältigungsstrategien. In diesem Sinne kann einer bestimmten Hilfeform nicht mehr von vornherein ein bestimmtes Setting zugewiesen werden. Zusammensetzung, Benennung und die sozialräumliche Komponente des Settings müssen deshalb immer wieder neu den aktuellen Erfordernissen des Hilfeprozesses angepasst werden.

- Zu einem bestimmten Zeitpunkt kann ein Hausbesuch erforderlich sein, ein andermal ein tiefe Emotionen anrührendes Rollenspiel im Therapieraum; während eines gemeinsamen Spazierganges oder in einem Café lässt sich vielleicht entspannter über Stressreduzierung reden als in einem nüchternen Dienstzimmer oder einer lauten Wohnküche. Die systemische Familienarbeit kann im Rahmen von Familienfreizeiten durchgeführt werden; die Urlaubsatmosphäre begünstigt eine spielerische Öffnung der Familien für sich selbst und andere (Katschnig u. Wanschura 1987). Die im Rahmen einer Heimunterbringung durchgeführten familientherapeutischen Sitzungen können im Heim selbst stattfinden und neben dem fremduntergebrachten Kind auch seine Erzieherinnen umfassen (siehe 5.7 und Schindler 1996).
- Familien- und Paartherapie kann mit der betreffenden Familie bzw. dem betreffenden Paar oder in Gruppen durchgeführt werden. Einzelgespräche erhalten ihre Familienorientierung durch zirkuläre Fragen und die Markierung der abwesenden Familienmitglieder durch leere Stühle. Auch in Psychodramagruppen kann die Familienperspektive mithilfe von Skulpturen und die Herkunftsfamilie thematisierenden Rollenspielen eingeführt werden. Manchmal ist es wichtig, konkrete Ratschläge zu geben, vor allem wenn Handlungsunsicherheiten auf Informationsdefiziten beruhen; wenn die Adressatinnen dagegen Ratschläge vehement einfordern, ist es

meistens günstiger, sie im Interesse des Empowerments zu verweigern. Distanz und Neutralität sind angezeigt, wenn Auftraggeberinnen eine Tendenz zur Grenzüberschreitung zeigen; manchmal kann das Gegenteil, die emotionale Nähe der Helferin, das Vertrauen in die Situation fördern.

- Die Arbeit mit familiären Teilsystemen wurde schon beschrieben: Es können alle Familienmitglieder eingeladen werden, nur die Eltern oder die Kinder, alle Frauen oder alle Männer der Familie, die Eltern und die Großeltern usw. Die Zusammensetzung kann von Sitzung zu Sitzung wechseln, über eine bestimmte Zeitstrecke oder den gesamten Hilfeprozess hinweg konstant bleiben.
- Worte strukturieren Realitäten durch Bedeutungszuschreibungen und die dadurch entstehenden Assoziationsketten in den Köpfen der Menschen. So kann für die potenziellen Auftraggeberinnen die Bezeichnung des Unterstützungsprozesses und das gewählte Setting von großer Bedeutung für ihre positiven oder negativen Erwartungen sein. Manche Menschen wünschen ausdrücklich eine Therapie, weil sie an einem intensiven Auseinandersetzungsprozess mit sich selbst interessiert sind und diesen mit dem Begriff Therapie verbinden. Warum sollte die Helferin den Begriff Therapie vermeiden, wenn sie in der Lage ist, einem solchen Auftrag zu entsprechen? Andere Hilfesuchende dagegen schreckt gerade diese Bezeichnung; sie assoziieren damit Psychiatrie, Verrücktheit und Krankheit. Hier kann der Begriff des Gespräches helfen, denn diese Form der Kommunikation kennt jeder Mensch aus seiner Alltagserfahrung; das kann angstreduzierend wirken. Manchmal müssen hoch qualifizierte Psychotherapeutinnen ihre Arbeit aus rechtlichen oder institutionellen Gründen Beratung statt Therapie nennen, obwohl sie und ihre Klientinnen den Begriff Therapie angemessen finden. Wenn Ratsuchende befürchten, dass die während des Hilfeprozesses entstehende soziale Situation sie in eine emotionale Abhängigkeit von der professionellen Helferin bringen könnte, vermag vielleicht der Begriff des Interviews entsprechende Befürchtungen zu verringern; denn er fördert die Assoziation einer neutralisierenden Distanz zwischen Befragterin und befragter Person.

6.6.3.7.1 Das systemische Erstgespräch

Das Erstgespräch kann als eigenes Setting zur Gestaltung eines tragfähigen Arbeitsbündnisses definiert werden. Seine Funktion besteht in der Herstellung vertrauensbildender Kontakte, der Gewinnung ausreichender Informationen für die erste Hypothesenbildung sowie der Klärung der Aufträge, der Erwartungen und des Überweisungskontextes. Die Sozialarbeiterin kann im Gespräch das unter 6.4 dargestellte „Orientierungsschema für das Handeln in Familien und anderen sozialen Systemen“ als Leitlinie verwenden. Methodisch stehen ihr alle Typen des systemischen Fragens zur Verfügung, wobei wegen der Gewinnung „harter Daten“ die linearen Fragen zahlreich sein werden.

Im *zeitlichen Verlauf* lässt sich das Erstgespräch als ein Prozess beschreiben, der mit der Idee beginnt, eine Beratung aufzusuchen, und bis zum Erstgespräch im engeren Sinne führt. Er lässt sich in vier Phasen einteilen.

- *Der Prozess der Entscheidung, sich bei dieser Einrichtung anzumelden* (siehe „preliminary“, 6.5.2.2):

Er findet im Alltag der Ratsuchenden bzw. der Familie statt und ist für das Erstgespräch von großer Bedeutung. Hier entstehen die ersten Erwartungen und Befürchtungen, indirekte Aufträge durch Freundinnen, Schule, Kindergarten, schon engagierte Sozialarbeiterinnen oder Ärztinnen. Gespräche im Freundeskreis und der Familie tragen vielleicht schon zur Problemlösung bei oder erschweren sie zusätzlich.

Folgende Fragen und Merkmale bestimmen diese Phase:

- Wer ist an diesem Prozess direkt/indirekt beteiligt?
 - Wer gab welche Anstöße/Hinweise, die Möglichkeit professioneller Hilfe zu nutzen?
 - Wer ist am Entscheidungsprozess direkt/indirekt mit welcher Intensität beteiligt?
 - Pro- und Kontraeinstellungen gegenüber professioneller Unterstützung.
 - Kooperative vs. autoritäre Entscheidung für das Erstgespräch.
 - Zugangsbarrieren seitens der Einrichtung.
- *Die Anmeldung*: Sie kann telefonisch, schriftlich, persönlich erfolgen. Wichtig ist hier, dass die Mitarbeiterin der Einrichtung, welche die

Anmeldung entgegennimmt, gelernt hat, präzise Fragen zu stellen, um die ersten wichtigen Informationen zu erhalten.

Diese Phase lässt sich durch folgende Gesichtspunkte und Fragestellungen markieren:

- Wer nimmt die Anmeldung entgegen?
- Welche Fragen werden gestellt, und welche Informationen werden wie gegeben?
- Welche Informationen erhalten die sich anmeldenden Personen über die Einrichtung und ihre Angebote?
- Wie lange dauert der Anmeldungskontakt?
- Termin- und Settingabsprache.
- *Die Zeit zwischen Anmeldung und Erstgespräch:*

Das Anmeldungsgespräch erbringt neue Informationen für das sich anmeldende System. Diese werden für Beruhigung oder weitere Turbulenzen sorgen. Der interne Problemlösungsprozess geht vielleicht weiter, und die Motivation für das Erstgespräch wird ein wichtiges Thema. Deshalb sind hier folgende Gesichtspunkte zu bedenken:

 - Erwartungen, Befürchtungen, Hoffnungen (Frey 1990);
 - Familiendynamische Folgen der Anmeldung;
 - Hypothesenbildung seitens der Helferinnen auf der Basis der bei der Anmeldung gegebenen Informationen;
 - wer übernimmt seitens der Einrichtung das Erstgespräch?
- *Das Erstgespräch im engeren Sinn:*

Hier kann sich die Sozialarbeiterin auf die unter 6.4 dargestellten Orientierungslinien beziehen. Das Ziel ist die Herstellung eines Arbeitsbündnisses (Stierlin et al. 1977). Es umfasst die Auftragsklärung und die Herstellung eines Vertrauen bildenden Kontextes. Alle für die drei ersten Phasen formulierten Fragen werden nun gestellt. Darüber hinaus geht es um die Problem-, Lösungs- und Ressourcenexploration.

Das *Erstgespräch* ist weniger eine einzige Sitzung als die den Beginn eines Hilfeprozesses markierende Phase. Deshalb kann es mehrere Erstgespräche geben, bis das Ziel einer Auftragsklärung, eines Arbeitsbündnisses und der Erarbeitung erster Hypothesen für die Festlegung der ersten Handlungsschritte erreicht ist.

6.6.4 Methoden der Qualitätssicherung

Supervision, Intervision und Selbstevaluation dienen der Qualitätssicherung Sozialer Arbeit. Die Supervision wurde unter [5.5.6.1](#) thematisiert. Ihre Methoden sind die gleichen, wie sie in der Therapie genutzt werden (siehe Ritscher 1998).

6.6.4.1 Intervision

Die Intervision bzw. Supervision ohne externe Supervisorin lässt sich im Rahmen eines Vierstufenmodells durchführen (vgl. von Schlippe u. Schweitzer 1996, S. 226 f.):

- Die kollegiale Gruppe wählt eine Moderatorin aus ihrer Mitte, oder die einen „Fall“ vorstellende Kollegin bittet eine andere, die Moderation zu übernehmen.
- Eine Kollegin stellt einen Fall vor.
- Die bislang zuhörenden Kolleginnen und Kollegen sprechen über diesen Fall, bilden Hypothesen und überlegen sich Interventionsmöglichkeiten; die den Fall vorstellende Kollegin hört nur zu und beteiligt sich nicht aktiv an diesem Gespräch.
- Anschließend gibt sie einen Kommentar zu den Kommentaren ihrer Kolleginnen; die Fragestellung lautet dabei: „Welche Anregungen der Kolleginnen nehme ich auf, welche neuen Ideen habe ich bekommen?“

Die gewählte Moderatorin hat die Gesprächsführung und achtet auf die Einhaltung von Tagesordnung und Zeitvorgaben. Die Struktur des aktiven Zuhörens statt einer gemeinsamen Diskussion verringert die Gefahr von Konkurrenzkämpfen. Die den Fall vorstellende Kollegin muss sich nicht für ihre Hypothesen und Interventionen rechtfertigen und kann aus allen Vorschlägen die für sie stimmigen auswählen. Dadurch behält sie die Verantwortung für ihre Arbeit mit den betreffenden Auftraggeberinnen und kann sich ihren ganz persönlichen Arbeitsstil erhalten.

6.6.4.2 Selbstevaluation

Jede *Selbstevaluation* beginnt mit Fragen der Mitarbeiterinnen an ihr Arbeitsfeld und die Arbeitsprozesse, wenn diese und ihre Ergebnisse nicht mehr selbstverständlich sind. Aus den Fragen ergeben sich Pläne und Handlungsschritte für die Überprüfung. Die Fragen können sich auf ein sehr weites Themenspektrum beziehen (z. B.: „Entsprechen die Angebote und Aktivitäten unserer Einrichtung den Forderungen nach einer systemischen Psychiatrie in der Gemeinde?“) oder sehr eng gefasst sein (z. B.: „Wie können wir anfangs festgelegte Ziele eines Hilfeprozesses kontinuierlich auf ihre Realisierung oder Veränderungsnotwendigkeit hin überprüfen und dokumentieren?“).

Für die Überprüfung solcher Fragen im Prozess der Selbstevaluation hat Heiner ein Prozessmodell formuliert, in dem drei allgemeine „Grundfragen“ mit jeweils einem Arbeitsschritt und ihn konkretisierenden „Erschließungsfragen“ verknüpft werden (Heiner 1994, S. 143):

Grundfrage	Arbeitsschritt	Erschließungsfragen
„Welche Ziele will ich ansteuern?“	„Anforderungen und Erwartungen sortieren und abwägen“	„Wer erwartet was von mir? Welche Erwartungen muss ich, welche will ich erfüllen? Was halte ich außerdem für unverzichtbar? Wie machen das andere Kolleginnen?“
„Was kann ich tun, um sie zu erreichen?“	„Bedingungen für Arbeitsschwerpunkte abklären“	„Wozu ist die Klientin fähig und motiviert? Wozu müsste ich wie viel Zeit aufwenden? Welche sonstigen Ressourcen können und sollen genutzt werden? Womit sind welche Resultate zu erreichen?“
„Was habe ich erreicht, und wie ist das Erreichte zu bewerten?“	„Ergebnisse beurteilen und fachliche Standards entwickeln“	„Welche Veränderungen sind eingetreten? Sind die Arbeitsvereinbarungen erfüllt worden? Wie beurteilen meine Kolleginnen/Kooperationspartnerinnen usw. das Ergebnis? Wie äußert sich die Klientin und ihr soziales Umfeld? Wie zutreffend waren meine

Grundfrage	Arbeitsschritt	Erschließungsfragen
		Interventionshypothesen? Wie prompt erfolgten notwendige Kurskorrekturen? In welchem Verhältnis steht der Aufwand zum Ergebnis?“

Für die einzelnen Arbeitsschritte stehen folgende Techniken zur Verfügung (nach Monzer 1996, S. 44 ff.):

- Inhaltsanalysen von Akten, Protokollen, Jahresberichten, Briefen, Karteien usw.;
- Dokumentation der Stationen des Hilfeprozesses, der Maßnahmen und der Ergebnisse;
- Beobachtungen von Interviews oder Interviewsequenzen mit Auftraggeberinnen, turnusmäßigen Teamsitzungen, Fallbesprechungen, Konzeptdiskussionen;
- Ausgabe von Fragebogen an die Nutzerinnen, Mitarbeiterinnen und Leitungspersonen der Einrichtung;
- Zeitstudien und Zeitbudgetanalysen hinsichtlich der Strukturierung von Arbeitsabläufen sowie den in den Arbeitsplatzbeschreibungen festgelegten Anforderungen und Funktionen;
- Protokolle als Dokumentierung von Diskussionsprozessen und ihren Ergebnissen;
- Einzelfall- und Projektstudien, um Arbeitsabläufe, Anforderungen und Qualitätsstandards am Einzelfall verstehbar zu machen und Bruchstellen aufzuzeigen, an denen Verbesserungsvorschläge ansetzen können;
- Laufzettel, mit deren Hilfe verschiedene Bereiche und Personen, die über einen Arbeitsablauf verbunden sind, nacheinander ihre Aktivitäten dokumentieren;
- Beschreibung und Analyse des organisatorischen Kontextes, z. B. mithilfe eines Organigramms;
- Visualisierung, d. h. die zeichnerische Darstellung, von Sachverhalten, um Muster, Strukturen, Prozesse und Systemgestalten für die kritische Sichtung aufzubereiten, z. B. ein Organigramm oder eine Mind-Map.

- Qualitätszirkel, Arbeitsgruppen, Konferenzen, gruppendedynamische Meetings, Fallbesprechungen, Team- und Fallsupervisionen bilden das organisatorische Netzwerk der Selbstevaluation und sichern den kommunikativen Austausch innerhalb der Einrichtung sowie zwischen Mitarbeiterinnen, Leitung und von außen kommenden Beraterinnen.

Durch die Anwendung dieser Methoden können die Sozialarbeiterinnen ihr professionelles Handeln befragen, beschreiben, qualitativ beurteilen und Entwicklungsperspektiven benennen. Damit verbinden sie in ihrer Person und ihrem Arbeitskontext Forschung mit Praxis. Das ist eine Form der Qualitätssicherung, die den Aufwand lohnt.

Anmerkungen

1 Hierfür wären qualitative und quantitative empirische Untersuchungen notwendig, z. B. die inhaltsanalytische Auswertung von Videodokumenten.

2 An dieser Stelle verbinden sich das Diskursmodell von Habermas (Habermas in Habermas u. Luhmann 1971) und die postmoderne Idee der Pluralität (Beck 1986) zu einem bedeutsamen, die systemische Praxis leitenden Konzept.

3 Joseph Volpe, ein Pionier der Verhaltenstherapie und Begründer der *systematischen Desensibilisierung*, soll einmal gesagt haben: „Es gibt Menschen, die mich mögen, und solche, denen ich geholfen habe.“

4 „Es hat alles seine Zeit, und alles Tun unter dem Himmel hat seine Stunde“ (Prediger 3, 1).

5 Im Rahmen dieser Beziehungsmuster können lösungsfördernde oder -behindernde Prozesse entstehen, sodass im Falle einer chronifizierten Nichtveränderung ein Wechsel auf der Sozialarbeiterinnenseite durchaus neue Lösungsimpulse für die Auftraggeberinnen zu erbringen vermag.

6 Detaillierte Frageformulierungen zu diesen Bereichen finden sich bei von Schlippe und Schweitzer (1996, S. 146 f.).

7 Ein prägnantes Beispiel für eine Symptomverschreibung findet sich bei Minuchin und Fishman. Das Problem ist in diesem Fall, dass Mutter und Sohn sich gegenseitig nicht aus den Augen lassen können; der Sohn kann seine entgegengesetzte Tendenz, sich von der Mutter zu distanzieren, nur über psychotische Symptome erreichen – denn Krankheit ist erlaubt. Die Autoren beschreiben, wie die Nähe zwischen beiden jetzt als Hilfe positiv umdefiniert und von ihnen als therapeutische Aufgabe gefordert wird. Nähe ist nun erlaubt, man muss nicht mehr gegen sie ankämpfen, und deshalb wird auch ihr Gegenteil, die Distanzierung, zu einer erlaubten Strategie. Damit wird die Distanzierung mithilfe eines Symptoms überflüssig.

„Sie (die Familie Henry; W. R.) besteht aus einem neunzehnjährigen Sohn und seiner geschiedenen Mutter. Die beiden leben zusammen, sind von ihrer Umwelt völlig abgeschnitten und miteinander verstrickt (und sie lassen sich gegenseitig kaum aus den Augen; W. R.). Sie kamen ursprünglich zur Therapie wegen einer psychotischen Phase des Sohnes. Nachdem er eine Zeitlang hospitalisiert war, ging der junge Mann wieder ins College und hielt sich dort einigermaßen gut. Im Augenblick bestehen

die Schwierigkeiten darin, daß die Mutter zunehmend depressiv ist, während der Sohn immer häufiger mit seinesgleichen zusammen ist. Eines Tages rufen sie den Therapeuten an, und der junge Mann berichtet, daß er an Selbstmord denke. Er sagt, er denke daran, ‚aus dem Fenster zu springen‘. Der Therapeut sagt zur Mutter, daß er die Selbstmorddrohungen des Sohnes sehr ernst nehme und daß sie dafür verantwortlich sei, daß ihr Sohn sich nichts antut. Sie muß auf ihn aufpassen, so daß er nicht aus dem Fenster springt. Wohin er auch geht, die Mutter soll ihn beobachten. Sie müssten im gleichen Zimmer schlafen, und die Mutter habe den Sohn zu den Vorlesungen zu begleiten. Die Mutter zeigte sich einverstanden, weil auch sie von der Ernsthaftigkeit der Drohungen ihres Sohnes überzeugt ist und weil es ihr einleuchtet, daß der Therapeut ihr die Verantwortung für das Verhalten des Sohnes zuschreibt. So verbringen Mutter und Sohn noch mehr Zeit miteinander, als sie dies in den letzten Jahren ohnehin schon getan haben. Sie begleitet ihn zu den Vorlesungen und läßt ihn auch in den Pausen nicht aus den Augen.

Als der Sohn beschließt, segeln zu lernen, wird der Therapeut um seine Meinung gebeten, ob die Mutter ihn auch zum Segeln begleiten solle. Der Therapeut sagt, das müsse sie selbstverständlich tun, denn er könne ja auf die Idee kommen, sich durch einen Sprung aus dem Boot umzubringen. Also setzen Mutter und Sohn sich tags darauf, an einem regnerischen Samstag, gemeinsam in ein Segelboot. Einige Tage später kommt ein Anruf des Sohnes, der mitteilt, daß er seine Mutter nicht mehr überall dabeihaben möchte. Der Mutter geht es ähnlich. Der Therapeut aber sagt ihr, daß sie ihrem Sohn nicht erlauben darf, allein fortzugehen, solange sie nicht überzeugt sei, daß er keine Selbstmordabsichten mehr hegt. Mutter und Sohn streiten sich jetzt häufiger und heftiger als jemals zuvor. Die Mutter beschäftigt sich mit dem Gedanken, an Veranstaltungen der Erwachsenenbildung teilzunehmen. Der junge Mann verbringt viel Zeit mit Telefonieren. Schließlich kann die Mutter dem Sohn das Versprechen abnehmen, daß er sich nichts antun wird. Erleichtert kehren beide in den Alltag zurück, jeder ärgerlich auf den anderen, aber unabhängiger, als sie es je gewesen sind“ (Minuchin u. Fishman 1983, S. 217 f.).

8 Durch diese Verschreibung des Symptoms wurde die Zeitperspektive eingeführt: „Zeige das Verhalten noch eine Weile, dann kannst du es verändern“; ein chronisches Verhalten wird also in einen Rahmen begrenzter Zeit überführt.

9 Über die Funktion hinaus geht es jetzt um den Sinn des Verhaltens, Funktion und Sinn sind also zu unterscheidende Begriffe.

10 Ich schlage streitenden Paaren manchmal vor, dass derjenige/diejenige, der/die zuerst bemerkt, dass der Streit zu eskalieren droht, – analog zum Fußballspiel – eine gelbe Karte als Stoppsignal aus der Tasche zieht.

11 Ich persönlich vermeide den Begriff der Hausaufgabe im Gespräch mit den Auftraggeberinnen, um die assoziative Verknüpfung mit Schule, Leistungsdruck und der Lehrerin als einer Mehr- bzw. Besserwiserin zu vermeiden. Diese Assoziationen werden – so meine Vermutung – eher den Widerstand als das Kooperationsinteresse stärken. Deshalb verwende ich den Begriff immer in Anführungszeichen oder spreche von „Vorschlägen für ein Experiment“.

12 Masson und O’Byrne haben im Rahmen ihres *Task Centered Approach to Family Therapy* eine Vielzahl von Aufgaben zusammengestellt (siehe Masson u. O’Byrne 1984, S. 27).

13 Um der Zementierung von Vorurteilen vorzubeugen, sage ich bei der Erklärung des Familienbretts den Auftraggeberinnen immer: „Üblicherweise werden die runden Klötze für die Frauen und die eckigen für die Männer genommen. Aber man kann das auch verändern. Warum soll es nicht auch runde Männer und eckige Frauen geben?“

14 Diese Variante wurde von mir im Zusammenhang mit der Beschreibung eines Supervisionsprozesses entwickelt und genutzt (siehe Ritscher 1998, S. 180).

15 Eine detaillierte Beschreibung der räumlichen Komponenten des familientherapeutischen Settings findet sich bei Andolfi (1982, S. 36 ff.).

7

Zur Praxis der systemischen Sozialen Arbeit II: Beispiele aus Sozialpsychiatrie und Jugendhilfe

Ich habe mehrere Kolleginnen gebeten, die Umsetzung der systemischen Metatheorie und Methoden in ihre Praxis der Sozialen Arbeit anhand von „Fall“beispielen darzustellen.

Im ersten Teil beschreiben Jürgen Armbruster und Gabriele Rein vom Sozialpsychiatrischen Dienst (SpDi) Stuttgart-Freiberg, wie die Grundannahmen der systemischen Metatheorie sich in ihrer konkreten sozialpsychiatrischen „Fall“arbeit wieder finden lassen. Dann stellt Karlheinz Menzler-Fröhlich vom *Wohnverbund Stuttgart-Nord* eine neue Variante der Selbstevaluation des Teams unter dem Namen *Kursgespräche* vor.

Abschließend beschreibt Klaus Döhner-Rotter eine „Fallarbeit“ aus dem Projekt *Pro JuLe* (Projekt Jugendhilfe im Lebensfeld) in Bad Rappenau. Sie betont die Netzwerkperspektive (Keupp 1987, 1988b; Keupp u. Röhrle 1987); ohne sie ist eine an der Lebenswelt und dem Gemeinwesen orientierte Jugendhilfe nicht denkbar.

7.1 Systemische Soziale Arbeit in der außerstationären Sozialpsychiatrie

von Jürgen Armbruster und Gabriele Rein

Die folgenden Beiträge sind das Ergebnis eines über zehnjährigen gemeinsamen Arbeitsprozesses, in dem wir uns darum bemüht haben, systemische Beratungsansätze im Kontext eines gemeindepsychiatrischen Hilfesystems zu nutzen und weiterzuentwickeln.

Systemische Ansätze bestimmen dabei

- die *Grundannahmen und Grundhaltungen*, das Denken über menschliche Entwicklungen, psychiatrische Beeinträchtigungen, Verhaltensmuster und Veränderungsmöglichkeiten,
- die unmittelbare *Praxis der Beratung und alltagsorientierten Unterstützung* sowie
- die Formen der *fallbezogenen Praxisreflexion*.

Im Jahr 1980 beschließt das Sozialministerium des Landes Baden-Württemberg ein Programm zur außerstationären sozialpsychiatrischen Versorgung. Der Stuttgarter Gemeinderat stimmt der Teilnahme daran zu. Modellhaft beginnen drei Sozialpsychiatrische Dienste (SpDi) ab 1982 mit ihrer Arbeit; ein Jahr später steht das erste Angebot an ambulant betreuten Wohnplätzen im Rahmen eines Sozialpsychiatrischen Wohnverbundes zur Verfügung.

Auf der Grundlage der Richtlinien des Sozialministeriums Baden-Württembergs zum flächendeckenden Ausbau der Sozialpsychiatrischen Dienste beschließt der Stuttgarter Gemeinderat 1986 die Einrichtung von acht Diensten mit regionaler Gliederung. Mit einer Planung von 120 den Richtlinien des Landeswohlfahrtsverbandes entsprechenden betreuten Wohnplätzen

wird im gleichen Jahr auch die Umsetzung des Konzeptes des flexiblen Sozialpsychiatrischen Wohnverbundes in drei den SpDi zugeordneten Regionen beschlossen.

Diese kurze Skizze der historischen Entwicklung verweist auf eine Zeit, die geprägt war von einer Aufbruchstimmung und einem gegenseitigen Einverständnis der politisch Verantwortlichen und freien Träger zur Weiterentwicklung der außerstationären psychiatrischen Versorgung. *Gemeindenähe, Versorgungsverpflichtung mit regionalem Bezug* und *ambulant vor stationär* sind die Zauberworte, die viele in den Bann des gemeinsamen Engagements für eine bessere Psychiatrie zogen.

Sozialpsychiatrischer Dienst und außerstationärer Wohnverbund sind zuständig für über 18-jährige Menschen mit psychischen Erkrankungen, Menschen in Krisen und besonders auffällige und schwierige Personen in einem bestimmten Einzugsgebiet. Für das Einzugsgebiet besteht eine Versorgungsverpflichtung. Darüber hinaus hat der Sozialpsychiatrische Dienst für bestimmte Anfragen der Kommune gutachterliche Funktionen.

Träger des Sozialpsychiatrischen Dienstes Stuttgart-Freiberg und des Sozialpsychiatrischen *Wohnverbunds Nord* ist die *Evangelische Gesellschaft Stuttgart*.

Der Wohnverbund wird unter [7.2](#) näher dargestellt.

Der SpDi versteht sich als Anbieter verschiedenster Dienstleistungen für den genannten Personenkreis. Er bietet:

- Beratung und therapeutische Einzel- und Familiengespräche,
- Krisenbegleitung,
- konkrete alltagspraktische Unterstützung,
- Begegnungsmöglichkeit und Alltagsstrukturierung im offenen Bereich,
- stundenweise Arbeitsangebote,
- Vermittlung weiterführender oder ergänzender psychosozialer und medizinischer Hilfen,
- Beratung Angehöriger und

- kollegiale Beratung anderer Einrichtungen.

Das Team des SpDi besteht aus drei Fachmitarbeiterinnen, einer Verwaltungskraft, einer Praktikantin und einem Zivildienstleistenden. Ein Nervenarzt nimmt an 14-tägigen Fallbesprechungen teil.

In der sozialpsychiatrischen Praxis stießen systemische Ansätze in den vergangenen Jahren auf ein ständig wachsendes Interesse.

Viele Mitarbeiterinnen der neu entstandenen Sozialpsychiatrischen Dienste und Einrichtungen erlebten nach der anfänglichen Begeisterung für ihr neues Arbeitsfeld oft eine belastende Orientierungslosigkeit in der Begegnung mit als psychisch krank bezeichneten Menschen, im Umgang mit komplexen Beziehungssystemen und einer komplizierten, sich schnell verändernden psychiatrischen Versorgungslandschaft, in der sie die eigenen Aufgaben und Funktionen ständig neu definieren müssen.

Die Sozialpsychiatrie verfügt über ein uneinheitliches, vergleichsweise abstraktes Theoriemodell, das im Alltagshandeln oft wenig handlungsleitend ist.

Die Hoffnung vieler psychosozialer Mitarbeiterinnen, durch die Aneignung einer psychotherapeutischen Methode zu mehr Orientierung und Handlungssicherheit zu gelangen, blieb dabei oft unerfüllt.

Psychotherapeutische Verfahren werden in der Regel in spezifischen *Settings* der therapeutischen Praxis entwickelt und in Ausbildungsinstituten vermittelt. Diese haben oft wenig Bezug zur Arbeit mit Menschen, die sich in langfristigen psychischen Krisen festgefahren haben. Die Aneignung einer psychotherapeutischen Methode macht es deshalb erforderlich, in einem zweiten Schritt die aus dem therapeutischen Ansatz hervorgehenden Denk- und Handlungsmodelle auf die spezifischen Bedingungen eines (sozialpsychiatrischen) Alltags zu beziehen, in dem die psychotherapeutisch orientierte Beratung nicht selbstverständlich zum Arbeitsauftrag und zur gewohnten Arbeitsform gehört.

Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, welche Beiträge systemische Denk- und Handlungsansätze für die sozialpsychiatrische Praxis leisten können.

7.1.1 Grundannahmen, Grundhaltungen und Handlungsrichtlinien des systemischen Denkens und die praktischen Konsequenzen

Systemische Therapieansätze nehmen Bezug auf eine Vielfalt zum Teil widersprüchlicher und unterschiedlich gewichteter Konzepte aus der Erkenntnistheorie, der Systemtheorie und den Naturwissenschaften; zu verweisen ist hier auf die Konzepte der Grenze, des Beobachtungssystems, der Selbstorganisation, der subjektiven (Re-)Konstruktion von Wirklichkeit und dem Symbolsystem der Sprache.

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Konzepten für die Begegnung zwischen Sozialarbeiterin und Auftraggeberin im psychiatrischen Feld?

In einer helfenden Beziehung sind wir als Beraterinnen Teil des Systems, das wir beobachten. Durch unser Verhalten und durch die Wahl unserer Problembeschreibungen (unserer Erklärungsmodelle und Diagnosen) tragen wir zur Aufrechterhaltung, Verstärkung oder zur Auflösung von Problemkonstellationen bei. Abhängig von der Wahl unserer sprachlichen Beschreibungen können wir gemeinsam Veränderungsoptimismus fördern und Handlungsoptionen erweitern oder die scheinbare Unbeeinflussbarkeit chronischer Krankheitsverläufe bestätigen. Auch hier gilt, dass die gemeinsam vorgenommenen Problembeschreibungen nur dann nützlich und sinnvoll sind, wenn sie dazu dienen, mit einer als belastend erlebten Situation besser umgehen zu können, sie entweder besser aushalten oder daraus erweiterte Handlungsoptionen ableiten zu können.

Entwicklungsverläufe können wir dabei nicht linear vorherbestimmen, wir können aber entwicklungsfördernde Bedingungen schaffen. Kleine Veränderungen können oft nachhaltige Wirkungen zeigen, stetige Mühen können in zirkulären Prozessen ohne Erfolg bleiben. Diese Einsichten stehen mitunter im Widerspruch zu den in der Sozialpsychiatrie verbreiteten mechanistischen und linearen Rehabilitationskonzepten.

Ein systemisches Verständnis lässt keine einseitigen Schuldzuweisungen gegenüber dem als psychisch krank bezeichneten Menschen oder seiner Familie zu. Systemisches Denken bedeutet auch nicht unbedingt den Verzicht auf ein Krankheitskonzept, sondern nur die Frage, inwieweit seine Verwendung der Veränderung dienlich ist oder sie blockiert. Das kann von Kontext zu Kontext unterschiedlich sein. Entscheidend ist, dass Systemtherapie versucht, auf die Vorstellung zu verzichten, der Experte sei im Besitz einer unanfechtbaren Wahrheit. Ziel ist es vielmehr, in gemeinsamen Aushandlungsprozessen Problembeschreibungen zu entwerfen, die gemeinsam geteilt werden können, die der verbesserten Kooperation der Beteiligten dienen und den Blick auf die Ressourcen zur Veränderung richten.

Damit soll nicht bestritten werden, dass auch im Feld der Systemtherapie das Risiko einseitiger Vereinfachungen besteht, an deren Ende unverantwortbare Schuldzuweisungen und Belehrungen gegenüber den Familien erfolgen.

Die beschriebenen Grundannahmen machen dagegen eine Haltung der Beraterin erforderlich, die von einer angemessenen Bescheidenheit gekennzeichnet ist und von dem Respekt gegenüber der Sinnhaftigkeit der Welt des als psychisch krank bezeichneten Menschen und seines sozialen Umfelds. Die Übernahme der Perspektive des Gegenübers, das Sicheinfühlen in die Welt des anderen – sowohl der Auftraggeberinnen als auch ihrer Angehörigen und anderer Bezugspersonen – soll die Chance eröffnen, Kommunikation dort wieder entstehen zu lassen, wo zuvor Sprachlosigkeit und Verwirrung herrschte.

Die systemische Therapie hat ein breites Spektrum pragmatischer methodischer Ansätze entwickelt, die sich in verschiedenen Feldern der Therapie, der Supervision und der Organisationsberatung bewährt haben. Die ihnen zugrunde liegenden Handlungsrichtlinien (Hypothetisieren, Zirkularität, Allparteilichkeit/Neutralität, Kontextualisierung, Ressourcen-, Auftrags- und Lösungsorientierung) wurden im sechsten Kapitel dargestellt.

Das methodische Repertoire der Systemtherapie kann im sozialpsychiatrischen Kontext in der Regel nicht im *Setting* einer psychotherapeutischen Behandlung angewendet werden. Jenseits der Methodenfrage aber ermöglicht das systemische Denken den Sozialarbeiterinnen ein erweitertes Verständnis der interaktionellen Muster, der Verstrickungen und Beziehungsfallen, an deren Aufrechterhaltung sie oft mitbeteiligt sind.

Eine systemische Perspektive erlaubt es, einen Zugang zur Sinnhaftigkeit scheinbar unverständlicher Verhaltensweisen zu erlangen. Auf dieser Basis können die Mitarbeiterinnen in ihren alltäglichen Begegnungen neue Orientierungen gewinnen und veränderte Haltungen einnehmen. Die Einnahme einer reflektierten Distanz, die Haltung der Neugier gegenüber einer vielschichtigen und fremden Welt und die Aufgabe einer Rolle der besser wissenden Expertinnen können darüber hinaus ihre Zufriedenheit erhöhen.

Systemische Ansätze ersetzen nicht das breite Spektrum der alltagsorientierten Methoden der sozialpsychiatrischen Praxis. Diese bilden weiterhin den Rahmen der Begegnung und schaffen die Voraussetzung, den als psychisch krank bezeichneten Menschen und ihren Angehörigen ein möglichst selbst bestimmtes Leben in der Gemeinde zu ermöglichen. Diese immer wieder neu zu eröffnenden Räume müssen aber mit Sprache und Kommunikation gefüllt werden. Auf diese Weise kann es gelingen, gemeinsam unsere inneren Weltbilder zu thematisieren und in ihnen neue Ressourcen zu entdecken. Dadurch kann das Geschehene verstanden und angenommen werden; für die gegenwärtigen Handlungsvollzüge ergibt sich dadurch die Chance, immer wieder neue Gestaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zu finden.

Dies soll im Folgenden anhand von zwei Fallbeispielen aus dem Sozialpsychiatrischen Dienst demonstriert werden.

7.1.2 Systemische Grundhaltungen – Illustriert an einer „Fall“geschichte

7.1.2.1 Der Kontext der „Fall“darstellung

Die folgende „Fall“beschreibung wurde im Rahmen der Praxisreflexion von den Mitarbeiterinnen des SpDi und des psychiatrischen Pflegedienstes diskutiert.¹

In diesen monatlichen Reflexionsrunden, die in Form einer kollegialen Supervision gestaltet werden, können die Mitarbeiterinnen „Fall“situationen einbringen, die sie als besonders belastend erleben und in denen sie neue Orientierungen oder die kritische Betrachtung ihres Vorgehens suchen. Der Praxisreflexionsprozess wird jeweils von einer Kollegin unter Zuhilfenahme von Methoden der systemischen Beratung und Supervision (Genogrammarbeit, Hypothesenbildung, zirkuläres Fragen, Skulptur, Reflecting Team usw.) moderiert.

Schematisch lässt sich der Ablauf der Praxisreflexion in vier Phasen gliedern:

- 1. Phase: Darstellung der aus Sicht der Betreuerin relevanten Informationen über die *lebensgeschichtliche und situative Entwicklung* der Fallsituation.
- 2. Phase: Beschreibung der *interaktionellen Dynamik*, in der sich die Mitarbeiterin einbezogen sieht. Reflexion der problemerzeugenden und -erhaltenden Sicht- und Verhaltensweisen, zu denen sich die Mitarbeiterin eingeladen fühlt.
- 3. Phase: Aus einer *problemorientierten Problembeschreibung* bezüglich der verschiedenen Interaktionsebenen entstehen im Laufe der Praxisreflexion durch eine andere Sprache *lösungsorientierte Problembeschreibungen*, die neue Sichtweisen eröffnen und neue Handlungsmöglichkeiten zulassen. Eine problemorientierte Beschreibung zeichnet sich aus durch eine Orientierung an Defiziten, d. h. mangelnden Ressourcen zur Problemlösung, die im Zuge der Behandlung kompensiert werden sollen. Eine lösungsorientierte

Problembeschreibung unterstellt prinzipiell die lebensgeschichtliche oder interaktionelle Sinnhaftigkeit des als problematisch identifizierten Verhaltens. In dem problematisierten Verhalten wird eine Lösung von interaktionellen Konflikten gesehen. Die zur Auflösung des Problemmusters erforderlichen Ressourcen sind bereits vorhanden und können aktiviert werden.

- 4. Phase: Die lösungsorientierte Problembeschreibung soll der Mitarbeiterin ermöglichen, eine der Situation angemessene *veränderte Positionierung* innerhalb der interaktionellen Situation einzunehmen. Passend zu den Interaktionsformen und den lösungsorientierten Problembeschreibungen, werden dann in der Praxisreflexion Interventionsformen und -methoden vereinbart.

7.1.2.2 Die Ausgangssituation

Die 68-jährige Frau L. wird seit etwa drei Jahren vom SpDi betreut. Nach einem Suizidversuch kam sie in stationäre psychiatrische Behandlung. Vor ihrer Entlassung vermittelte die Sozialarbeiterin der Klinik den Kontakt zum SpDi mit dem Ziel, die nachstationäre Betreuung und Beratung sicherzustellen. In der Folgezeit entwickelte sich eine kontinuierliche Betreuungsbeziehung, die aber zunächst keinen Einfluss hatte auf die extremen Schwankungen ihrer psychischen Befindlichkeit.

Frau L. war zeitweilig sehr aktiv; *wenn* sie aktiv war, war sie gut in der Lage, ihren häuslichen Alltag zu organisieren und soziale Kontakte zu knüpfen.

Dann geriet sie wieder in schwere psychische Krisen, zerstritt sich mit den ihr nahe stehenden Menschen, brach Beziehungen ab und betrieb in wachsendem Maße Alkohol- und Medikamentenmissbrauch.

In diesen Phasen vernachlässigte sie ihr Äußeres und ihre Ernährung und wurde wiederholt stationär behandlungsbedürftig. Die Klinikeinweisungen wurden zum Teil von ihrem zuständigen Nervenarzt in akuten Notfallsituationen aufgrund von akuter Selbstgefährdung vollzogen, ohne dass Frau L. aktiv ihre Einwilligung gab. Etwa fünf Monate vor der Praxisreflexionssitzung wurde im Rahmen einer solchen Krisenintervention die Mitarbeiterin unseres neu entstandenen Pflegedienstes in die Betreuung einbezogen. Sie besuchte Frau L. in der Folge täglich, sorgte für die kontinuierliche Begleitung und Beziehungspflege in schwankenden Gefühlszuständen. Sie teilte ihr auf Anordnung ihres Psychiaters die Medikamente ein und bot ihr Unterstützung in alltagspraktischen Dingen an. In den Wochen vor der Praxisreflexionssitzung begleiteten die Mitarbeiterinnen des Pflegedienstes Frau L. einmal wöchentlich in den Tagestreff des SpDi. Sie begann – mit anfänglicher Skepsis gegenüber den stark beeinträchtigten Besucherinnen dieses Angebots –, Kontakte zu knüpfen und Verbindlichkeiten einzugehen. Frau L. äußerte wiederholt ihre

Einschätzung, sie habe keinen Einfluss auf ihre psychische Befindlichkeit und die immer wiederkehrenden krisenhaften Zusammenbrüche. *Sie könne nichts dafür*, war das wiederholte Deutungsmuster ihrer Situation.

7.1.2.3Anfragesituation

Die Mitarbeiterin des Pflegedienstes brachte die Fallsituation in die Praxisreflexion ein, weil sie sich neue Ideen erhoffte, wie sie Frau L. begegnen könne. Die Frage stellte sich ihr, wie der Kreislauf immer wiederkehrender Destabilisierungen durchbrochen werden und wie konkret die nächste Krise verhindert werden könne. Die Mitarbeiterin beschrieb die Situation wie folgt:

„Frau L. konfrontiert mich immer wieder in einer sehr fordernden Art und Weise mit ihrem Leiden. Gleichzeitig reagiert sie sehr abweisend auf alle meine Veränderungsvorschläge. So fragte sie mich am letzten Montag, wie ich das Wochenende verbracht hätte. Als ich ihr von den Unternehmungen mit meiner Familie berichtete, sagte sie: ‚Ihnen geht es gut, um mich kümmert sich keiner.‘ Wenn ich ihr dann Vorschläge mache, was sie tun könne, sagt sie: ‚Sie verstehen mich nicht.‘“

Auf diese Weise weckt Frau L. immer wieder das Gefühl von Hilflosigkeit und Schuldgefühlen in ihrer Umgebung und bei den sie unterstützenden Menschen.

Die Mitarbeiterin warf darüber hinaus die Frage auf, ob eine stärkere Einbeziehung von Frau L. in die Aktivitäten des SpDi sinnvoll sei und wie das Risiko von Konflikten und Eskalationen in den Begegnungen zwischen ihr und den anderen Besucherinnen minimiert werden könnte.

7.1.2.4 Kontextualität

Aus einer medizinisch-psychiatrischen Perspektive lässt sich bei Frau L. eine chronifizierte endogene Depression in Verbindung mit einer Suchtmittelabhängigkeit diagnostizieren. Die Eskalationen ergeben sich aus dieser Perspektive aus einem Zusammenspiel zwischen ihrer Depression und ihren chronischen, immer wieder entgleisenden Suchtbewältigungsversuchen.

Aus einer systemischen Perspektive interessiert darüber hinausgehend, in welchem Kontext sich die Verhaltensweisen als sinnvoll erwiesen und verfestigt haben könnten, welchen Sinn sie einstmals hatten und wodurch sie möglicherweise bis heute fort dauern.

Frau L. ist die jüngste von vier Geschwistern. Sie erlebte als junges Mädchen mit ihrer Familie die Kriegszeit in Ostpreußen. Bei Kriegsende war sie gerade zwölf Jahre alt. Während ihre Schwester in ein Arbeitslager nach Sibirien verschleppt wurde, wurde sie Opfer einer Vergewaltigung durch russische Soldaten in ihrem Elternhaus. Ihre Familie wurde im Nebenzimmer Zeuge dieses schrecklichen Ereignisses, ohne ihr helfen zu können. In der Folge war es ihr und ihrer Familie nicht möglich, über diese belastenden Erlebnisse miteinander zu reden.

Die Brüder erlebte sie immer als stark und schützend, die Schwester war für sie immer die lebensstüchtige, aktive, die bereit war, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind, und das Beste daraus zu machen, und die für sich in Anspruch nahm, das viel schwerere Schicksal gehabt zu haben. Ihr gelang es auch nach traumatischen Erlebnissen während ihrer Zeit im sibirischen Arbeitslager und der Flucht in den Westen, ein großes Maß an Eigenständigkeit und existenzieller Sicherheit und schließlich eine eigene Familie aufzubauen.

Der Familie gelang es Anfang der Fünfzigerjahre unter großen Mühen und Gefährdungen, gemeinsam in den Westen zu fliehen. Frau Lang bezeichnete die Jahre in Ostpreußen trotz allem als die

glücklichsten ihres Lebens. Aus ihrer späten Ehe gingen zu ihrer Enttäuschung keine Kinder hervor. Bis zu ihrer Berentung vor zehn Jahren war sie als Näherin in einer angesehenen Textilfirma tätig. Nach dem Tod des Vaters zog ihre Mutter zu ihr und war bis zu ihrem Tod über lange Zeit auf ihre Hilfe angewiesen. Ihr Mann starb 1995 nach einer langen Krankheit und einer Phase intensivster Pflegebedürftigkeit.

Inzwischen lebt von ihrer Familie nur noch ihre Schwester, zu der sie einen regelmäßigen, aber konflikthaften Kontakt hat. Die Schwester ist verheiratet und stark auf ihren Ehemann, ihre Kinder und Enkelkinder bezogen. Auf die Leidensbekundungen ihrer Schwester reagiert sie eher abweisend und zurückhaltend.

Für Frau L., die zeit ihres Lebens immer sehr stark an familiären Beziehungen orientiert war, stellte sich nach dem Tod ihres Ehemannes 1995 erstmals die Notwendigkeit, ihr Leben selbstständig organisieren zu müssen. Dies war gleichzeitig der Beginn wachsender psychiatrischer Auffälligkeiten.

In der gemeinsamen Reflexion des Teams wurde der Fokus zunächst auf den Bezug zwischen ihren lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Deutungen und ihren aktuellen Problembewältigungsmustern gerichtet.

Offensichtlich ist, dass Frau L. sich immer wieder als Opfer tief greifender gesellschaftlicher, sozialer und familiärer Umbrüche, Krisen und Katastrophen erlebte. In den Phasen ihrer Jugend und ihres Erwachsenwerdens erfuhr sie sexuelle Gewalt, existenzielle Not, Vertreibung, den Verlust ihrer Heimat und die Ungewissheit, ob und wo sie mit ihrer Familie eine neue Existenz aufbauen konnte. Die Familie, ihre Eltern, die großen Brüder und die ältere Schwester boten ihr emotionalen Halt und Sicherheit, später das Zusammenleben mit ihrem sie umsorgenden Ehemann und ihrer Sicherheit gebenden Mutter.

Der Satz „Ich kann nichts dafür“, den sie als Entschuldigung für ihre aktuellen Krisen immer wieder äußerte, kann als subjektive Deutung ihrer aktuellen Lebenslage, aber auch als Bilanz ihres

Lebens gesehen werden. Sie sieht sich im Laufe ihres Lebens immer wieder hilflos von außen auf sie einwirkenden Ereignissen ausgesetzt, ihr Leben scheint weitgehend von äußeren bedrohlichen Eingriffen bestimmt und nur in geringem Maße Ergebnis ihrer Einflussnahme, ihres aktiven Zutuns.

7.1.2.5Hypothesenbildung

Aus den Details der situativen und lebensgeschichtlichen Beschreibung entstehen im Laufe des Austausches im Team eine Vielzahl von Facetten, die langsam zu einem Bild, zu einer leitenden Hypothese zusammenfließen. Die Hypothese hat in diesem Prozess keinen Anspruch auf Objektivität, sie soll nicht die „wahre Lebensgeschichte“ bilanzieren. Im Sinne der von Drees (1997) beschriebenen poetischen Kommunikation, der Arbeit mit freien Fantasien, werden vielmehr die Bilder sichtbar gemacht, die in den teilnehmenden Mitarbeiterinnen auftauchen, während sie der Schilderung der Lebensgeschichte von Frau L. durch die sie betreuende Kollegin folgen. Im Laufe dieses Austausches von Gedanken und Bildern erhält die Geschichte einen inneren Zusammenhang. Während dieser Reflexionsphase hört die fallverantwortliche Mitarbeiterin aufmerksam zu, ohne selbst direkt in den Gedankenaustausch einzugreifen. Sie hat vielmehr die Gelegenheit, wiederum ihre eigenen Bilder und Assoziationen zu erspüren, die in ihr während des aktiven Zuhörens entstehen. Im Anschluss an diese Phase kann sie ihre eigenen Gedanken und Assoziationen in der Runde äußern.

Frau L. hat sich in einer von existenziellen Bedrohungen durchzogenen Lebensgeschichte immer wieder in besonderer Weise auf Halt gebende familiäre Beziehungen gestützt. Gleichzeitig waren diese familiären Beziehungen immer wieder von Umbrüchen gekennzeichnet, wonach sie plötzlich für andere Verantwortung übernehmen musste, zunächst für die Mutter, die zur ihr zog, dann für den pflegebedürftigen Ehemann und schließlich, auf sich alleine gestellt, für sich selbst. Ihre in der Nähe wohnende Schwester grenzte sich immer wieder gegen die emotionale Bedürftigkeit von Frau L. ab.

An die Stelle der Wahrnehmung immer wiederkehrender unverständlicher und scheinbar unbeeinflussbarer Krankheitsepisoden trat das Bild einer Frau, die mit bestimmten erlernten Deutungs- und Bewältigungsmustern gefordert war, sich in

einer Umbruchsituation neu zu orientieren. Ausgestattet mit einem Grundmuster *Ich kann nichts dafür*, stand sie plötzlich vor der Situation, selbst in jeder Hinsicht für sich verantwortlich zu sein und das eigene Alltagsleben ohne vertrauten Zuspruch organisieren zu müssen. In dieser Situation wuchs immer wieder ihr Wunsch, die für sie unerträgliche Wirklichkeit aufzulösen und die Verantwortung für sich abzugeben im Rausch, in der Betäubung, im depressiven Rückzug, in suizidalen Handlungen und in den passiv herbeigeführten Klinikeinweisungen.

7.1.2.6 Positive Umdeutung

Welche veränderte Haltung ließe sich aus dem erweiterten Verständnis der bei Frau L. vorherrschenden Deutungs- und Bewältigungsmuster einnehmen?

Die spontane Reaktion auf die Problembeschreibungen und die Verhaltensweisen von Frau L. bestanden bislang im (als interaktionelle Einladung gedachten) Versuch der Mitarbeiterin, sie dazu zu bewegen, für ihr Leben mehr Verantwortung zu übernehmen, aktiver ihr Leben zu gestalten und schrittweise eine Veränderung herbeizuführen. Frau L. fühlte sich durch solche Vorstellungen und Vorschläge in ihrer Annahme bestärkt, niemand könne sie und ihre Lage verstehen. Den – wenn auch einfühlsam formulierten – Appell, sich bzw. ihren Alltag zu ändern, erlebte sie als Vorwurf und Ausdruck mangelnden Verständnisses. Die Vorstellung, Verantwortung für die Gestaltung des eigenen Lebens übernehmen zu können, legt gleichzeitig den Gedanken nahe, schuld zu sein am eigenen Scheitern, an den erlebten Katastrophen, nicht nur Opfer, sondern auch Täter gewesen zu sein. Die Abwehr von Schuld und Verantwortung hat sich vielleicht auf diese Weise zu einer kontextbedingten identitätserhaltenden Überlebensstrategie von Frau L. entwickelt.

Aber lassen sich in den vielfältigen Umbrüchen und Krisensituationen, die Frau L. im Laufe ihres Lebens erlebt und erlitten hat, nicht gleichzeitig vielfältige Ressourcen entdecken, die – wenn sie entsprechend gewürdigt werden – durchaus ein anderes Bild von Frau L. ergeben?

7.1.2.7 Ressourcenorientierung

In der Folge versuchten die Mitarbeiterinnen, in den verschiedensten Kontexten der uns bekannt gewordenen Lebensgeschichte Ressourcen zu entdecken, die von den Fähigkeiten von Frau L. zeugten.

Wir hatten es mit einer Frau zu tun, die als Mädchen Opfer eines lebensbedrohlichen sexuellen Gewaltakts wurde, die in dieser Situation alles schweigsam und passiv erduldet und gleichzeitig durch ihre erlittene Ohnmacht und Demütigung eine große Gefahr von ihrer Familie abgewandt hatte. Hätte sie sich in dieser Situation gewehrt oder hätte sie durch ihre Verzweiflung die Familienangehörigen zu aktivem Einschreiten veranlasst, hätte sie das Leben ihrer Familie in größte Gefahr gebracht.

Das Erleben der Vertreibung, die Flucht und die Suche nach einer neuen Existenzgrundlage verband die Familie; unverkennbar war aber auch ihre eigene Leistung, immer wieder in neuen Anforderungen und Umbruchsituationen bestehen zu können. Nicht unbeachtet ließen wir, dass sie über viele Jahre in ihrer Firma eine sehr anerkannte Mitarbeiterin war.

Wir konnten sie als trauernde, alleine zurückgelassene Witwe wahrnehmen, aber auch als verantwortliche und kompetente Ehefrau, die ihren Mann in einem langjährigen Krankheitsprozess begleitete.

Ihre aktuell geäußerte Zurückhaltung gegenüber sozialen Gruppen, dem Seniorennachmittag der Gemeinde, der Gruppe in der Begegnungsstätte oder dem SpDi kann auch als Versuch gesehen werden, sich vor immer wieder erlebten Kränkungen zurückzuziehen. Möglicherweise bewahrte sie sich durch ihr Fernbleiben vor Verletzungen, die aus emotionalen Erwartungen hinsichtlich Vertrautheit, Nähe und Sicherheit rühren, die in diesen Gruppen für sie bislang zumindest kurzfristig nicht erfüllt werden konnten.

Statt einen Berg zu lösender Probleme vor ihr aufzurichten, suchten wir das Gespräch über ihre Erfahrungen in der Bewältigung von für uns kaum vorstellbaren traumatischen Erlebnissen. Die

Anerkennung ihrer Lebensleistung kann die vor ihr liegenden Probleme in ein anderes Licht rücken.

7.1.2.8 Wahrung einer neutralen Grundhaltung und die Einnahme einer wertschätzenden Haltung gegenüber den verschiedensten Seiten von Ambivalenzen

Die Möglichkeit, das symptomatische Verhalten in vielfältigen Kontexten zu sehen, die Einnahme unterschiedlichster Perspektiven und die kreative Nutzung spontaner Fantasien erlauben es, eine angemessene Distanz zu den interaktionellen Verstrickungen zu erhalten, die für die betreuende Mitarbeiterin zunächst als sehr belastend erlebt wurden. Aus diesem wiedergewonnenen Abstand heraus kann es gelingen, ein größeres Maß an Neugier für die Sichtweisen, Deutungen, Problembeschreibungen und Verhaltensweisen zu entwickeln und gleichzeitig eine Wertschätzung für die darin enthaltenen Ambivalenzen.

Auf dieser Basis ist es möglich, mit Frau L. über ihr Leben ins Gespräch zu kommen und neben ihr Bedürfnis nach Schuldentlastung die Anerkennung ihrer Lebensleistung unter schwierigen Umständen zu stellen. Es kann möglich sein, sie im Umgang mit den Konflikten zwischen ihr und ihrer Schwester zu beraten, ohne einseitig Partei zu ergreifen, aber mit einem Verständnis für ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiedlichkeiten, für die Besonderheit ihrer Rollen, Kontexte und Erfahrungen, die sie miteinander verbinden und unterscheiden. Schließlich kann es gelingen, sie auf einem Weg zu begleiten, auf dem sie für sich herausfinden muss, wie viel an Eigenverantwortlichkeit sie für sich zu übernehmen bereit ist, wie oft sie noch durch die Eskalation ihrer Symptome Situationen schaffen muss, in denen sie im Zuge von stationären Aufnahmen Verantwortung an andere delegiert. Diese Begleitung beinhaltet auch die Möglichkeit, dass Frau L. zur Abwehr ihrer Unsicherheiten mittel- oder langfristig eine institutionell betreute Wohnform anstreben könnte, um auf diese Weise einen Teil der Verantwortung für sich selbst dauerhaft delegieren zu können.

Schließlich bleibt im Rahmen der sozialpsychiatrischen Hilfestellungen das Angebot der stützenden, zugewandten, Raum gewährenden Begleitung bestehen. Es könnte Frau L. ermöglichen,

ein Netz von Beziehungen aufzubauen, in dem sie Verständnis, Vertrautheit und Sicherheit für die ihr bevorstehende Lebensphase des Alterns erlebt.

7.1.2.9 Zirkularität

Aus einer systemischen Perspektive heraus entwickeln wir ein Interesse und ein erweitertes Verständnis der zirkulären Prozesse, in denen sich Verhaltensmuster in ihrem lebensgeschichtlichen, familiären, sozialen und kulturellen Kontext entwickelt haben. Gleichzeitig interessiert uns die aktuelle Zirkularität von Verhaltensmustern in ihrem Alltag und die zirkulär-interaktionellen Prozesse, an denen wir selbst als Teil des helfenden Systems beteiligt sind. An welchen problemerzeugenden Mustern wirken wir mit, wie können wir durch veränderte, lösungsorientierte Problembeschreibungen zur Veränderung und Auflösung der festgefahrenen Verhaltens- und Deutungsmuster beitragen? In der Betreuung von Frau L. ging es für die Mitarbeiterin darum, aus der Rolle der stellvertretenden Versorgerin und Lebensplanerin herauszukommen und stattdessen, die Rolle der aufmerksamen, einführenden, Halt gebenden und reflektierenden Begleiterin einzunehmen.

7.1.2.10 Therapie als Verstörung

Systemische Ansätze führen zu einer kritischen Distanz gegenüber eindimensionalen Behandlungs-, Pflege- oder Rehabilitationskonzepten. Eine symptomorientierte psychiatrische Behandlung, die pharmakologische Behandlung der Depression, die Notfalleinweisung, der stationäre Aufenthalt sind notwendige Antworten in den zirkulären Abläufen. Ohne die Entwicklung einer komplexeren Sichtweise, eines ganzheitlicheren Verständnis und eines entsprechend breiteren Handlungsinstrumentariums bestünde das Risiko der fortlaufenden Bestätigung der vorherrschenden Bewältigungsmuster.

Auch in linearen Pflege- und Rehabilitationsprozessen besteht das Risiko, dass die Professionellen einseitig normative Ziele definieren und immer wieder an den als „Widerstände“ apostrophierten Reaktionen der Betroffenen scheitern. Orientiert an einer systemischen Grundhaltung, bewegt uns daher immer die Frage im Hintergrund, worin der Sinn und die Nützlichkeit der bestehenden Problemkonstellation liegen könnte. Eine systemische Grundhaltung führt zum Selbstverständnis, allenfalls Entwicklungen anregen, aber niemals deren Ergebnisse determinieren zu können. Die Rücknahme des Machtanspruchs der Professionellen schafft Raum für ein Selbstbild der Betroffenen, innerhalb eines bestimmten Rahmens für die Gestaltung ihres Lebens Verantwortung tragen zu können.

Die *therapeutische Verstörung* in der Betreuungs- und Beratungssituation von Frau L. besteht aus:

- einer Veränderung der Haltungen,
- dem erweiterten Verständnis ihrer Lebensgeschichte und ihrer Verhaltenweisen,
- dem ressourcenorientierten Zugang und
- der allparteilichen Bereitschaft, sie in ihrem Lebens- und Entscheidungsprozess zu begleiten.

So kann eine Synthese zwischen ihrem Anspruch der Selbstbestimmung und Selbstbehauptung einerseits und dem Wunsch, in ihrem Alltag ein hohes Maß an Bezogenheit, Fürsorge und Sicherheit empfinden zu können, gefunden werden.

7.1.3 Systemische (Paar-)Beratung im Sozialpsychiatrischen Dienst

Aus dem Arbeitskontext des SpDi ergeben sich unterschiedlichste Aufträge, besondere Anforderungen und Arbeitsbedingungen. Sie unterscheiden sich von einem rein therapeutischen Kontext in Bezug auf seine Aufträge und Auftraggeberinnen. Der sozialpsychiatrische Alltag bewegt sich im Spannungsfeld zwischen den Aufgaben der sozialen Unterstützung, der Beratung und Therapie einerseits und den Aufträgen der Kontrolle, der gutachterlichen Stellungnahmen, des Schutzes vor Selbst- und Fremdgefährdung andererseits. Der Kontext der Arbeit wird darüber hinaus von Eigenaufträgen geprägt, die sich aus dem fachlichen, ethischen und sozialpolitischen Selbstverständnis des Dienstes und der jeweiligen Beratungspersonen ergeben können.

Komplexe familiäre und soziale Bezugssysteme und lange Krankheitsgeschichten kennzeichnen die Kontextbedingungen der Auftraggeberinnen. Hinzu kommen häufig ambivalente Erfahrungen im Umgang mit Expertinnen und machtvollen Institutionen, die bei den Betroffenen oft zu Gefühlen der Hilflosigkeit, der Ohnmacht und Entwertung führen.

Häufig ist die Lebensgeschichte auch von Entwurzelung und traumatisierenden Ereignissen geprägt. Aufgrund unterschiedlichster ethnischer und sozialer Herkunft müssen zwischen den Auftraggeberinnen und Beraterinnen vielfältige Verständigungsmöglichkeiten und Formen der Beziehungsgestaltung gefunden werden, die nicht immer auf sprachlicher Kommunikation beruhen.

Die Kontaktaufnahme erfolgt meistens auf Veranlassung Dritter, oft „halbfreiwillig“. Dies setzt die sorgfältige Abklärung voraus: Wer gibt welchen Auftrag, welchen will die Beraterin annehmen, und welchen weist sie zurück?

Sich selbst und seinem Gegenüber deutlich zu machen, welchen Hut die Beraterin gerade trägt, den der Kontrolleurin oder den der

Beraterin, erfordert ein hohes Maß an innerer Klarheit bezüglich der jeweils wirksamen Aufträge.

Die Arbeit erfordert manchmal auch das Sicheinlassen auf die Handlungsebene des gemeinsamen Tuns oder des stellvertretenden Handelns für die Auftraggeberin; hier geht es z. B. um die Unterstützung im Alltag, die Erledigung sozialanwaltlicher Aufgaben oder die Begleitung und Unterstützung bei der Wahrnehmung von Terminen und Interessen der Auftraggeberin. Auch hier ist es besonders wichtig, zu klären, welche Haltung jeweils eingenommen, welche Intention im Einzelnen verfolgt und welche Funktion dabei erfüllt wird. Die Frage heißt dann: Dient die Hilfestellung der Beziehungsgestaltung, ist sie eine fürsorgliche Unterstützung – weil die Betroffene eine bestimmte Aufgabe zurzeit nicht bewältigen kann – oder eine pädagogische Maßnahme, die zeigt, wie diese Aufgabe bewältigt werden könnte?

Jede Form des alltagsbezogenen Handelns ist gleichzeitig ein kommunikativer Akt, in dem Problem- und Beziehungsbeschreibungen konstruiert und ausgetauscht werden.

Es ist deutlich, dass die Bedingungen des kommunikativen Handelns im sozialpsychiatrischen Alltag durch eine hohe Komplexität gekennzeichnet sind. Diese bezieht sich auf die Auftragsituation, die Kontextbedingungen der Auftraggeberinnen und die zur Verfügung stehenden Interventionsmöglichkeiten.

Hierzu zwei „Fall“berichte.

7.1.3.1 Familie F.

7.1.3.1.1 Überweisungskontext

Eine Mitarbeiterin (G. R.) des Sozialdienstes des psychiatrischen Krankenhauses wendet sich mit folgender Anfrage an den SpDi:

Frau F. sei zum zweiten Mal wegen einer Psychose in stationärer Behandlung. Sie sei verheiratet, habe drei kleine Kinder und dränge sehr nach Hause. Sie lasse sich auf der Station wenig auf die Behandlung ein. Die Sozialarbeiterin fand es sinnvoll, einen Kontakt zum SpDi herzustellen, damit Frau F. nach der Entlassung zu Hause unterstützt werden könne. Jedoch sei es vermutlich schwierig, einen Kontakt zu ihr herzustellen – es sei möglich, dass sich Frau F. auch darauf nicht einlasse.

Wir vereinbaren, dass die Sozialarbeiterin klären soll, ob Frau F. bereit sei, mich, die Mitarbeiterin des Sozialdienstes, bei einem gemeinsamen Termin im Krankenhaus kennen zu lernen.

7.1.3.1.2 Das erste Gespräch

Nachdem ich (G. R.) mich und den SpDi vorgestellt habe, ist ein Gespräch über die Situation von Frau F. und über die Situation nach der letzten Entlassung aus dem Krankenhaus möglich. Wir vereinbaren, zu gegebener Zeit uns darüber zu verständigen, was für sie und ihre Familie nach der Entlassung hilfreich sein könnte.

Frau F. ist noch einige Wochen in stationärer Behandlung. Kurz vor der Entlassung findet auf der Station noch ein gemeinsames Gespräch mit der behandelnden Ärztin, dem Sozialdienst, Frau F. und mir statt. Nach Einschätzung des Krankenhauses sei es für eine Entlassung noch zu früh. Frau F. drängte zu diesem Zeitpunkt sehr nach Hause.

7.1.3.1.3 Paargespräch nach der Entlassung aus dem Krankenhaus im Sozialpsychiatrischen Dienst

Herr F. zeigt sich als äußerst belastet. Er habe Schlafstörungen, müsse bereits selbst Medikamente nehmen, lange würde er das nicht mehr durchhalten. Auch bei der Arbeit sei es für ihn zurzeit sehr schwierig.

Annahmen über die Auslöser der Krise werden ausgetauscht. Wir sprechen über die Klinikeinweisung, die damit verbundene Hilflosigkeit von Herrn F. und über die mit der Einweisung verbundene Kränkung von Frau F.

Als Möglichkeiten der Unterstützung wird die Einbeziehung unseres psychiatrischen Pflegedienstes vereinbart:

- Um Frau F. in ihren Aufgaben als Hausfrau und Mutter durch die Psychiatriekrankenschwester zu unterstützen, die mit ihr den Tag und die Woche planen und die auftretenden Probleme besprechen sollte. Eine Haushaltshilfe nach der letzten Entlassung wurde als wenig hilfreich erlebt, da Frau F. dadurch ständig nur ihre Unfähigkeit erfahren hatte.
- Darüber hinaus sollte die Krankenschwester Unterstützung anbieten im Umgang mit den Medikamenten und Gesprächspartnerin für das Ehepaar sein bezüglich der Wirkung und Nebenwirkung der Medikamente und der Entwicklung der Symptome von Frau F.

Wir bieten beiden an, getrennt oder gemeinsam Gespräche mit ihnen zu führen. Herr F. findet für seine Frau regelmäßige Gespräche sehr wichtig. Sie bedeuten für ihn mehr Sicherheit und Entlastung. Darüber hinaus hat er die Idee, die psychotischen Krisen hätten einen Zusammenhang mit der Lebensgeschichte seiner Frau. Ein Angebot an ihn, bei meinem Kollegen im Sozialpsychiatrischen Dienst für sich selbst Beratung in Anspruch zu nehmen, will er bedenken. Er lässt sich Namen und Telefonnummer geben.

Frau F. ist mit Gesprächen einverstanden und sieht ebenfalls Zusammenhänge zwischen ihrer Lebensgeschichte und ihren Krisen. Ich habe den Eindruck, dass sie den Gesprächen vor allem zustimmt, um ihren Mann zu beruhigen.

Weitere Paargespräche sollen dann stattfinden, wenn einer der Beteiligten es für sinnvoll erachtet.

7.1.3.1.4 Der weitere Verlauf

Die Gespräche fanden je nach Erfordernis und Thematik im Einzel- oder Paar-Setting statt.

Die Inhalte der Gespräche mit Frau F. waren:

- Ihre aktuelle Befindlichkeit und ihre Einschätzung des Grades der Sorge ihres Mannes. Bei welchem Verhalten ihrerseits entwickelt er mehr Sorge und bei welchem weniger?
- Ihr Krankheitserleben und ihre für sie sehr schlimmen Erfahrungen in der Psychiatrie.
- Ihre Hypothesen darüber, wann und warum andere auf die Idee kommen, sie „wegzuschließen“. Anfänglich stehen für Frau F. ihr eigenes Verhalten und das der anderen völlig zusammenhangslos nebeneinander.
- Eine Rekontextualisierung ihres Krisenprozesses. Die Ausgangsfrage dafür hieß: Wie kam es zu ihren psychotischen Krisen?

Die erste Krise von Frau F. trat auf, als sie den Versuch unternahm, den Führerschein zu machen. In diesem Zusammenhang wurde sie wieder mit dem Unfalltod ihrer Mutter konfrontiert. Sie wollte mehr über den Autounfall erfahren und telefonierte mit ihrer Großmutter mütterlicherseits, vereinbarte mit ihr, sie zu besuchen, um mit ihr über den Unfall der Mutter zu reden. Jene starb, bevor es zu diesem Gespräch kam. Frau F. macht sich Schuldvorwürfe und viele Gedanken über die Umstände des Unfalls.

Über die Genogrammarbeit ist es möglich, wieder mehr Beziehung zu der verstorbenen Mutter herzustellen und dieser einen Platz in ihrem jetzigen Leben einzuräumen. Es wird deutlich, dass das Muster in der Familie des Vaters darin besteht, über Dinge nicht zu reden, die schwierig, schmerzlich oder sonst in irgendeiner Form problematisch sind. Vieles wird eher durch heimliche finanzielle „Sonderzuwendungen“ kompensiert. In der Familie der Mutter wird ein eher offener Austausch gepflegt. Vor diesem Hintergrund werden

Umbewertungen ihrer Schuldgefühle bezüglich des Todes der Großmutter und des Verhaltens des Vaters nach dem Tod der Mutter möglich.

Ein weiterer zentraler Punkt, der deutlich wird, ist die Beziehung zu ihrer Zwillingsschwester. Bis zum Auszug der Schwester waren sie eng miteinander verbunden. Den Auszug erlebte Frau F. als ein Im-Stich-gelassen-Werden. Heute noch empfindet sie die Unterschiedlichkeit der Zwillingsschwester und deren Wunsch nach einer weniger engen Beziehung als schmerzlich.

Die zweite Krise erlebte Frau F. in einer Situation, in der für sie viele Belastungen gleichzeitig auftraten: verschiedene Familienfeste, die Vorweihnachtszeit und Krankheiten der Kinder. Als die letztlich auslösende Situation beschreibt sie den gebrochenen Arm der Tochter und die damit verbundenen Komplikationen.

Wir reden über Möglichkeiten, wie Frau F. ihre eigenen Belastungsgrenzen besser erkennen und sich entsprechend verhalten und wie sie diese frühzeitig ihrem Mann vermitteln könne. Herr F. stellt selbst sehr hohe Ansprüche an sich, mit denen er sich tendenziell überfordert. Seine Frau gerät dann unter Druck, ihren Mann in seinen Aktivitäten begleiten zu müssen.

Vor dem geplanten Familienurlaub wird die Paarbeziehung äußerst angespannt und schwierig. Deshalb wird kurzfristig ein Paargespräch anberaumt. Ich ziehe zu diesem Gespräch einen Kollegen hinzu, um für Herrn F. eine neutralere Gesprächssituation herzustellen. Es wird deutlich, dass er sich große Sorgen bezüglich des anstehenden Urlaubs macht und er Gefahr läuft, sich mit seinen eigenen Ansprüchen und Erwartungen zu überfordern. In dem Gespräch kann deutlich mehr Gelassenheit und Zuversicht erzeugt werden. Herr F. sieht für sich neue Möglichkeiten, Verantwortung zu teilen.

Nach der Rückkehr aus dem Urlaub wird die psychiatrische Pflege zunächst reduziert und dann beendet. Bei einem erneuten Paargespräch werden größere Abstände für die Gesprächstermine mit Frau F. vereinbart. Sie hat inzwischen die Organisation und

Versorgung der Familie und ihre erzieherischen Aufgaben wieder weitgehend übernommen.

Die Gesprächsthemen sind nun: der Umgang mit Anforderungen der Familie, Möglichkeiten der Stressvermeidung und die Beziehung zu ihrem Mann. Ihre Medikamente hat sie eigenständig abgesetzt und sich nach vorübergehenden Schwankungen in ihrer Abgrenzungsfähigkeit stabilisiert.

7.1.3.2 Familie C.

7.1.3.2.1 Überweisungskontext

Eine Kollegin des Allgemeinen Sozialdienstes wendet sich an den SpDi und berichtet von einer türkischen Klientin, die ihrer Meinung nach psychotisch sei. Der Umgang mit ihr sei sehr schwierig, sie spreche kaum Deutsch und sei sehr aggressiv. Die türkische Sozialberaterin habe Kontakt zu ihr, fühle sich aber von der Klientin sehr bedroht. Wir überlegen im Team, dass die Aufnahme des Kontaktes zu Frau C. wohl am ehesten über die türkische Sozialberaterin möglich wäre.

Bei einem Telefonat mit ihr erhalte ich (G. R.) noch weitere Informationen über Frau C.: Sie ist als 29-jährige Frau aus Anatolien nach Stuttgart verheiratet worden. In ihrer Heimat war sie bereits verheiratet gewesen. Diese Ehe scheiterte, worauf sie wieder bei den Eltern lebte. Aus dieser ersten Ehe gibt es zwei Kinder, die inzwischen erwachsen sind und in der Türkei leben. Frau C. wurde in diese Ehe sehr jung verheiratet. Sie hat keine Schulbildung, kann also weder lesen noch schreiben. Ihr jetziger Mann ist wesentlich älter als Frau C. Er lebt seit langem in Deutschland. Seine erste Frau ist früh verstorben und hinterließ ihm vier Kinder. Aus der jetzigen Ehe gibt es zwei gemeinsame Kinder.

Frau C. war bereits mehrmals mit der Diagnose einer endogenen Psychose im psychiatrischen Krankenhaus. In akutem Zustand verhält sie sich aggressiv, klagt über Bauchschmerzen, die durch Geschwüre im Bauch verursacht seien, bedroht die Sozialarbeiterin und die ausländische Sozialberaterin mit der Absicht, Geld zu erhalten. Ihr Ziel ist es, auf diese Weise mit ihren beiden jüngsten Kindern von ihrem Mann weggehen zu können, weil sie von ihm geschlagen werde. Frau C. beherrscht, obwohl sie seit 16 Jahren in Deutschland ist, die deutsche Sprache nur sehr begrenzt.

Wir vereinbaren, dass die türkische Sozialberaterin Frau C. zu einem gemeinsamen Termin einlädt.

7.1.3.2.2 Erstkontakt

Frau C. kommt zum verabredeten Termin in der Hoffnung, von der Sozialberaterin das gewünschte Geld zu erhalten. Sie ist in ihrer ganzen Erscheinung aufgelöst: wirre Haare, ungepflegte Kleidung, Zahnlücken, schwankt zwischen lautem, aggressivem Verhalten und verzweifelterm Weinen.

Das Gespräch gestaltet sich äußerst schwierig. Der Versuch, mittels der Übersetzerin mit ihr ins Gespräch zu kommen, ist nur eingeschränkt möglich, da die beiden sehr schnell in ein eigenes Gespräch auf Türkisch verwickelt sind. Mit Frau C. direkt ins Gespräch zu kommen ist zwar aufgrund der Sprachprobleme schwierig, jedoch eher möglich. Frau C. klagt über Schmerzen im Bauch. Sie sei beim Arzt gewesen, der würde jedoch nichts finden. Sie habe auch heftige Zahnschmerzen, einige Zähne müssten gezogen werden, doch ihr Mann würde die Zahnbehandlung nicht bezahlen. Sie benötige Geld, um mit ihren beiden Kindern von ihrem Mann weggehen zu können. Auf die Nachfrage, ob ihre Kinder dies denn wollten, erzählt sie, dass diese nicht weggehen wollten, aber nur deshalb nicht, weil der Mann sie unter Druck setze.

Ich versuche, ihr deutlich zu machen, dass ich nicht wisse, ob ich ihr helfen könne, ihren Wunsch zu erfüllen, mit den Kindern auszuziehen. Was die Finanzierung der Sanierung ihrer Zähne angehe, könne ich ihr ganz sicher helfen. Ich würde auch darüber mit ihrem Mann und der Krankenkasse reden. Einen Besuch beim Psychiater, eventuell verbunden mit einer Medikamenteneinnahme, lehnt sie ab. Jedoch ist sie mit einem Hausbesuch meinerseits einverstanden, um mit ihr und ihrem Mann zu reden. Es ist schwierig, Frau C. zu verabschieden, da sie ihr Ziel, Geld für den Auszug zu erhalten, nicht erreicht hat.

7.1.3.2.3 Der weitere Verlauf

Da ich bei dem Hausbesuch niemanden antreffe, ziehe ich unverrichteter Dinge wieder ab. Einige Tage später ruft mich der Ehemann an und meint, dass es so nicht weitergehen könne. Seine Frau müsse weg. Sie mache nur Unsinn, schreie herum, fahre immer schwarz, sodass er die Strafen bezahlen müsse, koste nur Geld und könne nicht arbeiten. Die Situation drohe zu eskalieren. Bei einem zweiten Hausbesuch treffe ich nur den erwachsenen Stiefsohn von Frau C. an, der ebenfalls vermittelt, dass die Mutter nicht auszuhalten sei. Er fordert, sie solle doch woanders untergebracht werden.

Frau C. ist inzwischen aus eigener Initiative im Frauenhaus, das Hilfe suchend bei uns anruft, da sie sich dort sehr störend verhält, sich mit den Mitarbeiterinnen und anderen Bewohnerinnen lautstark anlegt und sich an keine Regeln hält. Beim gemeinsamen Gespräch mit der Mitarbeiterin im Frauenhaus äußert Frau C., dass sie zur Ruhe kommen wolle. Auf die Frage, was sie dazu brauche und wo sie dies am besten könne, lässt sie sich nicht ein. Sie wolle im Frauenhaus bleiben. Wir vereinbaren, dass Frau C. im Frauenhaus bleiben kann, solange sie sich für alle tragbar verhält. Dies setze voraus, dass sie andere Personen nicht anschreit oder bedroht, ansonsten werde die Polizei benachrichtigt. Einen gemeinsamen Besuch beim Arzt mit dem Ziel, mittels Einnahme von Medikamenten sich eher so verhalten zu können, dass sie im Frauenhaus bleiben kann, lehnt sie ab.

In der folgenden Nacht wird Frau C. in die psychiatrische Klinik eingewiesen. Zwischen ihr und einer andere Bewohnerin hatte es eine tätliche Auseinandersetzung gegeben.

Im Laufe der Behandlung wird deutlich, dass die Lebenssituation von Frau C. äußerst schwierig ist und die Psychose für sie die Möglichkeit beinhaltet, einen „Ausbruchsversuch“ hinsichtlich der für sie unerträglich gewordenen Situation zu unternehmen. Frau C. wird von ihrem Mann und dessen inzwischen erwachsenen Söhnen als Stör- und Kostenfaktor angesehen. Sie solle im Krankenhaus bleiben

oder in einem Heim untergebracht werden, das jedoch die Familie nichts koste. Die Stieftochter von Frau C. kümmert sich eher pflichtbewusst um sie, soweit es im Rahmen ihrer eigenen Interessen möglich ist. Die 13-jährige Tochter und der elfjährige Sohn haben eine gute und liebevolle Beziehung zur Mutter, jedoch wollen sie nicht gemeinsam mit der Mutter ausziehen. Der Vater bietet mehr Konstanz und Sicherheit und erlaubt der erwachsen werdenden Tochter mehr als die Mutter, welche die Freiheiten der Tochter sehr an ihren wenigen Freiheiten als junges Mädchen in der Türkei misst. Zudem beansprucht Frau C. die Tochter häufig als Dolmetscherin und Unterstützung bei Arztbesuchen und anderen Erledigungen.

In Gesprächen mit Frau C. wird deutlich, dass sie sich einen Weggang aus der Familie ohne ihre beiden Kinder nicht vorstellen kann. Sie will weder alleine zurück in die Türkei zu ihren Eltern noch ins betreute Wohnen oder in ein Wohnheim. Auch alleine in einer eigenen Wohnung will sie nicht leben. Frau C. wird also wieder nach Hause entlassen. Es stellt sich die Frage, wie und mit welcher Hilfe sie ihre Stellung in der Familie verändern kann. Eine erneute Psychose als Lösungsmöglichkeit scheint sehr wahrscheinlich, falls dies nicht gelingen sollte.

In Paargesprächen zeigt Herr C. wenig Bereitschaft zu einer Veränderung der Haltung gegenüber seiner Frau. Nach einem halben Jahr Krankheit wegen unterschiedlicher somatischer Beschwerden arbeitet er wieder. Die beantragte Erwerbsunfähigkeitsrente sei abgelehnt worden. Er habe schon viel durchgemacht mit seiner Frau. Seine verstorbene erste Frau (im Wohnzimmer hängt ein Bild von ihr) sei ganz anders gewesen. Frau C. würde nur Geld verbrauchen, viel rauchen und essen und nicht arbeiten. Für seine Leistungen für die Familie und vor allem für seine Kinder wird Herrn C. viel Anerkennung von uns ausgesprochen. Anerkennung erhält er auch für die Tatsache, dass er sehr belastet sei und trotzdem arbeiten gehen müsse, während seine Frau zu Hause bleiben könne.

Frau C. hat nach ihrer Entlassung zu Hause wenig Unterstützung zu erwarten.

Es wird vereinbart, dass dreimal wöchentlich eine Krankenschwester zu ihr nach Hause kommt. Damit werden mehrere Ziele verfolgt:

- eine Aufwertung von Frau C. gegenüber der Familie durch die häufigen Besuche;
- die Einführung und Bestätigung des Krankheitsmodells, um sie von der Vorstellung, arbeiten gehen zu müssen, und von Schuldzuweisungen der Familie zu entlasten;
- die Unterstützung von Frau C. in der Wahrnehmung ihrer Mutter- und Hausfrauenfunktion, mit der sie sich wieder einen Platz in der Familie verschaffen kann;
- die Unterstützung der ärztlichen Behandlung und der Medikamenteneinnahme, unter anderem dadurch, dass die Krankenschwester die Medikamente besorgt und die Rezeptgebühren von Herrn C. einfordert;
- die Unterstützung von Frau C. durch einen wertschätzenden Umgang mit ihr;
- die Erweiterung ihres Lebensraumes in einer durch die Familie akzeptierten Weise durch gemeinsame Aktivitäten, wie den Besuch des Cafés nachmittags im Sozialpsychiatrischen Dienst und gemeinsame Spaziergänge.

Frau C. geht es zunehmend besser. Ihre Zähne können mithilfe eines Härteantrags bei der Krankenkasse und von Spendengeldern saniert werden. Sie übernimmt immer mehr Funktionen im Haushalt und gewinnt wieder zusehends an Lebensfreude. Die häusliche psychiatrische Krankenpflege wird zunächst reduziert und dann eingestellt. Hausbesuche durch den Sozialpsychiatrischen Dienst finden weiterhin zwei- bis vierwöchentlich statt. Ein Jahr nach der Krankenhausentlassung erzählt Frau C., sie werde gemeinsam mit ihrem Mann in die Türkei reisen. Ihr Mann werde nach einem Monat

zurückkehren, und sie werde mit ihrer Schwägerin nach drei Monaten wieder zurückkommen. Sie freut sich sehr, ihre Eltern und vielleicht auch ihre Kinder nach langer Zeit wiederzusehen. Ausgestattet mit einem Brief der türkischen Sprechstundenhelferin des behandelnden Psychiaters, Einmalspritzen und dem Depotmedikament, reisen Herr und Frau C. in die Türkei. Der jüngste Sohn wird von der ältesten Tochter versorgt.

Nach vier Monaten meldete sich Frau C. im SpDi. Ihr hat die Reise sehr gut getan, es geht ihr ausgezeichnet. Wir vereinbaren keine regelmäßigen Termine, doch kann sie sich jederzeit melden, wenn sie meine Unterstützung braucht oder auch nur, um zu erzählen, wie es ihr geht.

Herr C. meldet sich von Zeit zu Zeit mit konkreten Anfragen um Unterstützung für seine Frau, wie z. B. zur Beantragung eines Schwerbehindertenausweises, der Klärung von Fahrtkosten im Zusammenhang mit der Kur usw.

Die Situation bei den angefragten Hausbesuchen ist sehr entspannt. Frau C. hat wenige Wochen nach ihrer Rückkehr aus der Türkei selbstständig ihre Medikamente abgesetzt. Sie hat stundenweise eine Putzstelle bei einer alten Frau angenommen. Herr C. ist zwischenzeitlich berentet. Die Paarbeziehung ist deutlich entspannter und verbindlicher.

Eine *Aufweichung des Krankheitskonzeptes* ist als prognostisch eher günstiger Faktor im Verlauf systemischer Familientherapien beschrieben worden (vgl. Retzer 1994). Nach unseren Erfahrungen im SpDi dagegen scheint bei langen Krankheitskarrieren ein Nicht-in-Frage-Stellen des Krankheitsmodells eher zu geringerer Symptombildung und zu einer Zunahme an Lebensqualität zu führen. Bei der Familie C. führte die Etablierung des Krankheitsmodells zu einer Entspannung der Situation und gab Frau C. die Möglichkeit, mehr von ihrer Kompetenz zu zeigen. Es erlaubte ihr, sich von der Familie akzeptierte Freiräume zu schaffen, und gewährte ihr auch in ihrer Herkunftsfamilie in der Türkei einen anderen Status.

Krankheitskonzepte sind für uns in diesem Sinne nicht objektiv, sondern mögliche Problembeschreibungen, für die wir uns zunächst interessieren, deren mögliche Konsequenzen und Bedeutungen für die Beteiligten und ihr soziales Umfeld wir erfragen. Wenn Krankheitskonzepte in diesem Sinne zu einer Erweiterung der Handlungsoptionen führen und von den Beteiligten als nützlich erlebt werden, können wir sie fördern. Unter dieser Voraussetzung versuchen wir, innerhalb des Krankheitskonzepts die Bereiche auszuloten und auszuweiten, die dem Einfluss der Beteiligten unterliegen. Das Krankheitskonzept kann auf diese Weise durchaus seinen deterministischen Charakter verlieren und zu einer subjektiven Absicherung und Entlastung der Kommunikation und Beziehungsgestaltung beitragen.

7.2 Systemische Praxisreflexion und Qualitätsentwicklung in der Sozialpsychiatrie: Nutzerorientierung und Zielplanung durch gemeinsame Prozessgestaltung im Rahmen von „Kursgesprächen“

von Karlheinz Menzler-Fröhlich

Das nachfolgend beschriebene Projekt *Kursgespräche* wurde im Rahmen des *Sozialpsychiatrischen Wohnverbundes Stuttgart-Nord* entwickelt.

Der *Sozialpsychiatrische Wohnverbund (SpWv) Stuttgart-Nord* der *Evangelischen Gesellschaft Stuttgart* bietet 45 Plätze, die sich im Laufe der Entwicklung hinsichtlich der Leistungsbereiche weiter differenziert haben. Im Einzel-, Paar- und Gruppenwohnen wird zwischen „Normalbetreuung“ und „Intensivbetreuung“ (so genannten Pflegewohnplätzen) unterschieden. Mit dieser letztgenannten Betreuungsform ist durch die deutlich erhöhte Personalkapazität (Schlüssel 1 : 3,3) eine ambulante Hilfe für Menschen mit erhöhtem Hilfebedarf möglich, die sonst eine stationäre Hilfe beanspruchen müssten.

7.2.1 Strömungen

Verschiedensten Strömungen und Beeinflussungen ausgesetzt, hat sich die psychiatrische Landschaft während der letzten drei Jahrzehnte deutlich gewandelt. Es hat eine starke Entwicklung gegeben weg von den behindernden Strukturen der großen Institutionen hin zu den betroffenen Menschen, zu ihrem Alltag und ihrem Leben in den Gemeinden.

Dadurch veränderte sich auch die Wahrnehmung und die Beschreibung des individuellen Leidens. An die Stelle der professionellen Macht, Probleme und mögliche Lösungswege zu definieren, tritt zunehmend die Anerkennung des subjektiven Eigensinns der Welt des als psychisch krank bezeichneten Menschen und seines Expertentums für die ureigenen Angelegenheiten.

Verhandeln statt Behandeln ist eine der schlagwortartigen Formeln, in der zum Ausdruck gebracht ist, dass die als psychisch krank bezeichneten Menschen nicht mehr als Objekte von Behandlung, sondern mehr und mehr als Nutzer psychiatrischer Dienste angesehen werden und angesehen werden wollen.

Als dementsprechend wichtig ist die Pflege einer lebendigen *Kultur des Dialogs* als ständige und notwendige Herausforderung für die Beziehungsgestaltung zwischen Betroffenen, Angehörigen und Professionellen anzusehen.

Die Kompetenz und die Bereitschaft, eine Rolle als „König Kunde“ einzunehmen, kann und darf jedoch nicht bei allen als psychisch krank bezeichneten Menschen vorausgesetzt werden. Bei vielen Betroffenen kann ein Gefühl weitgehender Entmutigung angenommen werden, das ein oftmals spürbares Bedürfnis nach Rückzug und In-Ruhe-gelassen-Werden auslöst. Aus dem Wunsch heraus, sich vorsichtig zu orientieren und dem eigenen Leben wieder mehr Sicherheit zugeben, vermeiden manche Psychiatrieerfahrene das Aussprechen von Zielen oder – falls das Formulieren von Zielen nicht zu umgehen war – verweigern die Mitarbeit an den konkretisierten Plänen.

Mit unseren *Kursgesprächen* wollen wir dementsprechend vor allem einen Raum schaffen, in dem sich die Mitarbeiterinnen des ambulant betreuten Wohnens für die Einschätzung der Bewohnerinnen zum gemeinsamen Unterwegssein interessieren.

7.2.2 „Kursgespräche“

Wie Menschen ihr Leben gestalten, ob und wie sie sich auf ein Ziel hinbewegen, kann als eine Frage ihres Kurses betrachtet werden. Als zum Leben der Bewohnerinnen Dazugehörende sind wir in ihre Kursbestimmungen einbezogen. Eine solche Auffassung entspricht unserem Verständnis der Begleitung von Menschen im ambulant betreuten Wohnen.

Für Gespräche zur reflektierten Gestaltung dieses Einbezogenseins schlagen wir den Begriff *Kursgespräche* vor.

Unter den Aspekten der Qualitätssicherung sowie der Weiterentwicklung kollegialer Zusammenarbeit und klientenbezogener Arbeitsformen hat das Team des SpWv Nord im Rahmen eines auf 18 Monate befristeten Projektes beschlossen, alle Bewohnerinnen zu je drei *Kursgesprächen* einzuladen. Das Team des SpWv Nord bestimmt drei Mitarbeiterinnen, die das Projekt in Bezug auf Fragen, Anregungen und Auswertung begleiten.

7.2.2.1 Qualitätssicherung

Zu Beginn einer Betreuung im ambulant betreuten Wohnen liegt die Ermittlung des individuellen Hilfebedarfs vor. Ein Vorschlag zum Gesamtplan (Ziele, Zeitrahmen, besondere Betreuungsmaßnahmen) wird vom Kostenträger ebenfalls gefordert und in der Regel von der Bewohnerin und den vermittelnden Diensten erstellt. Die vorliegende Basisdokumentation wird bei allen Bewohnerinnen im Rahmen vierteljährlicher Verlaufsdokumentation (Quartalsdokumentation) fortgeschrieben und ist bei den intensiv Betreuten um die Pflegedokumentation erweitert. Aktuelle Entwicklungen werden in den wöchentlichen Fallbesprechungen reflektiert.

In den *Kursgesprächen* geht es in besonderer Weise um den Aspekt der Nutzerinnenorientierung durch Nutzerinnenbeteiligung. Die einzelne Bewohnerin mit ihrer Autonomie, ihren Wünschen, Forderungen und Rechten steht im Mittelpunkt, damit eine optimale Abstimmung der Betreuungsleistungen mit dem individuellen Hilfebedarf erreicht werden kann.

Schwerpunkte der Gespräche sollen daher sein:

- die Frage nach dem Nutzen, den die Bewohnerinnen aus der Betreuung ziehen;
- das gemeinsame Lernen aus der aufmerksamen Beobachtung positiver Ereignisse oder bemerkenswerter Erlebnisse;
- die Zufriedenheit der Bewohnerinnen, die ein Maßstab dafür sein kann, wie die Betreuung erlebt wird und wie sie modifiziert werden kann;
- das zurückhaltende Sprechen über Ziele.

7.2.2 Weiterentwicklung kollegialer Zusammenarbeit und auf die Bewohnerinnen bezogener Arbeitsformen

Entsprechend den inhaltlichen Schwerpunkten, sind die Gespräche so zu gestalten, dass eine gleichberechtigte Teilnahme von Mitarbeiterinnen und Bewohnerinnen gefördert wird. Dies wird dadurch erreicht, dass eine Mitarbeiterin, die nicht in die direkte Betreuung einbezogen ist, mit ihrer Teilnahme eine Außenperspektive einnimmt. Sie nimmt nicht die Rolle einer von außen kommenden Expertin für Gesprächsinhalte oder Gesprächsformen ein. Stattdessen beteiligt sie sich am Anfang an den Überlegungen, wie das Gespräch geführt werden und auf welche Weise sie daran teilnehmen soll.

Idealtypisch kann dies sein als interessierte Fragestellerin und Teilnehmerin an der Herstellung des äußeren Rahmens (Räumlichkeit, Zeitrahmen, Pausen, Sitzordnung).

Ihr kommt außerdem die Aufgabe zu, sicherzustellen, dass *nicht* über Themen gesprochen wird, über die irgendjemand der Beteiligten nicht sprechen möchte.

Auch wenn durch das Zustandekommen der Gespräche inhaltliche Schwerpunkte im Raum stehen, geht es nicht darum, anhand eines vorgedachten Fragenkatalogs Daten und Informationen zu gewinnen. Stattdessen soll das Interesse der Fragestellerin dazu beitragen, eine Atmosphäre des gemeinsamen Erkundens entstehen zu lassen. Auf diese Weise soll das *Kursgespräch* zu einem Ereignis werden, bei dem sich die Beteiligten vor allem für das Miteinanderreden, für das gegenseitige Zuhören und für die Beziehungen untereinander engagieren.

Mit ihren Fragen soll sie die Beteiligten einladen, das zu erzählen, worüber sie in Bezug auf die Zusammenarbeit aus ihrer jeweiligen Sicht sprechen möchten.

Solche Fragen könnten um folgende Gedanken herum entstehen:

Wer gehört dazu? Wer hat mit wem auf welche Weise zu tun? Wie macht sich die Mitarbeiterin nützlich? Wie schätzt die Bewohnerin das, was die Mitarbeiterin tut? Gab es bemerkenswerte

Ereignisse oder Entwicklungen? Unerwartetes? Erwartetes? Aktuelles? Gibt es Unterschiede zwischen früher und jetzt? Gibt es Erwartungen/Pläne/Wünsche für die Zukunft? Was soll so bleiben, wie es ist? Gibt es Änderungswünsche oder gar konkrete Vorschläge?

Manchmal kann es sich anbieten, das Gesprochene vorschlagsweise in einem Bild, einem Vergleich oder einer Geschichte zu verdichten, sodass durch Zustimmung oder Abgrenzung unter Umständen eine gemeinsame sinnvolle Erweiterung erfolgen kann. Es kann ebenfalls passend sein, den von außen Hinzukommenden die Rolle eines Gastes anzubieten, der gebeten wird, zunächst aufmerksam zuzuhören, und zu einem späteren Zeitpunkt in das Gespräch einbezogen wird.

Ihre Beiträge können sein:

- Verständnisfragen,
- Sinn stiftende Interpretationen,
- wertschätzende und anerkennende Bemerkungen,
- ungewöhnliche Ideen,
- Geschichten, Bilder und Einfälle,
- zurückhaltende zusammenfassende Kommentare, die Gemeinsamkeiten oder Unterschiede in den Beschreibungen betonen.

7.2.2.3 Konkretes Vorgehen, Dokumentation und Auswertung

Alle Bewohnerinnen des SpWv Nord werden im Zeitraum von April 2001 bis Dezember 2002 zu jeweils drei etwa halbjährlichen Gesprächen eingeladen. Sollten Bewohnerinnen an einem vorgeschlagenen Gespräch nicht interessiert sein oder aus anderen Gründen nicht teilnehmen wollen, findet das Gespräch ohne ihre Beteiligung statt. In diesen Fällen ist zu überlegen, ob und in welcher Form die Betroffenen im Nachhinein am Gespräch teilhaben können (Video, Brief, Protokoll, mündliche Mitteilungen).

Für die Einladung zum Gespräch sind die jeweils zuständigen Mitarbeiterinnen verantwortlich. Sie schlagen außerdem vor, welche Mitarbeiterin von außen hinzugezogen wird.

Jedes Gespräch wird von einer der beteiligten Mitarbeiterinnen mithilfe eines Datenblattes dokumentiert. Es enthält folgende Angaben:

Datum, genauer Ort, Räumlichkeit, Teilnehmerinnen, Moderation, Verhandlung über Sitzordnung und Gesprächsdauer, tatsächliche Dauer des Gesprächs, Pausen, wie lange, von wem gewünscht, Gesprächstempo, Besonderheiten, Schlusskommentare zu Form und Inhalt, weiteres Gespräch von der Bewohnerin gewünscht, eher ja – eher nein. Falls die beteiligten Mitarbeiterinnen es für sinnvoll halten, kann darüber hinaus eine Art Gesprächsprotokoll verfasst werden, in dem auf den Gesprächsverlauf, die Gesprächsatmosphäre, entstandene Geschichten oder Bilder und getroffene Verabredungen besonders eingegangen wird. Unabhängig davon kann dort, wo es sich anbietet und durchführbar ist, nach ausführlicher Abstimmung mit den Bewohnerinnen eine Videoaufzeichnung gemacht werden.

7.3 Systemische Soziale Arbeit in der gemeinwesenorientierten Jugendhilfe: Ein Fallbericht

von Klaus Döhner-Rotter

Die Beschreibung unserer Zusammenarbeit mit der Familie K. ist ein Versuch, anhand einer konkreten Hilfemaßnahme nach § 36 SGB VIII KJHG systemisches Gedankengut und sich daraus ableitbare Optionen auf der Handlungsebene im Jugendhilfealltag darzustellen.

Die Entwicklung der Familie K. und die daraus resultierenden Fortschreibungen der einzelnen Hilfepläne sind zugleich ein Teil der schrittweisen Umsetzung und Weiterentwicklung des Konzeptes unserer Einrichtung *Pro JuLe*.

Pro JuLe ist eine ambulante Jugendhilfeeinrichtung des Kleingartacher e. V., die ihre Hilfe Kindern, Jugendlichen und Familien in deren Lebensbezügen zur Verfügung stellt. Öffentlicher und freier Träger kooperieren mit der Zielsetzung vernetzter Jugendhilfe aus einer Hand. Multiprofessionelle Sozialraumteams lösen die bisherigen Spezialteams ab. Unser Projekt hat einen Teil dieser Überlegungen für die Zukunft der Jugendhilfe in seiner bisherigen Arbeit schon realisiert. Die enge Kooperation mit dem Jugendamt des Landkreises ist sichtbar an den eigenen Räumlichkeiten einer Mitarbeiterin des ASD in unserer Einrichtung. Unsere Konzeption wird durch gemeinsame Dialoge entwickelt, auf ihre Realisierung hin überprüft und angepasst.

Im Lebensfeld arbeiten bedeutet für uns, den betroffenen Menschen einen niederschweligen Zugang zu professionellen Hilfen zu ermöglichen und aktiv an der Schaffung von Netzwerken im Sozialraum mitzuwirken. Es geht uns um eine enge Kooperation mit anderen Einrichtungen, Fachleuten, Behörden, Verbänden, Vereinen. Wir bemühen uns, unsere Hilfen flexibel, bedarfsgerecht und ressourcenorientiert zu gestalten. Die individuelle Hilfeplanung

orientiert sich an unseren Auftraggeberinnen, für die wir mit einem multiprofessionellen Team gruppenpädagogische Angebote, schulische Förderung, Sport- und Kreativangebote bereithalten. Dabei fordern die vielseitigen Problemlagen Mut und Kreativität heraus, um vertraute Wege zu verlassen und neue zu erproben.

Pro JuLe begann 1996 mit drei Angebotssäulen: Tagesgruppe, sozialer Gruppenarbeit und Erziehungsbeistandschaft. In engen inhaltlichen wie zeitlichen Strukturen wurde Einzel- und Gruppenarbeit im Rahmen eines Wochenplanes durchgeführt. Der Bereich Familien- und Elternarbeit wurde vor allem aus der Sicht der individuellen Problemlage des Kindes betrachtet. Mittlerweile sind diese engen Strukturen flexibleren, durchlässigeren und differenzierteren Angeboten gewichen.

Die Praxis lehrte uns, dass es unabdingbar ist, den sozialen Raum der Kinder und Jugendlichen – Familie, Schule, Freizeitbereich – aktiv in den Hilfeprozess einzubeziehen. Dort entstehen die Problemlagen, und nur dort können letztendlich Lösungen gefunden werden. Unser Arbeitsansatz beruht auf dem Gedanken, dass die verschiedenen Angebote für das einzelne Kind nur dann erfolgreich sein können, wenn sie auch langfristig in den jeweiligen Lebensbereichen verankert sind.

Unter diesem Aspekt betrachtet, ist Schule für uns ein bedeutsamer Partner. Eine Vernetzung von Schule und *Pro JuLe* wird sichtbar in der gemeinsamen Elternarbeit, der individuellen Fallarbeit und dem Erstellen differenzierter Hilfepläne. Weitere Möglichkeiten inhaltlicher Begegnung sind gemeinsame Bildungsveranstaltungen zu uns verbindenden Themen, z. B. Hyperaktivität bei Kindern. Schulische Förderung des einzelnen Kindes hat nur in Abstimmung mit der Schule Sinn.

Individuelle Veränderungen im Verhalten eines Kindes können nur dann in das System integriert werden, wenn auch die anderen Mitglieder des Systems zu Veränderungen bereit sind.

Deshalb ist es für uns wichtig:

- von Anfang an die erziehungsverantwortlichen Eltern in pädagogische Belange und grundlegende Entscheidungen unmittelbar einzubeziehen;
- Lösungen bzw. Veränderungen als einen Entwicklungsprozess aller Beteiligten zu betrachten, bei dem die Familienmitglieder wie das Helferinnensystem das zu erreichende Ziel und die damit verbundenen Arbeitsaufträge gemeinsam verhandeln;
- Hilfemaßnahmen unter Berücksichtigung der individuellen, familiären und lebensfeldbezogenen Ressourcen zu entwickeln;
- den Transfer der Erfahrungen der Kinder in unserer Einrichtung in die Familie zu begleiten und das Familiensystem beim Übergang zu unterstützen;
- die Idee „Hilfe zur Selbsthilfe“ und den sukzessiven Rückzug der professionellen Unterstützung nicht aus den Augen zu verlieren.

7.3.1 Ein Fallbericht aus der Praxis des Projektes: Familie K.

Die Familie K. besteht aus einer allein erziehenden Mutter (39) mit drei Kindern – Josephine (14), 8. Klasse Förderschule, Mike (13), 6. Klasse Förderschule, und Johanna (10), 5. Klasse Hauptschule. Sie lebt jetzt in einer einfachen Vierzimmerwohnung in einem kleinen Dorf. Der Vater der drei Kinder, mit dem Frau K. nicht verheiratet war, verließ die Familie ein Jahr nach der Geburt von Johanna. Das Sorgerecht liegt bei der Mutter. Kontakte mit dem Vater finden nur äußerst unregelmäßig statt. Die Familie lebt von Sozialhilfe, die durch kleine Nebenjobs der Mutter aufge bessert wird.

Der Erstkontakt zwischen der Familie K. und unserer Einrichtung wurde durch den Allgemeinen Sozialen Dienst 1996 hergestellt, nachdem Frau K. mehrfach wegen Vernachlässigung ihrer Kinder durch Nachbarn angezeigt worden war. Zu diesem Zeitpunkt lebte die Familie noch in einer kleinen in einem sozialen Brennpunkt liegenden Wohnung. Die häusliche Situation war recht ungeordnet: keine regelmäßigen Mahlzeiten, mangelnde hygienische Verhältnisse, keine Förderung für die Kinder und insgesamt wenig Struktur. Die Mutter war oft in einem alkoholisierten Zustand, hatte häufigen Männerbesuch und ließ die Kinder über Stunden allein in der Wohnung.

Im Hilfeplangespräch wurde die Frage diskutiert, ob die Kinder ausreichend und zuverlässig versorgt sind. Das Tagesgruppenangebot für Josephine und Mike stellte eine Alternative zur Heimunterbringung dar. Ein Betreuungsangebot für Johanna kam 1996 nicht zustande, da die Mutter keinen Bedarf formulierte. Auf unseren Wunsch wurde eine Ärztin für Kinder- und Jugendpsychiatrie hinzugezogen. Die Diagnostik der beiden älteren Kinder ergab, dass sie in einem deprivierenden sozialen Milieu leben, das sich ungünstig auf die Schulleistung und das Sozialverhalten auswirkt. Weiterhin wurde ein Rückstand in der motorischen Entwicklung bei Josephine festgestellt.

Die über einen längeren Zeitraum angelegte Maßnahme beinhaltete anfangs zwei wesentliche Aufträge für uns:

- die Vermeidung einer stationären Unterbringung der Kinder und
- die soziale Kontrolle der Mutter durch regelmäßige Kontakte.

Die Kooperation mit der Mutter im Rahmen der Tagesgruppenbetreuung verlief eine Zeit lang unbefriedigend. Weil die Hilfemaßnahme auf einem Zwangskontext basierte, begegnete uns die Mutter mit Ressentiments und zeigte wenig Bereitschaft zu einer konstruktiven Mitarbeit. Sie verweigerte vollständig die Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Verhalten. So entstand die Situation, dass sie der Tagesgruppenbetreuung ihrer Kinder zwar zustimmte, ein Transfer von deren positiven Entwicklungen und Lernerfolgen in die Familie jedoch kaum möglich war. Es entstand eine „Schieflage“ in unseren Bemühungen um die Entwicklung der Kinder. Die einfache Strukturiertheit der Mutter und der stellenweise exzessive Alkoholkonsum erschwerten darüber hinaus die Situation.

Pro JuLe ließ die Zusammenarbeit mit Frau F. nicht abbrechen. Durch regelmäßige Terminierungen von gemeinsamen Familien- und Schulgesprächen wurde sie in ihrer mütterlichen Verantwortung gefordert und gestärkt. Der strukturierte Tagesablauf, die gezielte schulische Förderung und die gruppenpädagogischen Angebote für die beiden älteren Kinder zeitigten Erfolge, die für Mutter, Schule und Einrichtung sichtbar wurden. Mike lernte, sich mit anderen Kindern auseinander zu setzen, seine Bedürfnisse zu formulieren und sich abzugrenzen. Sozial erwünschte Verhaltensweisen wurden von beiden erworben und in schwierigen Situationen eingeübt. Beide Kinder wurden im Umgang mit anderen sicherer und erprobten zunächst in der *Pro JuLe*, später auch in der Schule und dem weiteren sozialen Umfeld neue Verhaltensmöglichkeiten. Seit Josephine ein Hausaufgabenheft führte und die Hausaufgaben selbstständig erledigte, waren bei ihr Leistungsverbesserungen in der Schule, ein stärkeres Selbstvertrauen und die Erweiterung der sozialen Kompetenz erkennbar.

Nach etwa zwei Jahren wurde die Hilfe für Josephine reduziert. Sie konnte ihre gute Entwicklung stabilisieren; Hausaufgaben erledigte sie weiterhin größtenteils selbstständig. Im Sinne einer Reintegrationsmaßnahme wurde die intensive Tagesgruppenbetreuung beendet; stattdessen wurde eine Betreuung im Rahmen der sozialen Gruppenarbeit vereinbart. Mike blieb vorerst in der Tagesgruppe.

Anfang 1999 wandte sich Frau K. aus eigenem Antrieb an *Pro JuLe*. Johanna, das jüngste Mädchen, hatte Schwierigkeiten in der Schule, und ihre Mutter sah das Klassenziel gefährdet. Als Lösung hatte sie die Idee, Johanna mit dem Ziel der schulischen Verbesserung in der Tagesgruppe unterzubringen. Die diagnostische Abklärung im Lern- und Leistungsbereich ergab keine signifikanten Auffälligkeiten, jedoch ein Defizit hinsichtlich Arbeitshaltung und Arbeitstechniken.

Zu diesem Zeitpunkt veränderten wir den eher starren Betreuungsrahmen, der sich vor allem in der strukturellen Vorgabe der Tagesgruppe deutlich machte, zugunsten flexiblerer Betreuungsangebote. Durch die Auflösung dieser engen Grenzen hatte das pädagogische Team jetzt die Chance, als „Mannschaft mit fallverantwortlichem Coach“ ihre Fachlichkeit, Erfahrung und Kreativität einer Familie zur Verfügung zu stellen: Einzelbetreuung, Gruppenangebote, Arbeit mit und in Familien werden von verschiedenen Mitarbeiterinnen durchgeführt. Die personelle Zusammensetzung des Teams und die inhaltlichen Angebote können sich je nach Fall ändern.

Eine solche Vernetzung ist nicht auf das Team innerhalb der *Pro JuLe* begrenzt. Je nach Bedarf und Wunsch werden auch externe Fachleute, z. B. Ärztinnen, Lehrerinnen, Therapeutinnen, und andere Einrichtungen in ein solches Team eingebunden.

Im Fall der Familie K. bestand das Angebot an die Mutter in der Herstellung einer strukturierten Hausaufgabensituation in der Familie, d. h., die Mutter wurde angeleitet, zuverlässige Rahmenbedingungen für Johanna zu schaffen.

Als ergänzende Angebote wurden die Integration von Johanna in die Mädchenarbeit und regelmäßige Familienkonferenzen in der *Pro JuLe* vereinbart.

Diese Maßnahmen hatten mehrere Effekte:

- Die Verantwortung für den schulischen Bereich blieb bei der Mutter.
- Die individuellen und strukturellen Maßnahmen waren direkt auf die Familie bezogen und fanden zum Teil auch in ihrer Wohnung statt.
- Die Rückkehr von Josephine und Mike wurde vorbereitet, schrittweise in die Tat umgesetzt und ist inzwischen nahezu abgeschlossen.
- Durch ihre vielen Kontakte mit der Familie auch in ihrer Wohnung wurde die *Pro-JuLe*-Mitarbeiterin zeitweise zum unterstützenden Teil der Familie; zugleich moderierte sie das über die Familie hinausgehende Hilfesystem und konnte in dieser Funktion auch eine Metaposition einnehmen.
- Die intensive Beziehungsarbeit ermöglichte der Mutter eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit ihrem eigenen Verhalten.
- Die Mutter konnte mit der Mitarbeiterin Themen wie Alkohol und Missbrauch reflektieren und schrittweise Lösungen erarbeiten.
- Durch begleitende Einzel- und Familiengespräche wurden der Selbstwert und die Erziehungskompetenz der Mutter gestützt, ihre diesbezüglichen Ressourcen erschlossen und erweitert.
- Alternative Konflikt- und Verhaltensmuster wurden eingeübt und etabliert.
- Die Familie verstärkte ihren Zusammenhalt und erhielt zunehmend auch positive Rückmeldung aus ihrer Umwelt.

So konnte sich die professionelle Hilfe schrittweise in Selbsthilfe verwandeln. Ein Ausdruck dafür war das Organisieren und

Finanzieren eines privaten Nachhilfeunterrichtes für die beiden Mädchen. Wichtig für dieses Wachstum waren auch die Hilfeplangespräche, in denen jedes Kind seine Wünsche, Bedürfnisse und Interessen formulieren konnte.

Die Mutter konnte deutlich sagen, welche Angebote sie weiterhin für sich und die Familie benötigte und welche Aufträge schon erfüllt waren.

Anfang 2001 wurde die *Gehstruktur* der Hilfemaßnahme in eine *Kommstruktur* umgewandelt; der Besuch der unterschiedlichen Angebote muss jetzt von den Kindern allein geregelt werden. Die Mutter macht eine halbjährige „*Pro-JuLe-Pause*“, die Kollegin beendete die Hausbesuche, kann aber von Frau K. bei Krisen angefordert werden.

Nach einem halben Jahr werden alle Beteiligten sich zu einem neuen Hilfeplangespräch treffen, um die aktuelle Situation einzuschätzen und – wenn nötig – den weiteren Hilfebedarf festlegen.

Anmerkung

[1](#) Zur Methode der Praxisreflexion in der Sozialpsychiatrie siehe Armbruster (1998); Schweitzer u. Schumacher (1995).

Literatur

- Adler, A. (1981): Neurosen. (Hrsg. von H. Ansbacher u. R. Antoch.) Frankfurt a. M. (Fischer).
- Adorno, T. W. (1970): Negative Dialektik. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Aebi, E. et al. (Hrsg.) (1993): Soteria im Gespräch. Bonn (Psychiatrie).
- Albeck, H., V. Neinhardt u. A. Vortmann (1992): Der Sozialstaat. Informationen zur politischen Bildung. Bonn (Bundeszentrale für politische Bildung).
- Albrecht, E. et al. (1995): Hospizpraxis. Freiburg i. Br. (Herder).
- Alinsky, S. J. (1973): Leidenschaft für den Nächsten. Strategien und Methoden der Gemeinwesenarbeit. Gelnhausen/Berlin (Burckhardthaus).
- Alinsky, S. J. (1974): Die Stunde der Radikalen. Gelnhausen (Burckhardthaus).
- Ambrosius, G. (1977): Die Durchsetzung der Sozialen Marktwirtschaft in Westdeutschland 1945–1949. Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt).
- Ammon, G. (1973): Dynamische Psychiatrie. Darmstadt/Neuwied (Luchterhand).
- Andersen, T. (1990): Das reflektierende Team. Dortmund (modernes lernen).
- Andersen, T. (1997): Steigerung der Sensitivität des Therapeuten durch einen gemeinsamen Forschungsprozeß von Klienten und Therapeuten. *Zeitschrift für systemische Therapie* 15 (3): 160–167.

- Anderson, H. (1999): Das therapeutische Gespräch. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Anderson, H. u. H. Goolishian (1992): Der Klient ist Experte: Ein therapeutischer Ansatz des Nichtwissens. *Zeitschrift für systemische Therapie* 10 (3): 176–189.
- Andolfi, M. (1982): Familientherapie. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Antons, K. (1992): Praxis der Gruppendynamik. Göttingen (Hogrefe).
- Ariès, P. (1975): Geschichte der Kindheit. München/Wien (Hanser).
- Ariès, P. (1976): Studien zur Geschichte des Todes im Abendland. München/Wien (Hanser).
- Armbruster, J. (1998): Praxisreflexion und Selbstevaluation in der Sozialpsychiatrie. Systemische Beiträge zur Methodenentwicklung. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Arnason, J. P. (1971): Von Marcuse zu Marx. Neuwied/Berlin (Luchterhand).
- Asam, W. H. u. M. Heck (Hrsg.) (1985): Subsidiarität und Selbsthilfe. München (Minerva).
- Asanger, R. u. G. Wenninger (1988): Handwörterbuch Psychologie. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- AWO – Arbeiterwohlfahrt (2000): Gute Kindheit – schlechte Kindheit. Armut und Zukunftschancen von Kindern und Jugendlichen. Bonn (Eigenverlag der AWO).
- Bader, C. (1999): Sozialmanagement. Anspruch eines Konzepts und seine Wirklichkeit in Non-Profit-Organisationen. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Balint, M. (1972): Angstlust und Regression. Reinbek (Rowohlt).
- Bandler, R. u. J. Grinder (1981): Neue Wege der Kurzzeit-Therapie. Neurolinguistische Programme. Paderborn (Junfermann).
- Bandler, R., J. Grinder u. V. Satir, V. (1978): Mit Familien reden. München (Pfeiffer).
- Barclay, P. (Chairman) (1982): Social Workers: Their Role and Tasks. London (Bedford Square).
- Barnes, M. u. J. Berke (1971): Meine Reise durch den Wahnsinn. München (Kindler).

- Bar-On, D. (1993): Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern. Frankfurt a. M. (Campus).
- Barrows, S. (1983): Interview mit Mara Selvini Palazzoli und und Giuliana Prata. *Familiendynamik* 8 (3): 252–265.
- Basaglia, F. (Hrsg.) (1973): Die negierte Institution oder die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bastard, B. u. L. Cardia-Vonèche (1992): Die unaufhaltsame Verbreitung der Familien-Mediation. *Familiendynamik* 17 (4): 319–346.
- Bateson, G. (1981): Ökologie des Geistes. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bateson, G. (1982): Geist und Natur. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bateson, G. et al. (Hrsg.) (1972a): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bateson, G. et al. (1972b): Auf dem Weg zu einer Schizophrenie-Theorie. In: G. Bateson et al. (1972a): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bauriedl, T. (1980): Beziehungsanalyse. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- BdJ – Bundesministerium der Justiz (1994): Das neue Betreuungsrecht. Bonn (Broschüre des Ministeriums).
- BfFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1999): Kinder- und Jugendhilfegesetz. Berlin (Broschüre des Ministeriums).
- Beck, A. T. (1994): Fundamentals of Cognitive Therapy. (Vortrag und Demonstration[Video].) Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Beck, A. T. et al. (1986): Kognitive Therapie der Depression. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft – Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Beiderwieten, J., E. Windaos u. R. Wolff (1990): Jenseits der Gewalt. Hilfen für mißhandelte Kinder. Frankfurt a. M. (Stroemfeld/Roter Stern).
- Bellermann, M. (1990): Sozialpolitik. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg i. Br. (Lambertus).

- Benedetti, G. (1983): Todeslandschaften der Seele. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Bernstein, B. (1970): Soziale Struktur, Sozialisation und Sprachverhalten. Amsterdam (de Munter).
- Bernstein, B. et al. (1970): Lernen und soziale Struktur. Amsterdam (de Munter).
- Bernstein, S. u. L. Lowy (Hrsg.) (1969): Untersuchungen zur sozialen Gruppenarbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Bloch, E. (1972): Subjekt – Objekt. Erläuterungen zu Hegel. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bloch, E. (1973): Das Prinzip Hoffnung. 3 Bde. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- BMJFFG – Bundesministerium für Jugend, Familien, Frauen und Gesundheit (1990): 8. Jugendbericht. Bonn (Bundesdruckerei).
- Bock, T. u. H. Weigand (alias D. Buck) (Hrsg.) (1991): Hand-werksbuch Psychiatrie. Bonn (Psychiatrie).
- Bock, T., D. Buck u. I. Esterer (1998): Es ist normal, verschieden zu sein. (Psychose-Seminare. Hilfen zum Dialog.) Bonn (Psychiatrie).
- Bock, T., J. E. Deranders u. I. Esterer (1998): Im Strom der Ideen. Stimmenreiche Mitteilungen über den Wahnsinn. Bonn (Psychiatrie).
- Böhnisch, L. (1982): Der Sozialstaat und seine Pädagogik. Neuwied (Luchterhand).
- Bommert, H. (1987): Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. Stuttgart (Kohlhammer).
- Boscolo, L. u. P. Bertrando (1994): Die Zeiten der Zeit. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Boscolo, L. u. P. Bertrando (1997): Systemische Einzeltherapie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Boscolo, L. et al. (1988): Familientherapie – Systemtherapie. Das Mailänder Modell. Dortmund (modernes lernen).
- Bossard, R. (1976): Traumpsychologie. Olten/Freiburg i. Br. (Walter).
- Boszormenyi-Nagy, I. (1975): Eine Theorie der Beziehungen: Erfahrung und Transaktion. In: I. Boszormenyi-Nagy u. J. L.

- Framo (Hrsg.): Familientherapie. Theorie und Praxis. 2 Bde. Reinbek (Rowohlt).
- Boszormenyi-Nagy, I. (1977): Mann und Frau. Familiendynamik 2 (1): 1–10.
- Boszormenyi-Nagy, I. u. J. L. Framo (1975): Familientherapie. Theorie und Praxis. 2 Bde. Reinbek (Rowohlt).
- Boszormenyi-Nagy, I. u. G. Spark (1981): Unsichtbare Bindungen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Boulet, P., E. Krauss u. D. Oelschlägel (1980): Gemeinwesenarbeit als Arbeitsprinzip. Bielefeld (AJZ).
- Bowen, M. (1972): Die Familie als Bezugsrahmen für die Schizophrenieforschung. In: G. Bateson et al. (1972a): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Bowlby, J. (1972): Mutterliebe und kindliche Entwicklung. München/Basel (E. Reinhardt).
- Brager, G. a. H. Specht (1973): Community Organizing. New York (Columbia University Press).
- Brandl-Nebenhay, A. u. U. Russinger (1995): Systemische Ansätze im Jugendamt – Pfade zwischen Beratung, Hilfe und Kontrolle. *Zeitschrift für systemische Therapie* 13 (2): 90–104.
- Brecht, B. (1973): Herr Puntila und sein Knecht Matti. Gesammelte Werke Bd. 4. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Brem-Gräser, L. (1986): Familien in Tieren. München/Basel (M. Reinhardt).
- Brenner, C. (1970): Grundzüge der Psychoanalyse. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Brisch, K.-H. (2000): Bindungsstörungen. Von der Bindungstheorie zur Therapie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Bronfenbrenner, U. (1978): Ansätze zu einer experimentellen Ökologie menschlicher Entwicklung. In: R. Oerter (Hrsg.): Entwicklung als lebenslanger Prozeß. Hamburg (Hoffmann und Campe).
- Bronke, K., G. Wenzel u. S. Leibfried (1989): Soziale Dienste zwischen Herrschaft und öffentlicher Produktion – Zur

- Doppelstruktur kommunaler Sozialverwaltung. In: T. U. Olk u. H. U. Otto (Hrsg.): Soziale Dienste im Wandel 3 – Lokale Sozialpolitik und Selbsthilfe. Neuwied (Luchterhand).
- Bruder-Bezzel, A. (1983): Alfred Adler. Die Entstehungsgeschichte einer Theorie im historischen Milieu Wiens. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Buber, M. (1982): Das Problem des Menschen. Heidelberg (L. Schneider).
- Buber, M. (1983): Ich und Du. Heidelberg (L. Schneider).
- Buhr, P. (1995): Dynamik von Armut. Dauer und biographische Bedeutung von Sozialhilfebezug. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Burnham, J. B. (1995): Systemische Familienberatung. Weinheim/Basel (Beltz).
- Capra, F. (1983): Wendezeit. Bern/München/Wien (Scherz).
- Capra, F. (1984): Das Tao der Physik. Bern/München/Wien (Scherz).
- Capra, F. (1996): Lebensnetz. Ein neues Verständnis der lebendigen Welt. Bern/München/Wien (Scherz).
- Cecchin, G. (1988): Zum gegenwärtigen Stand von Hypothesieren, Zirkularität und Neutralität – Eine Einladung zur Neugier. *Familiendynamik* 13 (3): 190–203.
- Cecchin, G., G. Lane u. W. A. Ray (1993): Respektlosigkeit. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Ciampi, L. (1982): Affektlogik. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Ciampi, L. (Hrsg.) (1985): Sozialpsychiatrische Lernfälle. Bonn (Psychiatrie).
- Cirillo, S. u. P. di Blasio (1992): Familiengewalt. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Cohn, R. (1975): Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion. Stuttgart (Klett-Cotta). Conen, M.-L. (1996a): „Wie können wir Ihnen helfen, uns wieder loszuwerden?“ Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. *Zeitschrift für systemische Therapie* 14 (3): 178–185.

- Conen, M.-L. (1996b): Aufsuchende Familientherapie mit Multiproblemfamilien. (Kontext Bd. 27, Heft 2.) Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht), S. 150–165.
- Cooper, D. (1971): Psychiatrie und Anti-Psychiatrie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Cooper, D. u. R. D. Laing (1973): Vernunft und Gewalt. Drei Kommentare zu Sartres Philosophie 1950–1960. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Council on Social Work Education (2001): Educational Standards and Accreditation Standards. (Internet document.: www.cswe.org.)
- Cronen, V. E. et al. (1983): Paradox, Doppelbindung und Rückkoppelungsschleifen: Eine alternative theoretische Perspektive. *Familiendynamik* 8 (2): 102–138.
- Degenhardt, F. J. (1992): Wenn der Senator erzählt [CD]. Köln (Polydor).
- Deissler, K. G. (1997): Sich selbst erfinden. Münster (Waxmann).
- Deissler K. G. u. S. McNamee (2000): Phil und Sophie auf der Couch. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Deissler, K., T. Keller u. R. Schug (1995): Kooperative Gesprächsmoderation, „selbst-reflexive systemische Diskurse“ – Ein Bouquet von Ideen und Methoden für (Organisations-)Beratung als „sozialer Konstruktionsprozeß“. *Zeitschrift für systemische Therapie* 13 (1): 12–30.
- Diezinger, A. u. V. Mayr-Kleffel (1999): Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg i. Br. (Lambertus)
- Dörner, D. (1989): Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen. Reinbek (Rowohlt).
- Dörner, D. (1999): Bauplan für eine Seele. Reinbek (Rowohlt).
- Dörner, K. u. U. Plog (1992): Irren ist menschlich. Bonn (Psychiatrie).
- Dörner, K., A. Egetmeyer u. K. Koening (Hrsg.) (1987): Freispruch der Familie. Bonn (Psychiatrie).
- Dörner, D. et al. (Hrsg.) (1994): Lohhausen. Vom Umgang mit Unbestimmtheit und Komplexität. Bern (Huber).

- Dold, P. (1989): Sceno-Familientherapie. München/Basel (M. Reinhardt).
- Donzelot, J. (1980): Die Ordnung der Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Drechsler, M. (2002): Die Bedeutung von Geld für die Partnerschaft. Hochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl. Diplomarbeit).
- Drees, A. (1997): Innovative Wege in der Psychiatrie – Sozialstrategien und poetische Kommunikation. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Dübner-Gee, K. (1999): Die Dynamik von Suchtsystemen am Beispiel der Bulimie. Hochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl. Diplomarbeit).
- Dürckheim, K. Graf (1976): Meditieren, wozu und wie? Freiburg i. Br. (Herder).
- Duss-von Werdt, J. (1996): Familientherapie – Systemtherapie. Eine Materialsammlung. Luzern (Eigenverlag).
- Duss-von Werdt, J. (1998): Paarkonflikte in der Mediationspraxis. *Familiendynamik* 23 (2): S. 117–128.
- Ebbecke-Nohlen, A. (2000): Systemische Paartherapie – Das Balancieren von Gemeinsamkeiten und Unterschieden. *Psychotherapie im Dialog* 1 (2): S. 21–28.
- Eggen, B. u. C. Vogel, C. (1994): Alleinerziehende mit Kleinkindern – Untersuchung zum Programm „Mutter und Kind“ des Landes Baden-Württemberg. Stuttgart (Familienwissenschaftliche Forschungsstelle im Statistischen Landesamt Baden-Württemberg).
- Elias, N. (1984): Über die Zeit. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Elkaim, M. (1992): Wenn du mich liebst, lieb mich nicht. Wirklichkeitskonstruktionen in der systemischen Familientherapie. Freiburg i. B. (Lambertus).
- Elsen, S. (2001): Zukunftsfähige Handlungsfelder Sozialer Arbeit. *Forum Sozial* (3): S. 39–41.
- Ende, M. (1973): Momo. Stuttgart (Thienemanns).

- Engelmann, B. u. G. Wallraff (1973): *Ihr da oben – wir da unten*. Köln (Kiepenheuer und Witsch).
- Engels, F. (1969): *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates*. Berlin (Dietz).
- Engstler, H. (1999): *Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik*. Bonn (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend).
- Erbach, F. u. E. Richelshagen (1989): Isomorphe Strukturen im Kontext der Suchthilfe. *Familiendynamik* 14 (1): 27–46.
- Erikson, E. H. (1971): *Einsicht und Verantwortung: Die Rolle des Ethischen in der Psychoanalyse*. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Erikson, E. H. (1973): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Erikson, E. H. (1987): *Kindheit und Gesellschaft*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Eyferth, H. et al. (Hrsg.) (1987): *Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik*. Neuwied/Darmstadt (Luchterhand).
- Farmer, C. (1998): *Psychodrama und systemische Therapie*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Ferreira, A. (1980): Familienmythen. In: P. Watzlwick u. J. H. Weakland (Hrsg.): *Interaktion*. Bern/Stuttgart/Wien (Huber).
- Fischer, H.-R. u. G. Weber (Hrsg.) (1999): *Individuum und System*. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Flösser, G. (1994): *Soziale Arbeit jenseits der Bürokratie. Über das Management des Sozialen*. Neuwied (Luchterhand).
- Foerster, H. von (1985): *Sicht und Einsicht*. Braunschweig (Vieweg).
- Foerster, H. von (1986): Heidelberg (Arbeitspapier ohne Titel auf der IGST-Tagung *Lebende Systeme*, 1./2.3.1986).
- Foudraine, J. (1973): *Wer ist aus Holz? Neue Wege der Psychiatrie*. München (Piper).
- Frankl, V. (1975): *Der Mensch auf der Suche nach Sinn*. Freiburg i. Br. (Herder).
- Franz, M.-L. von (1981): *Zeit*. Frankfurt a. M. (Insel).

- Freud, A. (1964): Das Ich und die Abwehrmechanismen. München (Kindler).
- Freud, S. (1969a): Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Gesammelte Werke IV. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1969b): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Gesammelte Werke X. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1969c): Zur Einführung des Narzißmus. Gesammelte Werke X. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1969d): Trauer und Melancholie. Gesammelte Werke X. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1972a): Das Unbehagen in der Kultur. Gesammelte Werke XIV. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1972b): Massenpsychologie und Ich-Analyse. Gesammelte Werke XIII. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Freud, S. (1973): Die Traumdeutung. Gesammelte Werke II./III. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Frey, V. (1990): Befürchtungen und Erwartungen von Klienten einer Erziehungsberatungsstelle vor und nach dem Erstgespräch. *Kontext* 19: 62–82.
- Friedländer, W. (1966): Allgemeine Prinzipien der Sozialarbeit. In: W. Friedländer u. H. Pfaffenberger (Hrsg.): Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit. Neuwied (Luchterhand).
- Friedländer, W. u. H. Pfaffenberger (Hrsg.) (1966): Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit. Neuwied (Luchterhand).
- Furth, H. G. (1972): Intelligenz und Erkennen. Die Grundlagen der genetischen Erkenntnistheorie Piagets. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Gadamer, H.-G. (1990): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. Tübingen (Mohr).
- Galtung, J. (1970): Friedensforschung. In: E. Krippendorf (Hrsg.): Friedensforschung. Köln (Kiepenheuer und Witsch).
- Garland, J. A., H. E. Jones u. R. L. Kolodny (1969): Ein Modell für Entwicklungsstufen in der Sozialarbeits-Gruppe. In: S. Bernstein, S. u. L. Lowy. (Hrsg.): Untersuchungen zur sozialen Gruppenarbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).

- Gay, P. (1989): Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Gerber, G. (1980): Umzug tut weh. Reinbek (Rowohlt).
- Germain, C. B. u. A. Gitterman (1983): Praktische Sozialarbeit. Das „life-model“ in der sozialen Arbeit. Stuttgart (Enke).
- Glaserfeld, E. von (1981): Einführung in den Radikalen Konstruktivismus. In: P. Watzlawick (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. München (Piper).
- Goffman, E. (1973): Asyl. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Goldbrunner, H. (1989): Arbeit mit Problemfamilien. Systemische Perspektiven für Familientherapie und Sozialarbeit. Mainz (Grünwald).
- Goldbrunner, H. (1991): Beziehungsrealität und Therapie von Problemfamilien. *Zeitschrift für Systemische Therapie* 9 (4): 243–252.
- Goldstein, H. (1973): Social Work Practice. A Unitary Approach. Columbia (University of South Carolina Press).
- Goolishian, H. A. u. H. Anderson (1988): Menschliche Systeme. Vor welche Probleme sie uns stellen und wie wir mit ihnen arbeiten. In: L. Reiter, E. J. Brunner u. S. Reiter-Theil (Hrsg.): Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive. Berlin/Heidelberg (Springer).
- Gordon, A. (1983): Die jüdische Auffassung des Todes. Richtlinien für die Trauer. In: E. Kübler-Ross (Hrsg.): Reif werden zum Tode. Stuttgart (Kreuz).
- Gordon, D. (1990): Therapeutische Metaphern. Paderborn (Junfermann).
- Goethe, J. W. von (1963): Faust. Erster und zweiter Teil. In: Gesammelte Werke. Berlin/Darmstadt/Wien (Deutsche Buch-Gemeinschaft).
- Götz, K. (Hrsg.) (1998): Theoretische Zumutungen. Vom Nutzen systemischer Theorie für die Managementpraxis. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).

- Grau, U. u. J. Möller (1991): Konstruktiv(istisch)es Coaching. *Zeitschrift für systemische Therapie* 9 (2): 79–81.
- Grawe, K. (2000): Psychologische Therapie. Göttingen (Hogrefe).
- Green, H. (1978): Ich hab Dir nie einen Rosengarten versprochen. Bericht einer Heilung. Reinbek (Rowohlt).
- Grinder, J. u. R. Bandler (1982): Kommunikation und Veränderung. Die Struktur der Magie II. Paderborn (Junfermann).
- Grinder, J. u. R. Bandler (1984): Therapie in Trance. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Gröne, M. (1995): Wie lasse ich meine Bulimie verhungern? Ein systemischer Ansatz zur Beschreibung und Behandlung der Bulimie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Grottian, P. et al. (1988): Die Wohlfahrtswende. Der Zauber konservativer Sozialpolitik. München (C. H. Beck).
- Güse-Martin, A. (1997): Partnerverlust durch Trennung/Scheidung oder Tod und damit verbundene Krisen unter psychosozialen Aspekten. Fachhochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl. Diplomarbeit).
- Haag, F. (1973): Projektorientierte Sozialarbeit. In: H. U. Otto u. S. Schneider (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 2. Neuwied (Luchterhand).
- Haag, F. et al. (1973): Überlegungen zu einer Metatheorie der Sozialarbeit. In: H. U. Otto u. S. Schneider (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 1. Neuwied (Luchterhand).
- Habermas, J. (1968): Thesen zur Theorie der Sozialisation. Vorlesung Sommersemester 1968. Universität Frankfurt a. M. (unveröffentl. Skript).
- Habermas, J. (1971): Technik und Wissenschaft als Ideologie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Habermas, J. (1973): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Habermas, J. (1988): Theorie des kommunikativen Handelns. 2. Bde. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).

- Habermas, J. u. N. Luhmann (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Hadley, R., M. Cooper et al. (1987): A Community Social Worker's Handbook. London/New York (Tavistock).
- Hahn, K. u. F.-W. Müller (Hrsg.) (1993): Systemische Erziehungs- und Familienberatung. Mainz (Grünewald).
- Hahlweg, K. et al. (1991): Praxis der psychoedukativen Familienbetreuung. In: A. Retzer (Hrsg.): Die Behandlung psychotischen Verhaltens. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Haken, H. (1987): Synergetik und ihre Anwendung auf psychosoziale Probleme. In: H. Stierlin, F. B. Simon u. G. Schmidt (Hrsg.): Familiäre Wirklichkeiten. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Haley, J. (1977): Direktive Familientherapie. München (Pfeiffer).
- Haley, J. (1978): Die Psychotherapie Milton H. Ericksons. München (Pfeiffer).
- Haley, J. (1986): The Power Tactics of Jesus Christ. And Other Essays. New York (Norton).
- Haley, J. (1989): Ordeal Therapie. Hamburg (ISKO-press).
- Hampden-Turner, C. (1983): Modelle des Menschen. Weinheim (Beltz).
- Hanesch, Walter et al. (2000): Armut und Ungleichheit in Deutschland. Der neue Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbands. Reinbek (Rowohlt).
- Hargens, J. (1987): Die Wirklichkeit: Wahrheit oder Illusion? *Psychologie Heute* 14 (4): 48–53.
- Hargens, J. (1993): KundIn, KundigE, KundschafterIn. Gedanken zur Grundlegung eines helfenden Zugangs. *Zeitschrift für systemische Therapie* 11 (1): 14–20.
- Hargens, J. et al. (2000): Sozialarbeit, Psychotherapie, systemisches Arbeiten ... *Kontext* 31 (1): 5–17.
- Hartman, A. a. J. Laird, (1983): Familycentered Social Work Practice. New York (The free press).

- Hartmann, N. (1994): Sich finden und sich erfinden – Psychodrama und systemische Familientherapie im Dialog. *Psychodrama* 7 (1): 123–141.
- Häuser, W. u. R. Eher (2000): Systemische Therapie bei Angststörungen. *Psychotherapie im Dialog* 1 (3): 45–51.
- Heckhausen, H. (1974a): Motive und ihre Entstehung. In: F. E. Weinert et al. (Hrsg.): Pädagogische Psychologie Bd. 1. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Heckhausen, H. (1974b): Einflußfaktoren der Motiventwicklung. In: F. E. Weinert et al. (Hrsg.): Pädagogische Psychologie Bd. 1. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Hegel, G. F. W. (1970): Phänomenologie des Geistes. Frankfurt a. M./Berlin/Wien (Ullstein).
- Hegel, G. F. W. (1972): Grundzüge einer Philosophie des Rechts. Frankfurt a. M./Berlin/Wien (Ullstein).
- Heidegger, M. (1967): Sein und Zeit. Tübingen (Niemeyer).
- Heigl-Evers, A. (1972): Konzepte der analytischen Gruppenpsychotherapie. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Heiner, M. (1994a): Selbstevaluation als Qualifizierung in der Sozialen Arbeit. Fallstudien aus der Praxis. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Heiner, M. (1994b): Reflexion und Evaluation methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Basisregeln, Arbeitshilfen und Fallbeispiele. In: M. Heiner et al.: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Heiner, M. et al. (1994): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Heisenberg, W. (1959): Physik und Philosophie. Berlin (Ullstein).
- Heller, Z. I. (1983): Die jüdische Auffassung des Todes. Richtlinien für das Sterben. In: E. Kübler-Ross (Hrsg.): Reif werden zum Tode. Stuttgart (Kreuz).
- Hellinger, B. (1994): Ordnungen der Liebe. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).

- Hentig, H. von (1971): Cuernavaca oder: Alternativen zur Schule? Stuttgart (Klett-Kösel).
- Herriger, N. (1986): Präventives Handeln und soziale Praxis. Konzepte zur Verhütung abweichenden Verhaltens von Kindern und Jugendlichen. Weinheim/München (Juventa).
- Herrmann, T. (1969): Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung. Göttingen (Hogrefe).
- Herwig-Lempp, J. (1994): Von der Sucht zur Selbstbestimmung. Dortmund (borgmann).
- Herwig-Lempp, J. (2001): Stichwort Multiproblemfamilie. *Kontext* 32 (2): 160 f.
- Hofer, M., E. Klein-Allermann u. P. Noack (1992): Familienbeziehungen. Göttingen (Hogrefe).
- Hoffman, L. (1996): Therapeutische Konversationen. Dortmund (modernes lernen).
- Hollstein, W. u. M. Meinhold (Hrsg.) (1973): Sozialarbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Hollstein-Brinkmann, H. (1993): Soziale Arbeit und Systemtheorien. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Holzkamp, K. (1968): Wissenschaft als Handlung. Berlin (de Gruyter).
- Horkheimer, M. (1970): Traditionelle und kritische Theorie. Vier Aufsätze 1933–37. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Horkheimer, M. u. T. W. Adorno (1972): Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Hosemann, D. (1987): Intuition – männlich? weiblich? *Familiendynamik* 12 (3) : 212–223.
- Hosemann, D. et al. (1993): FamilientherapeutInnen im Gespräch. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Hubschmid, T. (1983): Der Wohnungsgrundriß – Ein diagnostisches und therapeutisches Instrument in der Familientherapie. *Familiendynamik* 8 (3): 221–234.

- Huschke-Rhein, R. (1989): Systemische Pädagogik. Bd. III: Systemtheorien für die Pädagogik. Köln (Rhein).
- Imber-Black, E. (1990): Familien und größere Systeme. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Imber-Black, E. (1992): Familiengeheimnisse und Familientherapie. In: J. Schweitzer, A. Retzer u. H.-R. Fischer (Hrsg.): Systemische Praxis und Postmoderne. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Imber-Black, E. et al. (1995): Rituale in Familien und Familientherapie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Jacobi, J. (1977): Vom Bilderreich der Seele. Olten/Freiburg i. Br. (Walter).
- Jacobson, E. (1973): Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Jerusalem, M. (1990): Persönliche Ressourcen, Vulnerabilität und Streßerleben. Göttingen (Hogrefe).
- Jonas, H. (1984): Das Prinzip Verantwortung. Frankfurt a. M. (Insel).
- Jones, C. (1992): Social Work in Great Britain: Surviving the Challenge of Conservative Ideology. In: M. C. Hokenstad et al. (eds.): Profiles in International Social Work. Washington (NASW).
- Jordan, E. u. H. Reismann (1998): Qualitätssicherung und Verwaltungsmodernisierung in der Jugendhilfe. In: Institut für Soziale Praxis (Hrsg.): *Soziale Praxis* (Heft 19). Münster (Votum).
- Jordan, E. u. R. Schone (1992): Jugendhilfeplanung – aber wie? Münster (Votum).
- Jordan, E. u. R. Schone (Hrsg.) (1998): Handbuch Jugendhilfeplanung. Grundlagen, Bausteine, Materialien. Münster (Votum).
- Jung, C. G. et al. (1979): Der Mensch und seine Symbole. Olten (Walter).
- Karas, F. u. W. Hinte (1978): Grundprogramm Gemeinwesenarbeit. Praxis des sozialen Lernens in offenen pädagogischen Feldern. Wuppertal (Jugenddienst).
- Käser, R. (1998): Die Schule als komplexes System. *Familiendynamik* 23 (1): 40–59.

- Kaslow, F. W. u. L. L. Schwartz (1987): *The Dynamics of Divorce*. New York (Brunner/Mazel).
- Kast, V. (1987): *Trauern. Phasen und Chancen des psychischen Prozesses*. Stuttgart (Kreuz).
- Katschnig, H. u. E. Wanschura (1987): *Familientherapie am Berg – Ein Therapiemodell*. *Familiendynamik* 12 (2): 162–175.
- Kaufmann, F. X. (Hrsg.) (1979): *Bürgernahe Sozialpolitik. Planung, Organisation und Vermittlung sozialer Leistungen auf lokaler Ebene*. Frankfurt a. M. (Campus).
- Keleman, S. (1980): *Dein Körper formt dein Selbst*. München (Kösel).
- Keller, T. (Hrsg.) (1988): *Sozialpsychiatrie und systemisches Denken*. Bonn (Psychiatrie-Verlag).
- Keller, T. u. N. Greve (Hrsg.) (1996): *Systemische Praxis in der Psychiatrie*. Bonn (Psychiatrie-Verlag). [Neuaufl. (in Vorb.): Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).]
- Keupp, H. (1987): *Psychosoziale Praxis im gesellschaftlichen Umbruch*. Bonn (Psychiatrie-Verlag).
- Keupp, H. (1988a): *Gemeindepsychologie*. In: R. Asanger u. G. Wenninger (Hrsg.): *Handwörterbuch Psychologie*. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- Keupp, H. (1988b): *Soziale Netzwerke*. In: R. Asanger u. G. Wenninger (Hrsg.): *Handwörterbuch Psychologie*. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- Keupp, H. u. B. Röhrle (Hrsg.) (1987): *Soziale Netzwerke*. Frankfurt a. M. (Campus).
- Kim Berg, I. (1992): *Familien – Zusammenhalt(en)*. Dortmund (modernes lernen).
- Kim Berg, I. u. S. D. Miller (1993): *Kurzzeittherapie bei Alkoholproblemen*. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Klein, M. (1972): *Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge zur Psychoanalyse*. Reinbek (Rowohlt).
- Kommunale Gemeinschaftsstelle (KGSt) für
Verwaltungsvereinfachung (1993): *Bericht 5 – Das Neue*

- Steuerungsmodell. Begründung, Konturen, Umsetzung. Köln (KGSt).
- Kommunale Gemeinschaftsstelle (KGSt) für
Verwaltungsvereinfachung (1994a): Bericht 6 –
Qualitätsmanagement. Köln (KGSt).
- Kommunale Gemeinschaftsstelle (KGSt) für
Verwaltungsvereinfachung (1994b): Bericht 8 – Das neue
Steuerungsmodell. Köln (KGSt).
- Kommunale Gemeinschaftsstelle (KGSt) für
Verwaltungsvereinfachung (1994c): Bericht 9 – Outputorientierte
Steuerung in der Jugendhilfe. Köln (KGSt).
- Kopfmüller, J. et al. (2001): Nachhaltige Entwicklung integrativ
betrachtet. Konstitutive Elemente, Regeln und Indikatoren. Berlin
(sigma).
- Körner, W. u. H. Zygowski (1988): Im System gefangen. *Psychologie
Heute* 15 (4): 38–45.
- Krähenbühl, V. et al. (1991): Stieffamilien. Freiburg i. Br.
(Lambertus).
- Krappmann, L. (1973): Soziologische Dimension der Identität.
Stuttgart (Klett).
- Krippendorff, E. (Hrsg.) (1970): Friedensforschung. Köln
(Kiepenheuer und Witsch).
- Kübler-Ross, E. (1982): Interviews mit Sterbenden. Stuttgart
(Kreuz).
- Kübler-Ross, E. (Hrsg.) (1983): Reif werden zum Tode. Stuttgart
(Kreuz).
- Kuhn, T. S. (1973): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen.
Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Kunstreich, T. (1975): Der institutionalisierte Konflikt. Offenbach
(2001).
- Künzel-Schön, M. (1991): Wie entwickle ich meine berufliche
Identität? Über die Schwierigkeiten vieler SozialarbeiterInnen,
sich in der Arbeit wiederzufinden. *sozial extra* (Oktober): 2 – 4.

- Laing, R. D. (1969): Phänomenologie der Erfahrung. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Laing, R. D. (1972): Mystifizierung, Konfusion und Konflikt. In: G. Bateson et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Laing, R. D. (1974): Die Politik der Familie. Köln (Kiepenheuer und Witsch).
- Laing, R. D. u. A. Esterson (1975): Wahnsinn und Familie. Köln (Kiepenheuer und Witsch).
- Lang, H. (1973): Die Sprache und das Unbewußte. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Lankton, S. u. C. Lankton (1988): The Answer within: A Clinical Framework of Ericksonian Hypnotherapy. New York (Brunner/Mazel).
- Laotse (1978): Tao Te King. Übersetzt und kommentiert von Richard Wilhelm. Düsseldorf/Köln (Diederichs).
- Lazarus, R. S. u. R. Launier (1981): Streßbezogene Transaktionen zwischen Person und Umwelt. In: Nitsch, J. R. (Hrsg.) (1981): Streß: Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern (Huber).
- Lefrancois, G. (1976): Psychologie des Lernens. Berlin (Springer).
- Lehr, U. (Hrsg.) (1983): Altern – Tatsachen und Perspektiven. Bonn (Bouvier).
- Lehr, U. (1984): Psychologie des Alterns. Heidelberg (Quelle und Meyer).
- Leonhardt, E. (1998): Was macht eine Lehrerin anders, wenn sie in ihrer Klasse „systemisch“ zu arbeiten versucht? Ein Erfahrungsbericht. *Familiendynamik* 23 (1): 81–92.
- Leutz, G. (1974): Psychodrama. Theorie und Praxis. Das klassische Psychodrama nach J. L. Moreno. Berlin/Heidelberg/New York (Springer).
- Levita, D. J. de (1971): Der Begriff der Identität. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Leyendecker, S. (1994): Frauenberatung als systemische Beratung. Hochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl.

Diplomarbeit).

- Leyendecker, S. (1999): Verantwortung, Selbstbestimmung und Kooperation – TherapeutInnen und KlientInnen im Zusammenspiel. *Zeitschrift für systemische Therapie* 17 (4): 244–257.
- Levi, P. (1988): Ist das ein Mensch? Die Atempause. München/Wien (Hanser).
- Lidz, T. (1971): Familie und psychosoziale Entwicklung. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Lidz, T. (1974): Das menschliche Leben. Die Entwicklung der Persönlichkeit im Lebenszyklus. 2 Bde. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Lidz, T. et al. (1972): Spaltung und Strukturverschiebung in der Ehe. In: G. Bateson et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Liebelt, A. (2000): Der Umgang mit kulturellen Unterschieden in binationalen Partnerschaften im Zuge der europäischen Integration. Hochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl. Diplomarbeit).
- Lippe, R. zur (1974): Naturbeherrschung am Menschen. Teil I: Körpererfahrung als Entfaltung von Sinnen und Beziehungen in der Ära des italienischen Kaufmannskapitals. Teil II: Geometrisierung des Menschen und Repräsentation des Privaten im französischen Absolutismus. Frankfurt a. M. (Syndikat).
- Lippitz, W. (1992): „Lebenswelt“ – kritisch betrachtet. *neue praxis* 22 (4): 295–311.
- Lorenzer, A. (1973): Über den Gegenstand der Psychoanalyse oder: Sprache und Interaktion. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Loriedo, C. u. G. Vella (1993): Das Paradox in Logik und Familientherapie. Mainz (Grünwald).
- Lowen, A. (1979): Bioenergetik. Therapie der Seele durch Arbeit mit dem Körper. Reinbek (Rowohlt).
- Lowy, L. (1969): Entscheidungsprozesse in Sozialer Gruppenarbeit. In: S. Bernstein u. L. Lowy (Hrsg.) (1969): Untersuchungen zur

- sozialen Gruppenarbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Ludewig, K. (1992): Systemische Therapie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Ludewig, K. et al. (1983): Entwicklung eines Verfahrens zur Darstellung von Familienbeziehungen: Das Familienbrett. *Familiendynamik* 8 (3): 235–251.
- Luhmann, N. (1971): Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. In: J. Habermas u. N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Luhmann, N. (1986): Ökologische Kommunikation. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Luhmann, N. (1998): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Lukas, H. et al. (Hrsg.) (1977): Sozialpädagogik/Sozialarbeit – Eine Einführung. Berlin (V. Spiess).
- Lüssi, P. (1992): Systemische Sozialarbeit. Bern (Haupt).
- Luxemburg, R. (1974): Die Russische Revolution. In: R. Luxemburg: Schriften zur Theorie der Spontaneität. (Hrsg. von S. Hillmann.) Reinbek (Rowohlt).
- Madanes, C. (1991): The Therapy of Sex Offenders and their Victims. (Vortrag auf dem 2. Kongress *The Evolution of Psychotherapy*, Dez. 1991, Anaheim/USA. [Audiocass.]. Phönix (The Milton Erickson Foundation).
- Madanes, C. (1997): Sex, Liebe und Gewalt. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Mähler, G. und H.-G. Mahler (1992): Trennungs- und Scheidungsmediation in der Praxis. *Familiendynamik* 17 (4): 347–372.
- Makarenko, A. S. (1975): Flaggen auf den Türmen. Berlin (Ost) (Volk und Wissen).
- Malinowski, B. (1981): Korallengärten und ihre Magie. Frankfurt a. M. (Syndikat).
- Mansel, J. et al. (1997): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung. Opladen (Westdeutscher Verlag).

- Marcuse, H. (1971): Der eindimensionale Mensch. Neuwied/Berlin (Luchterhand).
- Marx, K. (1972): Das Kapital. Bd. I. Berlin (Dietz).
- Massing, A. (Hrsg.) (1990): Psychoanalytische Wege der Familientherapie. Berlin/Heidelberg (Springer).
- Massing, A. u. G. Reich (2000): Psychoanalytische Paartherapie nach dem Mehrgenerationen-Ansatz. *Psychotherapie im Dialog* 1 (2): 8–14.
- Masson, H. C. a. P. O’Byrne (1984): Applying Family Therapy. A Practical Guide for Social Workers. Oxford (Pergamon).
- Maturana, H. u. F. Varela (1984): Der Baum der Erkenntnis. Bern/München/Wien (Scherz).
- May, D. (1999): Kinder und Eltern im Kontext von Süchten. Hochschule für Sozialwesen Esslingen (unveröffentl. Diplomarbeit).
- McGoldrick, M. u. R. Gerson (1990): Genogramme in der Familienberatung. Bern (Huber).
- McGoldrick, M., C. M. Anderson u. F. Walsh (Hrsg.) (1991): Feministische Familientherapie in Theorie und Praxis. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Mead, G. H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Mees-Jacobi, J. (1977): Zur Bedeutung psychologischer Beratungskonzepte in Einzelfallhilfe. In: H. Lukas et al. (Hrsg.): Sozialpädagogik/Sozialarbeit – Eine Einführung. Berlin (V. Spiess).
- Mees-Jacobi, J. (1995): Zur Bedeutung von Grundeinstellungen für die soziale Arbeit. Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit. Bonn (AWO-Bundesverband), S. 14–19.
- Meier, C. A. (1972): Die Bedeutung des Traumes. Olten (Walter).
- Merchel, J. (Hrsg.) (1999): Qualität in der Jugendhilfe – Kriterien und Bewertungsmöglichkeiten. Münster (Votum).
- Merl, H., H. Mezoglich u. J. Hüpf (1988): Die Arbeit mit dem „reflecting team“ – Ein erster Erfahrungsbericht. *System Familie* 1 (4): 244–253.

- Miedaner, L. (2001): Alt und Jung entdeckt sich neu. Intergenerative Pädagogik mit Kindern und Senioren. Freiburg. i. Br. (Herder).
- Mielenz, I. (1981): Die Strategie der Einmischung. Soziale Arbeit zwischen Selbsthilfe und kommunaler Politik. *Neue Praxis* (Sonderheft 6): 57 ff.
- Milton-Erickson-Foundation (1991): The Evolution of Psychotherapy. (Audiobänder der Vorträge des Kongresses *The Evolution of Psychotherapy*, Dez. 1991.) Phönix (Eigenverlag).
- Minuchin, P., J. Colapinto a. Minuchin, S. (1998): Working with Families of the Poor. New York (Guilford). [Dt. (2000): Verstrickt im sozialen Netz. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).]
- Minuchin, S. (1977): Familie und Familientherapie. Freiburg i. B. (Lambertus).
- Minuchin, S. (1987): My Many Voices. In: J. Zeig (ed.): The Evolution Psychotherapy. New York (Brunner/Mazel). [Dt. (1991): Psychotherapie. Tübingen (dgv).]
- Minuchin, S. (1988): Das Familienkaleidoskop. Bilder von Gewalt und Heilung. Reinbek (Rowohlt).
- Minuchin, S. u. H. C. Fishman (1983): Praxis der strukturellen Familientherapie. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Minuchin, S., B. L. Rosman u. L. Baker (1989): Psychosomatische Krankheiten in der Familie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Minuchin, S. et al. (1967): Families of the Slums. New York/London (Basic Books).
- Molcho, S. (1983): Körpersprache. München (Mosaik).
- Monzer, M. (1996): Selbstevaluation. (Unveröffentl. Manuskript.) O. O.
- Moreno, J. L. (1974): Die Grundlagen der Soziometrie. Opladen (Westdeutscher Verlag).
- Moser, H. (1975): Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München (Kösel).
- Mosher, L. R. u. L. Burti (1992): Psychiatrie in der Gemeinde. Bonn (Psychiatrie-Verlag).

- Müller, B. (1993): Sozialpädagogisches Können. Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Müller, B. (1996): Qualitätsprodukt Jugendhilfe – Kritische Thesen und praktische Vorschläge. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Müller, C. W. (1988): Wie Helfen zum Beruf wurde. Bd. 1 u. 2. Weinheim/Basel (Beltz).
- Müller, C. W. (1996): Gemeinwesenarbeit (GWA). In: D. Kreft u. I. Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim/Basel (Beltz).
- Münder, J. (1987): Subsidiarität. In: H. Eyferth, H.-U. Otto u. H. Thiersch (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Darmstadt (Luchterhand).
- Müssig, R. (1986): Familientypologie – Ein holistisches Klassifikationsschema auf der Basis von Gestaltwahrnehmung, Humanethologie, Systemtheorie und Psychoanalyse. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* 35 (8): 283–294.
- Müssig, R. (1991): Familien-Selbst-Bilder. München/Basel (Reinhardt).
- Napier, A u. C. A. Withaker (1988): Die Bergers – Beispiele aus einer erfolgreichen Familientherapie. Reinbek (Rowohlt).
- Negt, O. u. A. Kluge (1972): Öffentlichkeit und Erfahrung. Zur Organisationsanalyse von bürgerlicher und proletarischer Öffentlichkeit. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Nemeteschek, P. (1998): Familienarbeit – Trance mit offenen Augen [Video]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Nicolai, E. et al. (2001): Woran erkennt man, dass psychiatrische Organisationen „systemisch“ arbeiten? *Familiendynamik* 26 (2): 117–134.
- Nitsch, J. R. (Hrsg.) (1981): Streß: Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen. Bern (Huber).
- Oelschlägel, D. (1994): Gemeinwesenarbeit. In: F. Stimmer (Hrsg.): Lexikon der Sozialpädagogik und der Sozialarbeit. München (Oldenbourg).

- Oestreich, G. (1965): Nachbarschaftsheime gestern, heute – und morgen? München/Basel (Reinhardt).
- Otto, H.-U. u. S. Schneider (Hrsg.) (1973): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 1. Neuwied/Darmstadt (Luchterhand).
- Otto, H. U. et al. (1991): Soziale Arbeit zwischen Routine und Innovation – Professionelles Handeln in Sozialadministrationen. Berlin/New York (de Gruyter).
- Oswald, G. (1988): Systemansatz und Soziale Arbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Palmowski, W. u. E. Thöne (1995): Zirkuläres Fragen – Was war das noch? *Zeitschrift für Systemische Therapie* 13 (2): 111–120.
- Papp, P. (1989): Die Veränderung des Familiensystems. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Paul, N. (1978): Die Notwendigkeit zu trauern. *Familiendynamik* 3 (4): 254–259.
- Penn, P. (1983): Zirkuläres Fragen. *Familiendynamik* 8 (3): 198–220.
- Perls, F. S. (1974): Gestalt-Therapie in Aktion. Stuttgart (Klett).
- Peseschkian, N. (1979): Der Kaufmann und der Papagei. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Peters, H. (1973): Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die „pathologische“ Definition ihrer Adressaten. In: H. U. Otto u. S. Schneider (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Bd. 1. Neuwied/Darmstadt (Luchterhand).
- Pfeifer-Schaupp, H.-U. (1995): Jenseits der Familientherapie. Systemische Konzepte in der Sozialen Arbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Pfeifer-Schaupp, H.-U. (2001): Vom Einfachen, das schwer zu machen ist – Leitfragen und Basis-standards für Qualität in der Sozialen Arbeit. *Sozialmagazin* (1): 16–21.
- Piaget, J. (1976): Die Äquilibration der kognitiven Strukturen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Piaget, J. u. B. Inhelder, B. (1991): Die Psychologie des Kindes. München (dtv).

- Pincus, A. u. Minanhan, A. (1973): *Social Work Practice – Model and Method*. Itasca, IL (Peacock).
- Pincus, A. u. Minahan, A. (1980): Ein Praxismodell der Sozialarbeit. In: H. Specht u. A. Vickery (Hrsg.): *Methodenintegration in der Sozialarbeit – Zur Entwicklung eines einheitlichen Praxismodells*. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Platon (1971): *Symposion. Gesammelte Werke IV*. Frankfurt a. M. /Leipzig (Insel).
- Polster, E. u. M. Polster (1975): *Gestalttherapie*. München (Kindler).
- Popper, K. R. (1981): *Logik der Forschung*. Tübingen (Mohr).
- Pörksen, U. (1989): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Proksch, R. (1992): Vermittlung (Mediation) in streitigen Sorge- und Umgangsrechtsverfahren. *Familiendynamik* 17 (4): 395–414.
- Rattner, J. (1972): *Alfred Adler*. Reinbek (Rowohlt).
- Reich, G. (1991): *Partnerwahl und Ehekrise. Eine familiendynamische Studie*. Heidelberg (Asanger).
- Reich, G. (2001): „Bei uns war das ganz anders“ – Familiengeheimnisse und Familienmythen. *Kontext* 32 (1): 5–19.
- Reinecker, H. (1987): *Grundlagen der Verhaltenstherapie*. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- Reis, C. (1997): „New Public Management“ im Rahmen der Produktion von Dienstleistungen. *Nachrichtendienst des Deutschen Vereins* (10):318–323, (11): 354–358.
- Reiter, L., J. E. Brunner u. S. Reiter-Theil (Hrsg.) (1988): *Von der Familientherapie zur systemischen Perspektive*. Berlin/Heidelberg (Springer).
- Retzer, A. (Hrsg.) (1991): *Die Behandlung psychotischen Verhaltens*. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Retzer, A.: (1994): *Familie und Psychose*. Stuttgart/Jena/New York (G. Fischer).
- Retzer, A. u. G. Weber (1991): Entwurf eines Modells psychotischer Systeme. In: A. Retzer (Hrsg.): *Die Behandlung psychotischen Verhaltens*. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).

- Richter, H.-E. (1969): Eltern, Kind und Neurose. Reinbek (Rowohlt).
- Richter, H.-E. (1972): Patient Familie. Reinbek (Rowohlt).
- Riegas, V. u. C. Vetter (1987): Fragen an Virginia Satir. *Familiendynamik* 12 (2): 182–192.
- Ritscher, W. (1987): Thesen zum gesellschaftlichen Kontext von Kindheit, Jugend und Jugenddelinquenz. *Familiendynamik* 12 (1): 40–55.
- Ritscher, W. (1988): Familienrekonstruktion in Ausbildungs- und Supervisionsgruppen. *Kontext* (15): 71–92.
- Ritscher, W. (1989): Die Ausgrenzung des Todes – Gesellschaftliche, kommunikative und familiäre Aspekte. *Familiendynamik* 14 (4): 336–347.
- Ritscher, W. (1990): Kontexte der Sozialisation: Gesellschaft, Familie, Kindheit. *Kontext* (19): 19–31.
- Ritscher, W. (1991): Ein theoretischer Rahmen für die Arbeit mit Familien in Sozialarbeit und Familienberatung. *Zeitschrift für systemische Therapie* 9 (4): 287–297.
- Ritscher, W. (1992): Von der „Psychiatrie“ über die „Sozialpsychiatrie“ zur „Ökiatrie“. *Familiendynamik* 17 (1): 83–92.
- Ritscher, W. (1994): Skizze eines Moduls „Systemische Beratung“ im Rahmen des Ausbildungscurriculums für Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der FHS Esslingen. (Abschlußbericht zu einem Fortbildungssemester, veröffentlicht durch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst des Landes Baden-Württemberg.) (Unveröffentl. Manuskript.) Esslingen.
- Ritscher, W. (1998): Systemisch-psychodramatische Supervision in der Psycho-Sozialen Arbeit. Eschborn (Klotz).
- Ritscher, W. (1999): Gesellschaft, Geschlechterverhältnis und Paardynamik. *Zeitschrift für systemische Therapie* 17 (4): 223–234.
- Ritscher, W. (2001a): Familien der Opfer und Täter/Täterinnen des Nationalsozialismus: Eine Drei-Generationenperspektive. *Kontext* 32 (2): 108–129.

- Ritscher, W. (2001b): Helm Stierlin: Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. In: S. Stierlin: Ich brannte vor Neugier. Familiengeschichten bedeutender Familientherapeutinnen und Familientherapeuten. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Ritscher, W. (Hrsg.) et al. (2002): Die Beierle-Saga oder: Der Sprung ins Leben. Ein Lehrvideo zur Praxis der Systemischen Sozialen Arbeit mit Familien. erstellt von der Projektgruppe „Systemische Soziale Arbeit“ an der Hochschule für Sozialwesen Esslingen. Esslingen (Verlag der Hochschule für Sozialwesen).
- Rober, P. (2000): Die innere Konversation des Familientherapeuten. *Familiendynamik* 25 (2): 150–176.
- Röhrle, B. u. W. Stark (Hrsg.) (1985): Soziale Netzwerke und Stützsysteme. Tübingen (dgvt).
- Rosen, S. (1990): Die Lehrgeschichten von Milton H. Erickson. Hamburg (Iskopress).
- Roth, J. K. (1983): Systemische Familientherapie. *Familiendynamik* 8 (3): 266–271.
- Rothe, M. (1994): Sozialpädagogische Familienhilfe. Stuttgart (Kohlhammer).
- Rothermel, A. u. R. Feierfeil (1990): Zirkuläres Fragen als Methode der systemischen Therapie. *Familiendynamik* 15 (4): 333–345.
- Rotthaus, W. (2001): Klientenorientierte Therapiekonzepte – Eine ethische Forderung an systemische Therapeutinnen und Therapeuten. *Kontext* 32 (2): 97–107.
- Rousseau, J. J. (1978): Emil oder Über die Erziehung. Paderborn (Schöningh).
- Rücker-Embden-Jonasch, I. u. A. Ebbecke-Nohlen (Hrsg.) (1992): Balanceakte. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Rutschky, K. (1977): Schwarze Pädagogik. Frankfurt a. M./Berlin/Wien (Ullstein).
- Safranski, R. (1987): Schopenhauer und die wilden Jahre der Philosophie. Eine Biographie. München/Wien (Hanser).
- Sander, F. M. (1978): Ehe und Familie in Sigmund Freuds Schriften. *Familiendynamik* 3 (2): 148–163.

- Satir, V. (1973): Familienbehandlung. Kommunikation und Beziehung in Theorie, Erleben und Therapie. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Satir, V. (1986a): Der entwicklungsorientierte Ansatz [Video]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Satir, V. (1986b): Familienrekonstruktion I–III [3 Videos]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Satir, V. (1987): Konsultation einer Familie mit psychosomatischen Störungen [Video]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Satir, V. (1989): Selbstwert und Kommunikation. München (Pfeiffer).
- Schacht, M. (1992): Zwischen Chaos und Ordnung. Neue Aspekte zur theoretischen und praktischen Fundierung von Spontaneität und Kreativität. *Psychodrama* 5 (1): 95–130.
- Schenk, H. (1987): Freie Liebe – Wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. Frankfurt a. M. (Büchergilde Gutenberg).
- Schindler, H. (Hrsg.) (1996): Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück!?! Dortmund (modernes lernen).
- Schlippe, A. von (1984): Familientherapie im Überblick. Paderborn (Junfermann).
- Schlippe, A. von u. J. Schweitzer (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Schlippe, A. von, H. Molter u. N. Böhmen (1992–1994): Zugang zu familiären Wirklichkeiten. Eine Einführung in die Welt der Familientherapie [Video]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Schlippe, A. von, H. Molter u. N. Böhmen (1995): Zugänge zu familiären Wirklichkeiten. Weinheim (Sonderheft der Zeitschrift *systema* – Zeitschrift des Instituts für Familientherapie Weinheim e. V.)
- Schmidt, A. (1971): Geschichte und Struktur. München (Hanser).
- Schmidt, A. (1973): Emanzipatorische Sinnlichkeit. Ludwig Feuerbachs anthropologischer Materialismus. München (Hanser).
- Schmidt, G. (1985): Systemische Familientherapie als zirkuläre Hypnotherapie. *Familiendynamik* 10 (3): 241–264.

- Schmidt-Denter, U. (1988): Soziale Entwicklung. München/Weinheim (Psychologie Verlags-Union).
- Schneider, K. (Hrsg.) (1983): Familientherapie in der Sicht psychotherapeutischer Schulen. Paderborn (Junfermann).
- Schraml, W. J. (1983): Einführung in die moderne Entwicklungspsychologie für Pädagogen und Sozialpädagogen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Schultz, H. J. (Hrsg.) (1985): Trennung. Stuttgart (Kreuz).
- Schultz von Thun, F. (1994): Miteinander Reden. Bd. 1. Störungen und Klärungen. Reinbek (Rowohlt).
- Schultz von Thun, F. (1998): Miteinander Reden. Bd. 3. Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Reinbek (Rowohlt).
- Schumacher, B. (1997): Die Balance der Unterscheidung. Zur Form systemischer Beratung und Supervision. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Schweitzer, J. (1987): Therapie dissozialer Jugendlicher. Ein systemisches Behandlungsmodell für Jugendpsychiatrie und Jugendhilfe. Weinheim/München (Juventa).
- Schweitzer, J. (1995): Kundenorientierung als systemische Dienstleistungsphilosophie. *Familiendynamik* 20 (3): 292–313.
- Schweitzer, J. u. D. Reuter (1991): „Wenn der Kunde König wäre“: Ideen zur Zukunft öffentlich-rechtlicher psychosozialer Dienste. *Zeitschrift für systemische Therapie* 9 (4): 269–275.
- Schweitzer, J. u. B. Schumacher (1995): Die endliche und die unendliche Psychiatrie. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Schweitzer, J. u. G. Weber (1982): Beziehung als Metapher. Die Familienskulptur als diagnostische, therapeutische und Ausbildungstechnik. *Familiendynamik* 7 (2): 113–128.
- Searles, H. (1972): Das Bestreben, den anderen verrückt zu machen – Ein Element in der Ätiologie und Psychotherapie der Schizophrenie. In: G. Bateson et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M (Suhrkamp).

- Sechehaye, M. (1973): Tagebuch einer Schizophrenen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Seligmann, M. E. P. (1983): Erlernte Hilflosigkeit. München (Urban und Schwarzenberg).
- Selvini, Matteo (Hrsg.) (1992): Mara Selvinis Revolutionen. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Selvini Palazzoli, M. (1982): Magersucht. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Selvini Palazzoli, M. et al. (1978): Paradoxon und Gegenparadoxon. Ein neues Therapiemodell für die Familie mit schizophrenen Störungen. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Selvini Palazzoli, M. et al. (1981): Hypothesieren – Zirkularität – Neutralität: Drei Richtlinien für den Leiter der Sitzung. *Familiendynamik* 6 (2): 123–138.
- Selvini Palazzoli, M. et al. (1989): Family Games. General Models of Psychotic Processes in the Family. New York/London (Norton).
- Selvini Palazzoli, M. et al. (1999): Anorexie und Bulimie. Neue familientherapeutische Perspektiven. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Shazer, S. de (1989): Der Dreh. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Shulman, L. (1992): The Skills of Helping. Itasca, IL (Peacock).
- Sichrovsky, P. (1987): Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien. Köln (Kiepenheuer und Witsch).
- Simmen, R. (1988): Heimerziehung im Aufbruch: Alternative zu Bürokratie und Spezialisierung im Heim. Bern/Stuttgart (Haupt).
- Simon, F. B. (1988): Unterschiede, die Unterschiede machen. Heidelberg (Springer).
- Simon, F. B. (1990): Meine Psychose, mein Fahrrad und ich. Zur Selbstorganisation der Verrücktheit. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Simon, F. B. (Hrsg.) (1988): Lebende Systeme. Heidelberg (Springer).
- Simon, F. B. u. C. Rech-Simon (1999): Zirkuläres Fragen. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Simon, F. B. u. H. Stierlin (1984): Die Sprache der Familientherapie. Ein Vokabular. Stuttgart (Klett-Cotta).

- Simon, F. u. G. Weber (1988): Vom Navigieren zum Driften – Die Bedeutung des Kontextes der Therapie. *Familiendynamik* 12 (4) 355–362.
- Simon, F. B. u. G. Weber (1990): Keins von beiden. Über die Nützlichkeit der Neutralität. *Familiendynamik* 15 (3): 257–265.
- Simon, F. B. u. G. Weber (1992): Vorfall oder Rückfall. *Familiendynamik* 17 (1): 93–99.
- Sozialpädagogisches Institut (SPI) im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.) (2000): Zurück zu den Eltern?
– Erfahrungen mit systemischer Familienarbeit in Haus Leuchtturm, einer heilpädagogischen Kinderwohngruppe mit Sozialtherapie, SOS-Kinderdorf Ammersee. München (Eigenverlag).
- Spangler, G. u. P. Zimmermann (Hrsg.) (1999): Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Specht, H. u. A. Vickery (Hrsg.) (1980): Methodenintegration in der Sozialarbeit – Zur Entwicklung eines einheitlichen Praxismodells. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Sperling, E. et al. (1982): Die Mehrgenerationen-Familientherapie. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Spindler, M. (2000): Familientherapeutische Arbeit im Kontext einer stationären Einrichtung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Zurück zu den Eltern? München (Eigenverlag).
- Spitz, R. (1976): Vom Dialog. Stuttgart (Klett).
- Staub-Bernasconi, S. (1989): Macht: Altes Thema der Sozialen Arbeit – Neues Thema der Frauenbewegung. *Sozialarbeit* 21 (3): 2–13.
- Staub-Bernasconi, S. (1994): Soziale Probleme – Soziale Berufe – Soziale Praxis. In: M. Heiner et al. (Hrsg.): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Staub-Bernasconi, S. (1995): Systemtheorie, soziale Probleme und Soziale Arbeit: lokal, national, international oder: Vom Ende der Bescheidenheit. Bern (Haupt).
- Stern, D. N. (1992): Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart (Klett-Cotta).

- Stierlin, H. (1972): Das Tun des Einen ist das Tun des Anderen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Stierlin, H. (1974): Family Theory: An Introduction. In: A. Burton (ed.): Operational Theories of Personality. New York (Brunner/Mazel).
- Stierlin, H. (1975a): Eltern und Kinder im Prozeß der Ablösung. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Stierlin, H. (1975b): Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, H. (1975c): Adolf Hitler. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Stierlin, H. (1975d): Die Anpassung an die Realität der „stärkeren Persönlichkeit“. In: H. Stierlin (1975b): Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, H. (1977): Familientherapeutische Aspekte der Übertragung und Gegenübertragung. *Familiendynamik* 2 (3): 182–196.
- Stierlin, H. (1982): Delegation und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Stierlin, H. (1987): Koevolution und Koindividuation. In: H. Stierlin, F. B. Simon u. G. Schmidt (Hrsg.): Familiäre Wirklichkeiten. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, H. (1988): Prinzipien der systemischen Therapie. In: F. Simon (Hrsg.): Lebende Systeme. Heidelberg (Springer).
- Stierlin, H. (1990): Zwischen Sprachwagnis und Sprachwirrnis. *Familiendynamik* 15 (3): 266–275.
- Stierlin, H. (1992): Nietzsche, Hölderlin und das Verrückte. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Stierlin, H. (1994): Ich und die anderen. Psychotherapie in einer sich wandelnden Gesellschaft. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, H. (1999): Gewißheit, Zweifel und Psychotherapie. In: H.-R. Fischer u. G. Weber (Hrsg.): Individuum und System. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Stierlin, H., F. B. Simon u. G. Schmidt (Hrsg.) (1987): Familiäre Wirklichkeiten. Stuttgart (Klett-Cotta).

- Stierlin, H. et al. (1977): Das erste Familiengespräch. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, H. et al. (Hrsg.) (1987): Familiäre Wirklichkeiten. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Stierlin, S. (2001): Ich brannte vor Neugier. Familiengeschichten bedeutender Familientherapeutinnen und Familientherapeuten. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Storath, R. (1998): Elternberatung in der Schule. *Familiendynamik* 23 (1): 60–80.
- Strohschneider, S. (1993): Die Aufrechterhaltung der Handlungsfähigkeit. In: S. Strohschneider u. R. von der Weth (Hrsg.): Ja mach nur einen Plan. Pannen und Fehlschläge – Ursachen, Beispiele, Lösungen. Bern (Huber).
- Strohschneider, S. u. R. von der Weth (Hrsg.) (1993): Ja mach nur einen Plan. Pannen und Fehlschläge – Ursachen, Beispiele, Lösungen. Bern (Huber).
- Sullivan, H. S. (1980): Die interpersonelle Theorie der Psychiatrie. Frankfurt a. M. (Fischer).
- Symalla, T. u. H. Walther (1997): Systemische Beratung schwuler Paare. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Tabel, G. u. F. Walter (1994): Erziehungs- und Familienberatung. In: M. R. Textor (Hrsg.): Allgemeiner Sozialdienst. Weinheim/Basel (Beltz).
- Tannen, D. (1991): Du kannst mich einfach nicht verstehen. Hamburg (Kabel).
- Tart, C. (1975): *Sates of Consciousness*. New York (Dutton).
- Taube, R. (2000): Von der Elternarbeit zur systemischen Familienarbeit in der Heimerziehung. In: Sozialpädagogisches Institut im SOS-Kinderdorf e. V. (Hrsg.): Zurück zu den Eltern? München (Eigenverlag).
- Tausch, R u. A.-M. Tausch (1990): Gesprächs-Psychotherapie. Göttingen/Toronto/Zürich (Hogrefe).
- Textor, M. R. (1990): Familien: Soziologie, Psychologie. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg i. Br. (Lambertus).

- Textor, M. R. (Hrsg.) (1994): Allgemeiner Sozialdienst. Weinheim/Basel (Beltz).
- Thiedemann, F. von u. H. Jellouscheck (2000): Systemische Paartherapie – Ein integratives Konzept. *Psychotherapie im Dialog* 1 (2): 37–44.
- Thiersch, H. (1992): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. München (Juventa).
- Thiersch, H. u. T. Rauschenbach (1984): Sozialpädagogik/Sozialarbeit: Theorie und Entwicklung. In: H. Eyferth, H. U. Otto u. H. Thiersch (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied (Luchterhand).
- Tillmann, K.-J. (2000): Sozialisierungstheorien. Reinbek (Rowohlt).
- Tomm, K. (1984): Der Mailänder familientherapeutische Ansatz: Ein vorläufiger Bericht. *Zeitschrift für systemische Therapie* 1 (4) 1–23.
- Tomm, K. (1988a): Das systemische Interview als Intervention. Teil I. Strategisches Vorgehen als vierte Richtlinie für den Therapeuten. *System Familie* 2 (3): 145–159.
- Tomm, K. (1988b): Das systemische Interview als Intervention. Teil II. Reflexive Fragen als Mittel zur Selbstheilung. *System Familie* 1 (4): 220–243.
- Tomm, K. (1989): Das systemische Interview als Intervention. Teil III. Lineale, zirkuläre, strategische oder reflexive Fragen? *System Familie* 2 (1): 21–40.
- Tomm, K. (1994): Die Fragen des Beobachters. Heidelberg (Carl-Auer-Systeme).
- Trenkle, B. (1985): Anekdoten und Metaphern: Indirekte Ericksonsche Techniken in Psychotherapie, Medizin und Familientherapie. In: B. Peter (Hrsg.): Hypnose und Hypnotherapie nach Milton H. Erickson. München (Pfeiffer).
- Trepper, T. S. u. M. J. Barrett (1991): Inzest und Therapie. Ein systemtherapeutisches Handbuch. Dortmund (modernes lernen).
- Trommel, M. J. von (1991): Das Selbst in Systemtherapie. *Zeitschrift für systemische Therapie* 9 (1): 43–52.

- Trott-war – Straßenzeitung* (2001): Vermögensschere geht weiter auseinander. Stuttgart (*monatliche Straßenzeitung der Stuttgarter Obdachloseninitiative*, Februar 2001).
- Vester, F. (1990): *Ausfahrt Zukunft. Strategien für den Verkehr von morgen. Eine Systemuntersuchung.* München (Heyne).
- Vester, F. (1991): *Denken, Lernen, Vergessen.* München (dtv).
- Vogel, R. M. u. P. Oel (1966): *Gemeinde und Gemeinschaftshandeln.* Stuttgart (Kohlhammer).
- Vorel, W. (1990): Musiktherapie als Methode der Wahl in der Familientherapie. *Musiktherapeutische Umschau* 11 (3): 207–223.
- Vries, S. P. de (1994): *Jüdische Riten und Symbole.* Wiesbaden (Fourier).
- Wallerstein, J. u. S. Blakeslee (1989): *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeitstudie.* München (Droemer-Knaur).
- Walters, M. et al. (1991): *Unsichtbare Schlingen.* Stuttgart (Klett-Cotta).
- Watzlawick, P. (Hrsg.) (1981): *Die erfundene Wirklichkeit.* München (Piper).
- Watzlawick, P. (1990): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* München (Piper).
- Watzlawick, P. u. J. H. Weakland (1980): *Interaktion.* Bern (Huber).
- Watzlawick, P., J. H. Weakland u. R. Fish (1974): *Lösungen.* Bern (Huber).
- Watzlawick, P. et al. (1972): *Menschliche Kommunikation.* Bern (Huber).
- Weber, G. u. H. Stierlin (1989): *In Liebe entzweit. Die Heidelberger Familientherapie der Magersucht.* Reinbek (Rowohlt).
- Weber, M. (1969): *Die protestantische Ethik. Aufsätze 1904–1920.* München/Hamburg (Siebenstern).
- Weber-Kellerman, I. (1989): *Die Familie.* Frankfurt a. M. (Insel).
- Weeks, G. R. u. L. L'Abate (1985): *Paradoxe Psychotherapie.* Stuttgart (Enke).
- Wegner, W. (1997): *Mißhandelte Kinder.* Weinheim/Basel (Beltz).

- Wehr, G. (1969): C. G. Jung. Reinbek (Rowohlt).
- Wehr, G. (1996): Karlfried Graf Dürckheim. Leben im Zeichen der Wandlung. Freiburg i. Br. (Herder).
- Weinert, F. E. et al. (1974): Pädagogische Psychologie. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Weiss, T. (1988): Familientherapie ohne Familie. München (Kösel).
- Weizsäcker, V. von (1973): Der Gestaltkreis. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Wellendorf, F. (1973): Schulische Sozialisation und Identität. Weinheim (Beltz).
- Wendt, W. R. (1990): Ökosozial denken und handeln. Grundlagen und Anwendungen in der Sozialarbeit. Freiburg i. Br. (Lambertus).
- Wendt, W. R. (Hrsg.) (1999): Sozialwirtschaft und Sozialmanagement in der Ausbildung. Baden-Baden (Nomos).
- Weth, R. von der u. S. Strohschneider (1993): Planungsprozesse aus psychologischer Sicht. In: : S. Strohschneider u. R. von der Weth (Hrsg.): Ja mach nur einen Plan. Pannen und Fehlschläge – Ursachen, Beispiele, Lösungen. Bern (Huber).
- White, M. (1985): Ehetherapie: Praktischer Zugang zu langwierigen Problemen. *Familiendynamik* 10 (3): 206–240.
- Whitaker, C. A. (1990): Therapeutic Three Generation Family Reunion [Live-Demonstration. Video]. Dortmund (video-cooperative-ruhr).
- Whitaker, C. A. a. W. M. Bumberry (1988): Dancing with the Family. New York (Brunner/Mazel).
- Wilber, K. (1991): Wege zum Selbst. München (Goldmann).
- Wilber, K. (1997): Halbzeit der Evolution. Frankfurt a. M. (S. Fischer).
- Willi, J. (1985): Ko-Evolution. Die Kunst des gemeinsamen Wachsens. Reinbek (Rowohlt).
- Willi, J. (1990): Die Zweierbeziehung. Reinbek (Rowohlt).
- Willi, J. (1993): Was hält Paare zusammen? Reinbek (Rowohlt).
- Willi, J. (2000): Koevolutive Aspekte der Paartherapie. *Psychotherapie im Dialog* 1 (2): 29–36.

- Williams, A. (1994): Klinische Soziometrie: Spielräume in Familiensystemen und Gruppen schaffen. *Psychodrama* 7 (2): 217–238.
- Willke, H. (1993): Systemtheorie. Stuttgart/Jena (G. Fischer).
- Wirtz, U. (1992): Seelenmord. Inzest und Therapie. Stuttgart (Kreuz).
- Wittgenstein, L. (1972): Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Wöhrle, A. (1993): Warum wird Management im Sozialbereich zum Thema? Legitimationskrise und Innovationsbedarf. *Sozialmagazin* 18 (7/8): 15–23.
- Wynne, L. C. (1976): Über Qual und schöpferische Leidenschaft im Banne des „double-bind“ – eine Neuformulierung. *Familiendynamik* 1 (1): 36–58.
- Wynne, L. C. u. M. T. Singer (1965): Denkstörung und Familienbeziehung bei Schizophrenen. *Psyche* XIX (2) : 81–160.
- Wynne, L. C. et al. (1972): Pseudo-Gemeinschaft in den Familienbeziehungen von Schizophrenen. In: G. Bateson et al. (Hrsg.): Schizophrenie und Familie. Frankfurt a. M. (Suhrkamp).
- Yalom, I. D. (2001): Und Nietzsche weinte. München (Piper).
- Zehentbauer, J. et al. (1987): Die Auflösung der Irrenhäuser oder: Die Neue Psychiatrie in Italien. Frankfurt a. M. (Mabuse).
- Zeig, J. F. (ed.) (1987): The Evolution of Psychotherapy. New York (Brunner/Mazel). [Dt. (1991): Psychotherapie. Tübingen (dgv).]
- Zeig, J. K. (Hrsg.) (1985): Meine Stimme begleitet Sie überallhin. Ein Lehrseminar mit Milton H. Erickson. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Zerchin, S. (alias D. Buck) (1990): Auf der Spur des Morgensterns. München (List).
- Zinnecker, J. et al. (1975): Die Praxis von Handlungsforschung. München (Juventa).

Sachregister

A

Ablenken 45

Ablenkung 47

Abschlusskommentar 281, 308 ff.

Abweichungen (von der Norm) 38, 64

access cue 50

Achtmonatsangst 86

Adressatin

von der Adressatin zur Auftraggeberin 189

Affektlogik 79

Akkommodation 55, 58, 76, 79

Aktionsforschung 29, 246

Aktionsraum der Gemeinwesenarbeit 220

Allparteilichkeit 193, 203, 205, 252 ff., 264, 268, 309

Alltag 59, 71, 111 ff., 124, 132, 135, 137 ff., 165 ff., 167, 169, 175,
200, 203, 286, 315

– gelingender 25, 165, 171

– sozialpsychiatrischer 336

Alltagsbewältigung 135, 166, 179, 315 ff., 336

Alltagsferne 96

Alltagsorientierung 328

Alltagsrituale 286

alltagsstrukturierende Gruppen 209

Alphaposition 214

Ambiguitätstoleranz 88

analoge Kommunikation 75

Ancien Régime 111

Angst 280

Anklage 44, 46 ff.

Anpassung an die Realität der stärkeren
Persönlichkeit 122

Antizipation 31

Appell 39, 40 ff., 45, 186

Äquilibration 55, 79

Arbeit 99
– in sozialen Organisationen 224 ff.
ArbeitgeberInnen 107
ArbeitnehmerInnen 107
Arbeitsbündnis 197, 203, 205, 264, 318
Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit 179 ff.
Arbeitsteilung 137
– familiäre 136
Archetypen 288
Armut 105 ff., 115 ff., 121
Armutsbericht 2000 105 ff.
ASD 198
Assimilation 55, 58, 76, 79
Aufgaben 18, 20, 281 ff., 308 ff., 311, 315, 323
– als Experimente 207, 282
– phasenspezifische 136
Aufmerksamkeitsdefizitstörung (ADS) 186
Aufsuchende Familientherapie (AFT) 203 ff.
Auftrag 148 ff., 186 ff., 205, 312
Auftraggeberinnen 28 ff., 179, 183 ff., 197 ff., 307 ff., 311
– primäre, sekundäre, tertiäre 183, 186 ff.
– der Sozialen Arbeit 175
– primäre
Auftragsklärung 185 ff.
Auftragsorientierung 182 ff., 256 ff.
Ausgleich 26
ausländische Mitbürger 157
Ausstattungsprobleme 171
Ausstoßung 122
Austausch von Informationen 37
Austauschprobleme 172
Autopoiese 58, 75

B

Balance 26, 58, 125

– ökologische 24 ff.

Basiskompetenzen der Sozialarbeiter 192 ff.

Bedeutung 42 ff., 59, 91, 317

Bedeutungshof 42, 278 ff.

Bedeutungsrahmen 56

Behinderungsmacht 58

Belastung 176 ff.

Beobachterin 31

Beobachtungssystem 27 ff., 34

Beratung 172 ff., 233, 262, 317

Beschaffung 171

Beschreibung der Wirklichkeit 28

Beschwichtigung 45 ff.

Besucher 188

Betaposition 215

Betreuung 172, 263

Bewältigung 176

Bewältigungsmöglichkeiten 161

Beziehung 35, 39 ff., 41, 186

Beziehungsalltag 135

Beziehungsarbeit 352

Beziehungsaspekt 40

Beziehungsaufgaben 132, 136, 139

Beziehungsbotschaften 37, 39 ff., 44 ff., 48, 172, 312

Beziehungsdefinition 40, 132

Beziehungsideal 132, 135, 138, 140, 145

Beziehungsidentität 132

Beziehungsmuster 46, 48, 54, 267, 301

Beziehungsqualitäten 294 ff.

Beziehungsstrategie 44 ff.

Beziehungssymbolik 171

Bezirkssozialarbeit 198 ff.

bezogene Individuation [80](#), [118](#), [126](#), [148](#), [200](#)
bezogene Separation [80](#), [122](#), [150](#)
Bezugsrahmen [280](#)
binationale Ehen [157](#)
Bindung [122](#)
Bindungstheorie [122](#)
Botschaft [40 ff.](#), [43](#)
Botschaften der Umwelt [83](#)
Briefe, therapeutische an die Auftraggeberinnen [316](#)
Bürgerinitiativen [175](#), [219](#)
Bürgerinnennähe/-ferne der Sozialen Arbeit [219](#)
Bürgerinnenorientierung [229](#)
Bürokratie [110](#)

C

Case-Management [198](#), [204](#), [207](#), [237](#)
Case-Management des ASD [202](#)
Chewra Kadischa [158](#)
Clinch [134](#)
Cooperate Volunteering [224](#)
Coping [174](#), [177 ff.](#), [316](#)
creatura [35](#)

D

Delegation [19](#), [148 ff.](#), [159](#), [266](#)

Denken

– systemisches [27](#), [175](#), [327](#)

– zirkuläres [161](#)

Depression [280](#), [330](#), [335](#)

divorce stages

predivorce, during divorce, postdivorce [143 ff.](#)

Diachronie [68 ff.](#), [128](#), [133](#)

Diagnose [18](#), [20](#), [205](#), [249](#), [251](#), [291 ff.](#), [298](#), [306](#), [350](#)

Dialektik von Beharrung und Veränderung [52](#), [63](#)

Dialog [42](#), [123](#)

Differenzierung

– innere [135 ff.](#)

– sozialer Dienste [219](#)

digitale Kommunikation [75](#)

digitale Sicht der Wirklichkeit [273](#)

Diskursgemeinschaft [251](#)

Diskursmodell [322](#)

disruptive Strategien [218](#)

dissipative Strukturen [23](#), [74](#)

Dissoziation, synchrone [57](#)

Dominanzparadigma [26](#)

Doppelmandat von Angebot und Eingriff [243](#)

Doppelperspektive, systemische [18](#)

Doppelstruktur von Angebot und Eingriff [194](#), [199](#), [201 ff.](#), [204](#)

doppelte Kontingenz [31](#), [161](#), [188](#)

Double-bind [22](#), [186](#), [259](#)

Dreidrittelgesellschaft [105](#)

Dritte, das [136](#)

E

Echtheit [195](#), [279](#)

Ehe [109](#), [119](#), [123 ff.](#)

Ehescheidung [112](#), [119](#), [124](#), [142 ff.](#), [156](#)

– Gewinner und Verlierer [144](#)

Eigensinn [15](#), [42](#), [257](#), [344](#)

Eigensteuerung [58](#)

Eigenverantwortlichkeit [334](#)

Einelternfamilie [156](#)

Einfädelerung der Systemtherapie in die Soziale Arbeit [185](#)

Einheit von Beobachterin u. Beobachtetem [27](#), [34](#)

Einheit von Beobachterin u. beobachtetem System [29](#)

Einmischung [221](#)

Einsicht [87](#)

Einwegspiegel [309](#), [311](#)

Einzelfallarbeit, traditionelle vs. Gemeinwesenarbeit [222](#)

Einzelfallhilfe [194 ff.](#)

Elternbeziehung [20](#)

Elternrecht [126](#)

Elternrolle [138](#)

Empathie [195](#), [203](#), [314](#)

Empowerment [176](#), [179](#), [185](#), [218](#), [311](#), [316](#)

Enkulturation [117 ff.](#), [127](#)

Entfremdung [107](#)

Entgleisung des Delegationsprozesses [148](#)

Entwicklung [66 ff.](#), [122](#), [129](#), [130](#)

Entwicklungsaufgaben [129](#), [135](#)

Entwicklungspsychologie, psychoanalytische [245](#)

Entwicklungsverläufe [327](#)

Erkenntnisinteresse [28](#)

erlernte Hilflosigkeit [168](#), [176 ff.](#)

erste Natur [24 ff.](#), [73](#)

Erstgespräch [17](#), [186](#), [318 ff.](#), [340](#), [349](#)

– verlängertes 17, 315
Erstmaligkeit 66
Erwartungsphantasien 137, 148
Erwerbs- und Einkommensspielraum 163
Erziehungszeit 108
Eskalation 330
Ethik 26, 28, 39, 71 ff., 115, 240, 311
Evaluation 231 ff.
Evolution 66
Exosystem 95 ff., 255, 305

F

Fallarbeit, systemische 16, 297, 328, 348

Familie 33, 36, 42, 55, 58, 63 ff., 72, 85 ff., 94, 104, 117 ff., 122 ff.,
132 ff., 136, 187, 189 ff., 200 ff., 206, 254, 281, 311 ff.

– Definition 117

– Haushaltsfunktion 118

– Organisation der 267

– Platzierungsfunktion 118

– in Kreisen 303

– als Tiere 281, 304, 311

Familienalltag 201, 203, 315

Familienarbeit 103

Familienbrett 20, 296 ff.

Familiendemographie 119 ff., 155 ff.

Familiendynamik 122 ff., 146 ff.

Familienfreizeit 317

Familiengeheimnis 153

Familienkonstellation 296, 297

Familienlandkarte 299 ff.

Familienlastenausgleich 110

Familienpolitik 110

Familienrollen 86 ff.

Feedback 36, 38, 51, 63 ff., 68

Flexibilität 113

Fließgleichgewicht 22, 74

Fluktuation 64, 66, 74

Förderung des Kindeswohles 20

Fragen 20, 315

– aus der Beobachterperspektive 277

– nach den Ausnahmen 258

– zur Möglichkeitskonstruktion 275

– zur Wirklichkeitskonstruktion 275

– hypothetische 68

– lineare 273, 276

- lösungsorientierte [276](#)
 - problemorientierte [275](#)
 - reflexive [277](#)
 - strategische [277](#)
 - systemische [272](#)
 - zirkuläre [273](#), [276](#)
 - zukunftsorientierte [277](#)
- Frauenhaus [341](#)
- Fünf-Phasen-Modell [18](#), [308](#)
- Funktion [53](#), [91](#), [129](#), [280](#)

G

Gammaposition 215

Ganzes vs. Summe der Teile 23, 52

Ganztagsbetreuung 120

Geben und Nehmen 149

Gebrauchswert 106, 189

Geburtenrate 121, 156

Gefühle 83

Gegenseitigkeit 260

– negative 261

– positive 26, 48, 123

Gegenstandsbeschreibung der Sozialen Arbeit 160

Gegenwart 67 ff., 70, 133

Geheimnis 126

Gehstruktur 190, 203 ff., 314, 352

Gemeinwesen 72

Gemeinwesenarbeit 192, 202, 217 ff.

– als Arbeitsprinzip aller Sozialarbeit 219

– katalytische 223

Gender 100, 102 ff., 107, 112, 114, 120, 155, 180, 258 ff., 311

Gender-Sensitivität 258

Generationen 126, 127, 145, 146, 147, 148, 158

Generationenebenen 301

Generationeneinheit 127

Generationslagerung 127

Generationszusammenhang 127

Genogramm 205, 290 ff., 294, 339

Gerechtigkeit 149 ff.

Geschichten 151

geschlossene Gruppen 210

Gesellschaft

– postmoderne 100

– Viersektorenmodell der 99

Gespräch 317

Gestalt 32 ff., 60 ff., 129
Gewalt 26, 126, 260 ff.
– sexuelle 124, 126, 173, 190, 331, 333
Gleichgewicht 37, 64, 149
Gleichheitsparadigma 103 ff., 109
Gleichzeitigkeit 57
– und Ungleichzeitigkeit 33
Globalisierung 100
Grenzen 60 ff., 123, 125 ff., 135, 301, 312 ff.
Grundregel
– psychoanalytische 307
– systemtherapeutische 307
Gruppe/Gruppen
– Definition 207
– freizeitgestaltende 210
– Funktionen der 212
– produkt- und themenorientierte 208
– prozess- und selbsterfahrungsorientierte 209
– zeitlich begrenzte vs. unbegrenzte 210
Gruppenarbeit
– soziale 207
– sozialpädagogische 236
Gruppendynamik 209, 211
Gruppenprozess 212
– fünf Phasen 216

H

- Handlungsforschung 29
- Handlungsrichtlinien 256
 - systemische 250
- Handlungsspielräume 163
- Hausbesuch 18, 314, 317, 341
- Haushalt 136
- Haushaltsarbeit 259
- Haushaltshilfe 338
- Haut 84 ff.
- Heimalltag 238
- Heimat 113
- Heimerziehung 157, 173
 - systemische Arbeit in der 238, 317
- Heimunterbringung 237
- Heimvorteil der Familie 200, 204, 314
- Helferinnenkonferenz 262, 313
- Herkunftsfamilie 126, 134 ff., 239, 317
- Herrschaft 99
- Hierarchie 60, 99
- Hier-und-jetzt-Perspektive 298
- Hilfe zur Selbsthilfe 176, 194, 262, 349, 352
- Hilfeplan 19 ff., 185, 189, 204 ff., 234, 238 ff., 262, 348 ff.
- Hilfeplangespräch 19 ff., 313, 350
- Hilfeprozess 235, 237, 249, 256, 262, 315 ff.
- Hilflosigkeit 330
- Hintergrund 67, 168
- homogene Gruppen 210
- Homöostase 37, 63
- Hypothesen 272, 291, 302, 303, 308, 309, 311, 315, 338
- Hypothesenbildung 18, 19, 250 ff., 291, 308
- Hypothetisieren 272, 291

I

Ich – Du – Wir 303

Ich und Du 23

Identität 81, 84 ff., 125, 135

Identitätsdarstellung 88

Imperative der systemischen Sozialen Arbeit 240 ff.

Indikation 200, 206

Individualisierung 98, 109, 111 ff., 121 ff., 132, 136, 142

Individuation 135

Informationen 251

Informationsgesellschaft 113

Inhalt 45, 186

– vs. Beziehung 18

Inhalts- und Beziehungsaspekt 171

Interaktion 36 ff.

– instruktive 31, 57, 65, 248

Interesse 252 ff., 264, 268

Interpunktion 37

Intervention 20, 164, 173, 249, 252, 262, 291 ff.

Interview 317

– systemisches

– Fünf-Phasen-Modell 18, 308

Intervision 19, 320

Intimität 124

Intuition 45, 242

J

Joining 18, 203, 311, 314

Jugendamt 94 ff., 184

Jugendhilfe 121, 348

K

Kampf um Anerkennung 150
Kapitalismus 104, 106, 114
kapitalistische Ökonomie 100
Kernfamilie 112, 117, 119
Kindergarten 72
Kindheit 123, 155
Kläger 188
Klientenzentrierte Gesprächstherapie 195
Klientin 183
Koevolution 26, 85, 112, 122, 129, 151
Koindividuation 85
kollegiale Supervision 18
Kollusionen 148
Komm- und Gehstruktur 200
Kommentierungen 281
Kommstruktur 190, 314, 352
Kommunalpolitik 221
Kommunikation 39 ff.
– analoge 289
Komplementarität 33
Konfrontation 195
Konnotation 42 ff.
Konnotation
– positive 278, 280
– positive vs. positives Denken 279
Konserven 66
Konstrukte 74
Konstruktion der Wirklichkeit 27
Konsultation 234
Konsumentensouveränität 221
Kontakt- und Kooperationspielraum 163
Kontaktaufnahme 336
Kontext/Kontexte 30, 35, 75, 264, 330

- äußere 61
- Definition 61
- innere 61
- Kontextperspektiven 35
- Kontextualisierung 35, 254 ff.
- Kontingenz 31
- Kontinuität 91, 124
- Kontrolle über Situation 45
- Konversation 234
- Kooperationsparadigma 26
- Körperhaltung 48
- Körpersprache 43, 45, 81, 296, 303
- Kraft
 - implikative 60
 - kontextuelle 60
- Krankheitskonzept 327, 338, 342 ff.
- Krankheitsverläufe 326
- Kreativität 66
- Krise 25, 129, 330, 333, 337 ff.
- Krisenbewältigung 164
- Krisenintervention 329
- Kriterienprobleme 173
- Kritische Theorie 99 ff., 102
- Kultur 98, 111 ff.
- Kunde 188
- Kundenorientierung 188, 227 ff.
- Kursgespräch 233, 345 ff.
- Kurzzeittherapie 315
- Kybernetik 22
 - erster Ordnung 37
 - zweiter Ordnung 27, 29

L

- Landkarte/Familienlandkarte, kognitiv-affektive 266, 282
- Last des Schweigens 154
- Lebensereignisse 128, 130
- Lebensfeld 348
- Lebensformen, private 112, 163
- Lebensgeschichte 338
- Lebenslage 102, 162 ff., 171, 197
- Lebenswelt 13, 166 ff., 175, 179
 - vs. System 168
- Lebensweltorientierung 229
- Lebenszyklus 92, 162, 266, 287
 - familiärer 85, 128 ff., 137
 - von Paaren 137, 139
 - persönlicher 130, 139
- Leitidee, familiäre 151
- Lern- und Erfahrungsspielraum 163
- Lernen, soziales 236
- Liebe 124, 132
- Liebesideal 124, 132
- life events 164
- Lohhausen 243
- Lösung erster Ordnung 130
- Lösungsorientierung 256 ff.
- Loyalität 19, 38, 91, 97, 122, 124, 126, 130, 137 ff., 148 ff., 151, 173, 175, 180, 187, 238, 260

M

Macht [124](#)

Machtprobleme [172](#)

Mailänder Gruppe [250](#), [273](#), [279](#), [282](#), [285](#)

Makrosystem [98 ff.](#), [256](#), [305](#)

Märchen [289](#)

Marktwirtschaft, soziale [108](#), [165](#)

Mediengesellschaft [113](#)

Medikamenteneinnahme [341](#)

Mehrdeutigkeit [41](#)

Mehrdeutigkeit von Beziehungsbotschaften [40](#)

Mehrgenerationenhaushalt [155](#)

Mehrgenerationenperspektive [20](#), [126](#), [146 ff.](#)

Melancholie [158](#)

Menschenbild [73 ff.](#)

Mesosystem [18](#), [93 ff.](#), [255](#), [305](#)

Metakommunikation [44](#), [134](#), [166](#), [168](#)

Metapher [20](#), [43](#), [132](#), [288](#)

Methode/Methoden

– darstellende [270](#)

– der Qualitätssicherung [272](#)

– settingstrukturierende [17](#), [307 ff.](#)

– verbale [269](#), [272](#)

– zur Strukturierung des Settings [271](#), [307](#)

Methodenkompetenz [242](#)

Mikrosystem [18](#), [85 ff.](#), [255](#), [305](#)

Misshandlung [124](#)

Mobilität [113](#)

Moderatorinnen [257](#), [320](#)

Multichronie [68](#), [133](#)

Multiproblemfamilie [189 ff.](#)

Muße- und Regenerationsspielraum [164](#)

Muster [32 ff.](#), [52](#)

Mutter-Kind-Dyade [259](#)

Mutter-Kind-Modell [237](#), [247](#)

Mythen [151](#)

N

Nachhaltigkeit [25](#), [90](#)

Nähe und Distanz [40](#), [72](#), [125 ff.](#), [130](#), [139](#), [163](#), [192](#), [294](#), [296](#)

Nationalsozialismus [74](#), [147](#), [152](#), [154](#)

Naturbeherrschung [114](#)

Ner Tamid [158](#)

Netzwerke [24](#), [169 ff.](#), [304](#), [348](#)

Netzwerke, soziale [265](#)

Netzwerkförderung [227](#)

Netzwerkkonzept [246](#)

Neue Steuerung [226](#), [228](#), [246](#)

Neugier [253](#), [328](#)

Neuorientierung [139 ff.](#)

Neurolinguistisches Programmieren [48](#)

Neutralität [252 ff.](#), [268](#), [309](#), [317](#)

Non-Profit-Betrieb [228](#)

Normen [89 ff.](#)

Nützlichkeit [35](#)

O

Objektivität [27](#), [29](#), [115](#)

offene Gruppen [210](#)

oikos [24](#), [123](#), [142](#)

Ökologie [24 ff.](#)

Ökonomie [59](#), [100](#), [104 ff.](#)

Ökonomismus [228](#), [246](#)

Omegaposition [215](#)

Opfer [173](#), [190](#), [260](#), [331](#), [333](#)

Ordeals [283 ff.](#)

Ordnung vs. Chaos [63 ff.](#)

Organisation [32 ff.](#), [51](#)

Organisationsentwicklung [226 ff.](#)

Organisationskultur [227](#)

Organisationsstruktur [228](#)

Orientierungsschema für das systemische Handeln [263 ff.](#)

ozeanisches Gefühl [132](#)

P

Paar [132 ff.](#), [136](#)
Paargespräch [336](#), [342](#)
Palo-Alto-Gruppe [282](#)
Parentifizierung [302](#)
Partizipation [175 ff.](#)
Pathologisierung [246](#)
Pause [18](#), [309 ff.](#)
Pause als settingstrukturierende Methode [18](#)
Person der Sozialarbeiterin [268](#)
Perspektiven, zentrale [34](#)
Pflege, psychiatrische [337](#), [339](#), [342](#)
Phasen [128 ff.](#)
Phasenmodell [128 ff.](#)
– des Trauerns [145](#)
– Grundannahmen [128 ff.](#)
pleroma [36](#)
Pluralisierung [87](#)
Pluralisierungsthese [119](#)
Pluralismus [14](#)
Pluralität [41](#)
poetische Kommunikation [332](#)
Politik [108 ff.](#)
– der Runden Tische [223](#)
Position/Positionen [53](#)
– in der Gruppe [214 ff.](#)
Postmoderne [111](#), [124](#), [127](#)
Praxisreflexion [328](#)
Prinzip Hoffnung [14](#)
private Lebensformen [156](#)
proaktive Systembedingungen [224](#)
Problembeschreibungen [193](#)
Probleme, soziale [171](#)
Problemlösesystem [29](#)

Problemlösung 29
Problemsystem 30
Problemtrance 314
Professionalisierung 227
Projekt 136
Projektphase 136 ff.
Prozess 53, 63
Prozessmodell der Einzelfallhilfe 197 ff., 204
Psychiatrieenquete 169
Psychoanalyse 14, 30, 79, 118, 130, 146, 151, 195 ff., 245, 307, 315
Psychodrama 211, 212, 214, 216, 242, 295, 313 ff., 317
Psychose 337, 340
Psychosoziale Arbeit 234

Q

Qualitätssicherung 230 ff., 345 ff.
Qualitätszirkel 233, 322

R

Radikaler Konstruktivismus 27, 75

Rationalisieren 45, 47

Raum, sozialer 24, 63, 71, 125, 167, 294, 313, 323, 348 ff.

Reduktion von Komplexität 294

Reflecting Team 28, 309, 311

Reformdiskussion 227

Reframing 18, 149, 164, 199, 235, 280, 332

Regeln 33, 53, 88 ff.

Regression 130, 195, 203, 245

Rekonstruktion von Wirklichkeit 27 ff., 30 ff.

Rekursivität 94

Relabeling 280

Repräsentationssystem

– auditives 49

– kinästhetisches 49

– visuelles 48

Resonanz 30, 193

Respekt 252 ff., 264

Respektlosigkeit 253

Ressourcen 18, 25, 85, 91, 129, 133, 136, 138, 140, 145, 164 ff.,
171, 175, 177, 179, 205, 207, 221, 228, 256 ff., 265, 333

Ressourcen

– äußere 161

– innere 161

Ressourcenorientierung 18, 174, 194, 255 ff., 333

Reziprozität 33

Reziprozitätsparadigma 104

Rituale 91 ff., 125, 145, 206, 285

– für besondere Situationen 286 ff.

– familiäre 286 ff.

– im familiären Lebenszyklus 287

role making vs. role taking 87 ff.

Rollen 33, 53, 86 ff., 92, 136, 203

Rollenbilder [86](#), [136](#)

Rollendistanz [88](#)

Rollen-Feedback [296](#)

Rollenspiele [242](#), [314](#), [317](#)

Rollentheorie [31](#), [102](#)

Rückfallprophylaxe [276](#)

Rückführung in die Familie [247](#)

Rückkoppelung [33](#), [36 ff.](#), [54](#), [60](#), [100](#), [177](#), [251 ff.](#), [311](#)

Runder Tisch [235](#), [262](#), [313](#)

S

Sachinhalt 39 ff.

Sammeln von Informationen 298

Scham 41, 154

Schamgefühl 154

Scheidungswaisen 119

Schema/Schemata 49, 59, 79, 81 ff., 85, 177, 242

Schemaentwicklung 82

Schuld 154

Schuldentlastung 334

Schuldgefühl 154, 330

Schuldvorwürfe 339

Schuldzuweisungen 327

Schule 17, 92 ff., 349

Schwäche und Stärke 45

schwarze Pädagogik 123

Seelenmord 26

Selbstevaluation 231 ff., 320, 328, 344 ff.

Selbstexploration 196

Selbsthilfe 265

Selbsthilfebewegung 219

Selbsthilfegruppen 211

Selbstoffenbarung 39 ff., 44 ff., 186

Selbstorganisation 14, 57 ff., 169, 179, 185, 193, 311

Selbstreferenz 39

Selbstverwaltung 169

Selbstwert 58, 81, 84, 151, 193, 311

Setting 17, 206, 307 ff., 316 ff., 326 ff.

Sexualität 313

Sicherungssystem, soziales 109

Sicht der Wirklichkeit, analoge 273

Signifikant 41 ff.

Signifikat 41, 43

Single 120, 156

Single Session Therapy 316
Sinn 36, 39, 42, 84, 91, 129, 151, 168, 315, 323, 327 ff.
Sitzordnung 313
Skalierungsfragen 278
Skulptur 295 ff.
Skulpturarbeit 295, 303
Solidarität 90 ff.
Sozialarbeit
– katalytische 217
– klassische 236
– kritische 218, 225, 227, 246
Soziale Arbeit, interkulturelle 340
soziale Probleme 171 ff.
sozialer Raum 71 ff., 313 ff.
Sozialisation 93, 117 ff., 122 ff., 127, 155, 165, 207
Sozialisationssystem 77, 87
Sozialisationstheorie 102
Sozialpädagogik 233, 235
Sozialpädagogische Familienhilfe (SPFH) 200 ff., 206
Sozialpolitik 109, 165
Sozialpsychiatrie 326
Sozialpsychiatrische Dienste (SpDi) 325, 343
Soziogramm 40, 294, 298
Soziotop 262 ff.
SPAK 245
Splitting 203, 310
Spontaneität 66
Spontaneitätslage 65
Sprache 99
Stabilität 65, 168
Status 33
Streit 280, 323
Stress 177
Stressreduzierung 317

Struktur [52 ff.](#), [60](#)
strukturelle Koppelung [58](#), [75](#)
Strukturieren von Informationen [298](#)
Strukturverschiebung [302](#)
Subjekt/Subjekte [59](#), [79 ff.](#), [161](#)
– vergesellschaftete [113](#)
Subjektivität [135](#)
Subsidiarität [244](#)
Subsidiaritätsprinzip [184](#)
Subsystem [61](#), [301](#), [312 ff.](#), [317](#)
Suizidgedanken [19](#)
Suizidversuch [329](#)
Sündenbock [151](#)
Supervision [230 ff.](#), [328](#)
Symbiose [18](#), [133](#), [136](#)
Symbol/Symbole [41](#)
– ikonisches [43](#)
Symmetrie [33](#)
Symptomverschreibung [322](#)
Synchronie [68](#), [133](#)
System/Systeme [32 ff.](#)
– Definition [27](#), [31](#)
– Erhalt und Wachstum [135](#)
– ersten, zweiten, dritten, vierten Grades [51 ff.](#)
– größere [306](#), [313](#)
– vs. Kontext [59 ff.](#), [254](#)
– Kontinuität des [63](#)
Systembild, ökologisches [263](#), [305](#)
Systembrett [296](#)
Systemdynamik [54 ff.](#)
Systemebenen, ökosoziales Modell der [77](#), [187](#)
Systemerhalt [129](#)
Systemkohäsion [54 ff.](#), [122](#)
Systemkräfte [54 ff.](#)

- zentrifugale vs. zentripetale [122](#), [130](#), [139](#)
 - zentrifugal-ausstoßende [54](#), [122](#)
 - zentripetal-bindende [54](#), [122](#)
- Systemprozesse [63 ff.](#)
- Systemstabilität [55](#)

T

Tabu [152 ff.](#)

Tagesgruppe [350](#)

Tanaland [243](#)

Task Centered Approach to Family Therapy [323](#)

Täter [173](#), [190](#), [260](#)

Täter-Opfer-Beziehung [260](#)

Tauschwert [106](#), [189](#)

Teamarbeit [203](#), [221](#), [308 ff.](#), [313](#), [348](#), [351](#)

Technologie [114 ff.](#)

Teilhabe [222](#)

Themen, phasenspezifische [129](#)

Themenzentrierte Interaktion (TZI) [208](#)

Theorie/Theorien [27](#), [90](#), [162](#), [241](#)

Therapeutinnenvariablen [74](#)

therapeutische Rituale [286](#)

Therapie [233 ff.](#), [317](#)

– lösungsorientierte [258](#)

Tod [141 ff.](#)

Toleranz [73](#), [240](#), [254](#)

totale Institution [169](#)

Tradition [33](#), [67](#), [122](#), [124](#)

Transfer [349](#)

transgenerationelle Korrektur des Familienerbes [147](#)

Trauer [158](#)

Trauerarbeit [142](#), [144](#)

Traum [288](#)

Triade [86](#), [259](#)

Trialog [345](#)

Triangulierung [18](#), [20](#)

Tun des Einen ist Tun des Anderen [23](#), [79](#), [159](#)

U

Überweisungskontext 264

Übergang 287

Übergangskrise 129, 133 ff., 138, 140, 144 ff.

Über-Ich 154

Übertragung/Gegenübertragung 195, 215, 245

Überweisungskontext 184, 186, 318, 337

Umwelt 304

Unbestimmtheit 65 ff.

Unbewusstes, individuelles und kollektives 43

Unschärferelation 29

unsichtbare Bindungen 19

Unterscheidung von Eltern- und Paarbeziehung 138

Unterschiede 35, 273

– kulturelle 70

Unterschiedsparadigma 104

Unterstützungssystem 29, 184 ff., 189, 239, 257, 298, 311

– erweitertes 191

– inneres 191

Urvertrauen 71

V

Variablen 62

– aktive 62

– kritische 62

– passive 62

– puffernde 62

Verantwortung 91, 339, 351

Verantwortungsübernahme 104

verbale Methoden 272 ff.

Verdienst 149

Vergangenheit 67 ff., 70, 133

Verhalten 33

Verhandeln statt Behandeln 344

Verhandlung 172 ff., 262

Vernetzung 251, 312, 349, 351

Vernetzungsarbeit 236

Verpflichtung 149

Verschlimmerungsfrage 276

Verschreibung des Symptoms 323

Verschreibung von Ritualen 285

Versöhnung 145

Verstörung 335

Vertrauen 135

Vertretung 262

Verzweigungspunkte 65

Videoaufzeichnungen 16, 271, 307, 309, 322

Visualisierung 322

Vorurteile 250

Vulnerabilität 174

W

Wachstum [85](#), [128 ff.](#), [138](#), [196](#)

Wahlverwandtschaften [113](#)

Wahrheit [30](#), [115](#)

Wandel Versorgungerehe – Zuverdienerehe [157](#)

Ware Arbeitskraft [107](#)

Wärme [195](#)

Werte [90 ff.](#)

Wesen, soziales [90](#)

Wiederholungszwang [146](#)

Wir [23](#)

Wissenschaft [114](#)

Wohnung [17](#), [72](#), [135](#), [167](#), [200](#), [202](#), [205](#), [265](#), [350](#)

Wunderfrage [276](#)

Z

Zeit [67 ff.](#), [128](#), [286](#), [315 ff.](#)

– individuelle [69](#)

– kulturelle [70](#)

– soziale [70](#)

Zeitorganisation [57](#)

Zeitstrahl [292 ff.](#)

Ziel der Auftragsklärung [185](#)

Zirkularität [38 ff.](#), [248](#), [251 ff.](#), [334](#)

Zukunft [67 ff.](#), [70](#), [133](#)

Zwang [262](#)

zweite Natur [24](#)

Zwischen (Buber) [23](#)

Namensregister

Adorno, Th.-W. [243](#)
Alinsky, S. [217](#), [245](#)
Anderson, Th. [29](#), [234](#)
Andolfi, M. [279](#), [323](#)
Antons, K. [209](#), [216](#)
Ariès, Ph. [87](#), [111](#), [123](#), [141](#)
Armbruster, J. [182](#), [233](#), [272](#), [324](#), [352](#)

Bandler, R. 48 ff., 81, 303
Barclay, P. 221
Bar-On, D. 154
Barrett, M. J. 122, 190
Basaglia, F. 169
Bateson, G. 22, 33, 35 ff., 57, 75, 238, 251, 273
Beck, U. 11, 88, 99, 111, 322
Bertrando, P. 68 ff., 196, 271
Blakeslee, S. 142 ff.
Bloch, E. 14, 76, 114, 152, 158, 173
Böhmen, N. 295
Böhnisch, L. 162 ff.
Boscolo, L. 68 ff., 196, 234, 250, 269, 271
Boszormenyi-Nagy, L. 19, 91, 122, 125, 149, 173, 260
Bowen, M. 18
Brager, G. 218
Brem-Gräser, L. 270, 304
Brisch, K.-H. 122
Bronfenbrenner, U. 11, 77 ff., 85, 93, 98 ff., 187, 305
Buber, M. 23, 42, 158
Buhr, P. 116
Capra, F. 22, 27, 29, 52 ff., 71, 74, 129, 170
Cecchin, G. 250, 253, 278
Ciompi, L. 79, 174
Cohn, R. 208
Conen, M.-L. 190, 194, 204, 262
Cronen, V.-E. 59 ff.
de Shazer, S. 29, 188, 245, 258
de Vries, S. Ph. 158
Donzelot, J. 180
Dörner, D. 81, 161, 243
Dörner, K. 182, 209
Drees, A. 332
Duss-von Werdt, J. 23, 116, 198

Ebbecke-Nohlen, A. 103 ff., 196
Elias, N. 67
Elkaim, M. 30, 193
Elsen, S. 222
Engels, F. 100, 103
Engstler, H. 121, 155
Erhard, L. 108
Erikson, E.-H. 71, 90, 130, 141, 145
Farmer, Ch. 216, 313
Ferreira, A. 151
Fishman, H.-C. 61, 269, 271, 299, 312, 313, 322, 323
Freud, S. 14, 62, 83, 132, 142, 144, 146, 154, 158, 242, 288
Freud, A. 151
Garza, B. 42
Germain, C.-B. 128, 176 ff., 191, 192
Gitterman, A. 128, 176 ff., 191, 192
Goffman, E. 169
Goldbrunner, H. 171, 196
Goolishian, H. 29, 234
Grinder, J. 48 ff., 303

Habermas, J. 14, 28, 79, 90, 99 ff., 114, 117, 155, 167 ff., 243 ff.,
322

Haley, J. 269, 271, 283 ff.

Hanesch, W. 105 ff., 115 ff.

Hargens, J. 27, 188

Hegel, G.-F. W. 150

Heigl-Evers, A. 215

Heiner, M. 228, 231, 270, 320 ff.

Heisenberg, W. 23, 27, 29

Heraklit, 133, 158

Herwig-Lempp, J. 196, 245

Hinte, W. 217, 223

Hofer, M. 129

Horkheimer, M. 100, 102

Huschke-Rhein, R. 75 ff.

Imber-Black, E. 153, 196, 206, 269, 286, 292, 306, 313

Jonas, H. 115

Jung, C. G. 14, 43, 242, 288

Karas, F. 217, 223

Kaslow, F.-W. 143 ff.

Kast, V. 145

Katschnig, H. 317

Keupp, H. 25, 169 ff., 175, 246, 324

Kim Berg, I. 196, 245, 258

Kopfmüller, J. 25, 90

Krappmann, L. 84, 88

Kübler-Ross, E. 142, 145

Künzel-Schön, M. 225

Lane, G. 253
Lazarus, A. A. 177
Lehr, U. 118
Leyendecker, S. 259
Lidz, Th. 302
Ludewig, K. 31, 270, 296
Luhmann, N. 31, 57 ff., 75, 100, 294, 322
Lüssi, P. 171 ff., 199, 244, 257, 261 ff.
Madanes, C. 190
Mailänder Gruppe, 38, 279, 281 ff., 285, 308
Mannheim, K. 127
Marx, K. 99 ff., 103, 106
Masson, H.-C. 323
Maturana, H. 27, 58
Mead, G. H. 31, 244
Mielenz, L. 221
Minahan, A. 220, 245
Minuchin, S. 18, 29, 61, 105, 125, 269 ff., 299 ff., 312 ff., 322 ff.
Molcho, S. 43, 84, 270
Molter, H. 295
Monzer, M. 232, 272, 321
Moreno, J.-L. 40, 63, 216, 295, 298
Müller, B. 200, 243, 246
Müller, C. W. 218, 245 ff.
Müller, F. W. 196
Münder, J. 244
Müssig, R. 270, 303
O'Byrne, P. 323

Palazzoli, S. 29, 38, 147, 196, 250, 269, 271, 279, 282, 285, 353
Papp, P. 313 ff.
Peseschkian, N. 269, 288 ff.
Peters, U. H. 246
Piaget, J. 79, 85
Pincus, A. 182, 220, 245
Platon, 23, 133
Pörksen, U. 42, 278
Prigogine, I. 23, 26, 63, 65 ff., 74
Ray, W.-A. 253
Reich, G. 126, 153, 196
Retzer, A. 57, 196, 343
Reuter, D. 188
Richter, H.-E. 137, 148
Rogers, C. 74, 195 ff., 279
Rosen, S. 269, 288
Rosenthal, G. 127 ff., 158
Rothe, M. 262, 270
Rotthaus, W. 191
Rücker-Embden-Jonasch, I. 103 ff.
Rutschky, K. 87, 123

Satir, V. 19, 44 ff., 48, 81, 130, 176, 215, 270, 295, 303, 304
Schacht, M. 63 ff.
Schindler, H. 196, 244, 317
Schultz von Thun, F. 39, 42, 166, 174
Schumacher, B. 196, 352
Schwartz, L.-L. 143 ff.
Schweitzer, J. 175 ff., 186, 188, 196, 262, 269 ff., 275, 295, 313,
316, 320, 322, 352
Seligman, M.-E. P. 105, 168, 177
Shakespeare, 132
Shulman, L. 191 ff., 197, 212 ff., 245
Sichrovsky, P. 154
Spangler, G. 122
Spark, G. 19, 122, 149, 173, 260
Specht, H. 217 ff., 245
Sperling, E. 126
Spindler, M. 238, 247
Spitz, R. 86
Staub-Bernasconi, S. 58, 171 ff., 244, 263
Stierlin, H. 19, 23, 26, 42, 48, 54, 74, 79 ff., 85, 91, 122 ff., 134,
148, 159, 196 ff., 200, 260 ff., 271, 319
Tannen, D. 41
Taube, K. 238
Tausch, R. und A.-M. 195
Thiersch, H. 25, 60, 84, 165 ff., 246
Tomm, K. 269, 271, 273, 275 ff., 308
Trepper, T.-S. 126, 190, 196, 303
Varela, F. 58
Vester, F. 62, 115
Wellendorf, L. 93
von Ehrenfels, Chr. 23
von Foerster, H. 28
von Franz, M.-L. 70, 159, 229
von Schlippe, A. 186, 269 ff., 275, 280, 295, 316, 320, 322

Wallerstein, J. 142 ff.
Walters, M. 196, 258
Wanschura, E. 317
Watzlawick, P. 28, 36, 37, 75, 81, 130, 166, 171, 248, 269
Weber, G. 57, 71, 196, 270, 295
Wegner, W. 126, 190, 260
Wellendorf, F. 93
Wendt, W.-R. 170
White, M. 271, 316
Wiener, N. 22
Willi, J. 26, 85, 147 ff., 196
Wirtz, U. 26
Wynne, L.-C. 45, 56
Zerchin, S. 182
Zimmermann, P. 122

Über den Autor



Wolf Ritscher, M. A., Dipl.-Psychologe, Dr. phil.; von 1988–2010 Professor für Psychologie mit Schwerpunkt Familienberatung in der Sozialen Arbeit an der Hochschule Esslingen, Fakultät SAGP; dort auch langjähriger Leiter des Projektes „Erziehung nach Auschwitz“. Freiberuflicher Systemischer Therapeut, Psychodramatherapeut und Supervisor. Langjähriger Lehrtherapeut am Institut für Systemische Therapie und Sozialarbeit (ISTS) in Waiblingen (bis 2005) und am Wielkopolskie Towarzystwo Terapii Systemowej (WTTS) in Poznan (bis 2018); seit 2007 am Bodensee-Institut für systemische Therapie und Beratung in Radolfzell.

Arbeits- und Interessenschwerpunkte: Systemische Sozialarbeit, Systemische Paar- und Familientherapie, Therapie und Sozialarbeit im gesellschaftlichen Kontext, Soziale Psychiatrie, Psychologie des Nationalsozialismus und dessen transgenerationale Folgen in Familien der Opfer und Täter:innen, historisch-politische Bildungsarbeit in Gedenkstätten des nationalsozialistischen Terrors. Langjähriger Mitherausgeber der Zeitschrift KONTEXT (bis 2016). Vorstandsmitglied im Verein Lebenswerk Käthe Loewenthal und der Initiative Lern- und Gedenkort Hotel Silber in Stuttgart. Autor zahlreicher Fachartikel und Fachbücher im Spektrum der genannten Arbeits- und Interessenschwerpunkte.

Kontakt: Prof.Dr.WolfRitscher@t-online.de



Einführung in die systemische Soziale Arbeit mit Familien

Ritscher, Wolf

9783849783495

125 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen.\(Werbung\)](#)

Systemisches Denken und Handeln wird heute besonders in der Sozialen Arbeit nachgefragt. In Jugend- und Sozialämtern wird

zunehmend systemisch gearbeitet, weil man auf diesem Weg schneller zu greifbaren Verbesserungen kommt, die alle Beteiligten in den Blick nimmt. Immer mehr Sozialarbeiter machen systemische Zusatzausbildungen, die mehr Effektivität und Zufriedenheit bei der Arbeit versprechen. Wolf Ritscher, Professor für Psychologie an der Hochschule für Sozialwesen in Esslingen und systemisch arbeitender Therapeut, macht in dieser Einführung die systemische Soziale Arbeit mit Familien gleich auf drei verschiedenen Wegen zugänglich: historisch, indem er die Konzepte der Pioniere in der Familien- und Systemtherapie vorstellt; systematisch in der Beschreibung, wie man systemische Familientherapie in die Soziale Arbeit mit Familien "einfädelt"; und praktisch in einer kommentierten Fallskizze, die den Beginn eines Hilfeprozesses illustriert. Das Buch ermöglicht so einen unmittelbaren Einstieg in die Theorie und die Praxis, verständlich, übersichtlich und kompakt dargestellt.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Die Kunst des Konflikts

Eidenschink, Klaus

9783849784621

208 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Das Leben ist voller Konflikte, und nicht alle lassen sich lösen. Klaus Eidenschink beschreibt die Kunst des Konflikts als Fähigkeit, sinnvolle

Konflikte zu eröffnen, nutzlose zu beenden und die restlichen klug zu regulieren – nach dem Motto: Wenn man weiß, wie man einen Konflikt schüren kann, kann man auch lernen, ihn zu beruhigen. Aufbauend auf seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Coach und Organisationsberater, vermittelt Eidenschink, was man für einen souveränen Umgang mit Konflikten wissen muss: welche Funktionen Konflikte haben; wie sich Konflikte bilden und dann selbst erhalten; welche Formen und Verformungen sie annehmen können. Für jede Dimension – sachlich, sozial und zeitlich – beschreibt er, welche Haltung die Konfliktdynamik günstig oder ungünstig beeinflusst. Die zweite Hälfte des Buches ist der Praxis der Konfliktregulierung gewidmet: Welche Kompetenzen braucht es, um in Konflikten frei bleiben zu können? Welche Konflikte sollte man anzetteln und auskämpfen, von welchen sollte man lieber die Finger lassen? Wie bewegt man sich in Konflikten variantenreich und emotional intelligent? Auch in diesem Teil illustrieren plastisch beschriebene Fallbeispiele aus den unterschiedlichsten Bereichen das Beschriebene.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Fragen können wie Küsse schmecken

Kindl-Beilfuß, Carmen

9783849783631

208 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Dumme Fragen gebe es nicht, heißt es. Ungeschickte Fragen schon, und sie verbauen den Weg zur Antwort, statt ihn zu ebnen. Das gilt

für Therapeut:innen oder Journalist:innen ebenso wie im täglichen Leben. Wer richtig fragt, schafft Bewegung. Gut gestellte Fragen wecken die Neugier der Befragten, erhalten ihre Aufmerksamkeit und können Ressourcen erschließen. Mit den richtigen Fragen können Interviewer:innen nicht nur Informationen zutage fördern: Sie können den Befragten auch neue Informationen zurückgeben und dadurch ihre Sichtweise verändern und Prozesse in Gang setzen. Carmen Kindl-Beilfuß fasst in diesem Werkstattbuch zusammen, was man als professionelle:r Interviewer:in über diese zentrale Technik wissen muss: Wie bauen sich gute Fragen auf? Wie lassen sich die richtigen Begriffe finden? Das Buch deckt alle Phasen des Fragens ab - vom beziehungsherstellenden Einstieg bis zum "guten" Abschluss eines Gesprächs. Im Vordergrund steht dabei, wie man durch ressourcenorientiertes Fragen Blockaden auflösen, Probleme umdeuten und Zukunft gestalten kann. Wer das Gelesene umsetzt, wird leichter Antworten finden und schneller zum Ziel kommen, sei es im biografischen Interview mit einzelnen Gesprächspartner:innen oder in der Paar- und Familientherapie. Mit über 1000 Beispielfragen!

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Bitte klopfen!

Bohne, Michael
9783849781897
72 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\).](#)

Seit einigen Jahren sorgt in der Psychologie eine körperorientierte Technik für Aufmerksamkeit, die unter dem Begriff "Klopfen"

bekannt wurde. Sie hat sich als ausgesprochen wirksame und nützliche emotionale Selbsthilfe erwiesen. Mittlerweile spielen Klopftechniken in Psychotherapie, Coaching und Traumatherapie eine immer größere Rolle. "Klopfen" ist leicht zu erlernen und beruht auf einem einfachen Prinzip: Während man gerade Stress, Leistungsdruck, Ängste, Ärger, Hilflosigkeit oder andere unangenehme Gefühle empfindet, "beklopft" man bestimmte Akupunkturpunkte. Dabei werden dezidierte Sätze ausgesprochen, die die Selbstakzeptanz verbessern. Dieses Vorgehen führt meist recht schnell dazu, dass unser Gehirn wieder in einen Zustand größerer Lösungskompetenz gelangt. Leistungsblockaden, belastende und unangenehme Gefühle lassen sich so bei den meisten Menschen gut auflösen. Dr. Michael Bohne vermittelt in diesem kleinen Buch eine zeitgemäße Weiterentwicklung der bekannten Klopftechniken: die Prozess- und Embodimentfokussierte Psychologie, kurz PEP. Angelehnt an aktuelle Forschungsergebnisse zeigt es in leicht verständlichen Anleitungen Möglichkeiten auf, wie man belastende und einschränkende Gefühle überwinden und ganz nebenbei noch eine Menge über sich, seine Beweggründe und seine Denk- und Verhaltensmuster lernen kann. Es zeichnet dieses Buch besonders aus, dass es auch Maßnahmen anbietet, wenn das Klopfen nicht unmittelbar funktioniert.

[org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@31761ea2](https://www.org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@31761ea2) Aus dem Inhalt:

[org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@6c8c6190](https://www.org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@6c8c6190) - Warum klopfen?

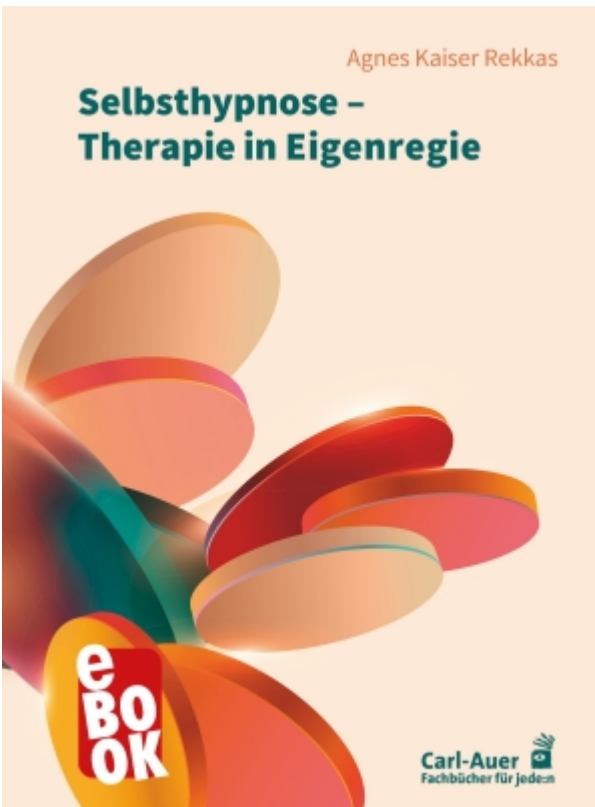
[org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@4f411b98](https://www.org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@4f411b98) - Bei welchen Themen klopfen, und wie lange braucht es, bis es wirkt?

[org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@5840932a](https://www.org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@5840932a) - So geht das Klopfen!

[org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@59c2158e](https://www.org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@59c2158e) - Kurzanleitung zur emotionalen Selbsthilfe mittels

Klopfenorg.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@56cd7fc7 - Was, wenn das Klopfen nicht funktioniert?org.editeur.onix.v21.shortcuts.Br@1197235d - Strategien zur Steigerung des Wohlfühls

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Selbsthypnose – Therapie in Eigenregie

Kaiser Rekkas, Agnes

9783849784287

215 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Hypnose, praktiziert als wirksame Selbsttherapie und in Eigenregie, birgt immenses Potenzial. Veränderung, Entwicklung, Unabhängigkeit, Aktivität, guter Schlaf, Heilung und stabile

Gesundheit – alles ist möglich. Die erfahrene Psychotherapeutin Agnes Kaiser Rekkas zeigt in diesem "Handwerksbuch", wie wir durch Selbsthypnose unsere Fähigkeiten mobilisieren, uns konzentrieren, Ideen entwickeln, Selbstwirksamkeit erleben und unsere Selbstfürsorge stärken können. Sie bietet eine individuelle und positive Selbstbeeinflussung in Trance. Dabei werden unsere persönlichen Ressourcen genutzt, um neue Perspektiven zu finden und Konflikte, Prüfungen, schwere Zeiten oder akute oder chronische körperliche Beeinträchtigungen zu meistern. Eine leicht verständliche theoretische Einführung und eine Vielzahl praktischer Übungen erleichtern den Einstieg in die Welt der Selbsthypnose.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)